

Klingsor

SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT

HERAUSGEBER HEINRICH ZILLICH

SCHRIFTLEITER HARALD KRASSER

SECHSZEHNTES JAHR

JANUAR BIS DEZEMBER

1939

*

Inhaltsverzeichnis 1939

Gedichte, Sprechchöre, Sprüche

Barth, Peter, Die Zeit rinnt 254
Abenddämmerung 292
Blaga, Lucian, Frühe Gedichte 221
Metaphysische Traurigkeit 255
Blickling, Peter, Sprüche 285
Diplich, Hans, Gedichte 299
Erk, Heinrich, Gedichte 286
Das Leben 310
Gabriel, Josef, Gedichte 283
Goga, Octavian, Mir geigt der Tod 239
Hockl, Hans Wolfram, Rüstet zum Schnitt! 291
Gedichte 297
Aufgebot 372
Hohlbaum, Robert, Opferfeuer 54
Klöß, Hermann, Stiller Herbst 271
Leicht, Hans, Der Kaiser 19
Was kann ich dir sagen? 130
Lienert, Hans, Vorspruch zu einem Trachtenfest 186
Der Ruf 211
Maurer, Georg, Gedichte 204
Gebirge und See 332
Mieß, Gerda, Am Strom 89
Heimkehr 90
Mit einem Hochzeitsgeschenk 99
Pillat, Jon, Elegie im Walde 354
Wenn ich einst sterbe 357
Roth, Alfred, Requiem 347
Gedichte 365
Rothacker, Gottfried, Spruch 45
Gedichte 69
Spruch 76
Schmidt-Endres, Annie, Sommers Ende 284
Schuster, Friedrich Wilhelm, Gedichte 195
Weinheber, Josef, Gedichte 63
Juni 210
Zillich, Heinrich, Der Tod 125
Die Regenrinne 137
O himmelweites Blau 138
Heimkehr am Abend 139

Erzählung

Alscher, Otto, Mond über der Waldschlucht 312
Barth, Peter, Der Wiener Schneider 358
Brehm, Bruno, Der Landsmann 50
Möller, Karl von, Ein Dorf entsteht 293
Perkonig, Josef Friedrich, Die Nacht in Timau 46
Pleyer, Wilhelm, 4. März 1919 58
Schuller, Anna, Der Blasi 91
Sindel, Margarete, Die Frauen vom Heidendorfhof 240
Springenschmid, Karl, Der Vater 65
Tumler, Franz, Der Tote 71
Einzug in Wallern 73
Zillich, Heinrich, Parzival 126
Das alte Zuchthaus 198

Dokumente, Briefe, Autobiographisches

Grußwort des Siebenbürgisch-deutschen Jugendbundes an die Paulskirche 1848 319
Miegel, Agnes, Wie ich zu meiner Heimat stehe 88
St. L. Roth an Michael Kayser 172
Zillich, Heinrich, Lesepult-Erinnerungen 366

Aufsätze

Bielz, Julius, Die volkstümliche Möbelmalerei der Siebenbürger Sachsen 268
Das deutsche Theater in Hermannstadt 336
Boege, E. Richard, Vom Handwerksgeist mittelalterlicher Baukunst 205
Brehm, Bruno, Über die Tapferkeit 182
Capesius, Bernhard, Nichifor Crainic 355
Dima, Alexandru, Wirkung und Richtung des deutschen Einflusses auf die rumänische Kultur 351
Diplich, Hans, Von Volksart und Volksleben der Banater Schwaben 301
Fittbogen, Gottfried, St. L. Roth — Umrisse seines Wirkens 159
Folberth, Otto, St. L. Roths Beziehungen zum Rumänentum .. 176
Härlen, Hasso, Otto Freiherr von Taube 216
Hollinger, Rudolf, Kolbenheyers Roman „Das gottgelobte Herz“ .. 272
Klein, Albert, Vom Dienste der Kirche an unserem Volk 256
Krasser, Harald, Zum neuen Jahrgang 1
Siebenbürgisches Schrifttum 1938 26
Bemerkungen zu unserer Bildenden Kunst 31
Vom Anteil der Frauen an der deutschen Dichtung Siebenbürgens 100

Lienert, Hans, Die Volksverbundenheit der sächsischen Kirche 135
Reiter, Robert, Deutsche Kunst im Banat 288
Schäfer, Wilhelm, Profil und Vollansicht 132
Schmidts, Ludwig, Die rumänische Kunstmusik in der Entwicklung 20
Über die Hausmusik 140
Musikalische Feiergestaltung 222
Schullerus, Trude, Volkskunst und Trachtenpflege 107
Watzinger, Karl Hans, Der Dichter Egon Hajek 105
Wolff, Johann, Von der Ehre des Bauernhauses und der Heimatliebe 261
Zillich, Heinrich, Die deutsche Dichtung und die Welt der Geschichte 2
Zum 60. Geburtstag von Agnes Miegel 85
Ortsnamen im Volkstumskampf 112
Stephan Ludwig Roth 151
Deutsche Kultur und Sprache im Osten 321

Rundschau

Baron Brukenthalisches Museum, Die Briefe Bischof Friedrich Teutschs 142
Härlen, Hasso, Reichstagung der Paul Ernst-Gesellschaft 224
Horedt, Kurt, Emil Sigerus 85 Jahre alt 118
Klein, Karl Kurt, Kurze Erwiderung 373
Krasser, Harald, Simion C. Mândrescu 35
Hans Hermann 36
Hans Eder 77
Rudolf Wagner-Regenys neuestes Werk 77
Trude Schullerus 119
Karl Ed. Closius 142
Vortrag Prof. Franz Koch in Bukarest 190
Franz Ferch erhielt den Prinz Eugen-Preis 190
Zur rumänischen Dichtung 374
Karl Kurt Klein, Professor in Klausenburg 376
Schmidts, Ludwig, Kurze Betrachtung über deutsche und rumänische Weihnachtsmusik 116
Zillich, Heinrich, Fritz Schnell † 373
Der Schwabenkönig 144
Zillichs „Weizenstrauß“ 226

Buchbesprechungen

beginnen auf den Seiten: 37, 78, 120, 145, 191, 227, 275, 314, 376

Mitteilungen der Schriftleitung

auf den Seiten: 43, 83, 124, 150, 194, 237, 282, 318, 388

Bildbeilagen

Boege, E. Richard, Steinfiguren an der Schwarzen Kirche 195
Closius, Ed. Karl, Meine Großmutter 125
Kircheneingang in Mediasch 132
Studienkopf 133
Sonniger Talwinkel in Schlatt 140
Winzerhaus in Mediasch 141
Dorfstraße 143
Depner, Margarete, Sächsisches Mädchen 319
Porträtkopf 321
Kopf einer Tänzerin 347
Sich entkleidendes Mädchen 365
Eder, Hans, Selbstbildnis 45
Ferch, Franz, Brotschneider 283
Hermann, Hans, Karpaten 16
Morres, Hermann, Frühling in den Bergen 1
Ernte 32
Stephan Ludwig Roth — Bilddokumente aus seinem Leben .. 151, 158
159, 166, 167, 182, 183
Schullerus, Trude, Sächsische Bäuerin 85
Schunn, Heinrich, Altlandschaft 60
Winter 61
Volkskunst und Trachtenpflege — Bildmaterial 100, 101, 106, 107, 110, 111
Wandschrankfüllung 1843 aus Deutsch-Weißkirch 239



Hermann Morres — Frühling in den Bergen

Klingsor

SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT

16. JAHR | Januar | HEFT 1

Zum neuen Jahrgang

Mit diesem Heft tritt der „Klingsor" in das vierte Jahrfünft seines Bestehens. Zum ersten Male, seit im Jahre 1924 die ersten Hefte umstritten und befruchtend in unsere siebenbürgische Nachkriegswirklichkeit eingriffen, ändert die Zeitschrift ihre äußere Gestalt — ihre innere Haltung, wie sie in diesen fünfzehn bedeutungsschweren Jahren im Dienst an einer weit über das Nurpolitische hinausgreifenden Erneuerung unseres Volkes immer deutlicher und wohl auch immer ausgereifter in Erscheinung trat, wird von dieser Änderung nicht mitbetroffen.

Der Kreis von Männern, der damals diese Haltung bestimmte, hat seither längst in die Volksarbeit an den verschiedensten Stellen tätig und oft auch führend eingegriffen. Berufliche und Gemeinschaftspflichten mögen manchem von ihnen immer seltener Zeit gelassen haben, an der Zeitschrift mitzuarbeiten. Trotzdem heute also zum großen Teil jüngere Mitarbeiter ihr Gesicht bestimmen, fühlt sie sich immer noch dem durch ihre Begründer vertretenen Geist verpflichtet.

Die Vergrößernug des Formates ist in einer inhaltlichen Bereicherung der Hefte begründet. So wie einstmals der „Klingsor" Wegbereiter jenes Aufstiegs unserer Dichtung war, dessen reiche Früchte wir heute ernten, so ist er heute entschlossen, für einen anderen Zweig der Kunstübung unseres Volkes in erhöhtem Maße einzutreten, als es bisher möglich war. Unsere bildende Kunst hat im geistigen Haushalt unserer Volksgruppe bisher eine wenig beachtete Rolle gespielt, obwohl sie in ihren reifsten Schöpfungen sicher imstande war, für unser eigenartiges Dasein zeugniskräftig einzutreten. Heute, da sich unsere Künstler in gemeinsamem Bemühen ihre Geltung bei uns und im größeren Volke zu erringen anschicken, setzt sich unsere Zeitschrift, die während der letzten Jahre schon mit reicheren Bildbeilagen auf unsere Maler und Bildhauer hinwies, verstärkt für sie ein: Jedes Heft wird hinfort die farbige Wiedergabe eines Gemäldes deutscher Künstler aus Rumänien enthalten, auf deren Schaffen gleichzeitig hingewiesen wird.

Die deutsche Dichtung und die Welt der Geschichte

Vortrag, gehalten beim Ersten Großdeutschen Dichtertreffen in Weimar am 28. Oktober 1938

Von Heinrich Zillich

Liebe Tagungsteilnehmer! Ich wurde gebeten, in Ihrem Kreis über Geschichte und die deutsche Dichtung zu sprechen, über eine Frage, die so umfangreich ist, daß sie im Rahmen eines kurzen Vortrags höchstens angeschnitten, nicht erschöpft werden kann. Überdies ist sie, recht verstanden, eine Frage, deren Behandlung wohl mehr ins Gebiet des Literaturforschers als in das eines Schriftstellers fällt, der selbst geschichtliche Stoffe bearbeitet hat und damit notwendig werkbefangen und einseitig erscheinen muß, wollte er, besonders vor dieser ausgewählten Zuhörerschaft, zu einem philologischen Verfahren greifen, um dem Gegenstand gerecht zu werden, dessen Gewicht uns alle berührt in einer Zeit höchster geschichtlicher Erfüllung.

Meine Bedenken verschwieg ich den Veranstaltern unserer Begegnung nicht. Indessen — man antwortete mir, es käme hier nicht darauf an, eine wissenschaftliche Abhandlung vorzulegen; es solle vielmehr versucht werden, das Verhältnis der Dichtung zum seelischen und tatsächlichen Leben der Nation und ihrer Geschichte aufzuklären, und hiebei möge der Schriftsteller aus der Schau des eigenen Werkes sprechen. Ein Bekenntnis also wird erwartet.

Wenn es mir nun auch widerstrebt, meine Arbeit zum Mittelpunkt eines Vortrags zu machen, und ich den Wunsch der Veranstalter in dieser Hinsicht nicht erfüllen kann, so will ich, dazu aufgerufen, der Leidenschaft doch gern Ausdruck geben, die mich vor dem Angesicht unserer Geschichte ebenso bewegt wie unter dem Wort der Dichtung, in der sich der Vergangenheit Sinn enthüllt. Ein Bekenntnis und keine Untersuchung, eine aphoristische Aussage und keine gelehrte Abhandlung wird meine Aufgabe sein.

Liebe Kameraden!

Die Wirklichkeit des Menschen, in der er lebt, ist das Schwindende und Vergehende. Er bleibt hineingestellt in Augenblicke einer Entwicklung, die er nicht selbst entspringen ließ, die er vielleicht, wenn er begnadet ist, beeinflussen kann, und er versinkt, während sie weitergeht. Er, nur ein Teil eines Lebens, das vor ihm war und nach ihm sein wird, entfaltet sich in einer Landschaft und Sprache nach Gesetzen, die nicht er geschaffen hat, und wird ausgelöscht nach Gesetzen, die nicht

er gegeben. Tat und Betrachtung, würdige Aufgaben seines Daseins, sind — wie es uns erscheinen mag — seinem Willen überlassen, aber auf einem Boden und in einer Luft des Atmens und Bestehens, die er nicht selbst bestimmte.

Dies zu wissen und dennoch im Strom des Vergehens nach ewiger Dauer zu streben, macht seine über Tier und Natur erhobene Größe aus, die sich in der Sprache verkörpert.

Die Sprache gibt dem Schauer, den das menschliche Herz vor der Gottheit verspürt, Bestand. Sie kündet Gedanken und Seele; sie verbindet uns mit dem Bewußtsein jener, aus denen wir wuchsen; sie wölbt die Brücke aus den Tiefen der Herkunft in die Dämmerung des Kommenden. Es gibt kein Denken außerhalb der Sprache, es gibt keine Ahnung außerhalb der Sprache, es gibt kein Gefühl, das über die Notdurft des Augenblicks reicht, außerhalb der Sprache.

Im Anfang des Menschentums war das Wort, das völkerschaffende, und nicht die Tat, weil Taten von Sprachlosen nur unbewußte Regungen sein können.

Wir wissen nichts von Gott, so wir des Wortes ermangeln; denn selbst der namenlose Gott, der sich entschleiern will, muß uns ansprechen oder unseren stummen Mund entsiegeln, sonst ist er nicht gegenwärtig. Das Wort allein bannt das Ewige wie das Vergängliche, es allein hat Dauer.

Wohl versanken ganze Völker mit ihren Sprachen, und irgendwo in der Landschaft ragen behauene Steine als Male ihrer Taten, Tempelruinen oder Trümmer von Städten, und da mag uns die entsetzliche Vorstellung quälen, daß der fühllose Stoff, den sie formten, dauerhafter sei als der Menschen Herz und Planen und Sprechen. Doch sie hätten keinen Stein behauen und keine Gestalt in die Felswände geritzt, wären sie des Wortes unmächtig gewesen, denn der von ihnen verwandelte Stein war nur das Niedergeschriebene ihrer Sprache, in der sich ihnen Gedanken und Gefühle ausprägen mußten, damit sie Bestand erhielten. Erst mit der Sprache entsteht der Mensch, und sie nähert ihn dem Ewigen an. Sie verleiht ihm, dem Geschöpf, einen Anteil am Schöpfertum, indem sie ihn aus der Augenblicklichkeit des Vergehens hervortreten und über den Tod hinaus wirken läßt. Was er in der Sprache an Bewußtsein, Gefühlen, Wissen und Ahnungen verdichtet, kann er auf Steine, in Bauformen und Töne, in Zeichnungen und Farben auch übertragen, ja manche Abschattung seiner Empfindungen wird nur in solchen Mitteln ausdrückbar sein, und doch bedeuten diese lediglich eine

Möglichkeit zur Umformung der Sprache in eine andere Sprache, die keineswegs so unmißverständlich und weitreichend ist wie die des Wortes.

Aus Zeichnungen vorzeitlicher Höhlenmenschen erfahren wir, daß sie Menschen der Jagd waren. Aus aufgefundenen Waffen schließen wir auf die Kampfesweise ihrer Verfertiger. Aus anderen Funden läßt sich ein Bild weiterer Seiten der einstigen Lebensführung entwerfen, und Vermutungen über die Seele jener Zeiten können wir auch anstellen, aber dabei tasten wir immer ins Unbeweisbare und Willkürliche hinein, wenn uns die Selbstzeugnisse der Sprechenden im Wort nicht überliefert sind. Wir folgern aus Steinen und Gegenständen, wir hören nicht das eindeutige Wort.

Unzählige Zeiten bleiben uns in Dunkel gehüllt, obschon wir reich sind an wortlosen Funden ihres Menschentums. Was wüßten wir von unseren Ahnen, wären wir bloß auf die Gegenstände angewiesen, die Forscher aus der Erde gruben! Wir wüßten, wie sie ihre Häuser gebaut, welche Gewebe sie getragen und welche Waffen; wüßten, wie sie den Bart geschoren und die Toten nach bestimmten Regeln bestattet haben, und könnten in diese Sammlung von Feststellungen auch eine Lebensseele hineinträumen nach Rückschlüssen, die der eigenen Erfahrungswelt entstammen. Irrtümern wäre dabei breitester Raum geöffnet. Aber selbst wenn wir, was unbeweisbar bliebe, richtig folgerten — keine Einbildungskraft vermöchte jene abgründige Weite und gottdurchschauerte Tiefe zu ersinnen, die schon in zwei Strophen der Edda gebannt ist durch das nachgelassene Wort. Niemand wäre imstande, aus Waffen, Leinenstücken und Baugrundmauern die Gestalt eines Thor nachzuerdenken, die einstmals durch die Lebensfülle der Ahnen schritt. Aus zahllosen sichtbaren Schätzen griechischer Kultur, aus den mächtigen Zeugen der Bildwerke und Tempel allein könnten wir doch nicht die Götter des Olymp und die Gesetze Spartas beschwören. Der Inhalt des griechischen Daseins kam auf uns nur durch das Wort, das die Hellenen selber gesprochen haben.

Indessen erfüllt die Sprache, so göttlich ihr Ursprung sei, eine zweite Aufgabe, die unserer Geschöpflichkeit gleicht neben jener ersten, die der Menschen Schöpfertum beweist. Sie dient auch dem Alltag und nicht nur dem Lebenssinn. Sie ist das gemeine Mittel der Verständigung über die vergänglichsten Dinge und zugleich in anderer Prägung das der tiefen Aussage.

Nicht alles, was wir in Sprachurkunden über die Griechen verneh-

men, kann einer Beachtung wert sein und fähig, das schöpferische Gemälde der hellenischen Welt vor uns aufzuspannen. Nur die Zeugnisse sind es, die sich dem Sinn jenes verflossenen Lebens zuwandten. Nur Denker, Seher und Dichter verdeutlichen uns wirklich die Daseinsmitte eines geschichtlichen Raumes! Weil sie dessen geheimen Inhalt, der den Zeitgenossen selbst meist dunkel blieb, in die Helle der Sprache so unvergänglich stellten, daß er uns unmittelbar anfaßt und nach Jahrhunderten noch zu Miterlebenden, nicht bloß zu Wissenden, macht.

Sehr viele Fragen der äußeren Lebensführung der Germanen werden in der Edda nicht aufgedeckt, die innere Gestalt ihrer Menschen aber tritt uns immer atmend entgegen. Homer schenkt uns das gültige Bild der frühen Griechen, und obschon wir wissen, daß die Unsterblichen keineswegs in der von ihm geschilderten Weise in den Kampf um Troja eingriffen, glaubt unser Herz an die Taten der olympischen Götter.

Selbst wenn es der Wissenschaft gelänge, jede Einzelheit über den Untergang der Burgunder aufzudecken, wahrer als im Nibelungenlied könnte er uns doch nicht entschleiert und verwesentlicht werden. Ja, in diesem Epos ist alles enthalten, was von der Geistesart unseres Volkes während einiger Jahrhunderte zur Dauer für die Zukunft würdig war. Mehr vom Lebenssinn jener Zeiten wird uns keine Forschung vermitteln.

Geschichte vergeht wie die Menschen. Über Waffen und verfallene Bauten, Bildwerke und Geräte schwemmt sich der Sand des Untergangs auf. Im Blut der Nachgeborenen aber bleibt der Samen zurück aus Leid und Wachstum der Vorfahren, das geheimnisvolle Schicksal der Art, der wir uns nicht entziehen können und die wir weiter erfüllen müssen. Immer war es starker Geschlechter edelster Drang, die Gesetze dieser Kräfte, der Ackererde des eigenen Bestehens, aus der unentrinnbar stummen Gewalt, die sie ausüben, ins Bewußtsein zu heben und im Los der Ahnen zu erkennen. Kein Mensch erträgt es ohne Gott und das heißt zugleich ohne Vergangenheit zu sein. Wohl ist er ein Teil des Vergehens, das aus dem Dunkel kommt und ins Dunkel mündet, doch den Sinn seines Geschicks will er erfühlen, um nicht zu verzweifeln. Auch kein Volk erträgt es, sobald es sich über das Tier erhebt, ohne Gott zu sein, das heißt: es muß aus der Not des Alltags in die Vergangenheit hineinleuchten, um sich erst ganz zu erfühlen. Wehe ihm, wenn es keine Dichter und Seher hat, die durch ihr Wort eine der Zeiten erhellen, aus denen es hervorwuchs!

Das Kommende ist unabänderlich dunkel, nur die Ahnung stellt ihre großen Bilder hinein. Das Dunkel der Vergangenheit aber wäre vernichtend und müßte das Dunkel des Kommenden in Entsetzen verwandeln, würde es nicht da und dort von der Fackel der Dichter und Seher beglänzt werden gleich einer Straße zur Nacht. Von diesem Licht geht der Trost aus und die unzerstörbare Gewißheit dafür, daß wir, die Endlichen, in der strömenden Welle des Lebens verbleiben, wie sie uns bisher gehalten hat.

Es lebt kein schöpferisches Volk, das sich bewährte, ohne ein gefügtes Wort von den Taten der Ahnen im Herzen zu tragen. Wo ein stummes Volk, das bisher nur die Sprache des Alltags besaß, erwacht, suchen seine Söhne hastig die Vergangenheit zu erforschen, damit diese das Erwachen bestätige. Selbst ein Volk, das seit Urzeit willig und wunschlos Knechte für andere stellte, will, wenn es sein Los in die eigene Hand nimmt, von Helden abstammen, und seine Geschichtsschreiber verherrlichen das leistungslose Einst wenigstens als ein beispielloses Dulden, damit sie die Ahnen erheben und daraus ein Recht für die Zukunft ableiten können. Manches der kleinen Völker, das seiner Art nur durch das Vorbild und die schöpferische Ausstrahlung größerer Völker bewußt zu werden vermochte, log sich eine Geschichte zusammen, von der ihm früher kein Dichter etwas überbracht hatte, weil eben nichts zu melden gewesen war als dorfmarkgebundene Märchen und Sagen, bis das jüngste Geschlecht, durch die Gunst der Zeit an die Rampe der Staatlichkeit geschoben, unter dem Druck des Beispiels fremder Völker das brache Dunkel der Vergangenheit als grauenhaft empfand und mit Fälschungen aufhellen zu können glaubte. Die Unduldsamkeit gegen Angehörige anderer Völker und besonders gegen das unsere hat hier eine unheimliche Wurzel. Das Leistungsreiche wird als eine Enthüllung eigener Schwäche empfunden, als eine Verpflichtung, sich ihm anzugleichen, und da man sich dazu ungeeignet empfindet, vernichtet man es am besten.

Es ist furchtbar für den einzelnen, auf dem Nichts zu fußen; furchtbarer für ein Volk, wenn es sich sagen muß, daß die Ahnen in keinem Epos bestätigt, nie von einem Dichter besungen worden sind, und sich sagen muß, daß das Blut solcher Väter, deren Taten den Künder nicht weckten, in den eigenen Adern weiterfließt. Es mag darum verständlich sein, wenn sich diese Völker aus der Geschichtsschreibung der anderen die Nebensätze hervorklauben, die von ihnen sprechen, und sich daraus ein falsches Bild von der Bedeutung ihrer

Vorfahren aufzubauen suchen; aber es ist ein Unterschied zwischen jenen, die solcher Notlügen bedürfen, und denen, die sich tapfer zum Erwachen aus dem Dunkel bekennen, und schließlich dem reichen Volke, das die Dichter begeisterte.

Der Dichter spricht, wenn ihn das Große ruft, damit es im Wort Gestalt finde über die Gegenwart hinaus. Fälschungen ersetzen ihn nicht. Wir kennen ein Volk, das sich an einem gefälschten Ahnenepos auch dann noch über das Dunkel der Vergangenheit tröstete, auch dann noch an die Lüge glaubte, als sie längst lächerlich geworden war; es nährte sich an ihr, bis es in einen Zustand der Überheblichkeit geriet, der nur die Kehrseite heimlich bewußter Schwäche abgab. Es sind bestimmte Völker, die solcher Gifte bedürfen.

In einer Stadt des Nordostens hatten die jahrhundertealten Herren jener Landschaft, die Deutschen, das Regierungsgebäude mit dem Standbild eines ihrer Helden geschmückt, der im Mittelalter in maßlosen Kämpfen den Ansturm Asiens zurückgeworfen und sich damit in die Reihe der Deutschen gestellt hatte, die — von den Deutschen bis heute kaum beachtet — Europa vor vernichtenden Gefahren immer wieder abgedämmt haben. Nach dem Weltkrieg wurde ein kleines Volk aus der Gnade des geschichtlichen Augenblicks, nicht aus eigener Leistung, Erbe der alten Herren und ertrug das Denkmal des großen Mannes nicht. An dessen Platz brachte es die Gestalt eines märchenhaften Jägers an, von dem die Frauen in den Spinnstuben erzählten. Es kannte keinen anderen Helden, in dem es sich verkörperte. Der Gebietiger wurde abgelöst von einer Märchenfigur, die geschichtsreiche Völker nie zum Inbegriff ihrer selbst erhoben hätten.

Nichts beleuchtet die Not der Geschichtslosigkeit, die immer auch Not der Wortlosigkeit ist, deutlicher als dieser Vorfall, nichts die zukunftschaffende Bedeutung der Dichter greller. Freilich — ich sagte es schon — der Dichter entsteht, wo ihn das Große ruft! Und so ist es ein Unterschied zwischen Völkern, die sich Geschichte und Mythos erlügen müssen, und jenen, deren Geschichte in hundert Gesängen aus tausend Jahren widertönt und noch immer nicht genug Dichter fand, um die Fülle auszuschöpfen. Es ist ein Unterschied des Wertes und der Idee, die Gott einem Volke übertragen hat.

Je begnadeter ein Volk, um so weiter schweift sein Geist aus vom eigenen Herd auf das allgemein Menschenwürdige hin, um so umfassender sind die Ideen, denen es sich zugewiesen spürt, um so vorbildlicher auch für andere Völker.

Der Reichtum von Leistung und wesentlichem Geschehen, von Helden und Siegen, Niederlagen und Auferstehungen in der deutschen Geschichte ergoß sich aus der bewegenden Kraft länderumspannender Ideen, die dieses Volk immer wieder erfüllen. In seiner Vergangenheit liegt kaum ein halbes Jahrhundert, wo es in ängstlicher Hausväterei bloß den eigenen Grund zu bestellen suchte. Und selbst wenn das Volkswohl allein zum Ziel des Handelns gemacht wurde, geschah es meist unter einem Gesichtspunkt, der sich beispielhaft rein und fruchtbar zeigte, so daß sich andere Völker ebenfalls unter seine Regel begaben, auch wenn wir es nicht wünschten. Die beste Lehre hiefür bietet die Idee der Gegenwart, der Nationalsozialismus, dessen Wurzel die Volksbezogenheit ist und der doch übergreift auf andere Völker, ob wir es wollen oder nicht, und ein gewandeltes Europa entstehen läßt, das wir gewiß ersehnen. Ein neuer Pulsschlag des deutschen Volkes ändert auch den Pulsschlag des Erdteils, denn wir sind von jeher nach Hölderlins Wort das heilige Herz der Völker. Wer lange im Ausland lebte an den Rändern des Erdteils, begreift dies tiefer als der Binnendeutsche.

Das deutsche Volk, das die raumüberspannende Idee des Reiches einst übernahm und sich damit zum Opfergang rüstete, um der Welt eine Ordnung unter der justitia caesaris zu geben, hielt treu und unbeirrbar, obschon in den wechselnden Formen der Zeiten an seiner Sendung fest, mochte es vor neuen Aufstiegen durch Niederungen des Verfalls schreiten müssen, mochte sich die Idee wandeln — eines blieb: nicht der Cäsar, sondern die justitia. Und es blieb die hiefür bestimmte Schöpferkraft des Volkes.

Nichts erbittert mehr, als wenn kleine Seelen die sendungshafte Weite unseres Volkes als Last empfinden, mit lehrhafter Besserwisserei zum Beispiel den alten Kaisern vorrechnen, wie viele Soldaten sie aufopferten, um Italien zu halten, und dann ebenso eifrig nachrechnen, wie viele Schrebergärten mit solchen Kräften hätten abgezäunt werden können, wären die Kaiser keine Kaiser gewesen. Ach, manche Völker würden alljährlich Feste feiern, könnten sie bloß e i n e n Römerzug besingen, deren unsere Vorväter weit mehr als ein halbhundert unternahmen.

Die Deutschen, die das Firmament raumübergreifender Träume und einer ordnungschaffenden Würde in sich tragen mit allen Fährnissen, die ein solcher Auftrag der Vorsehung umschließt, lassen auch die Anlage zur Enge nicht verkennen. Sie müßten an ihrer geistigen Gren-

zenlosigkeit zerschellen, wären sie nicht zugleich ein Volk heimatlicher Bescheidung. Beides liegt in ihnen; und die Geschichte spiegelt es wider, wenn die eine oder andere Seite dieser Wesensartung unser Schicksal vornehmlich bestimmte. War es die erste allein, dann wehten die Fahnen hoch und die Gotenzüge begannen mit blendendem Ruhm und tragischen Vergeblichkeiten — wir wollen sie nicht missen, denn es ist herrlich, einem solchen Volk anzugehören. Oder es bestimmte die zweite enge, heimatgebundene Seite allein, dann mochte es klirren in fleißigen Werkstätten, der Leib des Volkes schrumpfte ein, die Stämme haßten einander, das Reich zerfiel, die kleinen Marken reckten sich übermächtig, Millionen Deutsche wurden vergessen wie im zweiten Reich, das nur ein Staat war, und der Deutsche, dem es dabei wohlerging, wußte nichts von den Brüdern, dem Freiwild der Fremde. In solchen Zeiten rächte sich die Welt an unserer Enge nach dem Gesetz, daß ein Kleiner wohl klein sein darf, ohne Schaden zu erleiden, niemals ein Großer, der einmal nach den Sternen gegriffen. Ihm wird keine Schwäche verziehen. Oder aber wir fanden den Ausgleich zwischen beiden Seiten unseres Wesens und gewannen damit das goldene Zeitalter, das uns in den letzten tausend Jahren ein- oder zweimal beschieden war.

Wie immer die Lose uns fielen, ob wir ausschwangen ins Grenzenferne oder uns entmannten in ärmlicher Bescheidung, wir blieben nicht endgültig bei solcher Wahl. Die Heimat rief uns zurück aus dem Sturm der Wagnisse mit den Gesängen der Landschaft, mit Liebeslied und Märchen, und über der verknöcherten Enge zogen die Dichter die Sehnsuchtsfahne der Weite auf, wenn wir allzu genügsam zu werden drohten. Solange das Nibelungenlied und die Edda gelesen werden, solange in Zeiten des Verfalls ein Dichter das Kaiserbuch schreibt und ein anderer den großen Roman der Raumnot dem Volk, das durch Geist und Macht ganz Europa bestimmt hat, vor die Seele rückt, beides keine Fälschungen, nein, Mythen der Wahrheit, der großen Vergangenheit, der schuldhaften Verarmung, der größeren Zukunft, belohnt sich jede Sorge der Söhne. Solange wächst aus der Tiefe einstiger Bewährung die neue hervor. Solange gelten auch die Ideen, unter denen wir standen seit je: Reich und Volk und Abendland. Solange in solchen länderweiten Dichtungen der Herzschlag des Volkes über einen größeren geistigen Raum als den des begrenzten Heimatbodens hörbar wird, klopft er auch in der Wirklichkeit für die gesamte

Welt des weißen Mannes und hämmert die Regeln eines Lebens nach Werten der Ehre und des Rechts, die sich aus Leistungen ergeben.

Unsere Geschichte ist nicht ausgeschöpft an dichterischen Stoffen, obgleich sich in Dramen, Epen, Novellen, Balladen, Romanen und Liedern das Bedeutsame der Vergangenheit mannigfaltig und unübersehbar spiegelt. Es scheint aber, als müsse in diesem Volk nach unbekannter Satzung immer eine Schicksalszeit der Ahnen dem Wesen der Gegenwart verwandt sein, ehe der würdige Vorwurf im Dichter fruchtbar wird. Wir haben so viel des Besingbaren, daß wir die Stoffe nicht suchen müssen; sie rufen uns selbst an, wenn ihre Wiedergeburt im Bewußtsein der Gegenwart nötig ist. Nicht alle Völker sind so reich. Manchen überliefert eine karge Geschichte kaum ein halbes Dutzend Begebnisse von dichterischem Gehalt, an denen sich nun das Wort der Nachfahren immer wieder bewähren mag. Bei uns flutet der Strom breit; gewaltige Zeiten sind unbesungen, unerkannt, mißverstanden; sie warten, daß der Dichter sie erlöse.

Ich meine hier die Schriftsteller nicht, die alljährlich jene modisch gewordenen zahllosen Bücher von sich stoßen, in denen irgendeine bedeutende oder auch nur auffällige Gestalt halb geschildert wird, halb handelnd auftritt, damit sich daran der geschichtliche Wissensdurst anspruchsloser Leser genüge. Diese oberflächlichen, bruchstückweise ins Romanhafte übertragenen Berichte meine ich nicht, denn sie enthalten bestenfalls leichtfaßliche Zusammenschreibungen von Forschungsergebnissen, aber die vergangene Zeit tritt aus ihrem Wort nicht erschütternd hervor. Ihnen fehlt die Phantasie des Dichterischen, das sich nicht an die äußere Richtigkeit, sondern an die innere Wahrheit, nicht an die Begebnisse, sondern an deren Sinn wendet, die erfindet und ausdeutet, Leben erneut und erschafft und in Gestalten spricht. Ich meine auch solche Nutznießer der Stunde nicht, die Ideen der Gegenwart gewaltsam in die Darstellung des Vergangenen hineintragen, ohne daß dessen Gesetz dies rechtfertigte und ohne daß sie selbst ein tieferes Recht dazu hätten. Vollends die Schreiber meine ich nicht, von denen ich schon sprach: die Leute, deren Schrebergartenhorizont Ruhm nach dem Nutzen, wie sie ihn begreifen, abwägt, und die von der Weite unseres Volkes und seiner Geschichtslandschaft keine Ahnung haben, trübe Verkörperungen des engen, umkreisgebundenen Geistes, der nur als Gegengewicht der oft hemmungslosen Unbegrenztheit des deutschen Wesens eine Aufgabe haben mag.

Nein, ich meine Dichter, die geschichtsentflammt zu sprechen ge-

zwungen sind, weil sie, von heißer Verwandtschaft mit einem großen Geschehnis überwältigt, diesen leuchtenden Punkt in der Not ihrer geistigen Existenz rastlos umkreisen müssen, bis sie ihm, sich erlösend, jene Form geben, durch die das Volk früherer Lebensräume und der einstigen Gestalt teilhaft werden kann, weil deren Sinn ihm nun entschleiert wurde.

Eine tiefe Verwandtschaft muß es sein, die den Dichter anrührt, aufruft, quält und begnadet. Sie wird ihm nur dann bewußt, wenn er den Weg zu ihr aus seinem eigensten blutigen Erlebnis findet, das stellvertretend das notwendige und gleiche Erlebnis des Volkes vorwegnimmt und es durch das Werk später tatsächlich herbeiführt.

Das größte Erlebnis, das den Deutschen im letzten Krieg und in den darauf folgenden Notjahren bitter, dann aber im Aufstieg strahlend erwuchs, ist die Selbstentdeckung des eigenen Volksleibes mit allen Gliedern, die Sprengung der knappen staatlichen Haut, die aus stammlicher Zerklüftung und kleindeutscher Enge, das Volksbewußtsein lächerlich einschränkend, zurückgeblieben war und erst eines Weltuntergangs bedurfte, um abgestreift zu werden und den Blick auf alle von Gott geschaffenen Deutschen freizugeben. Die Wirklichkeit des Reichs und des Volkes wurde damit in neuer Form lebendig, in natürlicher Vermählung wie nie zuvor. Dieser Weite sich zu entziehen, hieße für den Dichter den Boden unter den Füßen verlieren. Seine Stellung zur Geschichte und auch deren Bewertung durch die Wissenschaft können heute nur im neuen Bewußtsein der Nation beruhen, dessen Kraft und Zeitgültigkeit, dessen edle Bescheidung und dessen zugleich weltverflochtene Verantwortungsklarheit sich in diesem Jahre, wo zehn Millionen Deutsche ins Reich zurückkehren konnten, ohne daß ein Schwertstreich fiel, wahrhaft überwältigend bewährten.

Von diesem Bewußtsein her, vom Gefühl der Gemeinbürgschaft aller Deutschen für alle Deutschen, können wir jetzt endlich auch an eine Geschichtsschreibung herangehen, die ihr Urteil fällt nach dem völkischen Maß, darnach, ob Ereignisse dem Volksganzen und seiner Sendung, weder dem einen noch dem anderen allein, nein beiden: dem Volk und seiner Sendung genügten. Dies bedeutet nicht, daß wir unsere Handlungszwecke und Ideen in die der Ahnen hineinfälschen sollen, um uns eine äußerliche Bestätigung aus der Geschichte zu holen. Die Geschichte bestätigt uns, die Geschichtsreichen, mit den Räumen, die sie uns in die Zukunft öffnet. Wohl aber bedeutet es, daß wir bei vollem Verständnis für die Wesenhaftigkeit und Eigenart vergangener Zeiten

das Deutsche überall in seiner Gesamtheit suchen, die durch die Geschichtsschreibung der Hausmacht- und Landschaftsbelange bisher nicht wahrgenommen wurde.

Manche Tat, deren Größe unbestreitbar ist, wird, unter dem Gesichtspunkt des ganzen Volkes betrachtet, tragische Folgen erst jetzt sichtbar werden lassen. Um ein Beispiel zu nennen: wir werden uns, wenn wir die friderizianischen Kriege erwägen, fragen müssen, ob jene langen Jahre deutscher Selbstzerfleischung nicht eine Ursache dafür abgeben, daß die weiten, damals noch seit den Türkenkriegen menschenarmen und der Macht Wiens unterstellten Gebiete des Südostens von Deutschen nur ungenügend besiedelt wurden, fragen, ob wir damals nicht endgültig einen riesigen Lebensraum verloren haben, den uns die Vorsehung als Herrschaftsraum und Siegeslohn für die Errettung Europas vor der tödlichen islamitischen Bedrohung schon überantwortet hatte und den wir in späterer Zeit ebenfalls nur infolge der Auswirkungen binnendeutscher Kämpfe völlig abtreten mußten. So wird der Forscher fragen müssen, natürlich ohne den Handelnden jener Zeit eine Schuld anzukreiden, die sie nach ihrem Wertbewußtsein gar nicht hätten empfinden können.

So wird auch der Dichter, von der Geschichte aufgerufen, Volksweite und -einheit in die Mitte seiner Schau stellen. Er soll dabei ebenso wenig in den Fehler verfallen, seinen Zeitgeist in die Vergangenheit zu verlegen, wohl aber soll er die Volksgesamtheit darin suchen und deren Los gestalten. Denn auch damals lebte das ganze deutsche Volk. Auch damals — um ein anderes Beispiel zu beschwören — erklangen die Äxte der schwäbischen Roder im Banat, einsam, verlassen oft, am Bau einer neuen Provinz, während sich die Mächtigen des Volkes darum stritten, ob eine alte Provinz, deren Deutschheit unbedroht war, aus der einen in die andere deutsche Hand übergehen dürfe. Welch ein Stoff für ein herzverzehrendes Epos, wenn man bedenkt, daß die neue Provinz unvollendet blieb!

Die Weite und Einheit des Volkes — das ist die Verwandtschaft, die der Dichter heute aus der Geschichte erspüren muß, und damit erspürt er auch die Beziehungen zwischen Volk und Reich, zwischen Volk, Reich und Europa, jene unlösbaren, die menschliche Weltordnung mitbestimmenden Beziehungen uralter Schicksalsverbundenheit, die eine besondere Ehre der Deutschen sind.

Das Reich griff oft über den Raum des deutschen Volkes hinaus, verengte sich später, bis es nach 1918 nicht mehr als nur zwei Drittel

des Volkes umschloß. Wieder ein Stoff, die Seelen zu versengen! Und tatsächlich, die Tragik der Volkszerteiltheit in der jüngsten Vergangenheit ließ innerhalb weniger Jahre, die wir an den Fingern einer Hand nachzählen können, jählings, wie durch ein Wunder, eine Zahl von Dichtern hintereinander auftreten mit Werken kämpferischer, leidenschaftlicher, aus eigenstem Erleben geschöpfter Wahrheitskraft. Sie schreien das Notlied der Deutschen hinaus, das nicht nur uns, sondern — wir erlebten es vor wenigen Wochen in der beispiellosen Wiedergutmachung eines Teils des Elends! — ganz Europa bis in den Lebensnerv berührt, denn wir gehören nun einmal zu den verantwortlichen Baumeistern dieses Erdteils, dessen Daseinsformen die Welt unterwarfen. Darum haftet der Dichtung vom deutschen Schicksal jenseits des Reichs in ihren wichtigsten Werken nichts von der landschaftlichen und geistigen Beengtheit an, die oft als Heimatdichtung ein fragwürdiges Lob erfährt; nein, sie reißt mit der Darstellung des heimatlichen Loses die größeren Zusammenhänge auf und wurde zur Sinnschrift deutschen und europäischen Schicksals. In ihr keimte auch die Dichtung vom Gesetz der östlichen Räume und deren Verbindung mit Sendung und Tragik unseres Volkes; eine Dichtung, die — wenn nicht alles trügt — in kurzen Jahren das von der bisherigen Geschichtsschreibung verzerrte Bild des Ostens, vor allem des Südostens, nach seiner deutschen Bezogenheit richtigstellen wird.

Im Südosten Europas — dies sei hier eingeflochten, weil viele es nicht wissen — bestand das erste Reich der Deutschen, obschon es bis dorthin staatsrechtlich nie, wohl aber tatsächlich über den Länderblock der kaiserlichen Hausmacht gereicht hatte, als nachwirkende Kraft länger als im Westen; es bestand verblaßt und versinkend bis zum Ende des Weltkriegs. Statt aller Beweise hiefür erzähle ich ein Erlebnis aus dem Jahre 1919. Ich marschierte damals, nachdem meine siebenbürgische Heimat von Rumänien einverleibt worden war, noch in der österreichischen Leutnantsuniform, doch mit den Achselstücken des Staates, der mich nun eingezogen hatte, unter dessen Fahnen gegen das rote Ungarn und fand einmal nachts in einer abgelegenen Gegend des siebenbürgischen Erzgebirges Quartier bei einem alten rumänischen Bauern; wir saßen vor dem Herd, und da fragte mich der freundliche Greis leise und vertraulich, mit wem denn der Kaiser Krieg führe. Als ich ihm staunend erklärte, daß die Rumänen da seien, seine Volksbrüder, die ihn von den Ungarn befreit hätten, lächelte er und nickte, ja, das habe er wohl gehört, unsere Uniform sei auch seltsam,

aber ich möge ihm doch verraten, gegen wen der Kaiser Krieg führe. — Dieser Greis hatte ein Menschenalter als ungarischer Untertan hinter sich — wir sprachen auch miteinander in ungarischer Sprache —, nun waren seine Volksgenossen gekommen, in allen Tälern jubelte es, und er lebte noch in einer Welt des Südostens, deren Kriegsherr nur der Kaiser in Wien sein konnte.

Vorbei, gewiß! Die deutsche Herrschaft über den Südosten schwand dahin. Das landschaftliche Selbstbestimmungsrecht der Völker, das übrigens unter deutscher Oberhoheit auch früher immer besser gesichert war als unter nichtdeutscher, ist zum Ordnungsbegriff und Staatsgrenzenrecht Europas geworden. Aber nicht vorbei mit den tausenden deutscher Dörfer im Osten, den vielen deutschen Städten, den Millionen deutscher Menschen, die einst als Lehrmeister und oft als Herren gerufen und gesendet, ein viel größeres Gebiet als das des zweiten Reichs geistig befruchtet, erweckt und gestaltet haben! Nicht vorbei mit ihrer nachwirkenden Leistung, nicht vorbei mit der geistigen Nachstrahlung der Garnisonen Österreichs, die bis 1918 inmitten verschiedener Völker unsere Sprache ausgeströmt hatten! Solche Kulturfülle vergeht nicht, Bewährung solcher Art versinkt nicht. Ich kenne ein stattliches deutsches Dorf am Tatarenpaß in Siebenbürgen, das in fünfhundert Jahren fünfzigmal von Feinden niedergebrannt wurde, während die Bauern in der riesigen Kirchenburg Weib und Kinder verteidigten, wobei im menschenüberfüllten Bau immer auch ein Schulstübchen bereitstand; und fünfzigmal wuchs das Dorf aus den Trümmern empor. Bis zum heutigen Tag steht dort im Lande das älteste allgemeine Volksschulwesen der Welt. Es liegt ein tiefer Sinn darin, daß es hier früher aufgerichtet wurde als in anderen Gebieten. Eroberer können verschwinden, Saatgänger nicht. Darum ist es nicht vorbei mit dem Recht der deutschen Bewährung, die seit der Staufenzeit und doppelt stark seit Prinz Eugens Tagen sich in den weiten Ländereien eine Heimstatt schuf. Vorbei ist nur der Machtanspruch, der einmal damit verknüpft gewesen war, dann verspielt wurde und heute nach unseren Anschauungen nicht mehr erhoben wird. Aber unser Volk blieb dort auf dem Boden seiner Bewährung, an der sich andere Völker aufrecken konnten, und es bleibt damit der Raum selbst in der deutschen Geschichte und Lebenswelt.

Noch mag es allerdings dauern, bis sich deutsche Volksnot in der Ferne so unmittelbar in ein allgemeines deutsches Erlebnis verwandelt, daß jeder Deutsche, wo immer er siedle, hört er von einem Vorfall

der Entrechtung, aufschreit, als hätte er selbst den Schlag erlitten. Erst bei solcher Gemeinburgschaft wird die letzte Volkstumssklaverei verschwinden! Heute aber sind wir, welche Volksnot dieser Art erst seit dem Ende des ersten Reiches kennen lernten, noch immer das einzige der großen europäischen Völker, von dem sehr viele Hunderttausende unter einem minderen Recht leben als Kolonialneger, denen niemand Schule oder Sprache raubt. Freilich — wo Deutsche leiden, ist der Erdteil krank!

Auch dies alles muß der Dichter, der sich der deutschen Geschichte zuwendet, sehen, wenn er das Volksganze sucht.

Das Bewußtsein für die Weite unseres Volkes mit allen Auswirkungen auf das sittliche Verhalten, sowie das Verbundenheitsgefühl mit der weißen Kultur, diese starken Bande, deren rassische Bedingtheit uns als ersten klar wurde, tragen also unsere und des Erdteils Zukunft mit. Daß sich solche Zusammenhänge schon seit geraumer Zeit in der deutschen Dichtung ausprägen, die geschichtliche Stoffe anfaßt, könnte mit Beispielen belegt werden, doch will ich darauf verzichten; erwähnt sei hingegen, daß die größere geschichtliche Schau einen neuen Stil des Romans, der ja weitgehend die Rolle des Epos bei der Gestaltung der Vergangenheit übernommen hat, zu schaffen scheint. Es ist der Stil einer homerisch breiten und bewegten Darstellung, die aus der Vielfalt von Ereignissen und Figuren erwächst, in deren Gesamtheit sich das Volk als eigentlicher Held der Fabel verkörpert, eine Epik, die wie jede wesentliche Dichtung den großen Stoff anpackt, das Schicksal der Länder, die Gemeinschaft des Leidens und des Suchens der Menschen, die Kriege, die Hoffnungen, die geistigen und religiösen Entwicklungen, die bleibenden Werte des Bodens, des Blutes, der Kultur. Sie scheut, gleich den Epen, keine gedankliche Auseinandersetzung, gliedert das Einzelmenschliche ein in das allgemeine Schicksal und sucht so das Weltbild einer Zeit. Sie unterscheidet sich hierin fruchtbar von manchen unpolitischen und geschichtsfernen Dichtungen der Gegenwart, bei denen sich ein merkwürdiger Zug von Weltflucht feststellen läßt, da hier jeder geistigen Erörterung, allen großen Gemeinschaftsfragen aus dem Wege gegangen wird und die dargestellten Personen gleichsam auf einer Insel ihrer oft sehr dürftigen und sentimentalen Seelenregungen dahinleben. Ein Roman, der diesen Namen verdient, soll aber wesentliche Gegenstände behandeln, er soll in seiner Fülle ein Weltbild geben, das allerdings nicht aus ästhetischen Formerwägungen entsteht, nicht aus bestimmten Gestaltungsmitteln, son-

dern aus dem Glaubensbekenntnis einer erschütterten, von der Gewalt des Erlebnisses bezwungenen Seele, die sich befreien muß im Aufriß eines Gemäldes, das unter eine gültige Idee geordnet ist. Bücher, die einen Stoff des Volksschicksals anfassen wie Hans Grimms „Volk ohne Raum", das eine Lebensfrage der Nation aus der Vergessenheit riß und zur Zukunftsfrage stempelte, gehen also im Letzten auf die eigene existenzielle geistige Not des Dichters zurück, der sich als Teil seines Volkes empfindet und ein anderes Dasein gar nicht begreifen kann. Eine solche Berufenheit bereitet, wenn sie — was wir voraussetzen — über dichterische Gestaltungskräfte verfügt, auch zukünftige Taten vor, die nicht dem Dichter überantwortet sind.

Welche Räume der Geschichte von unserer Gegenwart noch aus dem Dunkel gerissen werden und nach welchen wir unbewußt begehren, wird allein der Dichter entscheiden. Aber so gewiß er seinen eigensten Stoff nicht suchen kann, so sicher wird ihn dieser suchen, wenn eine Zeit auferstehen soll. Vorstellen allerdings läßt es sich, daß heute nach dem Dichter solche Epochen rufen, die der Weite des Volksleibes und dessen Erfüllung in den wechselnden Formen des Reichs entsprechen oder voll Sehnsucht nach dieser Entsprechung verlangten, wie die Zeit nach den Türkenkriegen oder auch die Metternichs, des volksfremden und darum schließlich erfolglosen Staatsmannes, der doch der letzte Deutsche war, dessen geschickte Finger das Los Europas jahrzehntelang unmittelbar von einer deutschen Machtstelle her regelten. Wir spüren auch, daß noch ein Vorwurf von Bedeutung nach dichterischer Befreiung ruft, der Stoff Europa in vielen geschichtlichen Sinnbildern.

Ein anderer Stoff aber ist unsere Zeit selbst, wie sie von den Deutschen seit einigen Jahren wieder handelnd geprägt wird. Hier ziemt es uns, die unter dem Anhauch der Geschichte noch stehen, nicht ungeduldig nach dem Werk zu rufen. Ein Jahrzehnt und mehr haben wir warten müssen, ehe das Erlebnis des Krieges dichterische Gestalt finden konnte. Die Aufrichtung des deutschen Volksreiches und dessen geistiger Einfluß auf die Welt, diese Wegmarken der Gegenwart, werden ihren Dichter auch in der Stunde begnaden, da sich die Geschehnisse fruchtbar gestalten lassen, so wie das Schicksal des Ostens sich Dichter rief, als der reife Tag dafür gekommen war. Denn der Dichter vor der Geschichte ist keinen Augenblick lang sein eigener Sachwalter. Treibt ihn die Leidenschaft nicht, ist er dem Untergang nicht verfallen, wenn er den Kampf mit dem Dunkel der Vergangenheit



Hans Hermann

Karpathen

scheut, so versagt er an der Größe der Aufgabe, die ihn zum Sprecher eines allgemeinen Anliegens machen soll.

Unser Volk, in dem der Sinn der Gegenwart aufbrach, ist gerade darum mythosfähig, weil es den alten Werten der Sendung und des Volkstums neuen Inhalt geben konnte und dem Erdteil nun einen Weg vorschreitet, auf dem auch andere Völker neben dem unseren frei zu bestehen vermögen in dem Recht, das ihnen gemäß ist. Hierin weichen wir nicht ab von der früheren Schicksalsstraße, denn wir haben fremde Völker kaum jemals unterdrückt, wenngleich wir manche lange regierten, bis sie an unserem Vorbild wortfähig wurden; und dies nicht bloß dadurch, daß wir ihnen dafür das äußere Mittel, Schrift und Buchdruck, besorgten, ihre Städte bauten, Heere vorbildeten, Recht hinterließen, Wirtschaft und Handwerk begründeten und ihnen schließlich auch noch den Herrschaftsraum abtraten; nein, unser Geist wurde in ihnen oft und in mancher Hinsicht lebendig. Obgleich sie solche Gaben an unseren Volksbrüdern, die unter die Macht der Erweckten kamen, selten lohnten, bleibt uns dennoch übertragen, in der Schau einer allgemeingültigen europäischen Ordnung zu schaffen. Darum ist unsere Dichtung erst dann der Ahnen würdig und zur Gestaltung der Geschichte berufen, wenn sie in Rang und Schau, Idee und Umfang das Deutsche so begreift, daß es das Europäische auch erfüllt.

Die Mißdeutung deutscher Ziele durch andere verrät im Grunde nichts als Achtung vor unserem Schöpfertum in diesem weitfassenden Sinne und ein Wissen darum, daß unsere Geschichte immer auch ein Teil der ihren ist. Darum erwarten sie von uns mehr als von sich selbst, hassen uns oft und lieben uns durch den Haß hindurch, aber sie verachten uns nie, denn Verachtung ist nach einem tiefen Wort von Paul Ernst die Güte des Starken für den schwachen Wertlosen. Für schwach hielt uns und unser Können, dessen wir nie fähig gewesen wären ohne Dichtung und Ahnenbewährung, kein Volk, selbst damals nicht, als wir es waren. Es gibt einen Ausspruch des Polenkönigs Sobieski, der uns hätte trösten können über die Leichtfertigkeit, mit der sich das deutsche Volk selbst lange übersehen hat; er schrieb: „man kann von den Deutschen sagen, was man von den Pferden sagt, sie kennen selbst ihre Stärke nicht". Der König schrieb es seiner Frau einige Tage, bevor die Deutschen die Türken vor Wien vernichteten und den Erdteil retteten. Das deutsche Volk hat den Erdteil in letzter Zeit wieder gerettet. Vielleicht wissen manche auch dies nicht. Unser

Volk zeigt ja bei der Bewertung der eigenen Bedeutung eine Unbekümmertheit, die es oft ins Verderben rennen ließ, aber sie stammt aus dem Reichtum an Möglichkeiten, die ihm nur gefühlhaft so weit bewußt sind, daß es sich nicht fürchtet und als einziges Volk selbst in der Not die Tugend des Stärksten übt, kein anderes Volk zu hassen, denn gehaßt wird nur, wem man sich unterlegen fühlt. Wo wir uns unterlegen fühlten, liebten wir und ahmten das Fremde willfährig nach. Auch diese Selbstentäußerung, so schwächlich sie uns dünkt, ist Teil eines Reichtums. Wir, die Nichthassenden und Völkerachtenden, kennen wohl das Gefühl der Verachtung für das Gemeine in Menschen und Völkern, und also die Güte. Aus all dem nährt sich die Ordnung, die uns bestimmt, die ewig zerstörenden Kräfte in die Schranken zu weisen, das Gute aber nicht bloß für uns allein, sondern für alle zu erstreben — das ist der oft blutig bezahlte Ehrentitel unserer Geschichte.

Warum diese Hinweise auf unser Wesen, seine Lagerung und Beurteilung, seine Möglichkeiten und Aufgaben im nachbarlichen Wirken der Völker?

Weil deutsche Dichtung, die den Mythos aus der Geschichte hebt und deren Sinn in die breite, bewegte Darstellung des Lebens übersetzt, unter all diesen Gegebenheiten steht und erst, wenn sie die ungeheuere Vielfalt solcher Zusammenhänge bluthaft verspürt, den Rang erreicht, der uns würdig ist. Sie erreicht damit jene hohe Sachlichkeit, die wir in einigen neueren dichterischen Gestaltungen der Geschichte auch dann am Werke sahen, wenn fremde Völker einbezogen wurden. Das Maß der dichterischen Urteile innerhalb des Werkes kann sich nur richten nach der reinsten Auffassung von Pflicht und Recht, Ehre und Idee.

Über ein Letztes können wir, wenn wir es nun berühren, bloß zögernd sprechen, wenngleich es das entscheidende Lot ist, an dem sich jede Dichtung zu bewähren hat, auch jene von der Geschichte: nichts geschieht auf Erden allein aus dem Menschen und alles ist, so willentlich der Mensch zu handeln bestimmt sein mag, dem Schoß der Vorsehung entstiegen. Beschwören wir das Wort Schicksal in ganzer Gewalt, suchen wir die Wesensart von Menschen und Völkern zu begreifen, so stoßen wir auf das Unerklärliche. Es ist die Aufgabe der Dichtung, das Dunkel zu lichten und Völker zu erfüllen mit dem Sinn für das Bleibende und sie gegen die Angst vor dem Tode zu wappnen, indem sie ihnen Bilder gibt und die Ahnung vom Gesetz des Ewigen. Darum ist es keine Dichtung, die am Geheimnis vorübergeht, das sich in der Geschichte und in jedem Dasein äußert. Die deutsche Dichtung

gilt oft bei anderen als abgründig. Wir haben uns dessen nicht zu schämen, sondern zu freuen. Das nüchtern Sagbare ist nicht das Letzte, was gesagt werden kann. Das Letzte soll uns quälen, wenn wir dem Leben Gestalt geben wollen, denn die Dichtung ist der Mund dessen, der in Gestalten und Bildern spricht und durch die Magie des Wortes.

Dem Gott der Geschichte möge unser Herz und die strenge Zucht der Kunst, die dem heiligen Herz der Völker dient, offen sein, wenn wir nach Sendung und Gestalt im Dunkel der Herkunft forschen und einsam in das Wagnis der Dichtung auf der großen Straße hinausgehen, über die unsere Geschichte zog, tausend Wege aufmündend und verknüpfend. Ein Schimmer des Lichts liegt über dieser unsäglichen Landschaft der Zeiten, denn schon die Ahnen gingen immer mit Fackeln in den Händen hindurch. Ganz ohne Helle ist kein Fleck, wo sie einst kamen. Aber die Abgründe links und rechts sind so tief wie die Sterne darüber hoch. Dem Dichter ist noch viel zu künden aufgetragen, und vieles ruft nach dem zeugenden Wort, aus dem wie aus dem Schoß der Frau der lebendige Mensch in seiner Unvergänglichkeit hervorgeht.

Der Kaiser

Von Hans Leicht

Dir heil'gen Könige den stolzen Nacken,
Du aber stehst, dein Auge sieht das Ziel.
Dein Blick ist Diamant. Die Faust kann packen.

Es bangt der Welt vor deiner Mienen Spiel:
Die Edlen hoffen, Schuldige verzagen
Den Tod schon suchend, eh das Urteil fiel.

Du bist der Atlas, deine Schultern tragen
Als Last die Liebe und den Haß der Welt.
Die Blinden ahnen dich und sehn dich ragen.

Es brennt die Erde, wenn dein Zeichen fällt.
Um deine Stirne streift zuerst die Wolke,
Die deinen Landen drohend naht. Zerschellt

Dein stolzes Reich: Du stirbst mit deinem Volke.

Die rumänische Kunstmusik in der Entwicklung

Von Ludwig Schmidts

Wollen wir die rumänische Kunstmusik betrachten, so müssen wir uns klar werden, daß sie ohne die Volksmusik nicht vorstellbar ist. Diese wiederum ist uns im allgemeinen schwer zugänglich und schwer verständlich. Wir müssen uns umstellen, um sie zu verstehen. Ich gehe vom Bekannten aus und stelle fest, daß unsere deutsche Melodie in ihrem ersten Motiv, ja man könnte sagen, in ihrem ersten Ton schon den Schluß trägt. Nach bestimmten Gesetzen sind unsere Lieder gebaut; sie haben alle das gemeinsam, daß sie unbedingt einem Schluß zustreben, der als solcher in sich vollendet ist. Aus diesem Drang nach dem Schluß kann man alle großen musikalischen Formen erklären, vom einfachen Lied bis zur großen Symphonie. Uns ist diese Erwartung auf den Schluß geradezu schon angeboren, so daß jede Musik, die dieses Zusammenfassen und Abschließen nicht kennt, uns fremd erscheint. Oberflächliche Beurteiler stellen darum bei rumänischer Volksmusik fest: Das ist ja immer dasselbe. Ja, es ist immer dasselbe, und doch ist es nur für uns dasselbe, nicht aber für den Rumänen, dessen Ohr in ganz anderer Art ausgebildet ist. Haben unsere Lieder das Schlußgefühl und darüber hinaus den Drang zur akkordischen Begleitung, oder allgemeiner gesagt, den Drang zur Mehrstimmigkeit, so sind sie in metrischer und melodischer Hinsicht oft äußerst einfach. Wir bezahlen in gewisser Hinsicht mit dem einen das andere. Die rumänische Volksliedmelodie ist im Gegensatz zu unserer stets einstimmig, sie kennt das Schlußgefühl nicht, sie ist dafür in metrischer Hinsicht von einem für uns beinahe unbegreiflichen Reichtum, d. h. die buntesten Taktarten können vorherrschen, wie $^5/_8$ und $^7/_8$, die wir Deutschen als metrische Einheit gar nicht empfinden. Ebenso ist die Melodie aufs Äußerste belebt, von den verschiedensten Verzierungen durchwoben, immer wechselnd nach Text und Stimmung, in den Tonhöhen empfindlich auch für kleinere Tonstufen, als wir sie ausmachen können, d. h. wenn wir in Ganz- und Halbtönen hören, so kann der Rumäne kleinere Tonunterschiede aufnehmen, die wir nur als Falschspielen hören.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß wir so ohne weiteres gar nicht befähigt sind, über die rumänische Volksmusik zu urteilen. Es gehört vielmehr ein langes und liebevolles Sichhineinversenken dazu, den Wert dieser Musik zu erkennen.

Um nun über den Wert der rumänischen Kunstmusik urteilen zu

können, muß man noch bedenken, daß die Gleichrichtung des rumänischen Staates mit dem westlichen Europa so außerordentlich rasch vor sich gegangen ist — erst 1877 wurde die Unabhängigkeit erklärt! —, daß oft ganze Entwicklungsstufen übersprungen werden mußten, um nachzukommen. Daß im Kulturleben dieses Überspringen dem natürlichen Wachsen nicht gleichkommen kann, wissen die Rumänen selber sehr gut. Ihre Anstrengungen, die neuen Errungenschaften im Volk zu verankern, aus Zivilisation Kultur werden zu lassen, aus einem aufgepfropften Zweig einen edlen Stamm zu machen, sind um so größer und oft bewunderungswürdig. Da vorher überhaupt keine Kunstmusik bestanden hatte, mußte sie sich erst in der Nachahmung europäischer Schulen, sei es nun der deutschen oder der französischen, das Rüstzeug holen, das ihr erlaubte, zu ihrem eigenen Wesen durchzustoßen.

Um so erstaunlicher ist, daß schon immer bei den führenden Männern der Instinkt für das Richtige da war, der dann die Wege zu rumänischer Kultur zeigte. In erster Linie möchte ich da erwähnen, wie eindeutig sich die Schulmusik für das Richtige entschieden hatte. Ausgehend von dem Gedanken, daß nur das echte Volkslied die lebensspendende Kraft hat, Kultur zu bilden, nimmt der große Unterrichtsminister und Schulreformer Spiru Haret in einem Rundschreiben an alle Schulmusiklehrer im Jahre 1902 Stellung: „Der Zweck der Einführung des Musikunterrichts ist nicht, die Schüler mit rein theoretischem Wissen zu belasten, sondern ihnen Singen beizubringen, und zwar jene Stücke zu lehren, die sie auch innerlich bewegen. Aber das erreicht keine Komposition besser als unser rumänisches Volkslied." Seit dieser Zeit gehören die rumänischen Lehrpläne für Musik wohl zu dem Besten, was für eine Schule getan worden ist. Es gehören aber noch dazu gute Lehrer, um die Lehrpläne in die Tat umzusetzen. Sie müssen außerdem eine genügend große Stundenzahl zur Verfügung haben, um wieder das Lehrziel erreichen zu können. Heute steht es nun so, daß im Durchschnitt jede Klasse, welcher Schulgattung auch immer, mindestens eine Wochenstunde „Musik" hat, oft aber auch zwei. Durch Auslese, strenge Prüfungen, bessere Vorbereitung auf den Seminarien und Musikakademien sucht man einen Lehrer heranzubilden, der den Anforderungen dieses Lehrplans gerecht wird. Wenn man bedenkt, wie stark die Schuljugend vom singefreudigen, in der Tradition noch verwurzelten Land gestellt wird, so kann man daraus für die Zukunft mit einem starken Auftrieb auch in der Kunstmusik rechnen.

Leider werden noch oft in Heer und Jugendorganisationen die Lie-

der und die Musik aus der Zeit der Nachahmung gesungen und gespielt. Dies trifft auch für die Schule zum Teil noch zu. Von den Reformideen Spiru Harets bis heute ist eben noch kein genügend großer Zeitabschnitt vergangen, um das ganze Leben der Rumänen zu „romanisieren", doch müssen wir auch hier genau wie bei der Schulmusik feststellen, daß der richtige Weg erkannt ist und von oben her stetig verfolgt wird. Auch hier, besonders in der rumänischen Jugendorganisation „Straja ţării" (Wacht des Landes), ist der Grundsatz maßgebend, daß die rumänische Volksmusik die einzig wahre Grundlage für alles sei, was die zukünftige rumänische Kunstmusik sein wird. Hieraus ist auch der Kampf der „Wacht des Landes" gegen den Weihnachtsbaum zu verstehen, der als artfremd, nicht in rumänischen Gebräuchen gebunden, abgestoßen wird. (Die Sitte, Weihnachten mit dem Tannenbaum zu feiern, ist noch sehr jung, seit dem Weltkrieg etwa, und nur in den Städten verbreitet. Sie deutet auf deutschen Einfluß.) Dafür soll wieder das Colindensingen belebt werden. Im gleichen Sinne enthalten die Lehrpläne den ausdrücklichen Hinweis, daß eine bestimmte Zahl Volkslieder, und zwar von allen Gattungen, im Jahr und von jeder Klasse gelernt werden muß.

Die neugegründete Arbeiterorganisation „Munca şi voie bună" (Arbeit und gute Laune), die rumänische KdF, hat in ihr Programm ebenfalls die rumänische Volksmusik und den rumänischen Volkstanz aufgenommen.

Wir stellen also ausdrücklich fest, daß überall und in allem, was Musiktätigkeit ist, dieses Bewußtsein durchblickt, daß ohne Volksmusik kein Fortschritt möglich ist.

Was wir auf allen diesen Gebieten gesehen haben, ist natürlich noch viel eindeutiger bei den rumänischen Komponisten zu beobachten. Nach der ersten Zeit des unsicheren Suchens, des Nachahmens, konnte sich doch bald zeigen, daß nur bewußtes oder unbewußtes Schöpfen aus dem reichen Born der Volksmusik zu einer eigenen Kunstmusik führen kann. Wir Deutschen wissen heute mehr denn je diese Bindung an Volkstum und Boden zu schätzen, erkennen sie staunend in den Werken unserer Klassiker, erklären den bewunderten Liederreichtum eines Schubert z. B. zum Teil daraus, daß seine beiden Eltern aus dem volksliedfrohen Sudetenland stammten, und freuen uns des neuen Liederfrühlings, der über unser Volk nach einer Zeit der intellektualistischen und abstrakten Verirrung hereingebrochen ist. Das deutsche Reich schöpft heute neue Kraft und neue Musik aus seinem Boden und seinem Volks-

tum. Doch ist es für uns in der Musik ein Wiederbesinnen, während es für die Rumänen ihr erstes Sichfinden bedeutet.

Auch bei den rumänischen Komponisten können wir die beiden oben angeführten Richtungen feststellen. Zur ersten Gruppe gehören die meisten Komponisten der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, obwohl sich auch schon bei ihnen deutlich der Weg zum betont Rumänischen ausprägt.

Erstaunlich ist, wie viele kraftvolle Komponistengestalten aus den Gebieten der ehemaligen österreichisch-ungarischen Monarchie gebürtig und dort tätig waren. So Gheorghe Dima (1847—1925), lebte vor allem in Hermannstadt, Kronstadt und Klausenburg. Jacob Muresеanu (1857—1917) war hauptsächlich in Blasendorf tätig. Aufschlußreich für ihre Haltung und die Art ihrer Kompositionen ist auch, daß diese ältere Komponistengeneration zum großen Teil aus Schülern des Leipziger Konservatoriums bestand. Eine Hoffnung der rumänischen Kunstmusik, eines der stärksten Talente, starb leider zu früh an einem Brustleiden: Ciprian Porumbescu (1854—1883), Buchenländer von Geburt, vor allem in Kronstadt tätig. Banater und im Banat tätig war der Chorkomponist Joan Vidu (1863—1931). Aus dem ehemals russischen Ismail an der Donau stammte Gavril Musicescu (1847—1903), besonders als Komponist geistlicher Musik bekannt und ab 1876 als Direktor am Jassyer Konservatorium tätig.

Obwohl die „universalistische" Richtung auch heute noch ihre Vertreter hat, z. B. Alfred Alessandrescu und Jonel Perlea, tritt sie doch vor der anderen, betont rumänischen stark zurück.

Der Altmeister dieser Komponisten, die eine rumänische Kunstmusik erstreben, wobei der Ton auf rumänisch fällt, ist George Enescu (geb. 1881), der berühmte Geiger und Dirigent. Er beginnt seine Komponistentätigkeit mit zwei rumänischen Rhapsodien, die das Vorbild für spätere Kompositionen dieser Art geworden sind. Den interessantesten Beitrag zur Entwicklung der rumänischen Kunstmusik enthält aber vielleicht seine dritte Sonate für Klavier und Geige, in der er sich rumänischen Volksmusikgutes oder auch nur des Pittoresken rumänischer Volksmusik bedient, allerdings in einer mehr westeuropäischen Verarbeitungsweise.

Ebenso bedeutend ist seine Rolle als Förderer und Helfer der jungen Generation. Enescu stiftete einen Preis, der jährlich der besten Komposition zugesprochen wird. Er ist außerdem der Vorsitzende der rumänischen Komponistengesellschaft, die ihm sehr viel ver-

dankt. Diese Gesellschaft wieder, die sich im Hinblick auf die Wichtigkeit der Volksmusik ein eigenes Volksliedarchiv angelegt hat, macht sich zur Aufgabe, die rumänische Kunstmusik zu fördern. Dazu werden unter ihrem Namen jährlich mehrere große Symphonie-Konzerte gegeben, die ausschließlich rumänische Kompositionen bringen, zum größten Teil Erstaufführungen. Äußerst wichtig ist auch, da in Rumänien kein Musikverlag besteht, daß die rumänische Komponistengesellschaft besonders wertvolle Kompositionen drucken läßt und in ihrem Verlag herausbringt. Hier sei besonders der Leiter dieser Gesellschaft, Prof. Constantin Brăiloiu, erwähnt, der selber ein eifriger Volksliedsammler ist.

Wir stellen also fest, daß die meisten Kompositionen „im rumänischen Stil" — „Rumänische Themen, ohne in Folklorismus zu verfallen" schreibt der rumänische Komponist Mihail Andricu (geb. 1894) über ein Werk — geschrieben oder gehalten sind, ja, daß die einzigen Werke, die Erfolg haben, die sind, die ihren Nährboden in der Volksmusik haben. So hatte der Komponist Mihai Jora (geb. 1891) in seinem letzten Werk, einer großen Symphonie, gerade darum Erfolg, weil das Publikum fühlte, wie aus rumänischen Themen wesensgleich zu ihm gesprochen wurde, oder wie einzelne Teile im Geiste der Volksmusik gearbeitet waren.

Des gleichen anhaltenden Erfolges erfreuen sich die Fragmente und symphonischen Musikstücke aus der Oper „Dela Matei cetire" von J. Nona Ottescu (geb. 1888), die eine der glücklichsten Verbindungen und Verarbeitungen von rumänischer Volksmusik und großem Orchester darstellen. Es ist schwer, genaue Angaben und Analysen zu geben, da die meisten Werke nur im Manuskript vorliegen und also längerem Studium nicht zugänglich sind. So kann diese Aufzählung nur als Beispielreihe angesehen werden, die keinerlei Anspruch auf Vollständigkeit erstrebt, noch erstreben will.

Einen Großteil sämtlicher Werke der Komponisten machen die Chorwerke aus. Wie schon aus den Ausführungen über rumänische Volksmusik hervorgeht, besteht die größte Schwierigkeit in ihrer Verarbeitung im Chorsatz. Die metrisch und rhythmisch so reich gegliederte Linie, die ihrem Wesen nach noch dazu einstimmig ist, drängte geradezu zur polyphonen Verarbeitung, um voll ausgeschöpft zu werden. Nach einer Epoche einer reichlich unfruchtbaren Monodie und harmonisch-akkordischen, d. h. vertikalen Bearbeitung, beschritt in wirklich großer Weise Sabin V. Dragoi (geb. 1894) diesen neuen Weg der chorischen Bearbeitung. Aber auch sonst, besonders in seiner Oper „Năpasta", wird

dieser Komponist von vielen Rumänen als die stärkste Kraft der jungen Generation angesehen. Wie alle anderen, ist auch S. Dragoi ein begeisterter Volksliedsammler, besonders der Volkslieder seiner engeren Heimat, des Banates, die seinem Schaffen immer wieder neue Belebung geben.

Dieses starke Schaffen der älteren und jüngeren Komponistengeneration auf dem Gebiete der Chormusik drückt sich besonders in den Arbeitsprogrammen der rumänischen Chorvereinigungen aus. Besonders der Bukarester „Corul Carmen", dessen Begründer einer der bedeutendsten Chor- und Kirchenkomponisten war (Dumitru Kiriac, 1866—1928), betrachtet es als seine nationale und Hauptaufgabe, die rumänischen Komponisten mit ihren neuen und neuesten Werken herauszubringen. In dieser Aufgabe sieht der jetzige Leiter des Chores, Prof. Chirescu, selber erfolgreicher Chorkomponist, geradezu den Zweck des Chores, obwohl gerade dieser Chor es war, der als einziger in den Nachkriegsjahren die großen Oratorien von Händel, Haydn, Berlioz, Pierné u. a. dem Bukarester Publikum vermittelte. Heute wird er mit Vorliebe auf Propagandafahrten in das In- und Ausland geschickt, um vom Wesen der rumänischen Musik Kunde zu geben.

Die größten Bemühungen aber werden gemacht, eine wirklich nationale Oper zu schreiben. Viele Komponisten arbeiten auf diesem Gebiet. Die bedeutendsten Beiträge hat sicher S. Dragoi geliefert, in seinem vorhin erwähnten Werk „Năpasta" und in dem szenischen Mysterium „Constantin Brâncoveanu". Interessant sind auch die Bemühungen um ein rumänisches Ballett. Bleibend auf dem Spielplan haben sich erhalten das Ballett „In piaţa" (Auf dem Marktplatz) von M. Jora und mehrere Ballette des oben erwähnten Andricu. Alle diese Bestrebungen werden natürlich auch von der Nationaloper unterstützt, indem sie Preise ausschreibt, bzw. neue Werke mit Schwung und Begeisterung in Szene setzt.

Wir schließen hiemit unseren Überblick über die Musikkultur der Rumänen ab. Es konnten nur Teile davon beleuchtet, Durch- und Ausblicke gegeben werden, keinesfalls aber abschließende Urteile. Gerade wir Volksdeutschen hier in Rumänien können uns nur freuen, wenn die Rumänen immer bewußter und klarer den Weg ihrer Kultur beschreiten, haben wir doch dann die Hoffnung, daß sie auch unsere Kulturbestrebungen als richtig anerkennen und in reiner Abgrenzung das Zusammenleben und Zusammenwirken auf beide Teile befruchtend und fördernd wirkt.

Siebenbürgisches Schrifttum 1938

Von Harald Krasser

Der Weltkrieg als seelisches Erlebnis bestimmt heute noch Geist und Gestalt der neuwerdenden abendländischen Welt. Ein Ende dieser Nachwirkung ist nicht abzusehen und nicht zu wünschen, solange noch die gestaltenden Männer unserer heutigen Welt unter dem Vermächtnis der Front stehen, aus dem Kriegserlebnis ihre Verpflichtung und das Gesetz ihres Meinens und Handelns ableiten. Im Gegenteil, beginnt nicht eben erst die große Zwiesprache der Frontsoldaten über die Grenzen hinweg fruchtbar und entscheidend zu werden? Vollzieht sich nicht jetzt erst die große Heimkehr von der Front — die nicht die Verleugnung und Abschüttelung des großen Erlebnisses bedeutet, sondern gerade das Aufgehen der ungeheueren Saat, die friedliche Offenbarung des Sinns der Blutopfer.

Neben und nach der vielfältigen Dichtung des Krieges, wie sie heute schon in unzählbaren Bänden leichteren und schwereren Gewichtes vorliegt, steht heute schon eine fast ebenso reiche Literatur der Heimkehr aus dem Kriege, vielgestaltig wie jene und nicht geringeren Ernstes.

Die beiden Romane siebenbürgisch-sächsischer Dichter, die uns der letzte Winter beschert hat, sind Bücher der Heimkehr aus dem Kriege; aber wenn schon zwischen ihrer Niederschrift der zeitliche Abstand von sechs Jahren liegt, so liegt zwischen der Einstellung des einen zum Erlebnis der Heimkehr und der des anderen der seelische Abstand eines halben Menschenalters.

Erwin Neustädter selbst sagt in dem Nachwort zu seinem Roman „Der Jüngling im Panzer“ (Hohenstaufen Verlag, Stuttgart), daß das Buch, von Ostern 1930 bis Dezember 1932 entstanden, „nicht aus der Perspektive, dem Wissen und Fühlen von heute, sondern aus dem um jene Zeitenwende (1918—19) heraus geschrieben“ wurde. (Diese wichtige Mitteilung allein rechtfertigt übrigens das Nachwort, dessen erklärender Worte der Roman nicht bedurft hätte, um den Leser alles das empfinden zu lassen, was der Dichter hier ausspricht.) Diese Tatsache setzt nicht den Wert dieses ungewöhnlichen Buches für die gegenwärtige Stunde herab, aber sie gibt ihm über allen dichterischen Rang hinaus einen zeitdokumentarischen Wert, wie ihn wenige Dichterwerke unseres Volksstammes besitzen. Daß Neustädter selbst diese Dichtung noch innerlich ganz im „Panzer“ des Frontsoldaten geschrieben hat, und wohl auch in dem

Seelenpanzer einer inneren Vereinsamung aus der Not des Sich-nicht-hineinfindenkönnens, das macht die zugeständnislose Großartigkeit dieses Buches aus und schließt zugleich auch seine Schwächen ein.

Der Titel, der der Erzählung aufsitzt, wie einem Mann ein gutsitzendes Waffenkleid, hat wohl die doppelte Bedeutung, auf die wir oben anspielten: denn diese „Ballade des blutjungen Heimkehrers", der in alle Fragwürdigkeiten des zusammenbrechenden Hinterlandes hineingeworfen wird, gerät ja in die unauflösbaren seelischen Konflikte, weil er innerlich das Gewand des Kriegers nicht ablegen kann, weil er den Erbärmlichkeiten und Kleinheiten der Stunde mit dem ungebrochenen Ethos des Frontsoldaten zu begegnen sucht — in einer Welt, wo dieses Ethos nichts mehr gilt. Er scheitert an der Unbedingtheit seiner Forderung — nicht unzutreffend hat ein kluger reichsdeutscher Beurteiler das Buch einen „siebenbürgischen Werther" genannt. Gleichzeitig aber — und damit ergibt sich die zweite Beziehung, die jene Bemerkung rechtfertigt — umgibt der Held des Buches seine jugendlich empfindliche Seele zum Schutz gegen den giftigen Anhauch einer aus ihrer Lebensordnung geratenen Zeit mit dem Panzer der Verhärtung und Vereinsamung, der doch vor der Not der Liebe und des Zweifels nicht standhält.

Weil aber die große Schicksalswende auch vor allem das Problem der völkischen Bewährung aufwirft, der Jüngling am bittersten um diese Entscheidung ringt und in sich die Not des Ganzen durchleidet, ist dieses Buch, das seiner ganzen Anlage nach nicht ein breitausgemaltes Zeitbild, sondern Geschichte und Schicksal einer einzelnen Seele geben will, doch auch ein Werk von eminent volkspolitischem Gehalt geworden, indem es mit einem fast grüblerischen Ernst um die letzten Fragen völkischer Ehre und der Verantwortlichkeit des einzelnen der Gemeinschaft gegenüber geht.

Neustädter hat sein Buch „eine Dichtung in Prosa" genannt und damit für sich die Frage nach der Form seines Werkes beantwortet. Über den einzelnen Kapiteln stehen Zitate von Hölderlin, C. F. Meyer, George, Rilke, Binding — und schon die Anrufung der Zeugenschaft dieser Dichter bedeutet das Bekenntnis zu einer Höhenlage der seelischen und formalen Haltung, das den höchsten Anspruch an eine wahrhaft dichterische Prosa in sich schließt. Dieses Streben nach höchster Zucht des Wortes und des formalen Aufbaues, nach einer überindividuellen, sinnbildhaften Typik der Gestalten und Situationen hat eine straffe und stolze Leistung zustandegebracht, die den Gefahren

der Verkrampfung und des Abgleitens auf eine niederere Ebene des Vortrags nur in ganz seltenen Fällen erliegt. Wer sich ein Bild davon machen will, was Neustädter vermag, lese aber daraufhin den großartigen Auftakt des Buches, das Tejakapitel. Das ist ein Prosastück großen Stils, von einer sprachlichen Dichtheit und einer steilen Geschlossenheit der Haltung, daß es höchste Maßstäbe verträgt, — kein Wunder, daß es nicht möglich war, diese höchste Höhenlage durch das ganze Buch durchzuhalten.

Neustädter galt bisher als einer unserer stärksten Lyriker. Dieses Werk stellt ihn unter unsere führenden Erzähler — gerade auch, weil es zu jener Art von Büchern gehört, die einmal geschrieben werden müssen, um den tiefsten Nöten einer ganzen Generation im Umbruch der Zeit das erlösende dichterische Wort zu leihen.

Etwa gleichzeitig ist übrigens eine Novelle eines im Reich lebenden vielfach verdienten Siebenbürger Sachsen der Frontgeneration, „Das Grab im Königshügel" von A. Georg Kenstler (Verlag Deutsche Christen, Weimar), erschienen, die im Oberschlesien der Insurgentenzeit gleichfalls die Heimkehr des Frontsoldaten in den gefährdeten heimatlichen Lebensraum behandelt und nach bewegten Ereignissen den Heimkehrer am Grabe des Vaters zur überkommenen bäuerlichen Behauptung des Volksbodens zurückführt — eine Erzählung, die künstlerisch weniger straff und geschlossen ein stofflich nicht einfaches Thema zu bewältigen sucht.

Von der seelischen Heimkehr der Kriegsgeneration handelt auch Heinrich Zillichs neuer Roman „Der Weizenstrauß" (Langen-Müller, München) — obwohl seine Handlung erst zwanzig Jahre nach den Schlachten des Weltkriegs einsetzt. Eine Wiedergabe des äußeren Handlungsablaufs kann nur sehr unvollkommen eine Vorstellung vom wahren Anliegen dieses Buches geben. Die Witwe eines deutschen Offiziers macht sich mit ihren beiden Töchtern auf die Pilgerfahrt nach Kronstadt zum Kriegergrab ihres Mannes — und wie auf dem Grabhügel alljährlich der Weizenstrauß sprießt, so erblüht ihr aus diesem Gang zum Grabe ein neues, den Schatten der Kriegszeit überwindendes Leben für sich und ihre Töchter. Zwei Frontkämpfer, die „noch nicht heimgekehrt sind" und denen in russischer Gefangenschaft einstmals das Bildnis der unbekannten Frau zum „Bild aller Frauen und der Heimat" geworden war, finden in der Begegnung mit dieser Frau heim „an den Herd der Gegenwart". Und selbst der Steinwurf, der heimtückisch den einen von ihnen aus

dem von neuem Sinn erfüllten Dasein reißt, setzt diesem neuaufgebrochenen Leben kein Ende; es wirkt im ungeborenen Kinde fort.

Wie wenig sagen solche Worte vom Gehalt dieses Buches! Denn das wesentliche Geschehen dieser Erzählung spielt sich in seelischen Tiefenschichten ab, die wohl das Dichterwort, schwer aber das Wort des Deutenden erreichen kann. Mit welcher Kunst der Verinnerlichung, mit welcher Sinnbildkraft ist hier das große Thema angefaßt und doch völlig in Handlung und Gestaltung umgesetzt. Noch niemals hat Zillich eine so zuchtvolle und durchgeformt ruhige Prosa von so zwangloser Sprachschönheit geschrieben. Wie selbstverständlich und sicher sind die Gestalten, selbst noch die ihrem Wesen nach karikaturnahe Kontrastfigur des Polenka*, in den ebenmäßigen Aufbau der Handlung hineingestellt, hinter der sich ungezwungen und doch mit zwingender und richterlich strenger Gewalt die Gesetze der völkischen Verpflichtung und Bewährung erheben. Wie organisch schließt sich der wundervolle landschaftliche Rahmen des Burzenlandes um den Ablauf der Geschicke. „Zwischen Grenzen und Zeiten" mag nach seinem epischen Ausmaß und der Größe des Stoffes die gewaltigere Leistung sein — eine reifere ist Zillich niemals gelungen als diese.

Dies gleiche Jahr hat uns auch eine umgearbeitete Neuausgabe von Zillichs erstem Buch gebracht. „Attilas Ende" (Langen-Müller, München) liegt nun in einer würdigen Ausstattung vor, und wer nachprüfen will, wie Zillichs Sprachstil an Zucht und Sicherheit gewonnen hat, der vergleiche diese Ausgabe mit jener ersten, 1923 bei Kerschner in Kronstadt erschienenen. Die Substanz der Erzählung und ihr großer heißer Atem sind unberührt geblieben, die Vision des an seiner dämonischen Maßlosigkeit zugrundegehenden Hunnenkönigs — eine wahrhaft geniale Eingebung des fünfundzwanzigjährigen Zillich.

Auch Erwin Wittstock greift in seinem neuesten Werk „...abends Gäste..." (Langen-Müller, München) zum Teil auf Erzählungen zurück, die wir vor einem Jahrzehnt schon im „Zineborn"

* Es ist völlig abwegig oder böswillig, Zillich zu unterstellen, er habe mit der Gestalt des Polenka die Erneuerungsbewegung oder gar die sächsische Jugend treffen wollen. Im Gegenteil: er schildert neben einer ganzen Reihe erfreulicher jugendlicher Gestalten den Typus des ichsüchtigen Ehrgeizlings, der die reinen Ideen einer völkischen Bewegung im Munde führt und verfälscht, und bei der ersten Bewährungsprobe versagt und überläuft — wofür er ja gerade von der Jugend und der von ihm verratenen Bewegung geächtet wird.

kennen gelernt haben. Da begegnen wir wieder — übrigens glücklich erweitert — der Geschichte vom Sargtischler, der einen Ausflug zur Hüttenweihe des Karpatenvereins macht, der Birthälmer Indianergeschichte „Wäschestrick und Friedenspfeife", dem einfältig-frommen Bericht über das Herodesspiel der Dorfjugend und dem frühen Meisterstück von der Schlacht am Zineborn und stellen beglückt fest, daß diese Erzählungen auch heute noch jugendfrisch und lebenskräftig sind wie am ersten Tag und brüderlich und gleichwertig neben den späteren stehen.

Diese Feststellung soll nicht die Meinung erwecken, als habe sich Erwin Wittstock seit jenen ersten Versuchen nicht mehr entwickelt. An sprachlicher Zucht und Straffheit des Aufbaues hat er sehr viel gewonnen (und übrigens auch den älteren Erzählungen zukommen lassen), und schließlich wollen wir nicht vergessen, daß seine drei großen Novellen „Die Freundschaft von Kokelburg", „Der Viehmarkt von Wängertsthuel" und „Miesken und Riesken" Schöpfungen sind, die dem frühen Wittstock unerreichbar gewesen wären. In den Erzählungen dieses Bandes aber wendet er sich ausschließlich seinem frühesten Geschichtentypus wieder zu, und vertraut sich damit jenem elementaren Erzählertalent an, zu dem er kaum etwas hinzuzulernen brauchte, weil es vom ersten Tag an mit einer breiten Selbstverständlichkeit da war und reine Begnadung ist: seinem Humor, der nicht nur in seinem Werk, sondern in unserem ganzen Schrifttum ein einzigartiges Kernstück bildet.

Dieser Humor sitzt nicht an der Oberfläche; er schlachtet nicht auf Kosten der einzelnen Figuren billige Situationen aus. Er stellt prall lebendige Menschen in ihrer Einmaligkeit und Kauzigkeit in ihren Daseinsraum und läßt sie handeln — wie viele Erzähler gibt es im gesamten deutschen Schrifttum, denen diese Fülle von erzählerischer Handlung, von Situationen voll abgründiger Lustigkeit, die doch bis in die Wesenstiefen von Völkern, Landschaften, einer ganzen südöstlichen Welt hinabreicht, gegeben ist. Weltweite hat dieser Humor und doch eine traditionsreiche siebenbürgische Bodenständigkeit. Wer ihn mit dem angelsächsischen Humor vergleicht, mit dem er die unsentimentale Trockenheit des Vortrags gemein hat, muß daneben auch einen Herzenston menschlicher Wärme mitbedenken, der in seiner Art nicht angelsächsisch ist, und jene Vielfalt der südöstlich bedingten Kontraste, die Wittstocks Welt ihre Buntheit gibt. Er ist nicht ehrfurchtlos und niemals ein oberflächliches Spiel neben dem Schicksal. Im Gegenteil: das Schicksal als ernste, dunkle Lebens-

macht ragt hinein in all das kauzige Gehaben. Der noble alte Graf Pazmany, der den tollen Schwank mit der Hexensalbe durchspielt, ist von einem Hauch von Tragik umwittert. Johann Seimen, der eigentliche Sieger in der Schlacht am Zineborn, der als reicher Mann aus Amerika gekommen, zieht verarmt aus der Heimat hinaus und niemand mehr hat etwas von ihm vernommen, und in die Geschichte vom falschen Malvasier fallen die Schüsse von Sarajewo.

Das ist große Erzählkunst, wie sie nicht alltäglich vorkommt, und wir wollen uns dessen freuen, daß sie so durch und durch siebenbürgisch ist.

Bemerkungen zu unserer Bildenden Kunst

aus Anlaß der Kronstädter Gesamtschau

Von Harald Krasser

Die Tatsache, daß im Spätherbst des eben vergangenen Jahres nach dem verheißungvollen Beginn im Frühjahr 1937 die zweite Gesamtschau deutscher Künstler zustandekam, erwies, daß der Gedanke einer Gemeinschaftsausstellung über das Stadium eines einmaligen Versuches hinaus durchgehalten hatte; ein doppelt schöner Erfolg in einem Zeitpunkt, in dem in unserer Volksgruppe meist das Trennende mehr in Erscheinung trat als das Vereinende. Das Bekenntnis zur Zusammengehörigkeit und zu einer Kunst der Gemeinschaftsbezogenheit, das damit abgelegt wurde, nötigt ernster, als es bisher geschehen ist, unsere bildende Kunst als Ganzes zu sehen und die Frage nach ihrer Rolle im geistigen Raum der Nation aufzuwerfen — gerade auch im Vergleich zu den Schwesterkünsten.

Unsere Dichtung hat sich während des letzten halben Menschenalters in einem ungeahnten Ausmaß entfaltet und einen Resonanzraum gewonnen, den man früher nie für möglich gehalten hätte. Die Musik hat, wenigstens als reproduzierende Kunst, trotz der Schädigungen, die ihrer Pflege der Rundfunk auch bei uns zugefügt hat, noch immer eine ungewöhnlich große Bedeutung im geistigen Haushalt unseres Volksstammes. Die Malerei tritt neben beiden Künsten in auffälliger Weise zurück, ist weniger in das Gemeinschaftsbewußtsein eingegangen, steht an der Peripherie der Teilnahme unseres Volkes an geistigem und künstlerischem Schaffen — vielleicht mit der rühmlichen Ausnahme

Kronstadts, von dessen Sonderrolle in unserem Kunstleben noch gesprochen werden muß.

Vielleicht war der Malerei, gerade weil wir eine so ausgeprägte Gemeinschaft waren, diese geringe Rolle schicksalhaft auferlegt. Denn seit der sakralen Malerei des späten Mittelalters, die noch die Gemeinschaft anrief und zu allen sprach, hat die Malerei sich immer mehr ins Private zurückgezogen und ist heute die gemeinschaftsfernste aller Künste, besonders in einem materiell verarmten Volkssplitter, der kaum jemals Großaufträge zu vergeben hat. Der kurze Weg des Tafelbildes aus dem Atelier des Künstlers in die intimen Räume der bürgerlichen Privatwohnung veranschaulicht die Lage der Kunst, der am wenigsten die Möglichkeiten der Vervielfältigung und der Wirkungen in die Ferne gegeben sind. Nirgends ist die Verirrung des europäischen Geistes in einen hemmungslosen Individualismus deutlicher sichtbar geworden als in der Malerei. Hier gedieh die Vereinsamung bis zur Ausformung einer außer vom Schaffenden selbst kaum mehr deutbaren künstlerischen Handschrift. Auf diesem Gebiet mußte die Abrechnung mit der „entarteten", d. i. artfremden, nur mehr im eigenen Ich verwurzelten Kunst erfolgen und die Kontinuität der Entwicklung am sichtbarsten abreißen. Wie viel eindeutiger ist doch Weg und Ziel der deutschen Plastik im Hause der Deutschen Kunst, der Architektur an den großen Gemeinschaftsbauten des Dritten Reiches abzulesen als die Zukunft der Malerei an ihren zeitgenössischen Leistungen.

Und nun die Frage, wie innerhalb dieser allgemeinen Entwicklung unsere siebenbürgische Malerei drinsteht. Gilt diese Problematik auch für uns? Wer von den heutigen Gemeinschaftsausstellungen aus den Entwicklungsweg unserer jüngeren Malerei überblickt, der etwa mit Friedrich Mieß beginnt und bis heute seinen Geschichtsschreiber noch nicht gefunden hat, kann feststellen, wie bruchlos die Entwicklung, trotz der Verschiedenheit der einzelnen Persönlichkeiten und ihrer Stilrichtungen, verlaufen ist. Einen siebenbürgischen Expressionismus mag es im Sinne einer Übernahme gewisser technischer und formaler Eigentümlichkeiten gegeben haben — gewiß nicht im Sinne einer Entwurzelung aus einem siebenbürgischen Landschafts- und Seelenraum. Und in der Kraft und Fähigkeit für dieses eigentümlich siebenbürgisch-deutsche Dasein zu zeugen, gehen unsere stärksten Maler unseren berühmtesten Dichtern wohl kaum etwas nach — wenn man es denn wagen wollte, solche Vergleiche über die Grenzen der Künste hinweg zu ziehen.



Hermann Morres

Ernte

Zahlenmäßig sind die Maler wohl die stärkste Künstlergruppe in unserem Siedlungsraum. Einzigartig, wohl nicht nur in unserem Bereich, ist die Fruchtbarkeit Kronstadts an künstlerischen Begabungen. Hans Wühr hat im „Klingsor" vor vielen Jahren in einem unvergeßlichen Aufsatz „Die Zinne und die Kronstädter Maler" (4. Heft 1926) die wundervolle Landschaft dieser Stadt für diesen Reichtum verantwortlich gemacht. Wie dem auch immer sei: Hier hat sich die klarste Kontinuität künstlerischen Lebens in unserem Bereich ergeben, hier allein konnte die Atmosphäre einer rechten Kunststadt entstehen — wohl auch, weil hier dem Künstler das größte Verständnis und auch die materiellen Voraussetzungen für den Ankauf seiner Bilder antworteten. Die Kronstädter Gesamtschau bewies mit den Arbeiten der jünsten Generation, daß die Fruchtbarkeit Kronstadt noch nicht erschöpft ist.

Die Wirkungen unserer siebenbürgisch-sächsischen Kunst reichen nicht weit. Auch in Bukarest, dem Zentrum des rumänischen Kunstlebens, hat sie trotz des Ankaufs einzelner Werke für die staatlichen Sammlungen und trotz gelegentlicher Erfolge einzelner ausstellender Künstler sich nicht durchzusetzen vermocht. Hans Eder scheint mit seinen Porträts eine Ausnahme zu sein, er hatte freilich auch das reichste Können einzusetzen. Aber das Urteil aus rumänischem Munde, daß er der stärkste Porträtist Rumäniens sei, wiegt viel, besonders wenn gerade in Beurteilungen Eders als Grund der Fremdheit unserer Kunst in einem nach Paris hin orientiertem künstlerischem Milieu ihr eigentümlich deutscher Charakter angeführt wird. So können wir die Gründe der Zurückhaltung unserer Kunst gegenüber gerade auch als Bestätigungen unserer deutschen Sonderart hinnehmen.

Aber das Reich? Wir haben an das Binnendeutschtum eine Reihe von Künstlern abgegeben, denen es oben an größeren oder kleineren Erfolgen nicht gefehlt hat: Karl Ziegler, Robert Wellmann, Ludwig Heßheimer, Ernst Honigberger, Walter Teutsch. Aber die Künstler, die in ihrer Heimat blieben, zum Teil nicht geringeren Formates als die ausgewanderten, die viel unmittelbareren Zeugen und Bekenner unserer landschaftlichen und völkischen Sonderart, sind im Reich kaum bekannt geworden, obwohl Namen wie Hans Eder, Fritz Kimm oder der des Banaters Franz Ferch gleichberechtigt neben den Namen Zillich, Wittstock, Meschendörfer oder Wagner-Regeny bestehen können. Kimm scheint sich wenigstens mit seinen ausgezeichneten Buchillustrationen (zu Zillichs „Baltischem Grafen", Gotthelfs Erzählungen und Gunnarssons „Eidbrüdern") durchzusetzen.

Hier erwächst nun dem Zusammenschluß unserer Künstler die größte Aufgabe. Der gemeinsame Einsatz muß in Bukarest das zu erreichen versuchen, was dem sporadischen Hervortreten einzelner nicht gelang. Und vor allem müssen Gesamtausstellungen der deutschen Maler aus Rumänien in Deutschland, ähnlich wie im Vorjahr die sudetendeutschen Ausstellungen, das Reich zu gewinnen suchen. Es ist erfreulich, daß die Künstlergemeinschaft diese Aufgabe schon für die nächste Zukunft klar ins Auge faßt. Wenn wir nach den Eindrücken der Kronstädter Gesamtschau schließen dürfen und dazu noch die Beiträge der stärksten, die nicht ausgestellt haben, Eders und Kimms, in Rechnung stellen, so braucht es uns um die Wirkung solcher Ausstellungen außerhalb unseres engsten Lebensraumes nicht bange zu sein.

Wir können es uns versagen, die einzelnen Werke und Künstler der diesjährigen Gesamtschau ausführlich zu würdigen (zumal unsere beiden größten Tageszeitungen gründliche Besprechungen von bei uns seltener Sachkenntnis gebracht haben). Neben den ausgereiften Meistern, deren Werte (und Begrenztheiten) von früher her bekannt sind und deren ausgestellten Werke im großen ganzen ihren Rang bestätigten (etwa H. Hermann, H. Konnerth, E. Morres, H. Morres, H. Schunn), hebt sich eine Reihe von Künstlern heraus, deren jüngste Entfaltung besondere Aufmerksamkeit verdient. Da ist von den älteren Waldemar Schachl (wir brachten Abbildungen seiner Werke im Dezemberheft 1938) mit seinen großzügigen, über das Individuelle zum Sinnbildlichen vorstoßenden Kompositionen und Trude Schullerus, die in der letzten Zeit über den Impressionismus ihrer bisherigen Schöpfungen zu einer geistigeren, strafferen Kompositionsweise gereift ist. Da ist unter den Jüngeren, wohl mit Recht als unsere größte Hoffnung bezeichnet, Josef W. Strobach (Abbildungen siehe gleichfalls Dezemberheft 1938), der die steilste Aufwärtsentwicklung aufweist, und Ernestine Konnerth-Kroner, die sich aus dem Bannkreis der Grete Csaki-Copony zu einer selbständig-herben Kraft befreit hat. Grete Csaki selbst ist nur unvollkommen, aber immerhin auch mit dem mythisch schönen Dorfbrunnenbild vertreten.

Zu den wieder eindrucksvoll vertretenen Banatern (die Brüder Franz und Andreas Ferch) stellt sich Hans Emineth mit atmosphärisch feinen Landschaften.

Auffällig die große Zahl wertvoller Aquarelle. Hier stellten sich neben H. Schunn, den siebenbürgischen Meister auf diesem Gebiet, die von dem uns Siebenbürgern so ungeläufigen Erlebnis der Tiefebene

befruchteten Banater Landschaften von Andreas Ferch, die ausgesprochen aquarellistische Begabung Karl Brandsch und schließlich Helfried Weiß, der sich scheinbar anschickt uns das Erlebnis der bessarabischen Steppe künstlerisch zu erschließen und neben dem mit fast japanisch sparsamen und feinen Zeichnungen vertretenen Waldemar Mattis-Teutsch wohl die stärkste Begabung unter den Jüngsten ist.

Den Vorstoß der Plastik hat der Bericht über die Erste Gesamtschau gebührend hervorgehoben. Sie war auch dieses Mal besonders mit den Werken E. R. Boeges, Margarete Depners, Hans Guggenbergers und des Banaters Rothschingk gut vertreten. Bezeichnend übrigens, daß von den fünf ausstellenden Plastikern zwei (Boege und Trude Vandory) Binnendeutsche sind.

Die Ausstellung von Architekturentwürfen war mißglückt. Eine Beteiligung von nur vier stilistisch so sehr voneinander verschiedenen Baukünstlern macht den Eindruck des Zufälligen und läßt überhaupt keinen Rückschluß auf den Stand der Architektur innerhalb des rumänischen Deutschtums zu.

Rundschau

Simion C. Mândrescu. — Das letzte Heft der „Revista Germaniştilor Romăni" ist als Festschrift für den Begründer dieser Zeitschrift Prof. S. C. Mândrescu von seinen Schülern und Mitarbeitern ausgestaltet worden und veranlaßt auch uns, Persönlichkeit und Leistung dieses heute siebzigjährigen Vorkämpfers der Deutschkunde im rumänischen Schul- und Universitätsleben näher ins Auge zu fassen. Es ist ein vielfältiges Werk, das in dieser Festschrift gewürdigt wird. Es reicht über das Gebiet wissenschaftlicher und pädagogischer Tätigkeit weit hinaus in den Bereich nationalpolitischer und praktisch-volkskundlicher Propaganda und Publizistik, ja sogar in den diplomatischer Vertretung seines Vaterlandes im Ausland. Der Siebenbürger Rumäne Mândrescu, der als Mittelschullehrer in Bârlad und Jassy mit Arbeiten über Volksbrauch und Volksdichtung der Siebenbürger Rumänen begann, bevor er sich an der Berliner Universität die Ausbildung holte, die ihn dann zur Übernahme des ersten germanistischen Lehrstuhls an einer rumänischen Universität befähigte, — Mândrescu hat Verbände zur Pflege rumänischer Volkskunst und solche zur Betreuung der Rumänen jenseits der rumänischen Grenzen geleitet, er hat als Delegierter des Rumänischen Universitätsprofessorenverbandes während der Kriegsjahre 1917—19 Frankreich und Italien bereist, um für die rumänische Sache zu werben, und ihm ist die Schaffung der Rumänischen Legion in Italien aus österreichisch-ungarischen Kriegsgefangenen rumänischer Volks-

zugehörigkeit zu verdanken. 1926—28 war er rumänischer Gesandter in Albanien und hat sich dort um die albanischen Auslandrumänen verdient gemacht.

Mit der Errichtung des Bukarester germanistischen Lehrstuhles und seiner Besetzung mit S. C. Mândrescu beginnt im Jahre 1905 die ununterbrochene akademische Tätigkeit auf dem Gebiet der Germanistik in Altrumänien. (1907 folgte Jassy.) 32 Jahre lang hat Mândrescu dort gewirkt. Überblickt man diese Wirksamkeit, so kann man feststellen, wie die reine lebensferne Wissenschaft in seinem Lebenswerk immer mehr zurücktritt hinter pädagogischen und kulturpolitischen Impulsen. Ein begeisterter rumänischer Patriot sucht seine Wissenschaft seinem Volke nutzbar zu machen, sucht eine möglichst tragfähige Brücke zur deutschen Kultur zu schlagen zum Wohle seines eigenen Volkes. An Untersuchungen über den deutschen Einfluß auf die rumänische Sprache schloß sich die Herausgabe einer Anthologie mittelhochdeutscher Dichtung und die einer Klopstockauswahl an, hauptsächlich dazu bestimmt, die Studenten an die deutsche Dichtung heranzuführen. Und immer wieder wird in allen seinen Vorträgen und Äußerungen das Bestreben sichtbar, die Deutschkunde dem Aufbau der rumänischen Kultur nutzbar zu machen, mit dem Hinweis auf das deutsche Vorbild mahnend, fördernd, warnend dem eigenen Volk dienstbar zu sein, — eine Synthese zwischen rumänischem Patriotismus und begeistertem Einsatz für die deutsche Kultur, die freilich während des Weltkrieges durch den Gang der geschichtlichen Ereignisse gestört wird, in der Nachkriegszeit aber erst zu fruchtbarster Auswirkung gelangt. Es soll ihm unvergessen bleiben, daß er den Kampf um die Einsetzung des Deutschunterrichts in einer entsprechenden Stundenzahl in die rumänischen Mittelschullehrpläne aufgenommen und wenigstens einen Teilerfolg errungen hat. 1931 hat er den Rumänischen Germanistenverband („Societatea Germaniştilor Români") gegründet und ihm im Jahr darauf in der „Revista Germaniştilor Români" ein nach Ausstattung und Inhalt würdiges Organ geschaffen. Im Jahre 1934 hat er — dessen Blick schon früh auf die Siebenbürger Sachsen und ihre Kultur gefallen war — es bei der Philosophischen Fakultät in Bukarest durchgesetzt, daß Dr. Bernhard Capesius ein besonderer Lehrauftrag für siebenbürgisch-sächsische Geschichte, Mundart und Literatur erteilt wurde. Und im gleichen Jahr hat er das Rumänisch-Deutsche Kulturinstitut gegründet, von dem in unserer Zeitschrift schon öfter die Rede war und das heute nicht nur in Bukarest, sondern auch in Kronstadt und München in Zweigstellen gute Arbeit leistet. Mândrescu, der im vorigen Jahr in den Ruhestand getreten ist, blickt auf ein Lebenswerk zurück, für das ihm sein eigenes und das deutsche Volk Dank schulden.

Harald Krasser

Hans Hermann wurde 1885 in Kronstadt als Sohn des Bildhauers und Zeichenlehrers Friedrich Hermann geboren. Seine Vorfahren väterlicher- und mütterlicherseits sind, bis ins 17. Jahrhundert nachweisbar, sächsische Handwerker und, vereinzelt, Geistliche gewesen. Engste

Naturverbundenheit, vom Vater geförderte handwerkliche Übung und Versuche künstlerischer Formung in Modellieren, Zeichnen, Malen kündigen die wesentlichen Züge des späteren bildenden Künstlers frühzeitig an. Nach der Reifeprüfung und der Ausbildungszeit an der Budapester Akademie wird er Mittelschullehrer in Siebenbürgen. Ferienaufenhalte in Wien und München, eine Studienfahrt nach Griechenland geben künstlerische Anregungen. Den Weltkrieg hat Hermann an der Front in Rußland und im Karst mitgemacht, mit der großen und kleinen Silbernen ausgezeichnet. Seit 1918 ist er Zeichenlehrer an Hermannstädter Mittelschulen. Sommeraufenthalte in Paris und Dalmatien, ein längerer Studienaufenthalt in Berlin dienen der unermüdlichen Arbeit des Künstlers an der Vervollkommnung seiner Ausdrucksmittel, die ihn mit Erfolg zu den verschiedenartigsten Techniken greifen läßt. Seine Radierungen, Aquarelle, Monotypien nehmen im Gesamtwerk einen nach Umfang und Rang bedeutenden Raum ein. Ausstellungen in Hermannstadt, Kronstadt, in Bukarest, in Berlin haben seine Kunst weithin bekannt gemacht und ihm manchen Erfolg eingetragen. Der rumänische Staat hat einige Arbeiten von Hermann angekauft, seine Radierung „Schwarze Kirche in Kronstadt" gewann den Staatspreis für Graphik 1937.

Für das Werk Hermanns, der übrigens auch in Zeiten radikalerer künstlerischer Strömungen einer vorwiegend naturnahen Einstellung immer treu blieb, ist kennzeichnend eine von einem starken Gefühl für das Handwerklich-Technische unterstütztes bewußtes Ringen um die verschiedenartigsten Ausdrucksmittel, das ihn zu den vielfältigsten Lösungen geführt hat und seinem Werk etwas Dynamisch-Suchendes gibt. Seine vollwertigsten Leistungen sind Hans Hermann aus einer glücklichen Verbindung von malerischem Instinkt, einem feinen Gefühl für Stimmungswerte und dem bewußten Gestaltungswillen auf dem Gebiet der Landschaftsdarstellung erwachsen. H. K.

Neue Bücher und Schriften

Bindings Vermächtnis

Fünf Bücher von Rudolf G. Binding. Verlag Rütten & Loening, Potsdam, 1938. — Das Werk des großen, vor wenigen Monaten verstorbenen Rudolf G. Binding liegt schon seit einiger Zeit in fünf stattlichen Bänden gesammelt vor. Außerdem erschien ein Band seiner Reden unter dem Titel „Rufe und Reden" und überdies fast jede in den Gesammelten Werken vertretene Erzählung noch in Sonderausgaben. Unter den fünf Bändchen, die der Verlag nun vor Weihnachten veröffentlichte, finden wir zwei neue Sonderausgaben schon bekannter Erzählungen, die meisterhafte, unheimlich tiefe Erzählung „Der Wingult", sowie die Märchenlegende „Coelestina". Die dritte Neuerscheinung sammelt ebenfalls unter dem Titel „Rufe und Reden" die letzten Ansprachen des Dichters, darunter einige, die schon in frü-

heren Bänden enthalten sind. Der Band „Die Perle" umfaßt drei letzte Erzählungen. Eine davon „Das Liebespaar und der Tote" findet sich bereits im fünften Band des Gesammelten Werkes. „Die Perle" aber ist neu. Ich hatte das große Glück, sie aus dem Munde des Dichters in seinem Arbeitszimmer am gleichen Tage zu hören, an dem er sie beendet hatte. Noch ist mir die Stille gegenwärtig, die nach seiner Lesung die wenigen Männer umfing, die ihm gelauscht hatten, und die ehrfürchtig stockende Sprache vernehme ich noch, mit der wir zum Gehörten Stellung nahmen. Keiner von uns hätte damals zu ahnen vermocht, daß die eigenartige, kühl und meisterlich klar geformte Geschichte, eine wahrhaft merkwürdige Begebenheit, die letzte Dichtung sein werde, die Binding vollenden konnte. Das gleiche Bändchen enthält freilich noch ein Fragment, an dem er bis knapp vor seinem Tode arbeitete: „Der Stadtheilige". Wir können nur beklagen, daß sie unvollendet geblieben ist, denn sie wäre eine der stärksten Dichtungen Bindings geworden; die Fabel ist einzigartig, ein beispielloser Novellenstoff. Das fünfte Bändchen, eigentlich nur ein Heft, trägt auf dem schwarzen Umschlag die Totenmaske des Dichters, ein „ewiges Antlitz" einer abgeschlossenen, fernen und gespannten Ruhe, die sich über das edle hagere Gesicht mit der schönen reinen Stirn breitet. Der Inhalt des Heftes besteht aus den letzten Gedichten Bindings und aus den Nachworten der Freunde; darunter sei besonders erwähnt die gewaltige Sargrede Rudolf Alexander Schröders. Eine Schriftprobe und ein Bild des Dichters am Vortragstisch sind noch beigefügt. Das Heft führt den Titel: „Dem Andenken Rudolf G. Bindings". Heinrich Zillich

Romane

Josef Ponten. Die Heiligen der letzten Tage. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart, 1938. — Wir haben die ersten drei Bände des großen Romanwerkes von Josef Ponten, das unter dem Gesamttitel „Volk auf dem Wege" die deutsche Unruhe von der Rußlandauswanderung bis in unsere Tage zu gestalten sich zum Ziele setzt, so ausführlich gewürdigt, daß wir uns nun, da uns der vierte Band — dem noch mehrere andere folgen werden — geschenkt wurde, kürzer fassen dürfen. In diesem Band wird eine bisher kaum bekannt gewordene Wanderbewegung aus dem Westen Deutschlands nach Rußland geschildert, die in der Zeit nach den Befreiungskriegen einsetzte und vorwiegend religiös bestimmt eine ganz eigenartige Erscheinung darstellt. Die meisten Siedler jener Zeit zogen aus, veranlaßt durch Zar Alexander, um in dessen Reich ein Gott wohlgefälliges Dasein des Friedens zu leben. Nichts von der sendungshaften Auswanderung der Staufenzeit, auch nur zum Teil der Drang der Not kennzeichneten diese absonderliche Unruhe, der viele Deutsche unterlagen. Wie manche vor ihnen zogen sie die Donau hinunter, zunächst auf Schiffen, dann aber trennte sich ein Trupp ab und fuhr in der ungarischen Tiefebene mit Wagen weiter auf einer entsetzlichen Fahrt, deren Hast durch die Cholera gepeitscht wurde. Mitten durch Siebenbürgen an Mühlbach, Hermannstadt und

Kronstadt vorbei ging der unheimliche Zug, auf dem Ungezählte starben, und vereinigte sich in der Nähe der Donaumündung mit den auf den Schiffen verbliebenen Auswanderern. Die Darstellung schließt mit der Erzählung des Grenzübertritts ins Russische Reich und mit dem Beginn der ersten Überwinterung in der neuen Heimat.

Ein außerordentlich geschehnisreiches Buch, das mit der behäbigen Schilderung der Aachener Fürstenzusammenkunft 1818 beginnt und diesen Hintergrund dazu benützt, um ein Bild der Zeit zu zeichnen aus einer Überfülle von Kenntnissen und Einzeltatsachen. Auch im weiteren Verlauf der Handlung werden wir ununterbrochen in die unerhörte Mannigfaltigkeit des Lebens jener Epoche hineingeführt. Es ergibt sich ein Gemälde von größter Vielschichtigkeit. Heinrich Zillich

Hans Christof Kaergel. Gottstein und sein Himmelreich. Roman. Eugen Diederichs Verlag, Jena. In Leinen RM. 5.40. — Der Dichter hat uns neulich einen Abschnitt aus diesem Werk vorgelesen: wie der frühere Wilddieb und nunmehrige waffenlose Waldläufer und Holzer des Riesengebirges Gottstein seinen Todfeind, den Förster Blümel, vom Tode errettet und darüber selbst zugrundegeht. Die Vorlesung machte tiefen Eindruck auf die Hörer, — und es ist noch manches Stück des Buches, das ebenso wert gewesen wäre, vorgelesen zu werden, und das ebensolchen Eindruck hinterlassen hätte. Der Dichter leitete seine Vorlesung damit ein, daß er seinem neuesten Roman etwa diese Sinndeutung gab: der innerlich verzogene, verbogene, oft unwahrhaftige Stadtmensch zerbricht an den Bergen, wenn er in ihrem Bereiche Heimat sucht. Vor der unerbittlichen Strenge und Wahrheit der Bergnatur des Riesengebirges muß eben alles Halbe und Verlogene zerbrechen; hier kann nur bestehen, wer in das Wesen der Berge eingeht, wer ihr Wesen in sich aufnimmt. Was der Dichter hier zeigen will und sagt, ist ohne Zweifel auch im Riesengebirge wahr, — ist aber wahr auch überall sonst. Wer könnte seine städtische Enge und Verkümmerung wahren etwa in der großen, ins Weite reißenden Offenheit einer Ebene, der Endlosigkeit eines Weltmeeres? Muß nicht angesichts der göttlichen Größe, die sich dem sehenden Auge überall in der Natur erschließt, der Mensch mit seiner Qual verstummen, seine Verkümmerung abstreifen oder daran zerbrechen? . . . Im übrigen ist der Roman eine erfrischende Schilderung des Riesengebirges und seiner köstlichen Menschen, eine Schilderung voll Heimatliebe und Verbundenheit des Herzens, jedoch in der männlichen Art Kaergels: ohne hohle Worte und falsche Empfindsamkeit, die weder zu den Bergen noch den Menschen Kaergels passen würden. Das Buch vom Gottstein fügt sich den Werken Kaergels würdig an und wird die Freunde des Dichters mehren.

Hans Lienert

Kenneth Roberts. Nordwest-Passage. Roman. Paul List Verlag, Leipzig, 1938. — Dieser amerikanische Roman stellt in den Mittelpunkt der spannenden Handlung eine geschichtliche, lange Zeit vergessen gewesene Persönlichkeit aus den Kämpfen, die England im 18. Jahrhundert in

Nordamerika gegen Franzosen und Indianer führte, den Major Rogers, einen Urwaldläufer und Krieger von großen Gaben, der aber auch wilde und ungezügelte Eigenschaften hatte, die seinen Lebensweg mehrmals an bösen Klippen scheitern ließen. Der Autor, dessen Buch schon weithin Beachtung gefunden hat, schreibt einen knappen, anschaulichen Stil, der nicht bloß des Stoffes wegen, den er behandelt, an die guten alten Indianerbücher erinnert. Das Zeitbild, das er gibt, ist weitgespannt. Es umfaßt Amerika und die ungestalten Triebe, die damals an der Grenze der Urwälder Siedler, Soldaten und Indianer beherrschten, und auch die Höhen und Tiefen der Londoner Gesellschaft. Vor allem malt er uns das hinreißende heldenhafte Leben der Urwaldkämpfer und die beispiellosen Schwierigkeiten einer tollkühnen von Rogers geführten Expedition mit außerordentlicher Eindringlichkeit, wobei er Gestalten und Menschen mit sparsamen Mitteln lebendig darzustellen weiß.

Heinrich Zillich

Politik und Geschichte

Iwan Solonewitsch. 1. Band: Die Verlorenen. 2. Band: Flucht aus dem Sowjetparadies. Essener Verlagsanstalt, Essen, 1938. — Die beiden Bände enthalten die Schilderung der Erlebnisse eines Russen, der mit seinem Bruder und seinem Sohn in die Hände der Tscheka fiel, in Russisch-Karelien in einem Zwangsarbeitslager mehrere furchtbare Monate zubrachte und von dort mit seinen Verwandten nach abenteuerlicher Flucht durch Sümpfe und Urwälder Finnland erreichen konnte. Was diesem Bericht besonderen Wert gibt, ist die genaue Kenntnis der sowjetrussischen Verhältnisse, die Unbestechlichkeit des Blicks, die männliche Haltung und die reiche Fülle von Tatsachen, die sich aus den Erlebnissen des Verfassers vor uns aufreihen und ein wahrhaft erschütterndes Spiegelbild des unglücklichen Rußland ergeben. Es läßt sich kaum eine vernichtendere Abrechnung mit dem System der Gemeinheit und des Wahnsinns denken, als die von Solonewitsch. Er berichtet nüchtern vom russischen Alltag, der eine wahre Hölle ist. Er zeigt uns, wie Mord und Vergewaltigung in dem riesigen Land eine Sklaverei geschaffen haben, beispiellos in der Geschichte, satanisch und unbedenklich nur auf ein Ziel zugeschnitten, die Weltrevolution herbeizuführen, mag deswegen auch ganz Rußland zugrundegehen. Heinrich Zillich

Hermann Ullmann. Die Völker im Südosten. Eugen Diederichs Verlag, Jena, 1938. — Ullmann, der uns vor kurzem ein wichtiges Werk über das neunzehnte Jahrhundert geschenkt hat, stellt in diesem Buch Wesen, Geschichte und Schicksal des Südostens dar in einer knappen, aber äußerst kundigen und überzeugenden Weise. Mit reichem Wissen, das auf wirkliche Kenntnis der Länder, Völker und Kulturen zurückgeht, schildert er das Werden, den geschichtlichen Aufbau und die Probleme des Südostens. Wir erhalten dabei auch eine Darstellung der österreichischen Geschichte, soweit sie sich auf den Südosten bezieht, und

der Entwicklung aller in dem großen Raum lebenden Nationen. Ullmann begreift die vielfältigen Kräfte, die sich in diesem Gebiet regen, er zeichnet die Gesetze nach, unter denen die Landschaften stehen und beweist ein ungewöhnliches Verständnis für Leistung und Sendung des Deutschtums, besonders auch des siebenbürgischen. In gleicher Art wird er den anderen Völkerschaften gerecht. Das Buch verdient nicht bloß in Deutschland, sondern ebenso im Südosten gelesen zu werden.

Heinrich Zillich

Fremde Welten

Häuptling Büffelkind Langspeer. Eine Selbstdarstellung des letzten Indianers. Paul List Verlag, Leipzig, 1929. — Diese schon vor einem Jahrzehnt in deutscher Übersetzung erschienenen Jugenderinnerungen eines Schwarzfußindianers sind deshalb so bemerkenswert, weil der Verfasser um die Jahrhundertwende als Kind und Jüngling noch das urtümliche Wanderleben seines Indianerstammes mitmachte, der von der weißen Zivilisation völlig unberührt im Nordwesten Amerikas in der gleichen Weise umherzog wie die Ahnen in den Jahrhunderten vor der europäischen Besitznahme des Erdteils. Erst, als Büffelkind Langspeer zum jungen Mann reifte, drangen die kanadischen Siedler bis in das Heimatgebiet seiner Väter vor, zwangen ihnen und ihm ein seßhaftes Leben in den Schonländern auf und verhinderten die weiteren blutigen Kämpfe zwischen den einzelnen Stämmen, jene grausamen und kühnen Fehden, an denen der Verfasser selbst noch teilgenommen hat. Was uns in den Indianerbüchern unserer Knabenzeit begeisterte, gewinnt hier das Gewicht der Wahrheit. Besonders eindrucksvoll wirkt auf uns die harte Erziehung, der die Indianerjungen von kindauf unterstellt wurden, um sie zu Kriegern und schmerzgewohnten Männern heranzubilden. Furchtbar erscheint uns vor allem die Männerprobe, die jeder Jüngling, ehe er in den Kreis der Erwachsenen aufgenommen wurde, zu erdulden hatte. Der überwiegende Teil des Buches besteht aus der Schilderung der Jugend eines Indianers, daneben gewinnen wir auch Einblick in die kaum erklärliche Macht der Medizinmänner, in die Würde und Mannhaftigkeit der Häuptlinge, in das bewundernswerte Sittengesetz der Kriegerschaft und die seelische Kraft der Frauen. Die eingestreuten Anekdoten aus dem Leben der letzten freien Indianer sind Zeugnisse einer tapferen und hinreißenden Todesverachtung, die an die Haltung germanischer Krieger aus der Sagawelt erinnern. Leider erfahren wir über das Liebesleben der Indianer nichts. Erschütternd ist dann der Schluß des Buches, der vom auflösenden Einfluß der Weißen auf die alte Lebensordnung der Indianer handelt. Ich bin überzeugt, daß jeder gern zu diesem einfach und klar geschriebenen Erlebnisbuch greift, der sich aus der Kindheit einen Rest von Zuneigung zu den Indianern bewahrt hat. Er wird nicht enttäuscht werden.

Heinrich Zillich

Peter Fleming. Mit mir allein. Eine Reise nach China. Rowohlt, Berlin. — **Peter Fleming. Tataren-Nachrichten.** Eine Reise von Peking nach Kaschmir. Rowohlt, Berlin. — Das Bestechende an diesen Reiseberichten eines englischen Journalisten über zwei, je sieben Monate dauernde Reisen in Ostasien, ist die durch keine papierenen Vorkenntnisse beschwerte, durch keine vorgefaßten Meinungen getrübte Unbefangenheit und Freiheit des Blickes, die sich in einer außerordentlich lebendigen Unmittelbarkeit der Schilderungen und des Sprachstils, in einer überlegenen, fast arroganten und doch nicht ehrfurchtlosen oder unbescheidenen Haltung des Verfassers äußert. Die dargestellten Erlebnisse sind ungewöhnlich, die Fülle der Beobachtungen an Land und Leuten überreich und niemals langweilig vorgetragen. Die Feststellungen politischer Art, die sich diesem ohne politische Absicht und Einstellung reisenden Engländer ergeben, sind vernichtend für Sowjetrußland und doppelt wertvoll, weil sie absichtslos gemacht wurden. Wer diese beiden Bücher gelesen hat, wird nach jedem Reisebericht Flemings greifen. Harald Krasser

Hugo Adolf Bernatzik. Die Geister der gelben Blätter. Forschungsreisen in Hinterindien. Unter Mitarbeit von Emmy Bernatzik. Mit 204 Bildern. Verlag F. Bruckmann, München, 1938. — Der bekannte Forschungsreisende Bernatzik, dessen Bücher auch für Laien anregend sind und der sich mit diesem Werk an die breite Öffentlichkeit wendet, hat einen Stil der Darstellung entwickelt, der jederman fesselt; er berichtet nur über das Wichtigste seiner Entdeckungen, hütet sich vor wissenschaftlicher Weitschweifigkeit und schreibt außerordentlich lebendig. Wir folgen ihm, auch wenn wir sein Buch der Belehrung und des Genusses wegen, nicht aber der Forschung halber lesen, mit starker Anteilnahme. Er gibt Nachricht von den Ereignissen und Ergebnissen einer anderthalbjährigen Reise, die er mit seiner Frau in Gebiete Hinterindiens unternahm, wo ihn wenig bekannte Primitivvölker beschäftigten. Das Leben und die Eigenart verschiedener dieser Stämme bringt er uns nahe, doch am bedeutsamsten erscheint ihm und uns die Entdeckung eines prämongolischen Volkes, der „Geister der gelben Blätter", die zu den Vertretern der ältesten Menschheit gerechnet werden müssen, ein in jeder Hinsicht beispiellos primitives, unwehrhaftes und unkultivierbares, aussterbendes Restvolk, das sich im Dschungel nährt und schwer zu finden ist, da es sich an einem Ort nur so lange aufhält, bis die Blätter seiner aus Urwaldzweigen zusammengesteckten Windschirme, der einzigen Art Behausung, die es kennt, gelb werden.

Es ist erstaunlich, welche Völker- und Rassenverschiedenheit sich in diesen Gebieten Hinterindiens feststellen läßt, welche ungewöhnliche Verschiedenheit der Lebensweise und Kulturhöhe. Bernatzik berührte auf seiner Reise, die hoch in die Gebirgsgegenden führte und in die tropischen Landstriche, auch die Stämme verschiedener Inseln an der

Küste Siams, wobei er auch hier erstaunliche Feststellungen machte. Daß er den hochzivilisierten Gebieten Siams, vor allem Bangkok, und dem französischen Indochina ebenfalls eine kurze Darstellung widmet, ist uns recht willkommen. Heinrich Zillich

Mitteilungen der Schriftleitung

Zum Inhalt. Unser neuer Jahrgang wird eingeleitet von Heinrich Zillichs vielbeachtetem Vortrag, den er beim Großdeutschen Dichtertreffen vor über zweihundert deutschen Dichtern und Literarhistorikern hielt.

Hans Leichts Gedicht stammt aus dem Nachlaß des siebenbürgischen Dichters, von dem kürzlich zwei Gedichte in die vorbildliche und strenge Auswahl deutscher Weltkriegsgedichte „Die Trommel schlug zum Streite" von Wilhelm Westecker (Langen-Müller, München) aufgenommen wurden.

Harald Krassers Rückblick auf die siebenbürgischen Neuerscheinungen des vergangenen Jahres enthält keine Äußerungen über die neuerschienenen Werke sächsischer Dichterinnen (Anna Schuller „Heimaterde", Thusnelda Henning „Der hölzerne Pflug"), da diese einem besonderen Aufsatz über die siebenbürgisch-sächsische Frauendichtung im Märzheft vorbehalten bleiben, das übrigens auch eine ausführliche Würdigung Egon Hajeks bringt.

Zum Aufsatz über unsere Bildende Kunst, der — wie gesagt — keine Besprechung der Ausstellung sein will und daher manchen wertvollen und in Zukunft in unserer Zeitschrift noch oft zu nennenden Künstler nicht einmal namentlich anführt, gehören die Abbildungen dieses Heftes Hermann Morres, dessen Gemälde wir wiedergeben, hat — das sei rühmend vermerkt — die größten Verdienste um den Zusammenschluß der Künstlerschaft und um das Zustandekommen der Gesamtschau.

Druckfehlerberichtigung. In den Gedichten von Heinrich Zillich im Septemberheft 1938 unserer Zeitschrift ist eine Reihe von Druckfehlern zu berichtigen, auf die wir nachträglich aufmerksam gemacht werden: Seite 286, Zeile 7 von oben soll es nicht heißen „Klang" sondern „Klage", Seite 287, Z. 4 v. o. nicht „doch" sondern noch", Z. 14 v. u. nicht „die Acker" sondern „den Acker", Z. 13 v. u. nicht „Scheunen" sondern „Scheuer", Z. 1 v. u. nicht „den Brunnen" sondern „dem Brunnen", Seite 288, Z. 7 v. o. nicht „klirrender Beutel und ach, dunkler, endloser Not" sondern „klirrende Beutel und ach, dunkle endlose Not —", Z. 18 v. u. nicht „Trage Stolz" sondern „Trage stolz".

Das nächste Heft, das, wie alle Hefte hinfort in der ersten Monatshälfte erscheinen wird, ist ausschließlich der Dichtung der Ostmark und des Sudetenlandes gewidmet und enthält Beiträge der bedeutendsten Dichter dieser Gebiete.

Herausgeber Dr. Heinrich Zillich, derzeit verreist
Allein verantwortlicher Schriftleiter Harald Krasser, Heltau-Cisnădie 92 bei Hermannstadt-Sibiu
Verwaltung Hermannstadt-Sibiu, Königin-Maria-Straße 23
Gedruckt durch die Krafft & Drotleff A. G.



Siebenbürgisch-Sächsische Leinenstickereien

Von Emil Sigerus

Die III. Sammlung mit Anhang
„Sächs. Wappen als Stickmuster"
ist in Neuauflage erschienen.

Jetzt wieder alle vier Mappen lieferbar!

Mappe I und II je Lei 180.— / Mappe III und IV je Lei 150.—

KRAFFT & DROTLEFF • HERMANNSTADT



Hans Eder

Selbstbildnis

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
16. JAHR Februar HEFT 2

Spruch

Von Gottfried Rothacker

Den Menschen lieb ich nicht, der stets vollkommen
sich dünkt als abgeschlossnes Ebenbild
des Gottes, den er kaum noch wahrgenommen,
der seiner Seele Sehnsucht niemals stillt,
weil ihn nicht dürstet und weil ihn nicht hungert,
der immer satt und voll Behagen ist,
der voller Trägheit durch sein Dasein lungert,
sein Tagwerk tut, und doch sein Werk vergißt.
Den Menschen lieb ich nicht, der abgerundet
wie eine Kugel durch sein Leben rollt,
der nirgends anstößt, niemanden verwundet,
der keinen haßt und keinem Achtung zollt;
der von der großen Seligkeit des Gebens
nichts weiß, sich nur bequemt und immer nimmt,
die wen'gen Stürmer nach dem Kranz des Lebens
faul mit den vielen Lahmen überstimmt.

Den aber lieb ich, der sich kraftvoll steigert,
der mit den Schatten seiner Seele ringt,
der fröhlich sich das Ruhebett verweigert
und, müde schon, zu neuer Arbeit zwingt;
der, wenn auch Finsternis ihn tief umnachtet,
die Sonne seiner Seele leuchten läßt,
die toten Götzen unsrer Zeit verachtet
und sich empört, wenn ihn die Lüge preßt,
der frei den Gott sucht, den man ihm verkündet,
in sich und allem, was wahrhaftig lebt,
der suchend auszieht und die Liebe findet
und glaubensfroh den Grund der Zukunft gräbt.

Die Nacht in Timau

Von Josef Friedrich Perkonig

Das war im Herbst des Jahres 1917, die Soldaten kamen von den Karnischen Bergen herab in das Land Friaul, es dunsteten die Weingärten, und aus den Maisfeldern stieg es wie stiller Rauch, noch war die friaulische Erde warm, wenn sie auch ein kühler Regen des späten September näßte, aber die Männer, die aus dem Gebirge niedergebraust kamen, sie brachten Schneeluft in ihren zerschlissenen und gebleichten Mänteln mit, es umwehte sie der Todesatem der Schluchten, in denen ihre Brüder bestattet lagen, auf dem unerreichbaren Grunde tiefer Schluchten, und ihr Gesicht war dem hellen Himmel zugekehrt. Aber jetzt sah man es den Männern und Jünglingen nicht an, daß jeder von ihnen einen Bruder im Grabe zurückgelassen hatte, sie drehten sich auf den Straßen nicht mehr um, daß sie vielleicht noch einmal die schneeigen Gipfel, die verwaisten Almen sehen könnten, auf denen sie eine Ewigkeit lang gelebt hatten, sie blickten unverwandt nach vorne in das Land Friaul hinein, war es nicht das Land ihrer Sehnsucht gewesen, da sie auf den Bergen verharren mußten, hatte nicht der Südwind die Düfte der friaulischen Weinhügel zu ihnen gebracht? Jahrelang sahen sie sich in den kleinen Städten gehen und hörten ihre Stimmen unter Laubengängen widerhallen, in der eisigen Winternacht genossen sie den Ueberfluß des Sommers, und in dem Donner der Lawine klang der Ton von schweren Weinfässern mit, die man unten in Friaul über gepflast rte Höfe rollte. Nun waren sie wirklich in Friaul, wie sie es sich geträumt hatten, und sie rafften an den Straßen grünes Laub von Maulbeerbäumen und Weinstöcken, umwanden damit ihre Kappen und marschierten, seltsam bekränzt, durch stille Dörfer, die ausgestorben zu sein schienen; längst waren ihnen die bäuerlichen Leute entwandert, die letzten waren mit den italienischen Soldaten fortgezogen, und auch in der Stadt Timau waren nur wenige Menschen verblieben, tapfere und stumpfe Greise, eine Schar alter Frauen, deren einige eben aus der Kirche traten, als der Fähnrich Seraphim mit seinen bekränzten Soldaten daran vorüberging, um ein Quartier zu suchen. Die Greisinnen, schwarze Seidentücher um die Schultern, warfen keinen Blick nach den feindlichen Gästen, sie antworteten auch nicht mit einem Laut, als der Fähnrich ihnen durch den Korporal Moro sagen ließ, ihr Haus, ihr Leben seien geschützt, sie gingen schwarz und stumm in den Abend davon, wie die kleine friaulische Stadt Timau selbst, in der schon andere Truppen lagen, Ruthenen und Bosniaken, irgendwo zwischen den Häusern stieg ein fremder Gesang hoch, eine ferne Trompete blies das Signal „Vergatterung", immer wieder denselben Befehl, als gehorchten ihm diejenigen, denen er galt, zu widerwillig und langsam. Zwei Soldaten mit rotem Fez kamen quer über einen Platz und schleppten behutsam ein kleines gläsernes Faß; sein Inhalt konnte ebensogut gelber Wein wie gelbes Gift sein, und die zwei Bosniaken kamen entweder aus der Apotheke oder aus der Trattoria, die drüben nebeneinander lagen. Da sah der Fähnrich Seraphim wohl das wilde Leuchten in den Augen seiner Leute, lange waren sie gezähmt gewesen von dem Berg, von dem Krieg, aber nun waren sie die Herren von Friaul,

sie hatten das Land gewonnen, Land der Feinde, und allen Wein darin, nach dem sie unmäßig lange hatten dursten müssen, Fleisch und Früchte, Brot und Seide, ja, und auch die Mädchen von Friaul. Die Mädchen freilich, sie waren vor dem Krieg geflohen, aber der Wein war geblieben, der Ueberfluß und das Recht der Sieger. Noch nicht die Regenluft nach verschüttetem Wein? Gingen nicht alle Träume, die sie je auf den eisigen, nächtlichen Gipfeln geträumt hatten, neben ihnen her und rauschten in dem Laube um ihr Haupt? Es waren die Träume von Eroberern und wilden Beutemachern, und der Fähnrich Seraphim sah wohl in die Herzen seiner Soldaten. Er führte sie durch das Tor eines großen, stillen Hauses mit eisernen Fensterkörben, in einen hohen Flur; aus dem Steinboden kam eine herbstliche Kühle, es war die Zeit nahe vor dem Keltern der Trauben und dem Einholen der Maiskolben; auch durch das verlassene Haus, in dem die Soldaten wohnen sollten, ging ein süßer Hauch dieser Erntezeit.

„Lasset es euch gut geschehen!" sagte der Fähnrich zu seinen Leuten, „aber denket daran, der Feind ist nicht weit von Timau."

Und als müßte der Krieg seiner Mahnung zu Hilfe kommen, knatterte der Hall von Schüssen in den dunklen Flur herein, in den die Straße ein geringes Licht sandte.

„Wir müssen morgen weiter," sagte der Fähnrich noch, im stillen aber glaubte er, daß sie einige Zeit in Timau verweilen würden, wie sollten sie, da sie zwischen Häusern, unter einem Dach, in einem schwach erleuchteten Flur eben Menschen geworden waren, wieder hinaus in den ungewissen Krieg, in die unwirtliche Natur. Trotzdem aber drohte er: „Wer betrunken ist, den lasse ich zurück. Und ich melde ihn als Deserteur in Timau. Abtreten!"

Der Fähnrich ging, ein Zimmer zu suchen, in dem er die Nacht verbringen konnte, er leuchtete mit seiner Taschenlampe durch einige Türen, sein einsamer Schritt klang auf dem Steinboden, hallte unter Gewölben, das Licht fiel auf altertümliche Türschlösser, sie waren alle unversperrt, er glomm Bilder an den Wänden an, einen Mann mit einem riesigen Schnurrbart, das mochte König Humbert sein, und einen anderen im Soldatenkleid, wahrscheinlich war es König Viktor Emanuel; das armselige Licht verwandelte die Köpfe der Könige zu fremden Masken, die Lampe war nun bald ausgebrannt, und ihr Schein machte nur die Dunkelheit noch dunkler. In einem Zimmer schlug eine Uhr einige dünne metallische Laute, nach ihr mußte es jetzt Nachmittag sein, oh, auch Uhr n waren in diesen Tagen, da die Soldaten aus dem Gebirge herabkamen, verrückt geworden. Es war nicht Nachmittag, es war Abend, und der Fähnrich spürte in der Finsternis nun mit einemmal die schweren Lider, er spürte nicht Hunger, nicht Durst, nur einen Schlaf, der plötzlich wie Blei an ihm hing. Seine Beute in Timau würde nicht Wein oder ein friaulisches Mahl sein und nicht irgendein kleines, kostbares Gut, das auch ein Offizier aus Feindesland leicht mit sich nehmen durfte, seine Beute war ein Bett, das erste Bett nach ungezählten Nächten, die man auf Kriegslagern verbracht hatte; ja, und ein Glas roten Friauler Weines als Schlaftrunk. Es trieb ihn, da er den Wein zu finden sich anschickte, auch die Begier, zu erkunden, wo sich die Mannschaft an die Fässer hing, wie an volle Euter. Aber das große Haus, bürgerlicher Palazzo eines friaulischen Herrn, war leer und still, die Soldaten hatten es, als sie Tor-

nister und Gewehre weggelegt hatten, wieder verlassen, war es ihnen zu gespenstisch, zu dunkel, oder wollten sie auf ihrem wilden Fischzug, zu dem ihnen der Abend freigegeben war, an belebterem Orte ihre Netze auswerfen?

So war das Haus des Fähnrichs Haus allein, noch war das Heer, das später auch die Stadt Timau anfüllen sollte, auf vielen Straßen aus den Bergen unterwegs, und Seraphim auf dem Wege zu einem Lager und einem letzten Trunke, ging hinter seinem absterbenden Lichte durch Zimmer, über Gänge und Stiegen, und er kam zuletzt auch in den Keller. Hier aber, wo sich an riesigen Fässern, deren manche von eines Meisters Hand geschnitzt waren, als hätten sie nicht nur die Behälter des Weines zu sein, hier, wo sich Bataillone der Soldaten hätten berauschen, ja, ertränken können, lockte den Fähnrich ein trübes Licht an, und da er nun an die Nähe von Menschen denken mußte, die sich hier verborgen haben mochten, an heimlich zurückgebliebene Feinde, die einen tapferen Ueberfall, einen verzweifelten Handstreich vorhaben konnten, zog er die Pistole. Er dachte, er wäre noch ferne dem Lichte, denn sein Schein hatte erst geringe Macht, aber da er hinter einem Faßungetüm hervortrat, stand er auch schon an der Laterne, sie war auf ein umgestürztes, niederes Faß gestellt und machte aus zwei Menschengesichtern wächserne Larven von Leichen. Ein alter, kleiner Mann hatte sein weißhaariges Haupt an ein Faß gelehnt, und es schwebte eine Krone, aus Lindenholzen geschnitzt und in Jahrhunderten gedunkelt, über ihm, und zwei hölzerne, verknitterte Bänder hingen links und rechts am Rand des Faßbodens herab. Der Greis hätte des Königs Humbert Bruder sein können, so mächtig war sein schneeweißer Bart. Das Mädchen aber, schwarz wie die Nacht, war größer als er, es hatte einen Schritt getan und darin innegehalten, so daß es von einer seltsamen Starre befallen schien; auch die eine Hand des Mädchens hielt eine Pistole.

Es bedurfte geringer Ueberlegung, um zu wissen, daß dieses Paar, wahrscheinlich Ahne und Enkelin, von dem Unglück des Vaterlandes überrascht worden war, vielleicht war ihr anhängliches Herz langsamer gewesen als der ungestüme Schritt der Krieger, die aus den Karnischen Alpen herniederstürmten, vielleicht hatte das Mädchen beschlossen, bei dem hartnäckigen Greise auszuharren; waren sie nun Unselige oder Getreue, oder Verirrte, ihre stumme Gegenwart überraschte den Fähnrich mehr als es ein Schuß vermocht hätte.

„Buona sera!" sagte er; es war alles, was er in dieser fremden Sprache zu sagen wußte, und er sagte es mit unsicherem Tonfall. Da nickte der alte König Humbert und das Mädchen hauchte den Abendgruß zurück, und da ein Mann, der gekommen war, Böses zu vollbringen, ein erschrecktes Paar wohl nicht so unbeholfen grüßen würde, lächelte das Mädchen und es legte, als müßte es zuerst ein Zeichen des Friedens geben, die Pistole hin neben die Laterne. Und es versorgte auch der Fähnrich wieder seine Waffe, und er sprach: „Haben Sie keine Angst; niemand wird Ihnen etwas tun."

Er sprach es großartig, als hörten ihm viele zu, und es war doch niemand da, der ihn hörte, es hörten ihn auch die beiden nicht, Greis und Mädchen, da sie ihn nicht verstanden, und es war so gut, als vernähme auch er sie nicht, da sie nacheinander etwas zu ihm sagten. Er wußte nicht, daß sie Pia de Pretis waren und Herr dell'Aquino,

in dem Hause der Sippe zurückgeblieben, auch dann, als schon die italienischen Soldaten daran vorüberfluteten — in diesem Lande ließen sich die Menschen nicht so leicht von Haus und Erde vertreiben; fraget einmal die edlen Familien in Friaul, in Gemona, Udine und Treviso! — und nun waren sie glücklich, daß ein junger fremder Offizier in das Haus gekommen war, der sie in dem Keller aus ihrer Furcht erlöste, denn es war ihnen zuletzt in ihrem Mute doch bange geworden, und sie hatten gemeint, sterben zu müssen. Sie geleiteten ihren Gast in das Haus hinauf, nun war es auf einmal hell von unförmigen Lampen mit riesigen Schirmen aus färbigem Glas und Porzellan, und in dem einen Zimmer, in dem sie dann verweilten, zündeten sie gar die Kerzen in Leuchtern an den Wänden an.

Sie aßen nur wenig, weißes Brot, das schon hart war, aber sie feuchteten es mit Wein an, Aepfel und einen milden Käse, und das schnelle Pendel einer Uhr auf dem Kamin machte die Tafelmusik. Die Nacht brachte den Hall von Schüssen an die Fenster, auf der Straße war immerfort Wagenlärm, einmal ein wilder Chorgesang und ein verirrtes Hornsignal. Der Krieg störte nicht das seltsame Mahl, den müden Greis Aquino, der nur von den Früchten nahm und keinen Wein trank, die beiden jungen Leute, die in der vorigen Stunde einander noch fremd gewesen waren und nun an dem Tische saßen wie ein Liebespaar. Es gingen ihre Blicke von Antlitz zu Antlitz, und es redeten, jedes in seiner Sprache, zueinander, lächelnd, mit vieler Bewegung ihrer Hände, wie es sonst nicht ihre Art sein mochte, oh, es ist ein Irrtum, zu meinen, daß man immer die Sprache des anderen gebrauchen müßte, um ihm verständlich zu sein. Anfangs dachte der Fähnrich Seraphim wohl daran, den Korporal Moro zum Weine zu rufen oder irgendeinen anderen Soldaten, der in der Zunge des Landes spräche, aber er bedachte, daß er das Dasein des Mädchens nicht den Soldaten verraten dürfte, und bald war es ihm auch gewiß, wie es von süßerem Reize wäre, den Sinn aller Worte nur zu ahnen und ahnen zu lassen; und da ihn aus dem Weine ein leiser Rausch überkam, sagte er dem Mädchen alles, das seinem jäh verwirrten Herzen zuliebe gesprochen sein mußte, und nichts hinderte ihn zu glauben, auch sie spräche manches, das sonst ein keusches Herz verschweigen mußte. Es war eine Liebe ohne Namen, ein Gefühl ohne irdischen Klang, in dem sie sich einen Abend lang verloren, es schwebte zwischen ihren Sprachen ein Glück, wie es unter tausend Paaren immer nur einem Jüngling und einem jungen Mädchen beschieden sein kann.

„Buona sera", sagte zum Abschied Pia de Pretis, da es ihr nun gewiß war, daß es die einzigen italienischen Worte seien, die er zu gebrauchen verstünde, und sie drückte ihn, da er ihr in einer heftigeren Anwandlung folgen wollte, mit den Fingerspitzen über die Schwelle zurück. Es war die einzige Berührung ihrer Leiber. Der Fähnrich Seraphim wich in der Nacht nicht von dieser Schwelle. Er hörte johlende Soldaten, er hörte Schritte und Befehle der Wachen, Gewehrschüsse und einmal auch kurzen Geschützdonner. Er bewachte das friaulische Mädchen vor Ruthenen und Bosniaken, vor den eigenen Leuten, er glaubte sie nach Mitternacht im Hause zu hören, er bewachte es vor einer Gefahr, die keinen Namen hatte, und zuletzt vor sich selber. Vielleicht behütete er es für einen Kameraden im feindlichen Heere, für einen jungen Offizier, wie

er einer war, es schmerzte ihn, dieses zu denken, es litt ihn nicht in der Finsternis, und er zündete wieder eine Kerze an der Wand an. Im kargen Lichte dachte er daran, daß der italienische Bräutigam vielleicht schon tot war, auf dem großen Rückzug gefallen, und morgen kam ein neuer Tag nach Timau, zehn Fingerspitzen mußten nicht immer so stark sein wie an diesem Abend. Er wußte nicht, daß Pia de Pretis wachend lag und an ihn dachte, sie wußte nicht, daß der Alarm in der frühen Dämmerung dem Fähnrich Seraphim galt. Das Laub war in der Nacht verwelkt und von den Kappen gefallen, die Soldaten traten achtlos auf die toten Blätter, da sie sich fluchend erhoben.

Und denket euch — so grausam ist das Leben — der Fähnrich Seraphim fiel noch in diesen Morgenstunden draußen vor Timau durch eine der dummen Kugeln, die wie wilde Hornissen jede Kompagnie im Krieg umschwärmen. Man begrub ihn am Vormittag im Friedhofe von Timau, eine Bosniakenkapelle spielte ihm zuletzt noch auf, seine eigenen Leute hatten weiter gemußt. Ja, sie begruben ihn, vielleicht nur tausend Schritte von Pia de Pretis entfernt — und sie wußte es nicht.

Der Landsmann

Von Bruno Brehm

Im Dezember 1917 stand die Gebirgsbatterie, die ich kürzlich hoch oben im Schnee drüben auf einem der Fleimstaler Berge übernommen hatte, im Bosco di Gallio auf der Hochfläche der Sieben Gemeinden. Nur aus der Ferne war der Siegesjubel über den großen Durchbruch bei Flitsch-Tolmein zu uns in die zerschossenen Wälder unter den tiefhängenden Wolken heraufgedrungen, uns hatten die Wachtfeuer Friauls, von denen der Armeebefehl sprach, wohl die Herzen, nicht aber die Hände erwärmt. Unser Stoß aus dem Gebirge war mißglückt. Hier oben, am Rande der Frenzellaschlucht, war der Angriff, der den Gegner im Rücken hätte fassen und vernichten sollen, in den räudigen, zerstörten Wäldern hängen geblieben. Der Feind konnte wieder Atem schöpfen, sein Feuer verstärkte sich von Tag zu Tag, in den Nächten fingerten ruhelos seine Scheinwerfer zwischen den Bäumen herum, zornig schlugen seine Feuerfäuste nach. Wenn wir nur diese letzte Waldzone durchstoßen könnten! Wenn uns nur dieser eine letzte Schritt noch gelänge! An klaren Tagen konnten wir von der Höhe der Molatta aus das Meer aufschimmern sehen. Genau wie hier in die Bucht von Venedig hatte ich im Sommer in den Golf von Saloniki hinabgeblickt, aber auch dort hatten wir ja das leuchtende, sonnenglühende, das rettende Meer nicht erreicht.

Die Mannschaft meiner Batterie bestand zum größten Teil aus jungen Burschen, die bis zu ihrer späten Musterung in den Munitionsfabriken des niederösterreichischen Industriegebietes gearbeitet hatten. Vielen waren wohl schon die Väter in Galizien, in Serbien oder am Isonzo gefallen. Man hatte mir bei der Brigade, bevor ich die Batterie übernahm, gesagt, daß ich widerhaarige Leute treffen werde und mit rück-

sichtsloser Strenge durchgreifen müsse, denn bei dieser Batterie sei so manches nicht in Ordnung.

Da war ich also, so schnell ich nur konnte, zur Val Piana hinangestiegen und hatte dort im Schnee eine Rede gehalten vor den angetretenen Leuten, die mir damals wohl kernig und markig schien, die mir heute aber, überdenke ich sie, reichlich aufgedonnert und albern vorkommt. Denn als ich die Batterie übernahm, wußte ich es noch nicht, und auch jene, die sie mir übergaben, scheinen es nicht geahnt zu haben, daß es nur der ewige ungestillte Hunger dieser jungen, noch nicht erwachsenen Burschen gewesen war, der sie alle Befehle so schleppend und verdrossen hatte ausführen lassen. Aber auch die alten bosnischen Tragtierführer waren nie satt geworden von dem wässerigen Kaffee und dem zerbröckelnden Maisbrot. Die Seilbahnen waren mit Munition überlastet, es kam zu wenig Verpflegung in die Berge hinauf, auch das Heu für die kleinen Tragtiere fehlte, die Pferdchen fraßen Fichtennadeln und nagten die Baumrinden ab, ihre Nieren erkrankten, blutig ging ihnen der Harn ab, eines nach dem andern stand mir um. Menschen und Tiere hungerten und froren dort oben in den grauen zerschossenen Wäldern auf der Hochfläche von Asiago. Wären wir nur diesen einen letzten Schritt weitergegangen, wären wir in die Tiefebene hinabgestoßen, alles hätten wir dort reichlich gehabt, Essen für die Menschen, Futter für die Pferde, wärmere Mäntel aus der reichen Beute. Aber wir gingen nicht vor, wir lagen in den Wäldern und die schweren Minen, die in der Nacht herüberkamen, krachten so laut im widerhallenden Gestein, daß es uns den Magen hob. An unseren Kleidern und Schuhen nagten die Ratten, an uns selbst aber die Läuse. An eine Ablösung war nicht zu denken. Wir saßen fest.

Ging ich zum Aufklärer vor, der vorne bei der Infanterie in den Gräben am Fuße des Sisemol seinen Unterstand hatte, so mußte ich durch die zerschossene Ortschaft Gallio. Die Granaten hatten die Mauerreste mit einem giftgrünen Aussatz überzogen, das Trümmerwerk sah wie ein moosüberwachsener, halbzerstörter Tierschädel aus. Hochauf ragte eine Wand der Kirche, die andere war mit ihrem Schutt in das eingestürzte Schiff gefallen. Um den Brunnen herum lagen Tote, die beim Wasserholen das Geschick ereilt hatte. An einer Wegbiegung, bei der die Straße die Ortschaft verließ, lag ein Toter, der wohl beim Sturm auf den Sisemol gefallen war.

Als ich wieder einmal dort vorüberkam, setzte so überraschend das feindliche Feuer ein, daß ich, den eine alte Verwundung am Springen oder Laufen hinderte, nichts anderes tun konnte, als mich gerade neben dem Toten auf den Boden zu werfen. Und als eine Granate unweit von mir einschlug und ihren Rauchbaum mit seinen peitschenden Ästen hochwarf, schmiegte ich mich, als könne mir der Tote Schutz gewähren, dichter an ihn an.

Als der letzte Splitter jaulend versaust war, hob ich ein wenig den Kopf und erkannte, daß mein stummer Nachbar ein älterer Mann mit kräftigem rötlichen Schnurrbart und grauem Stoppelkinn war. Der Schuß hatte ihn mitten in die Brust getroffen, die rötlich behaarte blutbefleckte Hand hatte wohl versucht, das quellende Blut zu dämmen. Die Enden seines geschlossenen Mantels waren braun versengt. Denn dort oben, hoch in den Bergen war es kalt, nachts fiel der Reif so dicht wie Schnee, die Leute schliefen bei den

Feuern ein und versengten sich Kleider und Schuhe, ehe sie aus ihrem Dösen erwachten. Drüben beim Brunnen lagen Tote, deren Mäntel das ganze Rückenstück verbrannt hatten.

Ich richtete mich langsam auf, noch immer zogen in geringer Höhe Granaten dahin. Mein Nachbar, den das nun nichts mehr anging, hatte das ruhige und gerade Gesicht eines Bauern, er hatte die grauen Augen offen und sah in den grauen Himmel mit den tief hängenden Schneewolken hinauf.

Ich wartete, bis der Feind seine Lage abgegeben hatte. So, jetzt waren die sechs Schüsse aus dem Rohr, nun mußte ich schauen, daß ich weiter kam. Beim Abschied fiel mein Blick auf die Regimentsnummer des Toten, die an seiner neben ihm liegenden Kappe abzulesen war: er war vom Egerländer Schützenregiment Nr. 6. Ich war neben einem Landsmann gelegen.

In der Nacht ließ mich das böse, den Magen hebende und zusammenpressende Krachen der Minen nicht schlafen. Ich hätte dem Bauern mit dem rötlichen Schnurrbart am Ausgang von Gallio doch die Erkennungsmarke abnehmen sollen. Sicher hat er seine Frau und seine Kinder daheim. Aber morgen komme ich dort ja wieder vorbei, da kann ich dann das Versäumte nachholen. Aber vielleicht haben seine Regimentskameraden in der Nacht den Landsmann dort draußen schon begraben. Vor einigen Tagen war ich, der anmarschierenden Batterie vorauseilend, an einem Regiment finster blickender Tschechen vorbeigekommen, die von den Kaiserjägern abgelöst worden waren. In langen Reihen waren die mürrischen Leute an einem zerschossenen Waldhang neben der vereisten Straße gestanden und hatten uns hin und wieder ein paar Worte zugerufen. Als ich um den Weg gefragt hatte, war mir von einem alten Landstürmler, einem Egerländer, Auskunft gegeben worden, und dann hatte mich der alte Mann leise um einen Bissen Brot gebeten. Ich hatte ihm ein paar kleine Zwiebackstücke gegeben, er hatte sich auch noch über irgend etwas beklagen wollen, aber es war keine Zeit ihn anzuhören, ich mußte weiter.

Als ich dann weiter unten zu den Kaiserjägern kam, konnten sich einige Jäger nicht enthalten, uns nachzurufen: „Ujeh! Die Achtundzwanziger!" Unser Gebirgsartillerieregiment trug nämlich die gleiche Nummer wie jenes einst strafweise aufgelöste und nun wieder aufgestellte tschechische Infanterieregiment. Man mochte uns für Infanteristen gehalten und deshalb so wenig freundlich begrüßt haben.

„Artillerie" rief ich den Leuten zu, „gleich kommen die Kanonen!" Da hatten die Kaiserjäger gelacht und uns aufgefordert, nur recht tüchtig zu feuern und aufzupassen, daß es dabei nicht in die Eigenen hineingehe.

Daran dachte ich, während immer wieder Steine und Aeste auf das Wellblech niederprasselten, unter dem wir in einem alten italienischen Graben lagen. Verstummte das Getrommel auf dem Blech, dann hörten wir das Räderrollen und Autopusten, das unaufhörlich durch die Nacht der Wälder wanderte.

Ich schälte mich aus meinem Schlafsack und kroch aus dem Graben. Immer wieder wurde der Wald durch den Feuerschein der berstenden Geschosse erhellt. Bleiches Scheinwerferlicht tastete seine Ränder ab, Leuchtraketen stiegen hoch, hoben ein helles Stück aus der Nacht und verschwanden wieder. Der Feind war unruhig, er fürchtete wohl eine

Wiederholung des Angriffes, er wußte, was hier, am Rande des Alpengürtels, für ihn auf dem Spiel stand.

Ich ging zu den kleinen Tragtieren hinüber, stellte mich zwischen ihre zottigen, dunstenden Leiber und wärmte mich an dem zitternden Leben. Zwei alte Bosniaken saßen in ihre Mäntel gehüllt etwas abseits — so mochten sie wohl auch in ihrer fernen Heimat unten im hohen Karst als Hirten bei ihren Herden gesessen sein, und schwätzten leise.

Als ich am nächsten Tag, getrieben von der hellen Peitsche der berstenden Schrapnells, wieder durch Gallio kam, hatte man dem Schützen am Ausgang des Ortes den Mantel und die Schuhe ausgezogen. Die Taschen der Hose und der Bluse waren mit ihrem Sackleinenfutter nach außen gekehrt. Bluse und Hemd standen über der Brust offen und gaben einen rötlichen Haarbausch frei. Der Kopf lag etwas tiefer, aber noch immer blickten die grauen Augen unbeweglich in den grauen Himmel mit den tiefhängenden Wolken. Man mochte ihm wohl schon die Erkennungsmarke abgenommen haben, dachte ich, grüßte eilig hinüber und hastete weiter.

Wieder ein paar Tage später kam ich dort abermals vorbei. Es war um die Mittagszeit, die Italiener hielten Siesta, ich konnte ganz gemächlich gehen. Der Feind mochte in der Nacht mit seinen Scheinwerfern eine Tragtierkolonne ertappt haben. Da lagen nun Pferdchen und Maultiere im Schnee, die Leiber zottig und aufgetrieben, die Sättel leer. Ein Kessel Kaffee mochte zerschossen worden sein, das Braun seiner Flüssigkeit und das geronnene Blut bildeten einen dunklen Fleck im Schnee, der in dieser Nacht reichlich gefallen war.

Der Schütze am Ortsausgang war nun ganz und gar entkleidet. Wie ein nasses Tuch bedeckte der dünne Schnee seine Blöße.

Ich blieb vor dem nackten Mann im Schnee stehen und überlegte, auf welche Weise ich ihm nun doch endlich zu einem Grabe verhelfen könnte. Aber der Blick zum Brunnen hinüber belehrte mich, das hier vorne sich wohl niemand die Zeit nahm, die Toten zu begraben, zumal ja die winterliche Kälte dies auch nicht als dringende Forderung stellte. Hier hastete wohl alles in der Nacht in höchster Eile durch, und bei Tag durfte sich niemand hier zeigen. Nun hatte mich wohl auch schon ein Beobachter drüben erspäht, denn Abschuß und Zerbersten, fast im gleichen Augenblick war schon ein kleines Schrapnell da.

Zwei Tage nachher wurde ich auf einem Wagen in der Nacht durch Gallio zurückgebracht. Der Kutscher hielt kurz an und band den Pferden die mit feuchtem Heu gefüllten Futtersäcke um. Wie böse Vogelschwärme zogen die Gasgranaten über uns weg und platzten mit gedämpften Plumpsen. Mein Bursche schnallte meine Gasmaske los und ehe er sie mir über das Gesicht stülpte, sah ich, mich ein wenig auf der Tragbahre aufrichtend, daß wir gerade bei dem nackten Toten hielten. War es nun das Wundfieber, war es das Gefühl, ganz wehrlos und ausgeliefert zu sein, ich weiß es nicht mehr. Ich deutete mit der Hand auf den nackten Landsmann, ich wollte, daß man ihn auflade und fortbringe. Aber schon tanzte ein Scheinwerfer heran, schon fluchten hinter uns aus der Frenzellaschlucht kommende Kutscher, schon rief es durch die Nacht: „Gas! Gas!“,

schon rütterten und schütterten die mit abgeblendeten Lichtern groß durch die Finsternis heranholpernden Autos.

Schon begann auch unser Wagen zu fahren, die Gasmaske verursachte mir Uebelkeit, und kalter Schweiß trat mir auf die Stirn. Der Wagen begann zu rattern, die Nacht wurde vom Feuerschein einschlagender Schüsse zerrissen.

Hinter Asiago fuhren wir langsam. Ich nahm die Gasmaske ab und trank die kühle Luft wie frisches Wasser. Dunkel standen die Wälder der Berge Ecker und Sprung. Leuchtraketen stiegen hoch und sanken.

Im Fieber der nun folgenden Tage mußte ich immer an den nackten, von Schnee bedeckten Landsmann am Ortsausgang von Gallio denken. Im Spital zu Trient lag mir gegenüber ein württembergischer Leutnant, der auf dem Monte Grappa bei der Bergung seines toten vor dem Drahtverhau liegenden Bruders schwer verwundet worden war. Mein Gott, warum hatte ich es nicht versucht, den nackten Schützen vom sechsten Regiment zu bergen?

All dieses war mir ganz und gar aus dem Gedächtnis entschwunden. Als ich aber wieder einmal in die Heimat, in das Gebirge am Rande Böhmens kam, und ich mich nicht satt sehen konnte an den kargen Feldern zwischen den dunklen Mooren, an den dunklen Wäldern und den hellen Wiesen, da sah ich, ungerufen von mir, auf einmal den nackten, von Schnee verhüllten Mann wieder liegen: blaß wie ein Keim unter der Erde, aus dem neues Leben emporwächst, stumm wie das ruhende Leben im Winter selbst: den ewigen Landsmann, der für mich und der für dich, der für uns alle gestorben ist, und dem wir alle, die das Licht der Sonne noch schauen dürfen, zu danken haben.

Opferfeuer

Eine volksdeutsche Kantate von Robert Hohlbaum

Der Volksdeutsche:

Meiner Väter dumpfes Sehnen
schwang in blaue Ferne aus,
und sie ließen ohne Tränen
hoffend das verfallene Haus.
Treue Frucht aus fremder Erde
zwangen sie mit harter Hand,
ihrer Gnade Gotteswerde
fügte sich das neue Land.

Chor der Volksdeutschen:

Wälder fielen im herrlichen Roden,
nordischem Fleiße in südlicher Glut,
über den jungen dampfenden Boden
floß gesegnet die goldene Flut.

Höfe und Burgen trotzten dem Hassen
mauerumgürtet und kräftesatt,
ihrem Schutze mit Giebeln und Gassen
schmiegte sich dankend die wachsende Stadt.
Prunkend hoben sich Türme und Dächer,
ihren Brüdern der Heimat gleich,
werktags die Hämmer, sonntags die Becher,
wie in der Heimat klangen sie reich.
Wie in der Heimat wirken die Frauen,
gehen zur Kirche in würdigem Schritt,
und die Männer, sie bilden und bauen,
deutsche Jahrhundertkraft wirkt und baut mit.

Der Volksdeutsche:

Aber nachts im Glanz der Sterne
sucht aus süßer Einsamkeit
oft ein Herz die alte Ferne
wandernd mit den Sternen weit.
Wer des Tags mit festen Füßen
auch im Kampf ums Heute stand,
will im dunklen Traume grüßen
nachtbefreit das alte Land.
Das er tief in sich verborgen
hütet als geheimen Traum,
der in Unrast fremder Sorgen
blüht als ew'ger Weltenbaum
ihm im Herzen. Jene Linde,
die am Tor des Ahnen stand,
wehe wieder seinem Kinde,
heimatgrün im neuen Land!

Chor der Volksdeutschen:

Und so stehn wir festumfriedet,
alten Traums, im Wirken neu,
stark ans neue Land geschmiedet,
doch der alten Heimat treu.
Ist's auch nur ein Grüßetauschen
über tausend Meilen weit,
eurer Fahnen Farben rauschen
über uns in Ewigkeit!

Chor der Grenzdeutschen:

Wir stehen dumpf auf dunkler Wacht,
vor uns der Tag, um uns die Nacht,
die Nacht ist nah, der Tag ist fern,
und über uns erlischt der letzte Stern.

Der Grenzdeutsche:

Herrgott im Himmel, mache mich blind,
daß ich nicht sehe, wie selig die andern sind!
So nah, so furchtbar nah ist das Licht,
hinter dem Grenzpfahl, dem Grenzpfahl der eisigen Pflicht,
wandern die Menschen, ihr Kind im Arm,
ich höre ihr Lachen, ihr Lachen ist reich und warm
meine Kinder lachen schon längst nicht mehr,
sie tragen des Lebens Bürde wie ich so schwer,
Herrgott im Himmel, mache mich taub,
daß ich töricht an meiner Kinder Lachen glaub!
Herrgott, Herrgott im Himmel, reiß mir das Herz
aus der gemarterten Brust, daß ich den wühlenden Schmerz
nicht mehr fühle, daß stumpfes Vergessen lind
seine dunkle Wolke breite über mich, mein Weib und mein Kind!

Chor (Stimmen des Landes):

Denk daran, wie du glücklich warst,
in deines Lebens sanftem Verzicht,
wie der eiserne Ring deines Herzens barst,
wie es überströmte ins kühle flutende Licht,
das durch die Aeste des gütigen Waldes floß,
das dein Auge, dein seliges Auge trunken genoß,
das dir widerschien aus deines Kindes Glück,
höre das Rauschen des Baches, der ewig ist,
der seine Quelle nie und nie das Ziel des Meeres vergißt.
Sei, wie er, deiner Quelle treu, wie er deines Meeres gewiß,
in das du mündest, wenn Gott deine Fessel zerriß,
kehre zu uns, zu unserem Glauben zurück!

Die grenzdeutsche Frau:

Glaube, glaube, glaube wie ich!
In diesem Glauben umfange mich!
Ueber uns rauscht der ewigen Wipfel Gebet,
über uns leuchtet, was in den Sternen steht,
unter uns raunt der ewigen Wasser Gebot:
Ströme, ströme mit uns über Nacht und Not!
Siehe, im wandernden Flusse ruhigen Scheins
spiegeln die Sterne sich, und Erd' und Himmel sind eins!
Eins wie wir in der Zukunft Zuversicht!
Glaube: Das Dunkel trägt tiefes, innerstes Licht.
Einst, wenn an uns ergeht der rauschende Ruf der Zeit,
heben wir Himmelslicht aus der Hölle der Dunkelheit.
Wie mein Kind aus dunklem Schoße stieg in des Morgens Pracht,
wie ein Gott das Licht schuf aus der Wasser chaotischem Schacht,
wie er immer und immer wieder das neue Wunder schafft,
das hellste, herrlichste Wunder, das Wunder der Kraft!

Gesamter Chor:

Kraft des Duldens, Kraft des Neigens
vor des Schicksals Weltgericht,
Kraft des Schaffens, Kraft der Zeugen,
Kraft der Sehnsucht, Kraft der Pflicht!
Unser Werk und unser Leben
liegt nicht mehr in unsrer Hand,
alles, alles sei gegeben
deinem Glanze, Vaterland!
Mögen wir im Dunkel trauern,
mögen wir im Leid vergehn,
wenn nur deine goldnen Mauern
unerschüttert, ewig stehn.
Mag der Sturm der Zeit uns fegen
in das Nichts wie letzte Spreu,
wenn nur du im Gottessegen
selig ruhst und ewig neu,
ewig neu dich groß entzündest
von der Himmel Licht durchbebt,
dich dem letzten Ziel verbündest,
haben ewig wir gelebt.
Was uns schmerzend, schwer und teuer,
unser Kampf und unser Leid,
flammt in deinem Opferfeuer
rein durch Zeit und Ewigkeit!

4. März 1918

Von Wilhelm Pleyer

Nun steckte der Student den vierten Tag im Gefängnis des Bezirksgerichtes, und es war der 4. März, der große Tag der Deutschen in den böhmischen Ländern. Er hatte ein Fensterchen vor dem Gitter geöffnet und nachher noch eine Scheibe daneben zerschlagen und hörte nun, wenn auch nicht eben deutlich, was draußen vorging: Marschmusik, Heilrufe, Fetzen einer Rede, Händeklatschen und Heilrufe — der Student selber rief mit: „Heil, Heil!", und dann wurde es wieder ruhiger, und schließlich ganz ruhig, und der Student hörte die hallende Stimme des jungen Bauern, der seine Rede über den Platz rief, als ob sie gerade den Kameraden drüben im Gefängnis noch erreichen sollte:

„Volksgenossen! Heimatgenossen von Braunau und aus dem Ländchen! Ein junger Mensch und ein Bauer redet zu euch, aber ein Heimkehrer und ein Mann, der sich von dem Maschinengewehr da drüben das Maul nicht verbieten läßt."

Er ließ den Beifall verbrausen und rief: „Wir Frontsoldaten haben so manches Maschinengewehr gegenübergehabt —"

Da schrie einer: „Aber besser ist besser!" und gleich hörte man's: „Heh ruck!" — brausende Rufe — auch Gelächter — — der Student, der auf dem Tischchen mit dem Ohr am Gitter stand, schlug auch noch eine zweite Scheibe ein — „Himmelherrgott, was ist denn da los!"

Der Braus ebbte mählich ab, und es war wieder die Stimme des jungen Bauern zu hören: „Wir Frontsoldaten hätten von allen den Frieden am liebsten. Und sie haben uns ja gesagt, wir hätten gekämpft und gelitten und unsere Kameraden seien gestorben, auf daß endlich in der Welt Frieden sei durch gleiches Recht! Wir wollten heimkehren zu friedlicher Arbeit, zum Pflug, zum Buch — aber sie zeigen uns, daß ein anderes Eisen mehr gilt, und" — dies schrie er — „sie fangen an zu verhaften und holen den Studenten vom Buche weg in den Kerker!"

Der Student hörte stürmische Entrüstungsrufe, „Pfui" und „Nieder"; und erst vereinzelt, dann immer stärker im Chor Rufe: „Heraus! — Heraus mit ihm!"

Und er vernahm Sperrgeräusche und Riegelschlag, und die Rufe der Demonstranten brandeten lauter herein. Der Gerichtsvorstand kam mit dem Gefängniswärter geeilt, seine hohe Stimme fistelte vor Aufregung noch höher, als er rief: „Führen Sie ihn heraus — in meine Kanzlei! Ich habe die Dinge so kommen sehen! Sie haben es schon beim Umzug gerufen: er müsse heraus! — Daß Sie mir solche Geschichten machen —!"

„Meine Verehrung, Herr Landesgerichtsrat!" sagte der Student. „Aber ich finde, mir werden Geschichten gemacht!"

Der Gerichtsrat rief geradezu weinerlich auf dem Wege zur Kanzlei: „Wie dem auch sei! Ich bin Staatsbeamter, mir geht es an die Existenz! Es wird zur Gewaltanwendung kommen —"

„Meinen Sie, daß das Militär schießen wird?!"

„Nein, das Militär nicht, das Militär ist plötzlich eingeschlossen worden, es kann

sich nicht rühren. Beim Maschinengewehr sitzt eine Art Bauernknecht und jauft aus einem blauen Sacktuch. Man stelle sich das vor!"

Der Student stellte sich das sehr gut vor, und darum lachte er. Indes war die Menge immer näher gekommen, schon scholl es am Gebäude: „Wo ist der Verhaftete?! — Er muß heraus!!"

Nun kam der Rechtsanwalt in die Kanzlei, der die Vertretung des Studenten übernommen hatte. Der Gerichtsrat rief ihm augenblicklich zu: „Herr Doktor, beruhigen Sie bitte die Menge!"

Der Anwalt öffnete ein Fenster und rief hinaus: „Ruhe! Ruhe! Er wird soeben einvernommen, er kommt höchstwahrscheinlich sofort frei!"

Aus der Menge aber gellte es: „Sie schaffen ihn nach Königgrätz ins Kreisgericht!"

Der Gerichtsrat flüchtete aus der Nähe des Fensters: „Hier in der Ecke — Schriftführer, beginnen Sie!"

Der Anwalt griff zu: „Der Herr Schriftführer zittert zu sehr. Bitte, Herr Rat, vertagen wir das Konstitut und alle Förmlichkeiten." Und er setzte sich selber an die Schreibmaschine und schrieb: „Ich fühle mich nicht schuldig. Von Spionage ist mir nichts bekannt, wieso mein Name in diesbezügliche Papiere kam, ist mir ein Rätsel. Ich beantrage meine Entlassung aus der Haft und gelobe, gemäß § 191 der Strafprozeßordnung, mich in der Freiheit jederzeit zur Verfügung des Gerichtes zu halten. Gelesen und gefertigt."

Der Student konnte gerade noch unterschreiben, die Menge kam schon die Stiege herauf, eine Tür wurde eingedrückt, Glas splitterte, ein dumpfes Aufschlagen war zu hören — „Um Gottes willen!" schrie der Gerichtsrat, „es geht über die Akten! Furchtbar, furchtbar!"

Und nun waren sie schon vor der Tür der Kanzlei: „Den Studenten heraus! Heraus!!"

„Gehn Sie nur schon, gehn Sie!" drängte der Gerichtsrat.

Und der Student ging. Mit Heil- und Hurrarufen wurde er empfangen. Sie huben an zu singen: „Wenn alle untreu werden, so bleiben wir doch treu!"

Und nun hörte der Student auch seines Kameraden Stimme: „Hallo —! Es war doch programmgemäß! Und es war noch lange nicht alles!"

Und der junge Bauer kommandierte: „Achtung! Abmarschieren! Gasse für die Patrouille des Herrn Bezirkshauptmanns und der Gendarmerie! Die Oberdörfer zuletzt!"

Der Student wurde zu seiner Mutter gebracht. Er duldete es eine Weile, daß sie ihn an ihre Brust gedrückt hielt, dann rannte er zum Oberleutnant. Und es war dessen Vorsicht, daß der Student in dieser ersten Nacht noch nicht daheim schlief, sondern in einem Raume, über den der Oberleutnant von seinem Geschäfte her verfügen konnte.

Der Student schlief lange nicht ein; es wirrte ihm vieles durch den Kopf — meist Frohes und Zuversichtliches. Als er schon zeitig wieder erwachte, lauschte er angestrengt hinaus, nugelte auch durch die Glunsen der Fensterladen und erwartete ungeduldig den älteren Kameraden.

Der kam sehr bald. Während er einen der Läden öffnete, überschüttete ihn der Student mit Fragen: „Was hört man? Hat sich der Staub schon gelegt? Wie verhält sich das Militär? Ist jemand verhaftet worden?"

„Nein. Es scheint soweit ganz ruhig zu sein. Aber es ist schon besser, wenn du noch ein paar Stunden dableibst; das Militär ist sicher nicht gut aufgelegt; wenn es auch die Maschinengewehre wieder mitnehmen konnte."

Hier hätte der Oberleutnant doch lächeln müssen, aber er lächelte kein wenig. Wie er dreinsah, das machte den Jungen ängstlich; er fragte: „Ist denn schon eine Zeitung da?!"

„Ja..."

„Was denn? Gib her! Was hast du denn?"

„Freund... es sind nicht überall die Soldaten durch die waffenlose Menge von den Maschinengewehren gedrängt worden. — Es sind fünfundzwanzig Tote in Kaaden, Männer, Frauen und Kinder, sechs Tote in Karlsbad, sechzehn in Sternberg, es sind Tote in Arnau drüben, im ganzen an die sechzig — —"

Der Oberleutnant setzte sich. „Das von Arnau drüben habe ich noch gestern erfahren", sagte er. „Ich habe keine Minute geschlafen." Er rieb sich scheinbar die Schläfen. „... Männer, Frauen und Kinder... voller Zuversicht, ohne Feigheit und ... ohne Waffen." Und ihn würgte es, denn er hörte, hörte das Kommando zum Feuern, das Rattern der Maschinengewehre, hörte den tausendstimmigen Schrei der Entsetzten, das Stöhnen der Sterbenden, durch dumpfe Glocken noch den Chor der Toten: die Männer: „Gerechtigkeit!" — die Frauen: „Frieden!" — die Kinder: „Mutter — —!!"

Der Oberleutnant in Zivil blickte auf und sah in ein junges Gesicht, das sehr bleich war mit aufgestarrten Augen.

Da wurde er hart und fest. „Weißt du, was das heißt? Die Herren am grünen Tisch von Paris sind vor fertige Tatsachen gestellt, und sie werden nichts dagegen einzuwenden haben. Deutsches Schicksal. — Ich muß mich jetzt um unseren Stürmer kümmern — wir melden uns noch einmal bei dem Herrn Hauptmann, zur Verabschiedung."

Der Student rief: „Herrgott, das kann doch nicht deutsches Schicksal sein, daß wir darauf verzichten, dem deutschen Staat anzugehören, wenn wir ihm angehören können!"

Der Oberleutnant sagte im Gehen: „Zum deutschen Schicksal gehört so ziemlich alles."

Es war kein leichtes, den jungen Bauer mit Worten zu gewinnen; denn reden konnte er selber.

Der Oberleutnant sagte: „Wir haben uns als Deutsche schlechthin zu fühlen. Das weist uns aber nicht zu den Brüdern, die leidlich geborgen sind, sondern zu denen, die um ihr Volkstum kämpfen müssen; die können gar nicht stark genug sein, überall."

„Herr Oberleutnant, es kommt eben doch darauf hinaus: Wenn Sie auch just um die Grafschafter Sorge hatten, — Sie wollen doch so viele Deutsche in jeden Staat kriegen, daß sie überall die Mehrheit haben. Der ganze Weltkrieg soll nur geführt worden sein, daß durch den Sieg der Westmächte überall die Demokratie mit dem Mehrheitsprinzip durchgesetzt wird, — wär eine Idee!"



Heinrich Schunn

Altlandschaft



Heinrich Schunn

Winter

„Leider nur unsere. Bis knapp an die fünfzig Prozent Deutscher wären die Herren überall fanatische Demokraten, beim geringsten Bruchteil darüber wären sie ebenso fanatische Gegner der Demokratie. Das heißt dann eben ein Grundsatz."

„Ja", stach der Bauer, „für alle anderen ist ein Grundsatz etwas, was ihnen recht bekommt. Für uns Deutsche aber ist er geradezu eine Krankheit."

„Du erinnerst mich daran, daß Machiavelli ein Bauer gewesen ist..."

„Von dem studierten Zeuge versteh ich nichts; da kann ich nicht mitreden. Aber das weiß ich, daß wir die Grundsätze wie Holzpantoffel vor der Tür lassen sollten, wenn wir unsere Pläne machen."

„Bis auf die wesentlichsten."

Der Bauer ging hoch: „Herr Oberleutnant, — seien Sie mir nicht böse: aber Sie sind ein fürchterlicher Mensch. Sie sind — Sie sind so ein richtiger Deutscher. Deutsch, wissen Sie — über die Sache hab' ich nachgedacht wie der Ochs übers Stirnjoch —, deutsch, das ist keine Eigenschaft, das ist so eine Art dritte Steigerungsstufe zu allen Eigenschaften. Die Deutschen nehmen alles so fürchterlich ernst und gründlich. Und immer grundsätzlich, natürlich. Und wenn ihnen einer nur mit Grundsätzen kommt, dann glauben sie auch dran. Und legen die Gewehre hin! — —"

Der Oberleutnant sagte nach einer Weile: „Ich kann dir heute nichts antworten. Hab' halt Vertrauen oder nicht. Aber fragen muß ich dich: Was wirst du drüben dem Hauptmann sagen? Willst du mit deinesgleichen eine Art Freischar bilden?"

„Ich — ich werde eben hören, was der Herr Hauptmann selber zu berichten hat. Man kann nicht auf Vorrat Krieg führen; kommt Zeit, kommt Rat."

Es war ein trüber windiger Vorfrühling, als der Oberleutnant mit dem jungen Bauern wieder über die Grenze ging, und sie stapften schwer auf den feuchten Wegen, an deren Rändern die Schneereste westen. Wenn der zähe Boden den Stiefel halten wollte, war dem Jungen, als sollte es nicht sein, daß sie absagen gingen; der Oberleutnant aber wußte bei jedem Tritt, daß immer wieder geschehen müsse, was schwer fiel.

Als sie zu zweit zu dem Hauptmann kamen und er nach dem Dritten fragte, sagte der Oberleutnant: „Herr Hauptmann, unser Kamerad hat der Behörde geloben müssen, in Braunau und dem Gerichte zur Verfügung zu bleiben. Er hält dieses Gelöbnis, er bleibt, um allzeit drüben bleiben zu können. Es ist eine Zeit der Gelöbnisse gekommen, die wir nicht gerne halten; aber wir halten sie."

Der Hauptmann sagte, und die Bedrücktheit war deutlich in seiner Stimme, und nun merkten sie auch, daß er gealtert war: „Ja, wir haben von all diesen Vorfällen gehört. Es geht uns allen übel, sehr übel, liebe Freunde. Auf Versprechungen hin haben wir uns der materiellen Mittel begeben — und das ist nun die Auslegung des wichtigsten der vierzehn Punkte Wilsons: Selbstbestimmungsrecht der Nationen."

Er ging auf und ab, er war zu erregt, vielleicht auch verlegen; denn nun sagte er: „Wie sich die Dinge bei Ihnen entwickeln und wie sie in Paris immer deutlicher werden, sind wir kaum imstande, Ihnen etwas Gültiges zu sagen. Das tut mir um so mehr leid, als wir Sie schon lange warten ließen..."

Der Oberleutnant aber sagte mit sicherer Stimme: „Herr Hauptmann, es kommt gar nicht so sehr darauf an, ob die Unternehmung, wegen der wir uns kennengelernt haben, jetzt weniger Aussichten hat oder mehr; es ist schon ein Gewinn, daß ein paar Menschen, auf die es mit ankommt da drüben, durch solche Ueberlegungen Klarheit und Festigkeit gewonnen haben —"

Den Bauer litt es nicht auf seinem Sitz. „Klarheit und Festigkeit!" wiederholte er bitter. „Herr Oberleutnant, Sie halten klar und fest die Hände hin, daß sie geknebelt werden!" Und er rief, in der Aufwallung alles vergessend, was ihm so schwer eingegangen war: „Herr Oberleutnant, Sie können sagen, was Sie wollen, — ich tu doch nicht mit! Für mich dürfen Sie nicht sprechen! In Braunau haben wir gezeigt, was man gegen Maschinengewehre tun kann, sogar ohne Waffen! Es fehlen nur die Kerle, die den Pflug beim Baume nehmen —"

„Meiner Seel, der Krieg ist gründlich zu Ende!" rief der Oberleutnant, zornig lachend. „Eine schöne Rede: ‚Herr Oberleutnant, ich tu nicht mehr mit!' — Wollt ihr euch nicht führen lassen, so können wir euch nicht zwingen. Aber — ihr werdet es den Deutschen schwerer und den Tschechen leichter machen. Ihr seid natürlich davon überzeugt, daß ihr das Richtige tut, aber ihr täuscht euch doch: es ist das Unrichtige, weil es zur Unzeit ist!"

Der Hauptmann wollte vermitteln: „Also wenn es auf Sie und Ihresgleichen ankäme, müßte Braunau deutsch werden?"

Statt des Gefragten redete der Oberleutnant, und er redete so: „Verzeihung, Herr Hauptmann, — aber so ungenau wollen wir uns doch nicht ausdrücken. Reichsdeutsch ist auch deutsch, aber nicht allein deutsch. Braunau in Böhmen soll nicht deutsch werden, Braunau in Böhmen soll deutsch bleiben!"

Der Hauptmann schlug in leichter Ironie der Verlegenheit die Hacken zusammen. Aber während er dies tat, schoß es in sein Bewußtsein — und ein tiefer Ernst trat in seine Züge —, daß er die Ehre habe, für sechzig, siebzig Millionen etwas zur Kenntnis zu nehmen, etwas wahrhaft Geschichtliches, Epochemachendes, eine umwälzende Selbstverständlichkeit, daß nämlich ein Volk über den Grenzen besteht, und daß im lautesten Lärm der Macht still und ehern das Recht vom Himmel gilt.

Der Oberleutnant merkte weder dies noch jenes, er war ganz dem Kameraden zugewandt: „Hörst du — Braunau in Böhmen soll deutsch bleiben. Und dazu sollst auch du helfen. Du bist schon ein solcher Kerl, der den Pflug beim Baume nimmt. Und jetzt heißt es ackern, noch lange vor der Mahd. Wir müssen bleiben, hörst du? Das Braunauer Ländchen hat kein Recht darauf, ein Rosenhag zu sein, mag prophezeit sein was will. Es ist die Dornenzeit. Und wir gehören allemal dorthin, wo es die Deutschen schwerer haben."

„Wacker, wacker", sagte der Hauptmann halblaut. Dann war eine Stille, in der man hören konnte, wie das Sausen des Windes zunahm. Und wieder nach einer Weile gleichgültigen Gespräches, mit dem sie ihre Herzen verdeckten, sahen sie, daß ihre Gesichter in dem Dunkel vergingen, das mit schweren Wolken über die Heuscheuer herübergekommen war. Sie sprachen immer weniger, und als sich der Hauptmann erhob, um Licht zu machen, stand auch der Oberleutnant auf, und er sagte: „Herr Hauptmann,

für einstweilen wären wir fertig. Haben Sie und Ihre Herren unseren Dank für den guten Willen."

Der Hauptmann lud sie zum Bleiben ein; aber der Oberleutnant lehnte höflich ab und bat nur um dies: „Bevor wir gehen, möchte ich noch einmal Ihre Spieluhr hören."

„Selbstverständlich!" rief der Hauptmann, und nach einem Blick auf die Zeiger: „Bleiben wir noch die Weile beisammen, meine Kameraden!"

Der Oberleutnant lächelte: „Ich meine es anders, Herr Kamerad. Eben haben wir das Zeigerdrehen im großen den höheren Mächten anheimgestellt; aber nehmen Sie es für ein Zeichen, daß wir den Zeiger drehen werden, wo und wann wir können, — Sie erlauben doch —"

Und er drehte den Minutenzeiger auf ganz; die Uhr schlug rasselnd die volle Stunde, und mit zierlichem und doch drängendem, attackierendem Flötenton hob sie den Hohenfriedberger an.

Als der Marsch verklungen war, brachte der Bauer zögernd heraus: „... Ich will ne sprecha: oll's is gutt of da decha Arde, beileibe ne ... ober die Musik, die is gutt."

„Ja", sagte der Oberleutnant, „und jetzt machen wir noch unsere Laterne bereit, denn draußen ist es zu stürmisch geworden." Und über der Hantierung hörte ihn der Hauptmann halblaut zu dem Jüngeren sagen: „Weißt, mein Großvater selig, er war noch ein alter Braun'scher Tuchmacher, der sagte immer: Wenn's stocknacht werd, is's Ollerbeste a Licht."

Der Hauptmann geleitete die Männer selbst ans Tor. Sie traten knapp nebeneinander und faßten den Tritt, als ob der Preußenmarsch noch für sie klänge.

Der Hauptmann kehrte nicht sobald ins Zimmer zurück, sondern ließ es um das bloße Haupt und die Brust stürmen und lauschte dem harten Gleichschritt, bis der Hall im Sturme verging. Und dann stand er noch lange und sah die Laterne im gleichen Takte hinwandeln, wie das golden sichtbare Zucken eines Herzens in dieser brausenden Nacht.

Gedichte

Von Josef Weinheber

Auf eine zerbrochene Schale

Schöne, zärtliche Schale,
fraulich buchtend und hold:
schmale braune Opale,
huschende Streifen aus Gold,

huschende Streifen aus Golde —
War es ihr braunes Haar:
einzig, aber im Solde
Lebens verwechselbar?

Lebens verwechselbare
Scheinwelt hieltest du fern.
Oben ging ja der klare
liebende Heimatstern.

Liebende Heimatsterne
haben dich mir geschenkt;
haben die schreckliche Ferne
meiner Seele gelenkt.

Meiner Seele gelenkte
Bahnen ruhten dir ein.
Ach, du weißt noch, es kränkte
so viel Lieb sich allein.

So viel Lieb sich alleine
quälte bei Nacht und bei Tag.
Zag war im Mondenscheine,
schöner, ihr Körper zag.

Schöner ihr Körper? Zage
nicht um Vollkommenheit!
Wie ich es wieder wage,
schwebt es über der Zeit,

schwebt es über den Zeiten,
wie ich es rein gesehn;
wird der Allesbereiten
keine Schmach mehr geschehn.

Keine Schmach mehr geschehen
kann dir, heilig Gefäß.
Doch in Trümmer zu gehen
ist dir not und gemäß.

An eine Geliebte

Wie behutsam war
deinem Haar mein Haar,
und wir näherten uns nicht.
In den Wolken stand
als ein kühler Brand
jener Stern, der Liebe spricht.

Wenn du wiederkommst,
wenn du wiederkommst,
(o wie sehn' ich mich nach dir!)
will ich leise sein,
und es nicht bereun,
daß dein Herz so schlägt in mir.

Und da bist du ja,
wieder schön und nah,
und ich träume in dich hin..
Dieser Geigenton!
Ja, du warst es schon,
als ich jung gewesen bin.

Nur den Finger leis
rührt der Finger leis,
und es ist sonst nichts geschehn.
Sieh, mein Ingesicht
spürt dich lieb und licht —
Doch jetzt mußt du wieder gehn!

Der Vater

Von Karl Springenschmid

Was sollte er viel erzählen? Schweigend in sich vergraben saß er über seinen Büchern die wenigen Stunden des Tages, die er daheim war. Wenn dann die Mutter in sein Zimmer trat und ihm leise in ihrer Art mit der Hand durch das Haar fuhr, als wäre er noch der kleine Junge von zehn Jahren, und nicht fast das Doppelte so alt, wenn sie ihm dann heimlich den Kopf emporhob und ihn tief aus ihren ernsten Augen ansah — es war kein Vorwurf in ihrem Blick, keine Klage, doch eine unsägliche Angst. Es hatte ihr niemand erzählt, sie ahnte es nur, sie wußte es sicher, daß er der Führer jener Hitlerjugend war, nach der die Polizei der Stadt so eifrig forschte. Prämien hatten sie ausgesetzt, Fangpreise für den, der den Führer dieser Jugendgruppe angeben würde. Die Mutter wußte es. So oft die Tür ging, schrak sie zusammen. Jeden Augenblick konnten die Schergen kommen, dann —! Sie hatte noch jene tief eingewurzelte Scheu vor allem, was gegen das Gesetz war und mit Polizei und Kerker zu tun hatte.

Einmal, als ihr die Sorge so tief in den Augen stand, sagte er ein Wort zu ihr, ein Wort des Führers. „In den Zeiten, da man das Recht eines Volkes bricht, finden sich die Besten in den Kerkern." Doch sie verstand ihn nicht, schüttelte nur den Kopf und meinte nachdenklich: „Nicht die Gewalt, mein Junge, die Liebe schafft, was wert zu leben ist."

Was sollte er darauf antworten?

Er wußte: Die Mutter verstand ihn trotz allem. Und sie schwieg und trug, was zu tragen war.

Anders der Vater. Er war von heftigem Wesen, ein Soldat nach altem Schrot und Korn. Gewiß, er war nicht einverstanden mit seiner Zeit. Und doch polterte er laut gegen die Jugend, die den Staat, die Regierung bekämpfte. Er war Offizier gewesen, war kaiserlich gesinnt, noch heute. Die Größe der Macht der alten, ruhmreichen österreichischen Armee erfüllte ihn so sehr, daß er sich nicht in die engen Verhältnisse dieses neuen, klein gewordenen Österreich dreinfinden konnte. Vom Stephansturm aus, vom Zentrum des alten Reiches, sah man jetzt in zwei fremde Staaten. So klein war Österreich geworden. Er hatte sich aus Wien, wo jeder Schritt noch an die große Zeit gemahnte und ihn die Erbärmlichkeit der Gegenwart ständig quälte, in diese kleine Bergstadt zurückgezogen. Hier lebte er in seiner Welt und ließ die Dinge geschehen. Er war Soldat und wollte nichts wissen von Politik. Doch Zucht und Einordnung waren für ihn jene menschlichen Grundgesetze, ohne die niemals wieder ein würdiges Reich zu schaffen war. Deshalb war ihm das Rebellentum seines Jungen zuwider. So kam es zu heftigen Auftritten zwischen beiden. Der Junge, hingerissen von dem großen begeisterten Freiheitskampf, den der Vater nicht verstand, ging unbeirrt und ohne Zugeständnisse auf das Ganze. Kein Verhandeln mit dem Gegner, kein Nachgeben! Nur ein unentwegter, unbeugsamer Kampf. Der Vater aber, wenn er davon hörte, stieß den Stock zu Boden:

„Was soll das sein? Halbwüchsige Jungen treiben Politik gegen Staat und Gesetz.

Die Grünlinge rebellieren? Machen Verschwörungen! Eine Jugend gegen ihren eigenen Staat? Hat es das jemals gegeben? Nein! In der ganzen Geschichte nicht! Gehorsam! Ob euch der Staat gefällt oder nicht, — Gehorsam!"

Da stand der Vater vor ihm, der alte General, drohend, als spräche er zu seinem Regiment, und der Junge riß die Hacken zusammen, stand aufrecht vor ihm und schwieg. Doch der Trotz loderte auf seiner Stirn: Autorität vor diesem Staat, der das Volk verriet? Nein, nein, niemals! Rebellen wollen sie sein. Er dachte an seine Kameraden, an seine tapfere Schar. „Autorität", würgte er hervor, „Autorität muß man haben. Autorität kann man nicht erzwingen."

„Man kann sie erzwingen!" rief der Vater zornig dagegen. Er schwieg. Doch eine düstere Spannung lag über dem Hause.

Der Junge schlich fort, heimlich des Nachts. Draußen in den Wäldern auf hohen abgelegenen Almen rief er seine Schar zusammen.

Es ist eine herrliche Fügung, daß des Führers Geburtstag in das Frühjahr fällt, in das erste Erwachen des Lenzes. Am Vorabend zogen sie hinauf auf den Berg. Holz schleppten sie zusammen, schlichteten es zu einem gewaltigen Haufen auf, rings um eine hohe, alte, dürre Tanne. Ein Feuerbrand sollte lodern hoch zum Himmel und leuchten über das ganze Land. Da standen sie mit pochendem Herzen, die Fäuste geballt, und sangen ihr altes stürmendes Trutzlied:

Rebellen, Rebellen,
Rebellen, Rebellen
haben Tod und Teufel zu Gesellen.
Sie haben das Gestern vergessen,
sie bauen am Morgen vom Glauben besessen,
vom Glauben ans ewige Reich,
vom Glauben ans ewige Reich.

Da, als er die Fackel entzündet hat, schrillt der Warnruf des Horchpostens auf, ein scharfer, durchdringender Pfiff. Doch es ist zu spät. Schüsse schlagen in die Stille der Bergnacht. Rufe „Hände hoch!" Da faßt ihn ein unsagbarer Grimm. Das Feuer soll lodern so oder so. Die Fackel stößt er in den Stoß. Die Flammen schlagen in dem dürren Holz hoch. Taghell ist das Gelände ringsum erleuchtet.

Wie oft hat er dies nachher mit bitterem Vorwurf bedacht. Viele seiner Kameraden, vielleicht alle, wären im Dunkel der Bergnacht entkommen. Vor dem auflodernden Feuer konnten aber die fünfzehn Gendarmen jeden von ihnen erkennen. Von allen Seiten sprangen sie vor, das Bajonett gefällt. Jeder Widerstand war sinnlos. Er sah noch, wie der lange Lenz sich wehren wollte, wie sie ihn an den Fäusten niederzwangen. Er selber war im Augenblick den Hang hinuntergesprungen und stieß dem Gendarm, der ihm in den Weg trat, die Fackel entgegen. Jäh wich dieser aus. Ein Augenblick nur, doch eine Felswand ist da, er springt hinab, er greift in das Krummholz, stürzt weiter, der Fuß schmerzt, er achtet es nicht. Weiter hinab die Schlucht. Da ist der Wildbach!

Das Wasser schäumt vor seinen Augen, er duckt sich in eine Höhle. Finsternis rundum. Hier bleibt er verborgen.

Er hört, wie die Gendarmen seine Kameraden den Steig hinabführen gegen das Tal. Sie kommen hart an seinem Versteck vorbei. Er hört, wie die Steine am Weg knirschen unter dem festen Schritt der Nagelschuhe. Er ballt die Fäuste vor Wut. „Arme Kerle", denkt er, „arme Kerle". Da hört er, wie sie im Niedersteigen pfeifen, sie pfeifen einer hinter dem andern. Er hört die trutzige Melodie: „Rebellen, Rebellen haben Tod und Teufel zum Gesellen!" Und ist wieder stolz auf seine Kerle und froh. Dann wird es still. Der Brand oben lodert noch. Der Schein der aufzuckenden Flammen schlägt über das Gefelse. Immer, wenn der Wind aufspringt, schlagen die Flammen jäh empor, wie in einem letzten verzweifelten Widerstand. Doch immer schwächer wird ihre Kraft. Als der Tag graut, steht er oben vor dem verkohlten Stoß.

Eine bittere Wut ergreift ihn. Er meint, nun müsse er sich das Leben nehmen. Schon sieht er die jähe Wand hinab. Doch da fällt ihm die Zeile ein, die er oft gesungen, gedankenlos zumeist: „... schwört, hat nichts mehr, das ihm selber gehört." Er wiederholt den Spruch laut. Seine eigene Stimme gibt ihm Mut. Der Wille zu leben siegt über allen Kleinmut. Die Berge da oben, das weiß er, sie tragen die rettende Grenze. Empor zur Freiheit, eh ihn die Häscher und Schergen fangen wie das versprengte Wild. Ueber die Schneelahnen steigt er empor, stapft mühsam durch den tiefen, aufgeweichten Schnee hinauf zum Joch. Noch einmal wendet er sich zurück, sieht das Tal, sieht unten die Stadt, dann steigt er hinab, die andere Seite hinunter, in das Reich.

Nun lebt er schon die dritte Woche in dem kleinen Dorf draußen vor München. Es ist gefährlich heim zu schreiben, das weiß er wohl. Dem Vater? Nein! Die Mutter, sie wird ihn verstehen. Hauptpostlagernd soll sie ihm Nachricht geben. Sie muß ihm doch schreiben, was mit seinen Kameraden geschehen ist.

Täglich geht er nun in die Stadt. Der Postbeamte schiebt gleichgültig das Schubfenster hoch. Nein, nichts!

Er fährt wieder hinaus auf das Dorf. Es sind liebe Leute, bei denen er wohnt, Verwandte der Mutter. Sie meinen es gut mit ihm. Doch wenn er davon spricht, daß seine Kameraden nun wohl im Kerker sind, da erschrecken sie. Kerker ist kein bürgerliches Wort. Er spricht nichts mehr von dem, was ihn bewegt. Der Schmerz bohrt sich in ihn hinein. Was soll er die idyllische Ruhe dieser Leute stören! Bei Regen und Sturm läuft er über die Wege, durch die Wälder, um sich Ruhe zu schaffen.

Keine Zeile, keine Nachricht. Da schreibt er an den Vater. Wenige Zeilen nur. Er bittet ihn um Nachricht über seine Kameraden. Die Woche geht um — nichts, nichts.

Ihm ist zumute, als wäre ihm der Boden unter den Füßen fortgezogen. Er lebt ein unwahrscheinliches Leben. Er sitzt vor dem Tisch mit dem geblümten Tuch, trinkt Kaffee Haag, der schont das Herz, streicht Butter und Honig in die Semmeln, sagt artig bitte und danke, wie ein braver Junge mit Vorzugszeugnis, der seinen wohlverdienten Ferienurlaub verbringt.

Jeden Tag läuft er hinein in die Stadt. Jeden Tag hofft er, wenn er stadtwärts eilt,

auf Nachricht, jeden Tag kehrt er heim, verzweifelt, verbittert, geschlagen. Warum schreibt der Vater nicht?

Was ist geschehen?

Der Vater? — —

Da, als er einmal an einem Morgen den Feldweg hinüber eilt in seinen Wald, sieht er einen Mann über die Felder kommen. Diese bolzgerade Haltung, zu steif etwas im Rücken, dieser strenge soldatische Schritt, der kurz gefaßte Stock an der Seite — bei Gott, es ist der Vater! Er bleibt stehen. Kein Wort kann er sagen. Er steht still und sieht dem Vater in die Augen. Eine grenzenlose Liebe überfällt ihn in diesem Augenblick, alles was ihm die Heimat ist, alles was er verehrt, was er liebt, wofür er kämpft, steht in diesem ernsten zerfurchten Männergesicht.

„Vater", preßt er hervor. Er weißt mit der Hand zurück: „Das Haus, Vater"! Doch der Vater mit einer kurzen, herrischen Geste lehnt es ab, in das Haus zu treten. Er wendet sich, ohne etwas zu sagen, dem Weg zu. Mit weitausholenden Schritten steigen sie beide das Waldtal höher und höher.

Der Junge will fragen, doch er bringt kein Wort aus der Kehle. Eine Stunde und länger steigen sie so schweigend nebeneinander den Weg hinan, der Vater, der Sohn. Nun ist eine Blöße da im Wald, das dichte Gewirr der Bäume bricht auf. Frei nach Süden geht der Blick. Aus dem Dunst des Horizontes gleißen die Schneefelder des Gebirges. Der Vater bleibt stehen, hart vor ihm. Die Stimme klingt rauh.

„Sie sind verurteilt. Lenz neun Monate, Kurt und die anderen jeder sechs. Es gab nichts mehr zu leugnen. Auch nichts zu helfen. Sie haben sich alle gut gehalten!"

Der Junge schweigt und sieht lange den Vater an. Nicht der Hauch eines Vorwurfes ist in seinen Worten. Das gibt ihm neuen Mut.

Nun wendet sich der Vater voll zu ihm, legt ihm beide Hände schwer auf die Schultern und sieht ihm tief in die Augen und fragt scharf: „Und du lebst hier in der Freiheit des Reiches, während deine Kameraden im Kerker sind?"

Der Junge schauert unter diesem Wort. Er ist sich nie in seinem Leben so erbärmlich vorgekommen wie in dieser Stunde.

„Du bist alt genug, um zu wissen und zu verantworten was du tust. Ich kann dir nichts befehlen. Aber, wenn du mein Sohn bleiben willst, so kehre zurück heute noch. Einerlei, was deiner wartet!" Dem Jungen ist mit einem Male, als würde eine nie gekannte Kraft in sein Herz dringen, eine Gewalt, die ihn aufrichtet, die ihm den Blick emporzwingt in die Augen des Vaters.

„Vater", jubelt er, und streckt ihm die Hand hin, beide Hände, „Vater!" — — —

Seit dieser Stunde sind Monate vergangen, der Junge ist wieder im Lande. Er steht mitten im Kampf, kaum einen Tag bleibt er am gleichen Ort. Sie suchen ihn überall und können ihn doch nicht finden. Aber sie spüren seine Arbeit, sein Werk. Ueberall reißt er die Zweifelnden, die Verzagten empor. Die Kraft des Vaters, des ganzen Geschlechtes ist in ihm lebendig geworden.

Gedichte

Von Gottfried Rothacker

Marschlied

Fanfaren, Fahnen, Sang und Schritt
die reißen vorwärts, reißen mit;
durch sie wird bloßer Mut zur Wehr.
Aus jedem Mann wird ein Soldat,
der Nebenmann zum Kamerad,
aus einem Volk ein Heer.

Sie sind die große Zauberkraft,
die Wunder über Wunder schafft
und eine neue Zeit sich baut.
Der Wind, der diese Fahne schwellt,
die selbst den Toten nicht entfällt,
ist Gottes Hauch, nur uns vertraut.

Der Ton, der unserm Erz entquillt,
der jeden Sang und Schritt erfüllt,
stammt aus des Schicksals tiefstem Grund.
Sein ist der Glaube, der uns trägt;
der Wille, der die Welt bewegt,
ist das Gebet aus unserm Mund.

Wir sind die Träger und mehr nicht,
sind die Erfüller einer Pflicht,
die über uns hinaus besteht.
Wir sind Erschaffne, und wir sind
erfüllt von Gottes heilgem Wind,
der nie und nimmermehr vergeht.

Groß ist die Zeit, wir sinds durch sie,
ewig das Reich, wir warens nie
und werden es auch niemals sein.
Wer fragt darnach? Das Reich ist da!
So sind auch wir dem Ew'gen nah
und gehn einst zu den Sternen ein.

Altes Bild

Steht am Weg ein altes Bild,
grau und längst verwittert.
Kaum erkennt man seine Züge:
Jetzt noch scheint es himmlisch mild,
daß mans gern im Herzen trüge,
bald darauf verbittert.

Alter Baum, der drüber steht,
schüttelt seine Zweige.
Nur ein herbstlich Blättlein kreiselt
wie ein liebliches Gebet,
und ein duftend Lüftlein säuselt,
daß ich fromm mich neige.

Wie von einem Hauch erfüllt
spür ich in der Seele
einer Ahnung lindes Regen.
Aus dem unerkannten Bild
quillt ein unbekannter Segen,
dem ich mich vermähle.

Anruf

Tief der Erde senket ein
den Spaten ins Lebendige!
Wie die Erde sollt Ihr sein
das Dauernde, Beständige!

Nicht jedem Windhauch bietet sie
sich willig als Empfangende.
Und nur dem Spaten öffnet sie
sich ganz als Saatverlangende.

Wenn allem sie entsagen kann,
die Müh kann sie nicht missen.
Noch nie hat ihr ein Irgendmann
tatlos die Frucht entrissen,

die sie in ihrem Schoße birgt,
die goldne Frucht des Kornes.
Denn für des Volkes Heile wirkt
nur durch die Tat Gebornes.

Der Tote

Von Franz Tumler

Der Freikorpsmann Johann Liedl, Kaufmann von Beruf, und, wie uns die Leute sagten, als Ehegatte der Vater zweier Kinder von drei und vier Jahren, war bei dem Zollamt in Guglwald gefallen. Das Zollamt liegt sichtbar vor dem Berge St. Thoma, auf dem sich als ein starker Würfel über den Wald die Ruine Wittinghausen hebt, die auch von Nordost gesehen wird, wo an der jungen Moldau der Marktflecken Friedberg ist. In Friedberg stand das Haus des Johann Liedl, und er hatte Frau und Kinder darin zurückgelassen; wo aber die Ruine aus den Waldbäumen gegen Süden schaut, auf dem Feld hatte er sterben sollen.

Die Leute führten uns an die Stelle. Hierher, sagten sie, sind wir gestern nach Einbruch der Dämmerung gegangen, um die Barrikade wegzuräumen, da hat einer von uns gesagt: Wir brauchten noch eine Hacke! und Liedl hat geantwortet: Ich hole sie vom Stadel herauf. Gib acht! haben wir ihm zugerufen, aber schon ist er aufgestanden und zurückgelaufen, von drüben hat ein Maschinengewehr geschossen, und ein paar Augenblicke später haben wir ihn stürzen sehen. Wie wir ihn aufgehoben haben, ist er tot gewesen, die Kugel hat ihn in den Rücken getroffen und ist ihm vorn an der Brust ausgetreten.

Das war alles in der Woche, in der die Menschen glauben mußten, dieser Tote werde nur der erste von vielen sein, die in dem Lande, wie still es jetzt noch war, ihr Leben würden lassen müssen. Auch wir hatten den Gedanken, als wir am Nachmittag, wo die Unsrigen ihn aufgebahrt hatten, den Gefallenen liegen sahen: stumm in dem niederen Loch mit dem Fahnentuch zugedeckt, wehrlos, so daß eine Fliege ihm hin und her kroch übers Gesicht, das noch voll Lebens schien. Aber wir verboten es uns, davon zu reden, und es sagte offen auch nichts der alte Pfarrer, der, wohl weil man ihm gemeldet hatte: es sind jetzt Herren da!, von der Kirche heraufgekommen war über den baumlosen Hang unter dem hohen Himmel auf die Grabkammer zu; er trippelte nur in ängstlicher Eile um ihre Mauern und maß sie ab mit Augen, wie lang und breit sie waren. Herr Bezirksarzt, wenn ich nicht irre, wandte er sich an Brehm, der mit keiner Wimper zuckte, es müßte vielleicht die Totenkammer erweitert werden, es dürfte vielleicht sonst zu wenig Platz in ihr sein? Die Stimme zitterte ihm wie von ungesprochenen Dingen, seine Augen tränten von der Schwäche des Alters, und aus weißen Haaren blickte er uns hilflos an. Ein Unglück ist es, fuhr er fort, nach unsern Mienen spähend, ob wir ihm zustimmten, und wir konnten die Sorge verstehen: in dem kleinen Ort an der böhmischen Grenze war jahraus, jahrein immer nur ein Mensch gestorben, und die Totenkammer, daß man ihn aufbahrte, hatte Raum genug dafür gehabt; jetzt aber warf ein strenges Gestirn, nicht das des Geborenseins und Altwerdens in Frieden, plötzlich seinen Schein herauf, und der Greis mochte wohl ahnen, daß davor Leben und Tod mit andern Gewichten würden befunden werden; mußte er sich da nicht zum Fürsehen ermannen und sagen, daß man die Kammer vergrößern solle? — Das hat noch Zeit, antwortete ihm

Brehm höflich, zu uns aber sagte er im Fortgehen: Keiner denkt dran, daß man die Leute, die später fallen werden, nicht aufbahren wird wie den einen!

Es geschah dann alles anders, und in den ersten Oktobertagen wurde auch der Kaufmann und Freikorpsmann Johann Liedl in seine Heimat gebracht und dort in Ehren begraben; nun konnte er für alle Zeiten auf Berg St. Thoma schauen, vor dessen Angesicht er gefallen war.

Wir kamen am Abend vor dem Begräbnis nach Friedberg, und Micko, der den Auftrag hatte, mußte die Frau des Toten aufsuchen, er sollte ihr, weil das Freikorps Auszeichnungen nicht zu vergeben hatte, im Namen des Kommandos einen einfachen Trost sagen. Wir gingen mit ihm. Das Haus lag auf der oberen Straße, aber wir trafen die Frau darin nicht an, wir trafen sie erst auf dem Marktplatz vor der Tür des Kaufladens, dort stand sie in schwarzen Kleidern und bediente die vielen Fahrzeuge der deutschen Wehrmacht, die, eines hinter dem andern, hier hielten und Benzin fassen wollten. Sie drückte auf den Pumpenschwengel, bis die Meßgläser vollgelaufen waren, dann hob sie den Schlauch und ließ sie leerrinnen, dann steckte sie die Gutscheine, mit denen die Soldaten bezahlten, in die lederne Tasche, die sie vor der Brust hängen hatte wie an einem Koppelriemen. Alles das tat sie nicht mehr unter Weinen, aber die Augen waren ihr noch rot, und einmal, während der nächste Wagen heranfuhr, kehrte sie sich uns zu: Sagt mir, ist es denn nötig gewesen? Das frage ich mich jede Stunde, und wie sehr ich ihn brauchte, wißt ihr nicht; die Tschechen haben mir die Werkstatt geplündert, alles Gerät ist fortgeschleppt, und es kommt doch jeder dritte, daß etwas zu richten ist an seinem Wagen, wenn er vorbeifährt! Von den Kindern sprach sie nicht und nahm auch unsern Trost nur stumm entgegen, sie trocknete sich die Tränen, die ihr während des Redens gekommen waren, und tat weiter ihren Dienst. Wir konnten nichts mehr sagen, wir blieben neben ihr stehen und sahen ihr erschrocken zu.

Micko mußte ein paar Leute besuchen in Friedberg, das seine Heimat war. Wir warteten auf ihn in dem Gasthaus, das an der Moldaubrücke stand; da trafen wir auf den Toten noch einmal und in einer gewisseren Weise als dort, wo er wie durch Zufall gefallen war, als in der Grabkammer auch, wo uns sein Sterben nur ein Vorzeichen vielen künftigen Sterbens bedeutet hatte, und als vor der Frau selbst, von deren Schmerz wir eher beschämt gewesen waren. In der Kammer neben der Gaststube nämlich hatte sich die Bürgermusik des Ortes versammelt, und die Leute, die zu ihr gehörten, übten mit Waldhörnern, Klarinetten und Trompeten den Trauermarsch von Chopin, den vielgespielten, zu dem die Soldaten, denen er im Krieg oft geblasen worden ist, jene Verse erfunden haben, in denen es heißt: Alle müss'n wir sterben, jeder muß sterben...

Den Leuten gelang der Marsch nicht fehlerlos, aber vor Eile und Freude, schien es uns, hatten sie nicht die Geduld zu langem Proben. Sie fingen denn auch bald ein anderes Stück zu spielen an, das sie für die Totenfeier lernen mußten, und es machte sich ihnen nicht schwierig: sie spielten das Deutschlandlied, langsam, wie die Weise in den österreichischen Ländern überliefert worden ist, in dem Zeitmaß, das Haydn vorgeschrieben hat; wir horchten, und es mochte die Stunde sein, daß es uns stark und besonders anrührte, nicht allgemein innig wie sonst. Da setzten die Spieler ab, und eine Weile ver-

suchten sich die einzelnen Stimmen spuckend und berstend jede für sich, bis der volle Chor zum dritten Male zusammenklang: jetzt war es das neue Lied der Bewegung, und ob die hohen Hornbläser auch oft falsch bliesen und darum alle insgesamt immer wieder innehalten mußten; — nach vielem Wiederholen, Abklopfen und frischem Beginnen kam der Schall rein durch die Tür.

In der Stube hatte sich die Jugend des Marktes eingefunden, Burschen und Mädchen saßen nebeneinander an dem langen Tisch und sangen, wenn die Musik still war, die Weisen der Heimat und die, die sie in der Schule gelernt hatten — „Tief drin im Böhmerwald" kam es von ihren Lippen, und „Morgenrot, Morgenrot" und „Ich kenn ein' hellen Edelstein"; — daß sie die Lieder in der Freiheit singen durften, ließ sie ihrer viele unermüdlich anstimmen. Wir sahen in die Gesichter der Singenden; es waren Gesichter, wie sie in einem Bauernlande, das lang von der Welt abgeschnitten ist, die Menschen haben; sie blickten alle, als sei in dem dunklen Hause, in dem sie zeitlebens gewohnt hatten, plötzlich die Tür geöffnet worden, nun traf das Tageslicht ihre Augen, und vor dem neuen Schein färbten sich ihnen die Wangen rot. Das Zukünftige aber tönte mächtig herein und war auch in deutlicher Gestalt in der Stube: an den runden Tischen neben dem Ofen saßen als Vorläufer und Boten kommender Tage einzeln, wie vor Zeiten es die Werber gehalten haben mögen, in Uniform die Abgesandten der Verbände aus dem Reich; sie wurden von den heimgekehrten Freikorpsleuten, die zu dritt und viert auf jeden von ihnen horchten, scheu und mit aufmunternder Freundlichkeit betrachtet und sprachen ernst und mit beredtem Eifer. In denen nun wurde auch der Wunsch rege, sich in die großen Verbände einzuordnen, zumal sie in den letzten Wochen wohl die Waffen geführt, aber keine einheitliche Kleidung getragen hatten. Gespannt lauschten sie der Aufzählung der Rangabzeichen und der Gliederungen, in denen das Volk sich seines Wesens bewußt geworden war; so drang die Welt herein, und es war von dem Willen und Glauben für eine lange Zukunft die Rede hier, wo die Lampe durch die Fenster der Stube kaum die Straßenbreite vorm Hause erhellte bis zu dem schattenden, uralten Fluß. Die Gespräche zogen sich lange hin, zwischen Fragen und Antworten wurde das Schwankende festgemacht, also setzten die Freikorpsleute ihre Unterschriften auf die vorgelegten Papiere, indessen Burschen und Mädchen noch immer ihre Lieder anstimmten, und auch die Musik wieder spielte: zum letztenmal und jetzt ohne Fehler den schwermütigen Marsch, der morgen vor dem Toten über die Acker der Heimat, durch Geäst und Zaunwerk, von widerhallenden Häusern bis zu den Wipfeln des Waldes hingehen sollte.

Einzug in Wallern

Von Franz Tumler

Am dritten Oktober neunzehnhundertachtunddreißig fuhren wir von Passau nordwärts die Straße nach Böhmen. Wir hatten einen Schein in der Tasche, der uns den Weg freimachte, darum durften wir durch die Sperrposten fahren, durch das vorrückende deutsche Militär selbst und über seine vordersten Streifen hinaus: da waren wir plötzlich in dem

Gebiet, in dem sich das Geschehen, das alle Welt bewegte, so dicht und deutlich vollzog, daß wir es unmittelbar als Geschichte erfuhren; wir brauchten nur zu schauen, um das Abbild der großen Wandlungen, die in Wahrheit unbegreiflich sind, aus den leibhaftigen Dingen voll aufzunehmen.

Um die Mittagstunde waren wir in Kuschwarda gewesen, dem Dorfe, vor dem das alte Zollhaus liegt; dann hatte uns die Straße durch Wälder getragen, vorbei an den Seitenwegen, auf denen die Marschkompanien vorgezogen wurden, vorbei auch an Blachfeldern, Blößen und kreisenden Hügeln, auf deren Wölbungen die Batterien, hier eine und dort eine, mit den langen Geschützrohren gen Himmel schauend, mit den grün und grauen Zeltbuckeln seitwärts, aufgefahren waren. Da hatte ich an all die Lieben denken müssen, die einmal hinter einem solchen Geschütz gestanden waren, und deren Leben ein heimliches Vorbild für uns geworden ist wie das von Vater und Mutter: an den Kriegsfreiwilligen Reinhold, der in Frankreich gestorben ist, an die Herren Lutz und Gaan, die mit ihrer harten Sprache aus dem deutschen Osten gekommen sind, und an die Männer von der Station Onefreit in den Karpaten. Es war mir gewesen, als müßte ich ihnen begegnen, ihre Gesichter erkennen in den Gesichtern der Vorüberziehenden unter den grauen Helmen, denn für alle Zeiten werden sie dort sein, wo deutsche Soldaten sind; und dann, als müßte ich halten und stillstehen und ihnen laut sagen: Danke! — nicht mehr, denn, so schien mir, ein Wort mehr schon wäre Anmaßung gewesen vor dem, was sie an uns erzogen haben, und in dem wir sie niemals einholen können.

Es waren viele Soldaten gewesen in den seichten Mulden des Geländes und unter dem schattigen Busch von Bäumen, der um die Gehöfte dunkelte, in den dünnstämmigen Gehölzen und auf den flachen Kuppen, die den Himmel abschnitten. Allmählich aber waren sie weniger geworden, und bei einem Weiler, es hieß um ihn Eleonorenheim, standen die letzten von ihnen. Wir fragten sie, ob der Flecken Wallern denn noch nicht besetzt worden sei; Wallern, das war vor uns der Ort, in dem mein Begleiter, der Buchhändler, zu Hause war, aus dem er hatte flüchten müssen, und den er nun wiedersehen sollte nach vielen Wochen ohne Hoffnung auf die Heimkehr.

Nein, Wallern sei noch nicht besetzt worden, antworteten die Soldaten, noch zöge ein Engländer von der Kommission herum, noch stünden die Tschechen vor dem Ort, der müsse erst übergeben werden.

Wir sollten losfahren, rief ich; der Buchhändler aber, ob er auch gehorchte, schüttelte plötzlich heftig den Kopf, er drehte das Gesicht zur Seite, daß er es verbarg vor meinem Blick, und sagte: Mein Gott, daß ich das sehen darf!

Leute kamen uns entgegen, Frauen unter Kopftüchern und Männer in schwarzen Sonntagskleidern, ob auch gar nicht Sonntag war, sie streckten die Hand hoch und sprachen den Gruß mit scheuer Stimme, wie wenn sich noch immer der Schatten der bösen Tage über sie würfe und die Wahrheit ihn nicht ganz hätte bannen können. Nein, sie glaubten die Wahrheit nicht, sie hielten uns auf und fragten: Wirklich, es kommen die Deutschen? Ihr Männer seid die ersten, die wir sprechen in der Freiheit! — Da packte den Buchhändler ein seltsamer Rausch vor der immer gleichen Frage; sie kommen, rief er zurück, sie

kommen, jubelte er, ob auch ihn niemand gefragt hatte, und gab Minuten an als Frist und eine halbe Stunde, obwohl uns kein Mensch eine Zeit gesagt hatte.

Ich erinnerte mich des Kundschafterganges, den wir eine Woche zuvor in das Bereich zwischen den Linien gemacht hatten; damals war es leer gewesen, ohne einen Mann, die alle geflohen waren oder eingesperrt saßen in ihren Häusern, sich mit Frauen und Kindern kümmerlich am Leben haltend; — jetzt war das gleiche Bereich voller Leute, und die Freude blühte über die Spuren der Sorge, die noch in den Gesichtern waren, und wenn wir sie fragten nach dem Erlittenen, hoben die Getreuen die Hand und wehrten ab: Nein, sagten sie verschämt, was gilt uns das noch, was sollen wir reden davon, wo uns das Herz tausendfach belohnt worden ist!

Wie aus den Wäldern gekommen, standen sie neben der Straße, kleine Menschen in dem großen Raum, darüber der Himmel strahlte, und bei vielen, wußten wir, war es auch so gewesen: sie hatten in Höhlen genächtigt, unter den Schirmen der alten Bäume sich gedeckt, das Essen war ihnen heimlich zugetragen worden von den Frauen, die seit Wochen nicht aus den Kleidern gekommen waren.

Wir fuhren weiter, da trat der Buchhändler plötzlich auf die Bremse, daß die Räder knirschten und wir langsam fuhren und es sahen: links und rechts der Straße, wo eine Hiebgrenze sie kreuzte, standen drei tschechische Offiziere, sie hielten die Gewehre im Arm, aber sie hatten auf den Bajonetten weiße Tücher stecken, so standen sie und warteten. Wir sahen sie, und nicht, daß wir sie hätten verachten dürfen; sie blickten uns nicht nach und schienen nicht das Zeichen an unserem Wagen zu bemerken, weil ihr Stolz das nicht litt, sie rauchten, und die Sporen an ihren Stiefeln blitzten.

Bald danach kam uns ein Auto entgegen. Es trug das blaue und rote Kreuz der englischen Flagge über der Motorhaube, und wir spähten, soviel uns bei dem schnellen Begegnen erlaubt war, hinter den Verschlag. Da sahen wir in ein altes Gesicht mit grauen Haaren und blauen Augen, es beugte sich über eine Landkarte und hielt sie mit schmalen Händen fest.

Da mußten wir einander ansehen, aber daß wir hätten grüßen dürfen, dazu war es zu spät; schon tat sich der Wald auf, das Gelände fiel ab, und wir sahen zu unsern Füßen im Tal den Ort.

Als ob es sich zusammendrängen wollte, damit wir es recht eindringlich erführen, war uns alles begegnet, und so geschah es weiter: wir rollten durch die Nebenstraßen, die leer von Menschen waren, und bogen in den Hauptplatz ein, auf dem Kopf an Kopf die Menge stand. Ihr lautes Grüßen, der Schall der Musik, die zu spielen anfing, das Wehen der Fahnen, die Glocken, die vom Turm läuteten, durften nicht uns gelten; wir konnten das kaum erweisen mit Rufen und abwehrenden Zeichen, bald aber war der Buchhändler erkannt und umringt und von Händen angefaßt und von leuchtenden Augen bestürmt. Die Musiker aber brauchten die Hörner nicht abzusetzen, und auch die Glocken sollten nicht verstummen, denn einen Augenblick später kam das letzte hinzu, das an dem Ort geschehen sollte: wir mußten die freie Gasse räumen und uns in die Mauer der Menschen drängen; alle Gesichter sahen den Platz hinauf, von wo wir gekommen waren. Dort fuhr ein tschechischer Panzerwagen mit eben den grünen Offizieren, die

wir begegnet hatten, in den Ort herein, die Offiziere standen streng auf den Trittbrettern links und rechts und hoben die Hand zu keinem Gruß. Und der Gruß der Menge, der alles überbrausende, galt nicht ihnen. Hinter dem tschechischen Wagen folgte ein deutscher, aus den schwarzen Uniformen blickten die braunen Gesichter der Tankfoldaten, und dahinter kam eine Staffel Infanterie auf Krafträdern. Das Dröhnen der Motore ging für Minuten über alles Geläute, dann war es still, die Fahrzeuge hielten an und die Glocken tönten wieder vernehmlich in den freien Himmel. Nur der tschechische Wagen war nicht stehen geblieben, er fuhr den Platz hinaus und vor der Kirche, wo sich die Straßen gabelten, bog er ein, er fuhr nordwärts davon.

Niemand hatte auf ihn gesehen, als ob es ihn nicht mehr gäbe, aber auch sonst konnte kein Mensch sich später besinnen, wie das alles aufeinander gekommen war; viele Leute sagten, sie seien, wie von einer jähen Helle umgossen, einer Erblindung erlegen. Langsam erst löste sich der Bann; die Sprachlosen schrien, die blicklos Gewordenen sahen einander wieder, und alle Gesichter schienen in dem Schein, der sie insgesamt getroffen hatte.

Spruch

Von Gottfried Rothacker

Gesegnet sei, was in Dir drängt
nach dem, was in den Sternen hängt,
was Dir von ferne lachte.
Und recht gedeutet sei Dein Los:
Die Gabe, die Dir in den Schoß
der Zufall wirft, verachte!

Nur was Du kühn mit eigner Hand
an Dich gerissen hast im Brand
des großen Augenblickes,
das sei Dein Stolz und sei Dein Gut,
sei Dein Besitz und neue Glut
zur Schmiede Deines Glückes.

Chronik

Hans Eder

wurde 1883 in Kronstadt geboren. Seine künstlerische Ausbildung erhielt er in München, wo er von 1902 bis 1912 lebte. 1911 veranstaltete er hier seine erste Kollektivausstellung, die (u. a. von Ostini und Eßwein) sehr günstig besprochen wurde. Bis 1914 stellte er in der Münchener Sezession aus. In der Ankündigung seiner Malschule, die er 1912 in Wien eröffnete, hat er damals die Linie seines künstlerischen Schaffens, zu der er sich auch später noch bekannte, folgendermaßen festgelegt: Rembrandt, Tintoretto, Velasquez, Goya, Delacroix. „Die Impressionisten haben weiter gearbeitet im Sinne einer starken Betonung des Handwerklichen. Ihre neue Palette und die bildmäßige Wirkung der Alten weisen den Weg."

1918 stellte Eder nach einer durch den Weltkrieg verursachten Pause in Budapest aus, zwei Gemälde wurden vom ungarischen Staat angekauft. 1922 folgte eine Ausstellung in Düsseldorf mit einem Ankauf durch die Brüsseler Moderne Galerie. 1924 veranstaltete er die erste Ausstellung in Bukarest, die zweite, 1926, wurde besonders vom Kreis um die Zeitschrift „Gândirea" freundlich aufgenommen; die dritte, 1930, brachte den Ankauf der großen Komposition „Gebirgsdorf" und eines Stillebens durch den Staat und die Verleihung des Ordens „bene merenti" 1. Klasse. Zwischen 1930 und 1938 folgte eine Reihe von Ausstellungen in verschiedenen Städten des Landes. Die letzte Ausstellung in Bukarest 1938 trug Eder von einem Teil der Kritik den Ehrentitel des bedeutendsten Porträtisten Rumäniens ein, während von andern rumänischen Beurteilern Eders Gemälde als „zu deutsch" abgelehnt wurden.

Hans Eder ist heute zweifellos die bedeutendste künstlerische Persönlichkeit in der deutschen Malerei Siebenbürgens; ein Rang, der ihm nicht nur für seine ausgezeichneten Porträts gebührt (sein Bildnis Seeckts ist übrigens als einziges Porträt des großen Generals in dessen eben erschienenen nachgelassenen Schriften veröffentlicht), sondern auch für seine bedeutenden Stilleben und für die Landschaften, die in letzter Zeit über den heimatlichen Raum hinaus auch oft Motive aus der südländischen Atmosphäre Balcics gestalten.

Harald Krasser

Rudolf Wagner-Regenys neuestes Werk

das Musikdrama „Die Bürger von Calais", das den schon mehrfach dramatisch behandelten und von Rodin in seiner berühmten Plastik gestalteten Stoff aus dem Geschichtswerk Froissards nach einem Textbuch von Caspar Neher neu gestaltet, wurde am 29. Januar in der Berliner Staatsoper von Generalmusikdirektor Herbert von Carajan uraufgeführt. Die Aufführung war eines der großen Ereignisse dieses Musik- und Theaterwinters, das Werk des siebenbürgischen Musikers, obwohl heftig umstritten, wird allgemein anerkannt als ein sehr ernst zu nehmender Versuch auf den Traditionen des Händelschen oratoriennahen Opernstils und den Errungenschaften der jüngsten Musikentwicklung einen neuen musikdramatischen Stil zu schaffen. Mehrere deutsche Opernbühnen bereiten weitere Aufführungen des Werkes vor.

Neue Bücher und Schriften

Erzähler aus der Ostmark und dem Sudetenland

Emil Merker. Der Weg der Anna Illing. Roman. Verlag Diederichs, Jena

Anna Illing ist die Tochter eines Dorfschneiders im Sudetenland. Ihre Familie und sie selbst zählt in der bäuerlichen Umgebung wenig. Ohne Freundin und ohne Umgang mit ihresgleichen wächst sie in der Enge und Not des Elternhauses heran und hat, auch gegenüber den beiden jüngeren Brüdern, frühzeitig Teil an seinen Aufgaben und Sorgen. Sie lernt etwas Schneiderei, kann sie aber bald nur als Heimarbeit betreiben, die sie im Auftrag von Kleidergeschäften ausführt. Frühzeitig ist das Mädchen der bestimmende Kopf im Elternhaus und wird es nach dem Tode des Vaters erstrecht. Als die Not der Familie auf dem Land untragbar wird, wandert sie in die Stadt. Die beiden Buben studieren, Anna setzt es durch in harter Arbeit an der Nähmaschine und durch Betreuen von Kostkindern. Darüber geht ihre Jugend hin, ohne daß der Geliebte ihres Herzens, ein junger Lehrer, der Ihre wird. Alles trägt und überwindet sie tapfer und geht, wenn auch oft unter der Last fast zerbrechend, ihren Weg. Das Schwerste aber bringt ihr der Weltkrieg: Der Geliebte des Herzens fällt, auch der ältere Bruder. Der jüngere kehrt heim, sie sieht ihn und spricht mit ihm im Lazarett, — er hat beide Beine verloren — dann geht er durch eine Kugel freiwillig aus dem Leben. Die schwerste Frage steht nun bitter vor dem alternden Mädchen, das das Opfer der Jugend und des Lebens gebracht hat: „Wofür habe ich gelebt?" Aber wir wissen: sie wird ihren Weg tapfer bis zum Ende gehen. — Der Dichter hat den Weg der Anna Illing mit großer, reiner, herber Kunst gezeichnet, — man geht tief ergriffen mit. Hans Lienert

Kurt Ziesel, Verwandlung der Herzen. Verlag Otto Junker, Leipzig

Hier kommt in ihrem Kampf um Gemeinschaftsleben und kameradschaftliche Bewährung jene Jugend zu Wort, die, während die Väter und älteren Brüder an den Grenzen Mitteleuropas im Frontkampf standen, vier Jahre lang in entbehrungsreicher Bereitschaft heranwuchs, um dann plötzlich, im Chaos des Zusammenbruchs alleingelassen, rat- und hilflos einer unverstandenen Zeit preisgegeben zu sein. Wo blieben die Väter, die Führer dieser Jugend in den furchtbaren Jahren nach dem Ende des Völkerringens? Die Besten lagen wohl auf den Schlachtfeldern und Kriegerfriedhöfen, und die zurückkehrten, vergruben sich entweder, mit dem Schicksal hadernd, in die Not des eigenen Alltags oder irrten selbst als Suchende Jahre lang umher, gingen sogar, ganz aus ihrer Bahn geworfen, zu den zersetzenden Elementen über, die die rote Fahne der Weltrevolution über dem aus unzähligen Wunden blutenden Vaterlande schwangen. In dem Buche des jungen Österreichers ist es eine leidgeprüfte Frau, die, von der Not der Jugend ergriffen, nach Wegen sucht, einigen Wenigen, die ihrem Herzen nahe kommen, zu helfen. Mit der Unterstützung eines befreundeten Arztes, der der Kriegsgeneration angehört und in der Folge ein väterlicher Freund und Berater der jungen Leute wird, wird eine Siedlung in der Nähe Münchens für zwanzig arbeitslose Jungmänner gegründet. Das ist der

Auftakt zur „Verwandlung der Herzen", denn erst jetzt beginnt der Kampf der Jugend um das, was der Krieg seinen Teilnehmern als Selbstverständlichkeit zum Geschenk machte: den Geist der Gemeinschaft und die kameradschaftliche Bewährung. Mögen vielleicht einzelne Phasen der „Verwandlung" allzu phantastisch gestaltet, manche Entwicklung nicht ganz folgerichtig begründet sein, so weht doch ein erfrischender Hauch reinen Wollens und gläubiger Tatbereitschaft durch das Buch und läßt uns erkennen, daß es im Grunde keinen Gegensatz zwischen Frontgeneration und Nachkriegsjugend zu geben braucht. „Es ist eine Zeit der Männer, in der wir leben, eine Zeit der Jugend und der Soldaten." Wir haben sie miterlebt und bekennen uns zu ihr. Gerda Mieß

Karl Hans Watzinger. Die Pfandherrschaft. Roman. Verlag Eugen Diederichs, Jena

Es ist ein herbes, ernstes, strenges Buch, das uns der Dichter über die Gegenreformation in Österreich vorgelegt. Wo der Kaiser in undeutscher Art versagt und der bayrische Kurfürst in römischer Verbissenheit die obderennsischen Bauern durch seinen Statthalter unter die Pfandherrschaft zwingen läßt —, da rotten sich schließlich die Bauern selbst zusammen, um dem evangelischen Glauben treu dienen und in der Heimat unvertrieben bleiben zu können. Meisterhaft sind vom Dichter besonders die beiden Hauptgestalten, der Statthalter von Linz und der Bauernobrist Fadinger gezeichnet, überaus fein, wie der Bauer durch seine Seelenreinheit hineinwächst in die Ideen des Reiches, für die allein er kämpft und für die er vor den Toren von Linz fällt. Der Roman ist ganz aufs Männliche gestellt, ohne Liebesgeschichten und ähnliche Zutaten, vom Dichter auch sprachlich angepaßt der Zeit um 1625, dadurch noch gegenständlicher wirkend. Das Buch liest sich leicht und packend, wenn mich persönlich auch ab und zu eine Kleinigkeit gestört hat, z. B. die weibliche Form des Zahlwortes: zwo Männer (statt „zween") und „heunt nacht", wo doch „heunt" an sich schon die zusammengezogene Form von „heute nacht" ist.

Hans Lienert

Gottfried Rothacker. Bleib stet! Vierzehn Volksgeschichten. 1938. Albert Langen / Georg Müller, München

Es sind wahrhaft Volksgeschichten und sie müßten bald in unsern Schulbüchern stehen: so unmittelbar und ursprünglich sind diese jedem zugänglichen, jeden packenden Handlungsabläufe hingestellt mit jenem lehrhaften Unterton und Ausklang, den auch Erzähler vom Format Hebbels und Gotthelfs nicht verschmäht haben. Es sind immer wieder Geschichten von volksdeutscher Schicksalsbewährung, aus dem Sudetenraum und den vorgeschobenen Volkssplittern im oberungarischen Bergland, im Ton des Märchens und der Sage, geschichtlichen Stoffes oder mit dem jüngstvergangenen politischen Geschehen als Hintergrund, oder auch nur aus dem völlig unpolitischen Alltag der Bergwerke, der Maschinen und Acker schlichte Sinnbilder menschlichen Schicksals hebend. Das ist „volksnahe" und doch nicht nur dem Augenblick verschriebene Epik, von einem Mann geschrieben, der selbst den Leidensweg seines Volksstammes durchgekämpft und -gelitten hat.

Harald Krasser

Max Hölzel. Bosnische Wölfe. Selbsterlebtes. 1938. Adolf Luser Verlag, Wien/Leipzig

Spannend und lebendig vorgetragene, abwechslungsreiche Schilderungen von Wolfsnot und -jagd im österreichischen Bosnien der Vorkriegs- und Kriegszeit, doppelt interessant, weil sie nicht nur eine lebendige Vorstellung geben von diesen wildesten, größten und gefährlichsten Wölfen unseres Erdteils, sondern auch von der eigenartigen und waghalsigen Jagdtechnik der Bosniaken, die sich dem Wolf mit wolleumwickeltem Hals und Arm und dem Handschar, einer säbelartigen Waffe, in der Faust zum Kampfe „Mann gegen Mann" stellen.

Harald Krasser

Geschichte, Politik, Kulturgeschichte

Carl Freiherr von Bardolff, Soldat im alten Österreich. Eugen Diederichs Verlag, Jena, 1938

General von Bardolff war der letzte Vorstand der Militärkanzlei des in Sarajewo ermordeten österreichischen Thronfolgers Franz Ferdinand. Schon deshalb beanspruchen seine Erinnerungen Beachtung, da er als einer der Wenigen, die dem Erzherzog nahestanden, wirklich stichhaltig Auskunft zu geben vermag über die bis heute noch oft umstrittenen und unklar gebliebenen Umbaupläne für den österreichischen Staat, die von Franz Ferdinand und seinen Freunden erwogen wurden. Man hört oft davon, daß der Erzherzog den Tschechen hörig gewesen und daß in seinem Hause tschechisch gesprochen worden sei. Nun erfährt man von Bardolff, daß dies nicht stimme; es sei nicht einmal erwiesen, ob die Frau des Erzherzogs, die zwar aus tschechischem Adel stammte, die Sprache ihrer Vorfahren beherrscht habe; ihr Mann verfügte lediglich über einige tschechische Brocken von der Reitschule her bei irgendeinem böhmischen Regiment. Bardolff steht dem Erzherzog nicht unkritisch gegenüber, erwähnt dessen bekannte ungehemmte Schießwut bei Jagden, schildert seinen widerspruchsvollen Charakter, zeigt aber andererseits, daß der Thronfolger in vielfacher Hinsicht ein bedeutsamer Mensch war, der sich keiner Täuschung darüber hingab, daß Österreich-Ungarn völlig umgebaut werden mußte, wenn es nicht in absehbarer Zeit zerfallen sollte. Daraus erwuchs die entschiedene Gegnerschaft des Erzherzogs gegen die dualistische Lösung. Er war entschlossen, ihr unbedingt ein Ende zu bereiten und vor allem die Herrschaft der Madjaren über so viele andere unzufriedene Völkerschaften zu beseitigen. Der Kernpunkt seines Zieles war die Befriedigung der zum österreichischen Gesamtstaat gehörenden Völker durch Gewährung von Selbstverwaltungsrechten. In welcher Form dies geschehen sollte, war noch nicht bis ins Letzte geplant. Nach Bardolff trat die sogenannte trialistische Lösung, also die Schaffung von drei Staatsstellen, einer deutschen, ungarischen und slawischen, immer mehr zurück zu Gunsten einer vielfältigeren bundesstaatlichen Gliederung. Diese Pläne stammen von dem Siebenbürger Rumänen Aurel Popovici und sahen eine Einteilung vor, die 16 Nationalstaaten geschaffen hätte, darunter auch Siebenbürgen ausschließlich des Szeklerlandes, das ebenfalls autonom werden sollte. Eine solche Lösung hätte der Zentralmacht mehr Stärke verliehen und wäre erreichbar geworden durch Gewährung des allgemeinen Wahlrechtes. Auch der uns heute neuzeitlich erscheinende, fruchtbare Gedanke des Natio-

nalkatasters wurde erwogen. Natürlich war die Wiederherstellung der in jeder Hinsicht geschlossenen, einheitlich geführten, deutsch kommandierten Armee eines der wesentlichen Ziele des Erzherzogs.

Die Erinnerungen des Generals sind nicht bloß dieser Aufklärungen wegen bedeutsam, sondern auch in allen anderen Teilen. Bardolff stand vor seiner Kommandierung in die Militärkanzlei und nachher, besonders im Kriege, an wichtigen Stellen. Wie er seine Entwicklung und sein Wirken in verschiedensten Posten schildert, immer in männlicher und überzeugender Weise, gewinnen wir einen guten und lebendigen Einblick in die letzten Jahrzehnte des zerfallenden Großstaates, in dessen Probleme und bewundernswerte soldatische Leistungen.

Aus all dem aber erkennen wir auch den Mann Bardolff, dessen deutsche Gesinnung jederzeit unanfechtbar und mutig sich bewährte und auch in Rumpfösterreich bis zum Anschluß einen wahrhaft deutschen Weg ging. Als die Ostmark erlöst wurde und ins Reich heimkehren durfte, war Bardolff einer der ersten Österreicher, die der Dank des Führers ehrte.

Eine Unzahl von Persönlichkeiten werden in diesem Werk beleuchtet, Generale und viele Minister Österreichs, manche reichsdeutschen Führer, vor allem die beiden letzten Habsburger Kaiser, wobei die Gestalt Karls auch hier in ihrer Schwäche und Zweideutigkeit gezeichnet werden mußte. Die Erlebnisse, die Bardolff selbst mit dem letzten österreichischen Kaiser hatte, sind eine niederdrückende Kette von Beweisen der Unfähigkeit des Herrschers, den das Schicksal ausersehen zu haben scheint, ein altes Staatsgebilde zu vernichten.

Heinrich Zillich

„Österreich-Ungarns letzter Krieg 1914—1918"

In diesen Tagen hat eines der großartigsten Geschichtswerke seinen Abschluß gefunden: das österreichisch-ungarische Generalstabswerk über den Weltkrieg 1914—1918, die einzige amtliche geschichtliche Darstellung des Todeskampfes der Donaumonarchie. Das Werk besteht aus 7 umfangreichen Textbänden, denen ebensoviele Kartenkasetten beigegeben sind. Ein soeben erschienener Registerband erleichtert das Auffinden von Personennamen, von Truppenkörpern und Ereignissen. Unter der obersten Leitung von Edmund Glaise von Horstenau, dem letzten österreichischen Vizekanzler und jetzigen Minister des Deutschen Reiches, wurden die einzelnen Bände, für die stets mehrere Verfasser verantwortlich zeichnen, vom Kriegsarchiv in Wien auf Grund der Feldakten der k. u. k. österreichisch-ungarischen Wehrmacht herausgegeben und erschienen im Verlag der „Militärwissenschaftlichen Mitteilungen" Wien I., Liebiggasse 6. Preis eines Bandes (bestehend aus je einem Text- und einem Beilagenband) RM 36.—. Im einzelnen behandelt der I. Band das Kriegsjahr 1914, der II. und III. das Kriegsjahr 1915, der IV. und V. das Kriegsjahr 1916, der VI. das Kriegsjahr 1917 und der VII. Band das Kriegsjahr 1918.

Über das ganze Werk ist zu sagen: es stellt in seiner Art eine der hervorragendsten Leistungen der Weltliteratur dar. Das geht am deutlichsten wohl daraus hervor, daß Mussolini vor kurzem den Auftrag erteilt hat, sämtliche Bände ohne jede Kürzung ins

Italienische zu übersetzen. Wert und Einmaligkeit dieser Schöpfung drängen sich aber auch jedem anderen Leser sofort auf. Sie lassen sich ungefähr auf folgende Vorzüge zurückführen: das Werk ist, obwohl es eine Überfülle von schwierigen und äußerst verwickelten geschichtlichen Ereignissen schildert, klar und übersichtlich geblieben. Da der Staat, über dessen kriegerische Leistungen es berichtet, selbst nicht mehr besteht, konnte es ohne jede Voreingenommenheit und politische Rücksichtnahme, ohne jede chauvinistische oder auch bloß nationale Verzerrung und Überhebung die ungewöhnlichen und beispiellos dastehenden militärischen Taten des Weltkrieges sachlich würdigen. Dennoch atmet aus ihm der große Hauch der Geschichte Alt-Österreichs. Ja, dieser weht den Leser — welch seltsame Bestätigung der versunkenen Lebensfülle! — aus diesen Blättern wärmer an, als es der gezwungen kühle und trockene Ton tut, der ihm etwa aus dem (noch unvollendeten) deutschen Generalstabswerk „Der Weltkrieg 1914—1918" entgegenklingt. Die Sprache und Darstellungsweise darf als geradezu klassisch bezeichnet werden. An ihnen allein würde sich, wenn andere Zeugnisse fehlten, die hohe geistige Schule verraten, durch die der österreichische Generalstab gegangen sein muß. Man bedenke, daß Dutzende von höheren Offizieren, die während des Krieges alle noch Mithandelnde waren, ein siebenbändiges Werk schreiben, und Stil und geistige Haltung der Schreibenden bleibt sich von der ersten bis zur letzten Seite gleich! Dieser schriftstellerischen Großleistung steht ebenbürtig zur Seite die technische der Kartenzeichner und Graphiker. Hier darf beinahe schon von Künstlertum gesprochen werden. Übersichtlichkeit, praktische Verwendbarkeit und ästhetische Schönheit der unzähligen Kartenblätter läßt schlechtweg nichts zu wünschen übrig.

Es war ein ausgezeichneter Gedanke, diese vielen schönen Blätter, unter denen sich oft auch Landschaftsphotographien von wichtigen Kampfgebieten befinden, für jeden Band in eine besondere Kasette zusammenzufassen, statt sie — wie bei den gewöhnlichen militärischen Werken und auch noch beim deutschen Generalstabswerk — dem Textband in einer Umschlagschleife beizulegen. Alles in allem ein Kulturdokument ersten Ranges! Jeder ehemalige Angehörige der Armee, die nur noch in der Geschichte lebt, kann stolz darauf sein!

Otto Folberth

Bodo Kaltenboeck. Das törichte Auge. Die Selbstgespräche eines Unentwegten. Adolf Luser Verlag, Wien, 1938

Kaltenboeck, der in der Schuschniggzeit lange in österreichischen Gefängnissen saß und uns vor Jahren schon mit seinem Buch „Der Unfug in der Ortenau", einem satirischen Werk über einen historischen Stoff aus dem badischen Lande, ein Bild seiner österreichischen Heimatnot gab, veröffentlicht nun einen Band von Selbstgesprächen eines Eingekerkerten aus jenen bitteren Jahren. Das Manuskript des Buches entstand, als Schuschnigg noch regierte. Es wurde dem Verfasser auch abgenommen und kam erst nach der Befreiung Österreichs wieder in seine Hände. Ein überlegener, leidenschaftlicher und selbstbewußter Mann hat es verfaßt. In den einsamen Monaten der Haft ließ er in Selbstgesprächen die Lage seiner Heimat an sich vorbeiziehen. Ironie und Wut, kalte, stahlscharfe Logik, glühende Volksliebe und ungebrochene Siegeszuversicht treten uns aus

kurzen und gewichtigen Monologen entgegen, in denen der Verfasser sich jeweils mit einer Erscheinung oder einer Person aus den Kreisen der Tyrannen befaßt. Die Gespräche sind zugleich — und das gibt ihnen ein besonderes Gewicht — Rechtfertigungen des eigenen Freiheitskampfes von einer Lebendigkeit, die auch Nichtdeutsche bezwingen müßte, wenn sie unvoreingenommen sind. Das törichte Auge nennt Kaltenboeck das Auge des Aufsehers, der durch das Guckloch in der Zellentüre auf den Häftling blickt. Man erfährt aus dem Buch so viele Einzelheiten der fürchterlichsten Geschehnisse in Österreich, daß man jeden Deutschen bitten möchte, an dem Werk nicht vorüberzugehen. Am meisten berührte mich die Erzählung von dem Kranz und Totenlichtlein, das in Wien ein Unbekannter zur gleichen Stunde auf die Verkehrsinsel legte, als der Schutzmann, der dort den Verkehr früher geregelt hatte, seiner Gesinnung wegen gehenkt wurde. Um das brennende armselige Licht standen entblößten Hauptes Frauen und Männer, während die entsetzliche Stunde schlug. Sie standen lange, schweigend, bis ein junger uniformierter Kerl durch die Menge drang und den Lichtstumpf austrat. Aus diesem Licht wuchs eine der größten Stunden deutscher Geschichte.

Heinrich Zillich

Deutsches Alt-Österreich. Staackmanns Almanach auf das Jahr 1939. Zusammengestellt von Josef Nadler, L. Staackmann Verlag in Leipzig

Der um die Dichtung der Ostmark während des letzten Menschenalters besonders verdiente Verlag bietet in seinem Almanach ein von berufenster Hand zusammengestelltes Bild des alten Österreich in literarischen Zeugnissen mannigfaltigster Art. Die Zeitalter Maria Theresias und Josefs II., des Erzherzogs Carl und des Wiener Kongresses, Grillparzers, Raimunds und Nestroys wird hier auf engem Raum verlebendigt in einer Weise, die diesen Almanach über seinen einmaligen Anlaß hinaus wertvoll macht.

Harald Krasser

Mitteilungen der Schriftleitung

Das vorliegende Heft ist der Ostmark und dem Sudetenland gewidmet. Eine Reihe ihrer bedeutendsten und auch in unserm Südosten wohlbekannten Dichternamen sind darin vertreten. Ihre Beiträge zeugen für den männlichen Charakter eines Schrifttums, dem man so lange ein müdes und dekadentes Gehabe nachsagen wollte. Mit dem Wiener Josef Weinheber hat die Ostmark wie zu Walthers von der Vogelweide Zeiten dem Deutschtum seinen großen, aller Töne mächtigen Lyriker geschenkt. Robert Hohlbaum ist bei uns durch seine geschichtlichen Romane und auch durch seine Lesungen in unsern Städten bekannt geworden, Bruno Brehm vor allem durch seine Trilogie vom Zusammenbruch des Habsburgerreiches und durch seine volksdeutschen Geschichten. Wilhelm Pleyers und Gottfried Rothackers Romane hat man auch bei uns als starke dichterische Zeugnisse sudetendeutscher Grenzlandnot gelesen. Mit dem Kärntner Josef Friedrich Perkonig und den Tirolern Karl Springenschmid und Franz Tumler, der an Bruno Brehms Seite im sudetendeutschen Freikorps mitmarschiert ist, sprechen führende Dichter der übrigen ostmärkischen Landschaften zu uns.

Herausgeber Dr. Heinrich Zillich, derzeit verreist
Allein verantwortlicher Schriftleiter Harald Krasser, Heltau-Cisnädie 92 bei Hermannstadt-Sibiu
Verwaltung Hermannstadt-Sibiu, Königin-Maria-Straße 23
Gedruckt durch die Krafft & Drotleff A. G.



Siebenbürgisch-Sächsische Leinenstickereien

Von Emil Sigerus

Die III. Sammlung mit Anhang
„Sächs. Wappen als Stickmuster"
ist in Neuauflage erschienen.

Jetzt wieder alle vier Mappen lieferbar!

Mappe I und II je Lei 150.— / Mappe III und IV je Lei 150.—

KRAFFT & DROTLEFF • HERMANNSTADT



Trude Schullerus

Sächsische Bäuerin

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
16. JAHR März HEFT 3

Zum 60. Geburtstag von Agnes Miegel

am 9. März 1939

Von Heinrich Zillich

Es führen aus der siebenbürgischen Heimat, unten am Karpatenwall, dessen blaue Kämme meine Kindheit begrenzten, als wäre dahinter die endlose Ferne des Morgenlandes verschlossen, manche Wege nach Westen, oft begangene, vom blutigen und prunkenden Schritt der Geschichte berühmt gewordene Wege, die unser Herz wie mit tausend heiligen Bändern an das größere Herz des Erdteils und der deutschen Urheimat knüpfen. All diese Wege strömen zusammen in Wien, der einstigen Gebieterin des Südostens, die gelassen die heranflutenden Straßen sammelt und sie wieder gleich kaiserlichen Herolden in die Lande gegen Sonnenaufgang entsendet.

Über die Burg Wien betraten wir selbst in den Zeiten, wo wir ihr grollten, Deutschland, und so geschah es, daß wir, von der Richtung des langen Zugs donauaufwärts bestimmt, eher an die Nordsee kamen, an den Rhein oder an die Mosel, als auf solchen Fahrten des Leibes und der Seele ein Land im Nordosten aufzusuchen, das Deutschen ein ähnliches Schicksal auferlegte wie uns im Süden.

Ostpreußen blieb uns fremd, so verwandt es uns hätte sein müssen, und wer von uns Bergmenschen einmal dahinfand, vermißte wohl den tiefblauen Himmel, vermißte Felsen und Täler, erschrak vor der Traurigkeit der Kiefern, und spürte des Gemeinsamen wenig.

Und doch hat bei uns am Saume des Morgenlandes der Deutsche Ritterorden seine Marienburg zuerst gebaut, bevor er, vertrieben, die herrliche Festung an der Nogat errichtete, der Tatar flutete über uns hinweg wie über die ostpreußischen Dörfer und unsere Städte schlugen die Waren des Ostens um, gleich Danzig und Königsberg; und sind auch Gebirge und Meer strenge Herren, die ihre Menschen anders erziehen, geben Norden und Süden ein anderes Maß des Lebens, mächtiger als alles ist der Osten, der von der Mitte des Erdteils so oft verkannte, unseres Volkes größte Bewährungsstätte. Er stellte das Land oben im Norden und das unsere im Süden unter sein Gesetz, wie immer nun die Frage beantwortet werden mag, was verlockender und unheimlicher sei, der sonnenwarme Osten oder der kargere nordische. Es ist immer der Osten, der Osten.

Dies begriff ich erst, als ich Agnes Miegels Werke kennen lernte, denn darin trat mir das Schicksal ihrer Heimat mit einer auch in meinem Wiegenland wirkenden Stärke wohl-

vertraut entgegen, östliches Schicksal ewiger Bewährungspflicht, das Heimat geworden ist. Darum überwältigte mich alles, was die seltene Frau schrieb, wie ein Ruf aus der eigenen Landschaft, der mich in der besonderen, oft ungewohnten Fassung des gleichen Inhalts noch aufschlußreicher und erschütternder anfaßte. Ich kenne keine Dichterin, deren Wort und Werk so voll des Bodens ist, aus dem sie stammt, auch wenn sie nicht dessen Lied singt.

Es ist eine atmende Erde, vom Wind überweht, ein sprechender und selbst in der Stille mit Stimmen raunender Boden, über dem sich eine ebenso bewegte wie handelnde Natur regt. In den Novellen von Agnes Miegel zeigt sich das kleinste Ding lebendig. Auch die Menschen sind in Bewegung. Was immer sie tun, man sieht es augenfällig und deutlich, als ginge es vor einem hellen unermeßlichen schweigenden Hintergrund vor sich, vor dem drohenden Osten; und tatsächlich — dieser Hintergrund ist da, die gewaltige Wand der Ferne, aus der plötzlich ein Unheil in die Ordnung hereinfegen kann, alles wahllos vernichtend, dabei sich selbst aber auch schwächend, so daß nachher aus den zertretenen Fluren wieder der Deutsche aufzuerstehen vermag und mit langen Armen die Sense hochhebt.

Viel inniger wird auf dieser Erde die Geborgenheit empfunden, die ja keine Dauer haben kann, viel mütterlicher erklingt der Ton der Liebe, viel wilder und unbedenklicher tobt die Leidenschaft und abgründiger brütet das Böse. Vielleicht ist es Menschen behüteter Landschaften unvorstellbar, daß eine Frau eine solche Lebensfülle nicht bloß im Bereich der edlen und reinen Triebe zu erspüren vermag und sie beispiellos gegenwärtig darzustellen weiß, sondern auch das Düstere und Verruchte mit gleicher Kraft umfaßt, das ganze irdische Weltgetümmel, darüber die Sterne nicht vergessen sind und darunter die Hölle nicht verkannt. Im Osten gibt es eben kein gesondertes, vom Schicksal der Männer abgetrenntes Leben der Frau. Haß und Feuer versengen sie wie ihn und die Feinde vernichten sie noch ärger. Darum erscheint auch die Geschichte im Werk der Dichterin nicht als eine Beschwörung entschwundener Zeiten, sie steht in der Gegenwart als deren nur leicht beschattetes zweites Gesicht. Es ist keine Vergangenheit, wenn die Ordensritter der Agnes Miegel ins Verderben reiten, nein, in diesem Augenblick geschieht es, in der Dichtung ebenso wie in der Wirklichkeit, und darum durchdringt uns beider Wucht in dem geformten Wort der Dichterin, das dem Leben aus dem Mark geschnitten wurde.

Urhaftes Dasein, der Erde des Ostens entquollen, von der Weite verführerisch beglänzt — das ist der wahre Ackergrund der Ballade, deren Meisterin Agnes Miegel ist, der Ballade, die dort noch gelebt wird, wo sich Helle und Dunkel von der Ferne scharf abheben.

Niemals vergesse ich, wie mir in später Nachtstunde ein begeisterter Freund die Ballade „Die Nibelungen" vorsagte, jedes Wort gleichsam aus der Taufe hebend, so daß die Sage flammenflackernd um uns trat, wie dann jählings die wunderbare Melodieverschiebung aufklang mit Volkers Lied, das die Dämonen herbeiruft, bis zuletzt der harte Abschluß fast erlösend uns in das furchtbare nahende Grauen der Vernichtung entließ.

Aber schöner noch, tiefer, unsäglich erschütternder ist der Gesang „Über der Weichsel drüben..." mit dem gewaltigsten Bild für die östliche Landnahme durch unsere Vor-

fahren, das jemals in ein deutsches Gedicht gestellt wurde. Hier erklingt das Heilige hindurch, das mich immer, wenn ich an das Antlitz der Dichterin denke, mild wie eine Mutter anblickt und das in ihrer Dichtung mitgeht als der Hintergrund einer anderen und ewigeren Ferne, die weitergespannt ist als die des Ostens.

Nur mit Liebe kann man der Erscheinung der Agnes Miegel gegenübertreten, die neben ihrem Werk herschreitet, obgleich sie sich niemals davor stellt. Ihre Dichtung ist nicht männlich in dem Sinne, daß man sie einem Manne zuschreiben könnte, sie ist ebensowenig weiblich allein, sondern in ihrer dichterischen Fülle über die Wesensbegrenztheit der Geschlechter erhoben, indem sie beider Welt umgreift. Dennoch liegt das Weibliche über ihrer Dichtung wie ein Mantel. Ich glaube nicht, daß dies nur empfindet, wer die Dichterin gesehen hat oder ihr Bild kennt.

Es ist außerordentlichen Menschen gewährt, daß sie sowohl mit ihrem Werk die Zeit durchstrahlen als auch mit ihrem Sein, und dies empfindet bei Agnes Miegel jeder, der ihrem wachsenden Bannkreis nahte. Ein mütterlicher Mantel der Milde und Güte ist es, und er deckt wohl ein Land wie Ostpreußen inniger und beglückender als geruhsame Striche.

Wer in Ostpreußen den und jenen nach Agnes Miegel befragt, hört nichts von dem Neid, der böswilligen Mißdeutung und Niedertracht, die in den Urteilen der Nachbarn oft dem ungewöhnlichen Geist in der engsten Heimat zuteil werden, er vernimmt nur Liebe. Und dies ist ein Wunder, denn das Umgekehrte wäre bei der Alltagsenge der Spießbürger, die den lebendigen Großen nach ihrem Maß messen, fast natürlicher. Sie hat, was selten einem Auserwählten beschieden ist, die Kleinlichkeit der Mitmenschen entwaffnet, ungewollt, denn mit dem Willen läßt es sich nicht erringen, und kaum jemals ist dies einem Großen begegnet, der seines Landes Seele zu künden befohlen war.

Ihr ist es geschenkt worden, daß sie gleichsam als heilige Schutzmutter Ostpreußens schon bei Lebzeiten in den Seelen steht. Ich will dies aber nicht allein für ihre Heimat gelten lassen, ich spreche für alle, die am Saume des Volkes leben, denen der Osten in die blinzelnden Augen scheint, für alle, die kamen von Flandern, die kamen vom Niederrhein, von den hohen Tauern und aus der goldenen Au, für die lindenblonde Heimat und für die tannenblaue, für Seen und Ebenen, Felder und Grate; für alle ist sie eine Mutter, dem Irdischen des Ostens verwandt wie Blut und Schrei und Tod und Geburt, heilig in ihrer Mutterliebe, die uns mit gütigem Herzen in die Ewigkeit hinein beschützt.

Wie ich zu meiner Heimat stehe

Von Agnes Miegel

Wie ich zu meiner Heimat stehe, soll ich sagen. Seltsam erscheint mir die Frage und ich grüble darüber nach, wie ein Kind, das man gefragt hat, wie es mit seinen Eltern steht. Wüßte es das, so stünde es sich nicht mehr mit ihnen, würde sein Leben und Wesen als ein einzelnes, ihnen nicht mehr untrennbar verbunden empfinden.

Nein, nie könnte ich mir vorstellen, so lieb mir Deutschland ist, daß ich in einem anderen Land als dem zwischen Weichsel und Memel geboren wäre. Niemals könnte es auch da, so herrlich Danzig ist, so vertraut die Städte am Haff und im Land so über alles schön die Dörfer und Güter Preußens sind, ein anderer Ort sein als das feste Haus des Deutschordens, das am Pregel liegt — meine Vaterstadt Königsberg!

Anders war diese Stadt, war dieses Land, als ich klein war. Noch waren wir nicht abgetrennt vom Reich, fühlten uns noch nicht wie die immer bedrohten, verarmten Bewohner einer Hallig. In gesichertem Behagen lebten wir hin, in festgefügten Lebensformen, in aller Armut stolz, ein jeder auf sein Preußentum und den festen Platz, den auch dem Bescheidensten von uns seine Kaste gab. Gastfrei waren wir. Und dieses und die Fähigkeit, sich rascher, beweglicher als sonst Norddeutsche in schwere neue Zeit zu schicken, haben wir hinüber gerettet aus jenen Tagen des Friedens. Auch die Leichtherzigkeit, Feste zu feiern wie sie fallen, und die Musikliebe — beide wohl ein Erbteil des oberdeutschen Blutes, das immer wieder in unsern Siedlerstamm strömte.

Von mir sollte ich reden und von der Heimat. Und von „uns" rede ich wie ein Kind von den Seinen. Denn nirgendwo, vielleicht nur noch im alten Baltikum oder in den kleinen Gebieten der Ungarnschwaben, fühlte sich der Deutsche so als Kind einer Familie mit seinem Stammesgenossen wie hier, trotzdem bei uns jeder Gegensatz im Land selber fehlt. Noch nicht einmal jenseits der Grenzen, die superkluge Feindschaft mit dem Lineal auf einer unverstandenen Landkarte zog, beginnt für uns der Fremde.

Und wie mir dieses Land Leben und Atem gab, wie es mich nährte mit dem Korn seiner wogenden Roggenfelder, mit der Milch seiner schwarzbunten Herden, die auf seinen flachen Flußwiesen weiden, mit seinem Obst, das die feuchte Seeluft reifte, seinem hellen Honig, der die Süße seiner Lindenalleen und goldenen Rapsfelder bewahrt, so gab es mir seine Sprache, sein uraltes, weiches Platt, sein breites, singendes, an alten Formen noch überreiches Hochdeutsch, gab mir Lieder, Sagen und Schwänke, Schnurren und Witze, die eine Generation der andern unverändert in unserer Stille weiterreichte. Gab mir, schon ehe ich jenes verstehen konnte, die Bilderbuchbuntheit seines Lebens: Das mächtige Schloß, umklungen von Glockengeläut und Militärmusik, das quirlende Gewirr des Bauern- und Fischmarktes zu seinen Füßen, das Leben der Flußschiffer und Flößer auf den schmalen Pregelarmen der alten Stadt, gab vor der Börse die sonnenblitzende Herrlichkeit des Hafens mit Seglern und Hochseedampfern, die aller Länder Flaggen von Ost- und Nordsee trugen. Gab mir, unerschöpflich schenkend, den schönsten Dom Ostdeutschlands und Kirche an Kirche, riesige Marktplätze in stillen Landstädten, Gutsfriedhöfe in einem Meer grüner und gelber Felder hoch auf dem Wallberg. Linden-

rauschende Hügel, Frühlingsfahrten durch blühende Obstgärten am Haff und glashelle Sommernächte auf der Nehrung, auf schneekalten Sanddünen und mondhelle Herbstnächte an der Steilküste des Samlands.

Nicht mehr neu und beglückt wie als Kind nehme ich dieses alles hin, auch nicht gewohnt und selbstverständlich wie einst in der Jugend. Nicht nur mein Alter hat mir gezeigt, daß dieses alles doch genommen werden kann. Aber Tage der Not, als Krieg und Brand, Entsetzen und Tod über meine Heimat gingen, haben mich und die meisten der Meinen gelehrt, daß über dem Vergänglichen ein Anderes bleibt, was jene Schrecken nicht zerstören, so wenig wie Trennung im Leben oder Sterben Blutsverwandtschaft zerstört. Und so sage ich jetzt, wo der Abschied mit jedem Abend näher kommt, zu dem Land zwischen Weichsel und Memel wie der Samurai zu der edlen Braut, der er sich vor dem Schrein seiner Ahnen verlobt: Ich vermähle mich Dir für die nächsten vier Inkarnationen.

Am Strom

Von Gerda Mieß

Wie die Wellen rastlos weiter ziehen
Durch der Brücke hochgewölbtes Tor,
Dringt ein Klang uralter Melodien
An mein weltenabgewandtes Ohr.

Es versinkt das hastende Gedröhne
Lärmdurchpeitschter Straßen hinter mir.
Deiner Wasser ewig neu Getöne,
Alter Strom verbindet mich mit dir.

Grüße will ich wortlos mit dir tauschen,
Über jedes Maß von Raum und Zeit,
Deinem ruhevollen, tiefen Rauschen
Hingegeben — wie der Ewigkeit.

Bin ich Wasser nicht und leichte Welle,
Fließend nach urewigem Gebot,
Heute nah' der erdentsprungenen Quelle,
Morgen schon des Meeres Sammeltod?

Ströme, ströme, ungehemmtes Leben,
Lasse meines Herzens gleichen Schlag
Deinen Melodien sich verweben,
Wie im Strom die Welle singen mag!

Heimkehr

Von Gerda Mieß

Heiliger Boden, innig und tief vertraut,
Heiliger Sprache heimatverbundener Laut,
Heiliges Mutterland mit deinen gewaltigen Städten,
Deiner Ströme festlich umrandeten Betten,
Bergen und Wäldern vom Himmelszelt überblaut,
Heiliges Land, nun habe ich dich geschaut!

Ja, ich habe es tief als Heimkehr empfunden,
Dich zu erleben viele gesegnete Stunden,
Selig zu schreiten über Plätze und Straßen,
Dom und Hallen trunkenen Blicks zu umfassen,
Schätze der Vorzeit zu sehen, sorgsam gestaut,
Und den währenden Tag, der rastlos das Neue baut!

Liebend erfaßte ich dein erahntes Gesicht,
Dennoch, geliebtes Land, ich gehöre dir nicht.
Weit sind einst meine Ahnen ausgezogen,
Wandernd unter des Himmels ewigem Bogen,
Haben Neuland gesucht und Heimat gefunden,
Fernem Boden opferbereit sich verbunden.

Aber seit ich dich sah, ist eins mir bewußt,
Fühle ich's tief in dankbar brennender Brust:
Was den Ahnen du einstmals mitgegeben,
Ewig wird in den Enkeln es weiterleben,
Wie in der Sprache, so lebt es in unsrem Blut,
Nichts ist verloren von dem heiligen Gut!

Die dich verließen, die Väter, heimatvertraut
Haben sie dich in der Fremde wieder erbaut,
Dich umhegt in Städten und starken Gemeinden,
Treu dich erhalten inmitten von tausend Feinden:
Deutsch ist das Land, das ein deutscher Pflug noch bestellt,
Und wir leben mit dir in der ganzen Welt.

Der Blasi

Von Anna Schuller

Die Schule hat wieder angefangen.

Aus der Traumdämmerung der Christtage ist man wieder in das harte Licht der Wirklichkeit getreten — das heißt soviel, wieder beim Morgenläuten aufstehen und in die Schule gehen und fleißig sein.

Aber es geht gut — in der großen und in der kleinen Klasse, am großen und am kleinen Tisch. Der Herr Lehrer hat aber auch Verständnis, er sucht in dieser ersten Zeit nicht Gott weiß was Großes hervor — die Köpfe sind über das Diktandoheft gebeugt.

Was kann es aber auch Sorgloseres in der Schule geben, als über dem Diktandoheft zu sitzen? Man braucht sich vor keinem Ausfragen zu fürchten — muß sich nichts merken — immer nur auf und ab, auf und ab mit der Feder oder mit dem Griffel. Der Kustos hat gut aufgelegt — von den dicken Winterjoppen steigt der Dunst auf — es hat sie heut morgen auf dem Weg zur Frühkirche und wieder zurück arg beschneit, und nun trocknet alles so wie von selbst — die kleinen Fensterscheiben sind wieder ganz beschlagen — draußen hält der Januar noch an seinem guten Recht fest.

„Laßt es nur schneien", denkt Grete und sieht verstohlen von ihrem Heft in die Flocken hinaus, „es wird schon aufhören — bis dann."

Bis dann? Ja — bis wann denn?

Ja, wißt ihr denn nicht, was dann sein wird, was die Herzen aller Kinder so bewegt, wenn einmal der Christtag vorüber ist? Was die Federn und Griffel so willig in Bewegung setzt um nur ja den Herrn Lehrer in guter Stimmung zu erhalten?

Ihr werdet es bald erfahren.

Eines morgens — die erste Februarsonne blickt hell und verheißend durch die kleinen Schulfenster, da erheben sich, wie der Herr Lehrer in seine Klasse tritt, alle Kinder zum Gruß.

„Herr Lehr' n Tag!" und gleich darauf wieder einstimmig:

„Herr Lehr', wir bitten um einen schönen Blasius!"

„Einen Blasius?!" tut der Lehrer erstaunt, aber um seine gütigen Augen ziehen sich die Fältchen zusammen, „was wollt ihr denn mit ihm?"

„Tanzen!" ruft es im Chor.

„Tanzen wollt ihr? Ja, könnt ihr denn das?"

„Ja!" kommt es fröhlich zurück.

„Dann wollen wir nichts dagegen haben, ihr habt ja fleißig gelernt, nur müssen wir zuerst auch den Herrn Pfarrer fragen, ob er zufrieden war mit euch, wie er neulich auf Visitation hier war. Die vier Ersten sollen gehn."

Die vier Ersten nehmen sich die Kappen von den Nägeln und gehen gemessenen Schrittes zur Tür.

Der Rektor tritt in sein Stübchen.

Ein Summen erhebt sich in der Klasse — eine Unruhe fliegt von Bank zu Bank.

Wird er es erlauben oder nicht? Der Klubitz konnte damals den Psalm nicht auffagen,

und die Maritze Maichen hatte die Rechnung von ihrer Nachbarin abgeschrieben, und das kann der Herr Vater nun einmal nicht leiden — es muß alles selbst gemacht sein.

Die Blicke fliegen fragend zu Grete, doch Grete mit feuerrotem Kopf nickt beruhigend nach allen Seiten — sie kennt ihren Vater.

Sie hat recht — draußen hört man feste Schritte und Scharren vor der Tür, die Abgesandten treten ein und stellen sich auf. Der Herr Rektor kommt heraus.

„Nun — was sagte der Herr Pfarrer, Georg Fröhlich?"

„Ich bitt schön, Herr Lehr', der Herr Vater sagte, er erlaubt uns den Blasius gerne, wir sollten nur sorgen, daß wir uns nicht erkühlen, und auf den Spieß nicht vergessen, wenn wir mit dem Singen kommen!"

„Also Kinder, dann soll der schöne Blasius sein!"

Ein Jubel und Tumult erhebt sich in der Klasse — Grete pufft ihre Nachbarin von rechts und links — es soll Blasi sein!

Der Rektor hebt die Hand. — Stille tritt ein.

„Jetzt wollen wir sehen, was ihr zu tun habt — zuerst kommen die Mädchen daran — also Sofie Gräf?"

„Wir sollen nach der Krone sehen", antwortet die Erste vom großen Tisch.

„Habt ihr noch Wintergrün vom Leuchter?"

„Wir holen frisches, das andere ist schon ganz vertrocknet."

„Gut, aber dann nur von hier aus dem Winkelwald."

„Auch in den Gärten ist genug!"

„Gut, denn — morgen ist Samstag, da gebe ich euch frei — da könnt ihr holen."

„Und dann binden wir bei uns die Krone", sagt die Klassenerste weiter, „und machen die Ketten aus Goldpapier."

„Das Goldpapier holt mein Vater aus Agnetheln", ruft Kirchenvaters Enno und bekommt dafür wieder einen freudigen Puff von Grete.

„Gut."

„Ich bitt Herr Lehr', dürfen auch die Mädchen aus den kleinen Klassen mit um Wintergrün kommen?"

„Ja, aber nur die vom großen Tisch — die andern erfrieren uns sonst im Wald."

Ein nachsichtiges Lächeln fliegt durch die Klasse — wie klein die doch noch sind!

„Jetzt kommen die Knaben daran — was habt ihr zu tun — Georg Fröhlich?"

„Wir schaufeln den Mädchen den Schnee vom Wintergrün fort."

Ein Gelächter antwortet.

„Euch brauchen wir nicht, das machen wir schon!"

„Der Georg am Eck hat ein Lefken", ruft eine Vorwitzige vom kleinen Tisch, „deshalb will er mitgehen!"

Der Rektor verbeißt ein Schmunzeln.

„He, was hör ich da — laßt ihr nur die Mädchen das allein machen!"

Georg Fröhlich ist ganz rot geworden.

„Und dann sollen wir die Bänke und das Gestühl in den Hof tragen, und dann sollen wir die Klasse fegen, und dann soll der Kustos kleines Holz und Späne für das Kochen machen, wenn die Kirchenmütter kommen — und dann sollen wir auch den Hof schön

fegen, und dann sollen wir vier Ältesten den Spieß vom Herrn Kirchenvater holen, und dann sollen wir auch auf den Montag mit dem Singen gehen."

Der Rektor lächelt.

„Das geht ja wie am Schnürchen, Georg Fröhlich — du bist ja jetzt ein alter Veteraner! Jetzt wollen wir nun aber auch hier nach unserer Arbeit sehen und zum Schluß wiederholen wir die Lieder, die es für euer Singen braucht. Setzt euch!" —

Die Arbeit beginnt — eine Stunde nach der andern vergeht.

Wie das Singen vorüber ist, schlägt es eben zwölf Uhr vom Turm.

Der Rektor steht von seinem Platze auf.

„Macht euch fertig! Das Latein lautet: Freuet euch des Lebens."

„Freuet euch des Lebens", antwortet es im Chor.

„Ihr könnt gehen!"

Im Augenblick ist die Klasse leer.

Hans und Grete stürmen über die Schulbrücke, daß der Schwamm am Stricklein an der Schiefertafel wild hin und her schleudert.

„Blasi — es soll Blasi sein!" schreien sie schon im Hof unten und stürmen die Treppe hinauf.

Hans ist in großer Freude. Sein guter Freund, der lange Georg am Eck, hat ihm erlaubt, auch an den Bänken zu helfen, die die Knaben aus dem Hof in die Rektorklasse tragen sollen. Das ist eine große Auszeichnung für einen so kleinen Jungen, denn nur die große Klasse darf da heran, die andern zählen noch nicht mit.

Es ist aber auch nicht so leicht, diese Bänke zu tragen.

Die Rektormädchen haben sie am Mittag, wie die Sonne gut schien, im Hof gewaschen, daß das Wasser nur so herabfloß — das ist nun gegen Abend überfroren und glitschig und die Hand kann nicht anpacken, da braucht es doch eine stärkere Kraft.

Aber es muß gehen.

Hans beißt die Zähne zusammen und faßt die schwere Bank an dem vordern Ende mit den rückwärts gehaltenen Händen, ein zweiter Junge das andere. Sie ist schwer, die Bank, aber es geht doch — wie wird das aber sein an den kleinen Stufen, die in das Wohnhaus hinaufführen?

Hans rinnt der Schweiß unter der Kappe herab.

Doch sieh — das geht ja wie von selbst — eine Stufe nach der andern — nun steht die Bank wirklich schon im Vorhaus und Hans kehrt sich strahlend um. Da springt sein langer Freund lachend das Treppchen hinab — er hat Hans tragen helfen, ohne daß dieser es gemerkt hat.

Das gibt ein Jubeln und Schreien unter den Jungen im Hof, und Hans lacht am meisten mit.

Im Vorhaus ist reges Leben, da wirtschaften die beiden Kirchenmütter und schieben auf dem breiten Schulofen die großen gußeisernen Töpfe, die man sonst nur zu Hochzeiten oder zur Druschzeit braucht, hin und her.

Im größten Topf brodelt das Kraut, im andern die Suppe — für die vielen hungri-

gen Kinder kann nie zu viel sein — sie haben sich es aber auch redlich verdient, bis sie sich das alles ersungen haben.

Heute morgen um 8 Uhr waren sie schon „mit dem Singen" auf dem Pfarrhof gewesen, voran die vier Ältesten, Georg am Eck mit dem Bujilar, der zweite mit dem Spieß und hatten dem Herr Vater und der Frau Mutter so froh und freudig gesungen, daß die Fensterscheiben in der Winterküche klirrten.

Wenn auch nicht gerade alles paßte, was sie sangen. „Nun ade du mein lieb Heimatland" — wem fiel es jetzt ein, fortzugehen — oder „Veilchen mir zu Füßen", wo der Schnee noch dick im Garten lag — es waren Kinderstimmen, die jedem ans Herz greifen. Aber das Lied „Siebenbürgen, Land des Segens" das war wirklich her gehörig — wann gehört es nicht hin, wo Sachsenkinder beieinander sind — und der Frau Mutter hatte es so gut gefallen, daß sie ein großes Stück Fleisch aus der Kammer brachte und als erste Gabe an den Spieß steckte und in das Körbchen der Mädchen schöne Eier und erst noch zwei dicke Krautköpfe aus dem Keller in ihr blankes Schäffchen legte.

Der Herr Vat r aber hatte den schönsten Schluß gemacht und dem Georg Fröhlich in sein Bujelar ein ganz neues Zehnerl gesteckt — das ging für den Adjuvantenwein, da die sonst keinen Ansatz beim Blasen haben, wie sie sagen.

Voll Stolz war die Schar der Sänger abgezogen — die glücklichsten unter ihnen Hans und Grete, die bis zu des Georg am Eck Ihrem mitgehen durften — aber weiter nicht.

So hatte es nun von Haus zu Haus, die Gassen hinauf und hinab geklungen — die Körbchen und der Spieß wurden immer schwerer, und wie man endlich am Schultreppchen angelangt war und im Vorhaus alles niedersetzte, hatten die beiden Kirchenmütter die Hände zusammengeschlagen über die reichen Gaben — so viel hätten sich die Kinder noch nie ersungen, seit sie wüßten.

Da haben die beiden nun wirklich zu tun mit dem Kochen.

In der Rektorklasse ist schon alles für das Fest fein hergerichtet, sauber gekehrt und die Bänke an die Wand gerückt. An der Zimmerdecke von einer Ecke zur andern haben die Mädchen die Ketten aus Goldpapier gespannt — den langen Georg am Eck mußten sie doch dazu rufen — und wo sich die beiden Ketten kreuzten, gerade in der Mitte, schaukelt die Krone aus Wintergrün, und die Ketten, die sie durchziehen, schaukeln immer mit — wie ein leises Wispern geht es durch die geschmückte alte Rektorklasse — ein Flüstern von reiner Kinderfreude.

Was für ein Tag ist doch der Blasi — so voll von Schönem und Herrlichem, daß man es nicht vergessen kann, so lange man lebt.

Zuerst gleich am Morgen das Fläschchen richten. O, das steht schon seit gestern auf dem schwarzen Kästchen im Gewölb, blank gewaschen — Hans hat es mindestens zehnmal nachgespült, der ganze Küchenfußboden gibt Zeugnis davon — dann kommt der feierliche Augenblick, wo Vater es halb mit Wasser, halb mit Wein anfüllt, und Mutter schüttet wohlgezählte drei Kaffeelöffelchen fein gestoßenen Zucker hinein — jetzt gut zugestopft und gut geschüttelt — das Fläschchen gehört nun einmal zum Blasiessen.

Auf dem Bett liegen die Christaghosenträger und das weiße Hemd für Hans schon gerichtet und daneben in aller Pracht Gretes Blasikleid — weißer Grund mit kleinen roten Blümchen, die Garnieren unten am Röckchen stehen steif wie die Pistolen. Helly

hat das alte Sommerkleidchen wunderschön gebügelt, wie neu sieht es wieder aus und die roten Christtagmaschen sind wie geschaffen dazu. Freilich, einen so weiten Kessel wie Enno in ihrem weiten Rock wird Grete nicht machen können, schon weil ihr Röckchen zu kurz ist, aber das hilft nun alles nichts — die Garnieren werden ja auch etwas auftragen.

Wie schön wird doch dieser Tag sein — aber erst der Abend!

Denn am Abend, wenn alle Leute aus der Gemeinde dabei sind — auch der Herr Notär und der Herr Vater — hatten sich die Kinder heimlich zugeflüstert — es ist ein großes Geheimnis — da wollen die Knaben vom großen Tisch mit dem König kommen!

Mit dem König!

Schon seit einer Zeit hatten sie mit dem Pfarrers Andreas, der sich vom Herr Rektor die Erlaubnis erbeten hatte, geübt, so am Nachmittag, wenn keine Schule war — und es soll so schön sein, aber auch zum Fürchten — wie Ameisen soll es einem über den Rücken laufen — Hans und Grete hatten ganz kalte Hände vor Aufregung bekommen, wie sie davon hörten.

Mutter und Helly bemühen sich um die beiden Blasikinder, und das Schwesterchen trippelt auch herum und hat sich ein Tuch um den Hals gewickelt, es will auch mitgehen. Wie Hans und Grete um zehn Uhr festlich ausgerüstet, strahlend doch ohne sie ausziehen, muß Lisken Friedel versprechen, sie würde sie nachmittag ins große Tuch nehmen und mit ihr auch auf den Blasi gehen, so tröstet sie sich rasch und die beiden dicken Tränen rollen schon ganz vergnügt ins Grübchen hinein.

Wie Hans und Grete in die Schule kommen, ist der Blasi schon in vollem Gange.

Durch die kleinen Schulfenster scheint die Februarsonne und hat ihre helle Freude an den vielen vergnügten Kindergesichtern — wahrlich fast mehr noch, als sonst am schönsten Diktandoheft. Wie sich das dreht und schwenkt und wie ein Ameisenhaufen durcheinanderwuselt — die Großen schon mit den gemessenen Mienen der Erwachsenen, die den Tanz für eine Art feierlicher Arbeit ansehen — die Kleinen, froh des Augenblicks, drehen sich mit hochroten, lachenden Gesichtern trippelnd umeinander, dem Rhythmus der Musik unbewußt folgend. Und das scharrt und scharwelt und stampft den Staub aus dem alten, trockenen Fußboden, daß die Geige des alten Kantors in der Wirrnis versinkt und nur dann wieder auftaucht, daß der Takt nicht verloren gehe.

„Halt!" ruft der Kustos — —

Alles stiebt auseinander, denn in der Hand hält er einen grünen Wasserkrug, und durch ein künstlich hinein gebohrtes Löchlein malt er mit geschickter Hand schöne Blumen und Sterne in den Fußboden und bannt damit den Staub für eine Spanne Zeit.

Und dann die schönen Blasispiele, die kann die Sonne auch schon auswendig.

„Der Schmied, der Schmied,
der nimmt den Hammer mit.
Und wenn er will das Pferd beschlagen,
muß er den Hammer bei sich haben."

Wie fliegen die Zöpfe, wie rund sind die Kesselchen der weiten weißen Röckchen — aber auch Gretes Garnierenröckchen kann sich sehen lassen!

„Grünes Gras, grünes Gras
unter meinen Füßen,
hab verloren ein schönes Kind,
suchen werden wirs müssen."

O, du schönes Blasispiel, wer wird dich je vergessen, meint die Sonne und guckt noch schärfer herein — sie steht bald über dem Dach, dann ist es aus für sie mit dem Zusehen.

Man sehe sich nur einmal Pfarrers Grete und ihre Freundin Enno an, wie sie die Füße gegeneinanderstemmen, sich fest an den Händen halten, den Rücken zurückbeugen, daß die Zopfmaschen fast den Boden berühren — wie ein Mühlrad drehen sie sich — so wie sie kanns doch niemand —

Sikann stricken, sikannähn
sikann durch das Fenster sehn,
dazu ist sie abgericht,
aber zum erraten nicht.

Da steht die Sonne schon über dem Dach und kann nicht mehr herein sehen, es ist 12 Uhr und eben kommt die Frau Kirchenmutter herein.

„Ihr Kinder, das Mittagessen steht auf dem Tisch!"

Da stehen sie in langen Reihen rings um die Schultische in der Kantorklasse mit gefaltenen Händen.

Georg am Eck betet:

„Aller Augen warten auf Dich, Herr,
und Du gibst ihnen die Speise zu seiner Zeit,
Du tust Deine milde Hand auf
und segnest alles, was da lebt mit Wohlgefallen.
Komm, Herr Jesu, sei unser Gast
und segne, was Du uns bescheret hast! Amen".

Wie der erste Hunger vorüber ist, wird es lebhaft.

„Läßt du mich kosten aus deinem Fläschchen, Hans."

„Ja — aber auch du?"

„Ja, ja!"

„Na nimm und kost — aber nur bis her, wo ich den Finger halte."

„Nicht fürcht dich!"

Nur einmal das Fläschchen neigen und einmal schlucken — man kann ganz ruhig sein, das ist ja Blasiregel.

Die Schüsseln sind leer, und da stehen die beiden Kirchenmütter schon mit den vollen Körbchen am Tisch — lauter Hibesstückchen, dick mit Zucker bestreut.

So kann es doch nur am Blasi schmecken.

„Sieh, Gretchen, die Frau Mutter hat euch Apfelkuchen geschickt."

Aber Grete hält es lieber mit dem Blasihibes und gibt ihr Teil ihrer Freundin.

Enno weist ihn nicht zurück.

Der Gesang der schönen Schullieder zum Schlusse der Mahlzeit, „Da lächelt nun

wieder der Himmel so blau", „Es geht bei gedämpfter Trommel Klang" und was es sonst noch gibt, ist vorüber und wieder beginnt das frohe Gedrehe und Gescharwel in der großen Klasse drüben.

Die Sonne ist schon wieder mitten drin, sie hat es schlau gemacht und sieht nun zum kleinen Seitenfenster, das gegen den Wald geht, herein. Eben lacht sie über das gute, breite Gesicht, denn seht nur, in der Mitte, gerade unter der Krone, drehen sich die allerkleinsten Blasimädchen — Klein-Friedel mit zwei Freundinnen halten sich an den dicken Händchen und die Schulmädchen singen ihnen:

Reio — maio
Kampesthiftchen,
ridet Stinchen,
Tize mizu!

Ist das ein Jubel und Freuen in der Klasse! — Aber die Sonne steht schon über dem Wald mit einem Fuß, und nun muß sie ganz hinab — es wird Abend.

Die große Pause ist gekommen.

Wer würde die Klasse jetzt wieder erkennen?

Ganz dicht aneinander gedrückt in mehreren Reihen voreinander sitzen die Blasimütter rings an den Wänden, die Kleinsten im Schoß, die ihre ersten Blasifreuden selig austräumen. Aus dem Rektorstübchen dröhnt die Adjuvantenmusik heraus. In der Ecke am Fenster sitzen der Herr Notär und die Pfarrersleute und die Kirchenbeamten und geben sich Mühe, sich gegenseitig zu verstehen. Das hallt und braust in dem kleinen Raum, daß das Ohr nichts mehr aufnehmen kann. Die beiden Lateiner sind auch mitgekommen, sie wollen sehen, wie die Kleinen tanzen — Andreas tut ganz unbefangen.

In der Mitte ist nur ein kleiner Raum für die vielen Kinder geblieben, sie müssen sich immer nur auf dem gleichen Fleck drehen.

Und immer mehr Volk strömt aus dem Vorhaus herein, Kopf an Kopf stehen sie draußen, die Türe kann nicht geschlossen werden.

Der Rektor hebt die Hand und die Adjuvantenmusik schweigt, große Stille tritt ein.

Hans und Grete stehen mit weiten Augen — der große Augenblick ist gekommen.

Im Vorhaus wird es lebendig — Gemurmel und Stimmengewirr — alles sieht gespannt nach der Türe.

Da kommt es auch schon herein — das Spiel vom König und dem Tod.

Der König an der Spitze seines Gefolges tritt ein — ein wallender Mantel fällt von der Schulter, in der Hand hält er das Szepter und auf dem Haupte die stolze Krone — die Steine funkeln im Kerzenlicht. Die Edlen neigen sich vor seiner Majestät, und huldvoll grüßend schreitet er die Reihe ab und bleibt dann an der Spitze stehen.

Da — was ist das — eine schwarzvermummte Gestalt schleicht herein und hält sich versteckt im Hintergrund, aus der Falte seines Gewandes blitzt eine Sensenspitze hervor.

Zwei Engel treten zu Seiten des Königs, das tragische Geschehen mit ihrem Gesang begleitend.

Engel: Hört zu mit Fleiß und merket auf,
neu Zeitung ich euch bringen will
von einem Königreiche.
Der Tod auf einem freien Markt
den König tut umschleichen.

Tod: Glück zu, du edler Königsmann,
neu Botschaft ich dir zeige an,
der Tod ist schon vorhanden,
in meinen Reihen mußt du gehn,
er fährt durch alle Landen.

König: Wer bist du denn, du kühner Mann,
daß ich mit dir ja muß davon,
woher, aus welchen Landen?
Wer ist dein Herr, das zeig mir an,
sonst bestehest du in Schanden.

Tod: Kennst du mich nicht — es wär dir gut,
ich brech dir deinen stolzen Mut,
Tod heißt man mich mit Namen.
Die jungen und die alten Leut
tu ich gar wenig schonen.

König: Vom Tod ich oft gehöret hab,
nach dir ich nicht viel fragen mag,
pack dich aus meinem Lande,
sonst wirst du gleich gefangen sein
in Ketten und in Banden.

Der Tod tritt näher, spricht von seiner Macht über die Jungen und Alten, Reichen und Armen, Prälaten und Könige — und schießt seinen Pfeil aus dem Köcher.

Der stolze König sinkt hin und seine Gestalt wird „jämmerlich". Er beginnt zu verhandeln, bittet und fleht um Aufschub — Gold und Silber will er dafür geben, ein reiches, mächtiges Schloß — zwölf Jahre — ein Jahr — ein halbes Jahr und einen Tag — alles vergebens, der Tod bleibt unerbittlich.

König: Hilft kein Bitten, hilft kein Flehn?

Tod: Flehn und Bitten helfen nicht.

König: Nur Geduld — drei Wort — zu warten.

Tod: Keine wächst in meinem Garten!

Die Sense blitzt auf, der König sinkt hin — „sein Mund tut ihm erbleichen."
Das Gefolge steht erschüttert mit gesenktem Haupt.

Die Engel: Der Tod er kommt zu solcher Zeit,
wenn man gedenkt, er sei noch weit,
und tut sein Pfeil ausschießen.
Darum erwart ihn jederzeit,
wirst Seligkeit genießen.

Chor der Menge: Dein ist die Kron, o Herr der Welt,
der alles kann und uns erhält.
Was ist der Mensch — er ist nur Staub
und schnell des Todes sichrer Raub.

Das Spiel ist aus. Die Türe schließt sich hinter dem letzten Gefolge.

Wie ein Frösteln geht es durch den warmen Atem des gefüllten Raumes, das uralte Spiel vom König und vom Tod — mitten in der Blasifreude.

Hans und Grete halten sich fest an der Hand, sie sind blaß, Andreas tritt heran.

„Habt ihr gesehen, der im schwarzen Mantel, war das nicht dein langer Freund, Hans, der Georg am Eck?" Und er streicht den kleinen Geschwistern über den Kopf.

Ein tiefer Atemzug antwortet.

Schmetternd setzt die Adjuvantenmusik ein. Und wieder schwenken sich die Röckchen und machen weite und enge Kessel, und die strammen Knabenfüße stampfen den Staub aus den alten Schuldielen, und die Krone aus Wintergrün wiegt und dreht sich mit den Ketten aus Goldpapier.

Bis der Herr Rektor die Hand hebt.

„Ihr Känjd,
der Blasi huet en Anjd!"

Mit einem Hochzeitsgeschenk

Von Gerda Mieß

Die edelste der Linien ist der Kreis,
Anfang und Ende ineinander fließen:
So möge euer Bund sich restlos schließen!
Und wie sich eine edle Schale füllt,
So sei Erfüllung eurem Bund beschieden,
Daß ihr dereinst, gedenkt ihr dieser Stunde,
Geschlossen seht des Schicksals Lebensrunde
Und steht beglückt in dem erfüllten Kreis!

Vom Anteil der Frauen an der deutschen Dichtung Siebenbürgens

Von Harald Krasser

Man könnte die Frage aufwerfen, ob eine gesonderte Betrachtung der Leistungen siebenbürgischer Frauen auf dem Gebiete der Dichtung eine innere Berechtigung habe. Jedes dichterische Erzeugnis, ob von Mann oder Frau, unterliegt den gleichen Form- und Wirkungsgesetzen ohne Rücksicht auf seinen Ursprung. Die Lebenskraft jeder Dichtung einer Frau wird letzten Endes davon abhängen, ob sie über die Grenzen des rein weiblichen Verständnisbereiches hinaus zu gestalten und zu wirken vermag. Und doch wird sie diesem höchsten Anspruch nur genügen können, wenn ihr Werk aus den Tiefen ihrer geschlechtsgebundenen Eigenart aufsteigt und somit also auch als Vollendetes die Spuren seiner Herkunft aus einer Frauenseele an sich trägt. Das gilt für die Droste wie für Ina Seidel, für die Lagerlöf wie für die Undset, und würde schon eine besondere Betrachtung der Frauendichtung rechtfertigen.

Darüber hinaus aber stellt sich die deutsche Frauendichtung Siebenbürgens schon in ihren soziologischen Voraussetzungen als etwas Besonderes dar, als einen Teil jenes Vorstoßes der sächsischen Frau in das geistige und künstlerische Leben des Volkes, den wir wohl am auffallendsten und ergebnisreichsten auf dem Gebiete der Bildenden Kunst (man überdenke die lange Reihe sächsischer Künstlerinnen: Betty Schuller, Anna Dörschlag, Lotte Goldschmidt, Marie Netoliczka-Hiemesch, Margarete Depner, Helene Phleps, Trude Schullerus, Grete Csaki-Copony, Ernestine Konnerth-Kroner, Helene Reindt-Baatz) und mit der am weitesten reichenden Wirkung auf dem Gebiet der Musikwiedergabe (Lula, Luise und Ella Gmeiner, Adele Reissenberger-Umling, Mathilde von Larcher-Hochmeister, Erna Honigberger u. a., denen immerhin auch die schöpferische Musikerin Berta Bock gegenübersteht) erlebt haben. Schon um dieser Zusammenhänge willen lohnt sich einmal eine gesonderte Betrachtung unserer Frauendichtung.

Von einer vor mehr als 100 Jahren verstorbenen Pfarrfrau Agnetha Susanna Löprich ist uns ein köstliches Gedicht „De Klischeierner Hochzet" aufbewahrt. Mit flämischer Realistik, mit breiter Lebensfreude und derb-kräftigem Humor wird darin eine sächsische Bauernhochzeit mit all ihren Vorbereitungen in Küche und Haus geschildert — ein Stück Mundartdichtung, das bis heute in seiner Art einzig dasteht und mit wundervoll unliterarisch r Geste vieles vorwegnimmt, was erst Jahrzehnte später, bewußter und daher weniger ursprünglich angestrebt wurde. Diese Verse sind nicht nur, mit denen Simon Gottlieb Brandschs, als ein neuer Anbruch nach jener frühen Blüte des Volksliedes an den Anfang unserer vollgültigen neueren Mundartdichtung zu stellen, sondern auch an den Beginn siebenbürgisch-sächsischer Frauendichtung — nicht als Einleitung einer nun ununterbrochenen Entfaltung, sondern als Vorklang auf Jahrzehnte hinaus. Ein gutes und gesundes Vorzeichen, daß dieser erste Ton aus Frauenmund im sächsischen Heimatlaut und aus den ureigensten dörflich-hausfraulichen Bereichen erklingt.

Lebensbeschreibungen sächsischer Frauen des neunzehnten Jahrhunderts (wie wir sie



Kronstädter Frauen, gebockelt und geschlijert



Hermannstadt. Mädchentrach

Kronstadt
Konfirmandinnen (Handgewebter Busenkittel)



Hermannstadt. Nr. 1. Frauentracht mit Spangengürtel, Schließe
und Bockeltuch / Nr. 2. Einfache Tracht mit Häubchen un
Knüpftuch / Nr. 3. Mädchentrach





Sächsisch-Regen. Mädchentracht



Burzenländer Spiel- und Tanztracht

Nediasch. Konfirmationstracht, weißer Busenkittel,
Hemdärmel gelb und weiß gestickt



Schäßburg
Schwarzer Busenkittel aus Wollstoff, Bockelung



etwa in Oskar Wittstocks d. A. Buch „Im Kampf um Brot und Geist" finden) erweisen es, daß während dieser Zeit dilettantisch-dichterische Übungen von Mädchen und Frauen häufig waren und geradezu als Kennzeichen für den gehobenen Ton der Geselligkeit damals führender sächsischer Kreise, besonders auch des ländlichen Pfarrhauses genommen werden müssen. Die Ergebnisse solcher poetischer Mußestunden haben die Leistungshöhe des Dilettantischen kaum je überstiegen, wie sie denn auch wohl niemals mit überdilettantischem Anspruch aufgetreten sind. Aber diese zur Konvention gewordene Übung mag — angehäufter Zunder, in den einmal der Blitz einer wirklichen Begabung einschlagen konnte — als eine der Voraussetzungen ernst zu nehmender sächsischer Frauendichtung seine Bedeutung haben. Bezeichnend genug, daß gerade aus dem mit dieser Konvention vertrauten sächsischen Pfarrhaus um die Jahrhundertwende jene beiden Frauen kommen, mit denen, die Dichtung der sächsischen Frau in einer von der breiteren Öffentlichkeit vernommenen Lautstärke einsetzt und schon ihren Umfang und ihre Grenzen offenbart: Regine Ziegler und Anna Schuller-Schullerus.

Der erste Gedichtband der Regine Ziegler (1864—1927), — sie war übrigens wie Anna Schullerus die Schwester eines bedeutenden sächsischen Malers jener Generation — war ein Protest, eine Absage an die gut sächsische Pfarrhausidylle. Der Drang nach „den Sonnenhöhen", nach dem Erlebnis großer Leidenschaften, das Bedürfnis, die Ketten bürgerlicher Enge abzustreifen, zur „Freiheit des Weibes" sich durchzuringen, das schließlich doch in der Bescheidung im geschlechts- und artgebundenen Lebenskreis ausklingt — das ist der Grundton dieser Gedichte, die heute schon merkwürdig vergessen sind und deren übersteigertes Emanzipationspathos ebenso wenig wie ihre formale Glätte zum Überleben der Zeitenwende berufen war. Mit ihren späteren und reiferen Arbeiten mündet sie in den ruhigen Hafen der Heimatkunst ein, und ihre Tagebuchaufzeichnungen „Wenn Ähren reifen" sind wohl das erste im Reich ausgezeichnete sächsische Dichterbuch gewesen. Literaturgeschichtlich wichtiger erscheinen uns jene frühen Verse. Was sie als soziologisches Symptom in der Geschichte der siebenbürgischen Frauenbewegung zu bedeuten haben, steht auf einem anderen Blatt — im Rahmen der sächsischen Dichtung melden sie den Einbruch der Frau ins geistige Leben der Nation an und ihren Anspruch, auch im Bezirk der Dichtung voll genommen zu werden.

Dieser Anspruch, leiser und bescheidener erhoben, wurde von unserem Volksstamm mit lauterer und überzeugterer Zustimmung erwidert bei der zweiten Frau, die um die gleiche Zeit in den Wirkungsraum des sächsischen Schrifttums trat. Sie ging freilich den anderen Weg: Anna Schuller-Schullerus' Schaffen wächst ungemein organisch aus dem sächsischen Pfarrhaus heraus und ist ihm niemals untreu geworden. Ihm verdankt sie Gesichtskreis und Blickwinkel, die Nähe und den Abstand zum dörflichen Handlungsraum ihrer Gestalten, einen leise durchklingenden lehrhaften Ton — der ja auch schon in den Volkserzählungen des Pfarrers Jeremias Gotthelf zu finden war — und jene idyllischen Stimmungswerte, für die der sächsische Pfarrhof vergangener Jahrzehnte eine unausschöpfliche Quelle gewesen sein muß. Die literarische Tradition ihrer Erzählungen weist wohl auf die üblichen Kalendergeschichten zurück. Anna Schuller aber verfeinert die Gestaltungsmittel: was bisher in volkskundlicher Beschreibung erstickte, entfaltet sich hier in einer härtenlosen Eindruckskunst, die weniger Blickschärfe und

drastische Charakteristik — wie bei ihrem kräftigeren Gegenstück Johann Plattner — als Stimmung sucht, in der Mundart ihr stärkstes Durchseelungsmittel gefunden hat und sich in einer Heimatkunst bescheidet, die niemals ihren Ursprung aus weiblichem Empfinden verleugnet. Mögen diese Wesenszüge auch den Kreis der ihnen erreichbaren Charaktere einschränken und die dramatische Folgerichtigkeit der Schauspiele Anna Schullers abschwächen, so hat sie doch auch auf dem Gebiet unserer Theaterdichtung aus bestehenden Traditionen des Volksstückes dörflicher Bühnen eine veredelte Form des Mundartdramas herausgeläutert, die in ihrem Schauspiel von den Heltauer Kirchenvätern, klassisch überwölbt, sich am schönsten verwirklicht. Im Werke der Anna Schuller begegnen die literarischen Bedürfnisse gerade unserer „unliterarischen" Volkskreise dem ihnen gemäßen Wort einer wirklichen Dichterin. Mag die Zeit den idyllischen Lebensraum ihrer Dichtung auch grausam gewandelt haben und unsere Gegenwart auf ihre drängendsten Fragen in Anna Schullers Werken keine Antwort mehr finden, so ist in ihnen doch ein Stück unvergänglicher sächsischer Heimat in dichterischer Gestalt uns aufbewahrt.

Die frühe Regine Ziegler und Anna Schuller-Schullerus deuten die Pole an, zwischen denen sich die siebenbürgisch-sächsische Frauendichtung, den veränderten Zeiten entsprechend abgewandelt, bewegt. Von Anna Schuller aus gesehen erscheinen etwa die Erzählerin Julie Jickeli der neunziger Jahre oder die Dichterin des Volksstückes vom Kellinger Gräfenhof Malvine Antoni als Vorläuferinnen. Luise Helfenbein und Olga Hörler sind etwa in der Mitte zwischen Anna Schuller und Regine Ziegler einzuordnen. Und die Helene Burmaz der ersten Nachkriegsjahre landet, ihre geringe Begabung überspannend und auf der Linie der frühen Regine Ziegler zu äußersten Konsequenzen fortschreitend, mit ihren exaltierten Erzählungen im Literatenhaft-Unverbindlichen, in keinem Heimatgrund mehr verwurzelt.

Es ist nicht unsere Absicht, hier alle die zahlreichen Namen anzuführen, mit denen seit dem hier gezeichneten Beginn sächsische Frauen die Bedürfnisse unserer Kalender, Zeitschriften und Zeitungen befriedigt haben. In der vor einigen Jahren erschienenen, allerdings durch ihren bescheidenen Wertmaßstab auffallenden Anthologie „Das dichtende Hermannstadt" gehörten unter dreißig Dichtern vierzehn dem weiblichen Geschlecht an! Das besagt natürlich nichts für die Qualität, sondern nur über die Quantität dichtender sächsischer Frauen.

Sucht man aber die dichterischen Leistungen, in denen die sächsische Frau der Nachkriegszeit über die bisher umrissenen Grenzen hinaus ihren reinsten und bezwingendsten dichterischen Ton gefunden hat, so muß zunächst auf die Lyrik der Bistritzerin Gerda Mieß hingewiesen werden — und man rührt damit an ein Herzstück unserer Dichtung überhaupt. Herzstück in doppeltem Sinn: denn diese Gedichte sind Gelegenheitsdichtungen im Goetheschen Sinn, sie sind immer der menschlichen Ergriffenheit, dem übervollen Herzen, und niemals einem artistischen Formtrieb entsprungen, so absichtslos, daß die Dichterin sich bis heute noch nicht gedrängt fühlte, sie in einem Bande gesammelt einer größeren Leserschaft zu erschließen. Sie bietet nicht formale Überraschungen, aber die überlieferte Form wird von innen her mit den schlichtesten Worten zu neuem Glanz gebracht. Wie restlos weiblich ist diese Lyrik! Liebe, Mutterschaft und jenes wunderbare

Mitschwingen weiblicher Seele und weiblichen Blutes im Rhythmus des natürlichen, des kosmischen Geschehens, das Annette von Droste und Ina Seidel ihre reinsten und tiefsten Klänge eingab und Gerda Mieß etwa den bangen Nachtgesang ihres Mondgedichtes schenkte. Die Klage der Frau um den Gefallenen des großen Krieges, Not unseres Volksstammes und Jubel über den Aufstieg des größeren Volkes haben dieser Dichterin weit über die Grenzen persönlicher Herzensnot reichende Verse eingegeben, die zu den stärksten dichterischen Äußerungen unseres Volksschicksals gehören.

Nur einer Dichterin unseres Stammes ist ein Gedicht gelungen, das den besten der Gerda Mieß ebenbürtig — oder gar überlegen — ist. Trude Geißler-Nußbächer hat mit ihrem im Reich preisgekrönten Gedicht „Siebenbürgische Bauernstickerei" in unvergeßlichen Versen den tiefen ahnenverbundenen Sinn völkischen Brauchtums und uralt überlieferter Bäuerinnenarbeit gedeutet — in einem Gebilde, das Frauendichtung echtester und höchster Art ist, aufsteigend aus weiblichem Erlebnisbereich und doch zu einem tiefsinnigen, jeden ergreifenden Gleichnis von „des Stammes Wirken" verdichtet.

An diese Höhenschicht reicht Lizzy Gerger, die im vergangenen Jahr einen Gedichtband „Wind und Wogen" (ohne Verlagsangabe) herausgab — seit langer Zeit der erste Gedichtband einer sächsischen Frau! — nicht heran. Die reine Wirkung ihrer Gedichte wird beeinträchtigt durch den manchmal kaum mehr erträglichen und heute merkwürdig vorgestrig wirkenden Wortprunk ihrer Symbolsprache („silbersüß", „sonnentrunken", „heilige Opferschale", „Opal", „Kandelaber" — solche durch ähnliche Worte und Bilder beliebig vermehrbaren „gewählten" Vorstellungen sind für diese Gedichte bezeichnend); was sie einzusetzen hat, ist, neben einem offensichtlichen Formgefühl, die Fähigkeit aus einer Fülle von Beobachtungen großer und kleinster Naturvorgänge lyrische Stimmung aufzubauen. Hier liegt, gelingt es ihr sich von den falschen Symbolismen zu befreien, eine beachtliche Entwicklungsmöglichkeit.

Auf dem Gebiet der Erzählung hat den Schritt über die erinnerungsselige Eindruckskunst der Anna Schuller hinaus Margarete Sindel-Alberti mit ihrem Erzählungsband „Aus Gottes Bilderbuch" getan, der aus Blut und Volksart verschiedenvölkischer siebenbürgischer Menschen deren inneres Gesetz sichtbar werden läßt, am ergebnisreichsten in den Stücken, die in den völkischen und seelischen Grenzbereichen des heimatlichen Nösnergaues spielen, dem wir ja auch Gerda Mieß verdanken. Hier wird schon die Problematik unserer siebenbürgischen Gegenwart angegangen, und in dieser Richtung gehen die Hoffnungen, die auf die Erzählerin gesetzt werden müssen.

Vor einigen Monaten nun, zur selben Zeit, als Anna Schuller mit der Erzählung „Heimaterde" (Krafft & Drotleff) ihre alten Fähigkeiten — und Begrenztheiten — in der Darstellung des tatkräftigen Wirkens eines sächsischen Pfarrers bestätigte, erschien der erste sächsische Frauenroman „Der hölzerne Pflug" von Thusnelda Henning, einer in Wien lebenden Siebenbürgerin. (Berlin, im Domverlag). Der Vorsatz des Romans ist kühn genug: es will den Roman eines siebenbürgischen Bauerngeschlechtes um das Revolutionsjahr 1848 geben, und es ist ein stattlicher Band von 575 Seiten geworden. Von einem Bauern handelt er, der als junger Mann gegen die Härte des dörflichen Lebensgesetzes, wie es sich in seinem strengen Vater verkörpert, rebelliert, schuldig geworden, in die Walachei auswandert und dort zu Besitz und Reichtum und

doch nicht zu Seelenfrieden kommt; von der Familie des jüngeren Bruders, den die Aufforderung, das reiche Gut in der Walachei vom erbenlosen Bruder zu übernehmen, zum Verkauf des ererbten Bauernhofes im Heimatdorf verleitet; vom Verlust der Kaufsumme und der Ersparnisse durch ein verhängnisvolles Versehen und dem frühen Tod des verarmten Bauern und seiner Frau, und nun von der Entwickelung des in ein Schäßburger Bürgerhaus verpflanzten verwaisten Bauernsohnes, dessen künstlerische Begabung zum zukünftigen Maler heranreift und schließlich von der Heimkehr des heimatflüchtigen Oheims aus dem fremden Land und seiner Rückkehr in die dörfliche Gemeinschaft der Heimat. Dieses ganze Geschehen ist in den zeitlichen Rahmen der achtundvierziger Revolutionszeit gespannt, ohne daß aber die Erzählung zum geschichtlichen Roman würde — dazu tritt das Geschichtliche[1] vor dem Volkskundlichen viel zu sehr in den Hintergrund. Und dieses: Die Darstellung von Sitte und Volksbrauch der Siebenbürger Sachsen beherrscht den Roman in einem so überwiegenden Ausmaß, überwuchert so sehr alles übrige, daß man meinen muß, es sei der Dichterin mehr um diese liebevolle, ungemein reiche und ausführliche Schilderung des Brauchtums zu tun, als um Aufbau und Handlung des Romans. Der Beurteiler des dichterischen Kunstwerkes kann sich eines Gefühls der Unzuständigkeit nicht erwehren und des Eindrucks, daß das Buch einem kenntnisreichen Volkskundeforscher in die Hand gelegt werden müßte, um in seiner eigentlichen Substanz beurteilt zu werden.

Sprachlich ist die Handlung und die Fülle volkskundlichen Stoffes gut bewältigt. Störend wirkt öfters das Bestreben Wendungen und Ausdrücke unserer Mundart ins Hochdeutsche zu übertragen, das nicht ohne Verkrampfungen gelingen konnte.

Man legt das Buch nicht ohne ein Gefühl der Hochachtung vor der großen Arbeitsleistung aus der Hand und auch vor dem Vermögen, einen so riesig aufgeschwemmten Stoff sprachlich doch so zu meistern. Trotzdem kann man angesichts der Zwiespältigkeit der Absichten der Erzählerin nicht restlos einem Buch zustimmen, das zwischen dem Bedürfnis nach volkskundlicher Schilderung und dem künstlerischen Formgesetz keinen befriedigenden Einklang finden konnte.

Das Endergebnis dieser Ausführungen: ihre reifsten und gültigsten dichterischen Leistungen hat die sächsische Frau in jenen Werken verwirklicht, in denen sie am meisten Frau ist, am tiefsten in ihrem urweiblichen Seelenbezirk wurzelt. Wie sehr von dieser innersten Mitte aus die Frauendichtung zur Stimme der ganzen völkischen Gemeinschaft werden kann, beweisen die besten Stücke von Anna Schuller, Gerda Mieß und Trude Rußbaecher. In ihnen schlägt das Herz der Dichterin mit dem des ganzen Volkes im gleichen Takt.

---

[1] Das Buch ist übrigens auch nicht frei von geschichtlichen Fehlern. Ein Beispiel: die rumänische Volksversammlung auf dem Freiheitsfeld beim griechisch-katholischen Bischofssitz Blasendorf hat nicht der Hermannstädter orthodoxe Bischof Schaguna „in seiner Residenz Blasendorf" einberufen.

Der Dichter Egon Hajek

Von Carl Hans Watzinger

Zunächst ist Egon Hajek als Lyriker bekannt geworden. Seine erste Veröffentlichung, der Gedichtband „Das Tor der Zukunft" (1920), zeigt das Ringen des Dichters um Gott, die Sehnsucht nach dem Geheimnis, das von Gott weg seine Fäden über die Welt spinnt, es ist der Aufschrei der Kreatur, das Bekenntnis eines Gläubigen. Und so wird er Dichtung einer Zeit, in der die Welt zu wanken schien: der Nachkriegszeit. Auch die Sprachform der Gedichte weist darauf hin. In sich geballt, fliehen die Gesichte des Dichters an uns vorbei, Verzweiflung, Elend, Not kommen auf, doch zuletzt überstrahlt der Glaube alles Erdenwandeln, das an Mühsal geknüpft ist, und den Blick aufwärts gerichtet, zieht sich der Dichter in die reinen Höhen des Lichts hinan. Die Ruhe kommt.

In den „Balladen und Liedern" (1926), die nach einem Novellenbande „Der tolle Bruß" erscheinen, ist von dem Schrei der menschlichen und nach Gott dürstenden Seele inmitten der chaotischen Zeit nichts mehr zu spüren. Der Dichter ist auf dem Wege zu sich selbst, denn er hat in seinem Herzen Gott gefunden. Seine Verse fließen nun rein und ganz fern eines expressionistischen Anhauchs. Plötzlich steigt die Heimat Siebenbürgen — Egon Hajek ist 1888 zu Kronstadt geboren — vor ihm auf, nimmt über alle Probleme hinweg Besitz von ihm, und da gelingen dem Dichter die wunderschönen Balladen „Die Pestmaid" und „Was die Chronik erzählt", die wohl zum Besten gehören, was in letzter Zeit an siebenbürgisch-deutscher Dichtung in die Welt gefunden hat. In den Liedern trifft er den volkstümlichen Ton, und dann tut sich in diesem Band schon die Absicht Hajeks, die in dem späteren Gedichtband „Leuchter von oben" Tat wurde, kund: im Schicksal einiger Gott nahe stehender Menschen den Atem des Schöpfers fühlen zu machen. Ein Gedicht auf Franziskus zeigt diese Ansätze.

Sofern dünkt uns aber dieser Band noch bezeichnend: die Ballade, die der Dichter darin schenkt, verkündet geheim den Dramatiker Hajek. Denn was ist die um einen Kern gebogene, in einer Idee gipfelnde Ballade anderes als ein auf die knappsten Striche gezogenes Drama? Und wirklich versucht sich Hajek an einem dramatischen Gefüge. Er schreibt das Laienspiel „Aller Welt Not oder Das Spiel vom ungläubigen Thomas" und stellt sich damit in die Reihe jener Laienspieldichter, die kraft einer inneren wesenhaften Schau und einer tieferen Formbegabung dem Volke etwas zu sagen haben.

Ehe wir auf die Prosa des Dichters eingehen, möchten wir den Blick auf den bislang letzten Gedichtband „Leuchter von oben" (1934) richten, der uns als der reifste von den bereits herausgegebenen erscheint. Denn hier wird das Wesen des Dichters wahr, das gläubige Gemüt empfängt durch den auf Gottes Allmacht und Weisheit gerichteten Geist die letzte Weihe und aus dem Innern der Seele des Dichters treten Menschen ihre Reise zu Gott an, so Franziskus, Meister Ekkehart, Martin Luther, andere ringen um diesen Gott, obgleich sie ihn schon erkannt haben, so Jakob Böhme. Hier löst sich das Geheimnis, das die Welt umhüllt, in das Wissen um Gott auf.

„Einer nur weist uns Ziel und Hoffnung,
Einer nur trägt die Krone
Von Dornen gepflügt, von Zeichen umwittert."

Christliches Leben geht ein in die Erkenntnis von der Erlösung durch Jesum Christum aus der Schuld, die seit Urzeiten auf uns Menschen lastet. Und da begibt sich der Dichter denn auch in den Frieden des Herzens und singt im „Sonntagsfrieden" dem Schöpfer ein Danklied voll Innigkeit.

Neben den lyrischen und dramatischen Dichtungen laufen die der erzählenden Prosa, und auch diese Form bog Hajek sich zurecht, das Gesetz der erzählenden Prosa in ihren einzelnen Formen richtig erfassend. So sind die Novellen des „Tollen Bruß" (1923) einmalige Schicksale von Menschen, geschickt um einen Kernpunkt gebaut, wie eben die Novelle es verlangt. Die reizende Erzählung „Onkel Bela", eine Sommergeschichte aus Siebenbürgen, führt in die Vorkriegszeit und teilt so manch Biographisches über den Dichter mit, sie ist ein köstliches Werk voll gesunden Humors und strahlt von prächtigen Beobachtungen, charakterisiert die Vorkriegsmenschen aufs beste — ohne sie zu verzerren, und endet ernst mit der Botschaft von dem Beginn des Weltkrieges, die wie ein Keulenschlag in eine fröhliche Gesellschaft fährt.

Als nächstes Werk dieser Art ist dann der Roman „Du sollst mein Zeuge sein" (1938, Verlag Leopold Stocker, Graz/Leipzig) zu nennen. Dieser Roman ist das erste in Buchform bekannt gewordene große Prosawerk Hajeks und darf als Beweis gelten, daß er auch im Roman etwas zu sagen hat. Aufbau und Sprache sind gut geformt, die wesensverschiedenen Charaktere durchgezeichnet. Der bewegte Hintergrund des Jahrhunderts — die Handlung spielt im Jahr 1524 in Wien — wird stark fühlbar, und somit ist eine Forderung des geschichtlichen Romans erfüllt: den Geist der Zeit aufzuzeigen. Der eigentliche Inhalt aber ist die Verfolgung des evangelischen Wiener Bürgers und Tuchfärbers Kaspar Tauber durch die römische Kirche, durch die Gegenreformation überhaupt. Von diesem echt deutschen Mann wissen wir aus der Geschichte sehr wenig, neben kärglichen Daten ist uns nur sein Tod für seine Überzeugung überliefert, den er am 17. September 1524 in Wien durch den Henker erlitten hat. Hajek ist es gelungen, uns die geschichtlichen und erfundenen Stationen seines Helden in tieferer Einheit überzeugend zu schildern, so daß wir am Ende das gerundete Bild seiner Persönlichkeit vor uns sehen. Als eine der Hauptgestalten des Romanes tritt uns auch der spätere Reformator Siebenbürgens Johannes Honter entgegen. Sein Werk und seine Gestalt sollen in einem Roman „Meister Johannes" (ebenda) geschildert werden, der in absehbarer Zeit erscheinen wird.

Hajeks Werk mag sich noch weiten, vielleicht auch noch vertiefen. Bestimmend für die kritische Würdigung seines Schaffens kann bereits heute bleiben, daß Hajek im Ringen um den Gott sich verzehrt, ohne zu vergessen, was menschlich und der Erde entsprossen ist. Sein Werk wächst von unten nach oben, und umgekehrt. Es ist Heimat- und Gottesdienst. Somit erfüllt es die nächsten und tiefsten Forderungen, die man an eine Dichtung stellen kann.

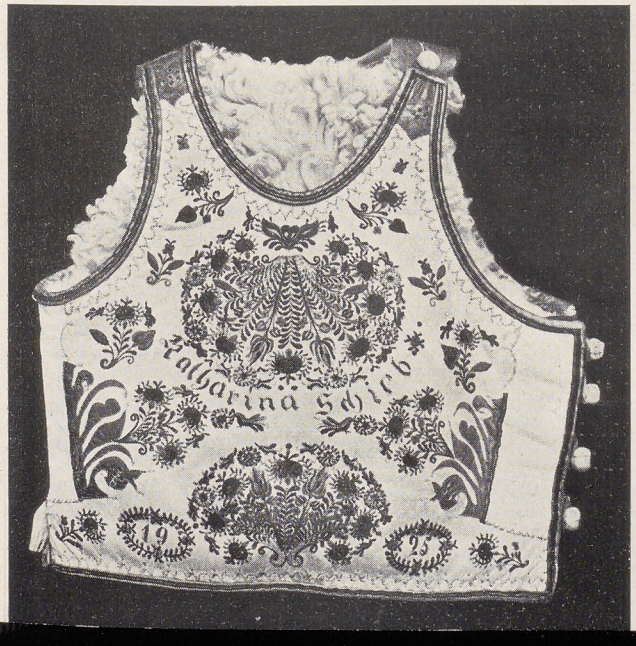


Stickereien mit Wolle auf Hanfwebe

Gestickter Kirchenpelz, Bistritzer Gegend



Gestickter Frauenbrustpelz, Hermannstädter Gegend





Handgewebte Teppiche mit Verwendung sächsischer Motive

Neue Keramiken nach alten Vorbildern aus der keramischen Werkstätte in Petersdorf bei Mühlbach



Volkskunst und Trachtenpflege

Von Trude Schullerus

Die siebenbürgisch-sächsische Frauenarbeit des vorigen Jahrhunderts findet ihren sichtbaren Niederschlag in den wertvollen Trachtenstücken und Arbeiten sächsischer Volkskunst, die sich bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Wir sehen mit Staunen, welch technisches Können und feines Stilempfinden die sächsische Bäuerin einst besaß. Wie die arbeitsgewohnten Hände, die, wenn es notwendig war, auch den Pflug führen konnten, hier zarte Filetarbeiten, feine Stickereien auf Leinen oder kräftige dekorative Muster mit selbstgefärbter Wolle auf handgesponnene und -gewebte Hanf- und Flachswebe ausführten. Tradition und sicherer Instinkt leitete die Frauen bei dieser Arbeit, wovon jedes Stück beredtes Zeugnis ablegt. So entstanden Frauenhemden in uralter Reihtechnik mit schönen linearen Mustern, Schürzen in mannigfacher Ausführung und die Stickereien in Zopfstich auf gezähltem Faden. Als Verzierung der Tischdecken, Kissen, Hand-, Stangen- und Ofentücher entwickelte sich ein reicher Formenschatz, der von Generation zu Generation weitergegeben, uralte deutsche Formen enthaltend, auch die später nach Siebenbürgen eindringenden Stilformen, sowie die Einflüsse fremdnationaler Umgebung aufnahm und zu einer eigenen Ausdrucksweise verarbeitete. In der Herstellung der „geschriebenen", d. i. aus freier Hand vorgezeichneten Muster konnte die Bäuerin ihrer Phantasie freien Lauf lassen, insbesonders auch in deren Ausführung in den verschiedensten Sticharten sächsischer Volkskunst. Ihre Farbenfreudigkeit kam in den mit bunter Seide gestickten und farbiger Lederaplikation verzierten Stücken der Kirchentracht zur Geltung.

Anordnung und Raumeinteilung der Muster erwuchs organisch aus Zweck und Form des zu schmückenden Stückes. Bäumchen, Ranken und Tiermotive fügten sich harmonisch zu einem Ganzen. Dabei wurden die einzelnen Motive in dem natürlichen Prozeß, der Volkskunst entstehen läßt, indem das gesunde Stilgefühl nur die ihm wesensverwandten Einflüsse aufnimmt, so vereinfacht, daß sie in knappster Form das Wesentliche zum Ausdruck brachten. Darum wirken auch die strengstilisierten Tierornamente, die ein besonderes Merkmal sächsischer Volkskunst sind und diese von der die geometrischen Formen bevorzugenden rumänischen Volkskunst unterscheiden, so dekorativ und eindrucksvoll.

In knappster Form ist hier das auch als Symbol dargestellte Wesen des aufstrebenden Lebensbaumes, des wachehaltenden Tieres, der laufenden Pfaue, deren Körper sich in dieser Bewegung zu einem welligen Bande auflösen, zum Ausdruck gebracht. Erhöht wird diese Wirkung noch durch die sparsame Verwendung der Farbe. Rost, blau, braun, in seltenen Fällen etwas gedämpftes Grün und ein mattes Gelb, waren bei der Herstellung der alten Stickereien gebräuchlich.

Dieses reiche Erbgut an Stickereien, Trachtenstücken, ebenso die vorhandenen Erzeugnisse des Kunsthandwerkes, wie die buntbemalten Möbel, Keramiken und Lederarbeiten, die sich zum größten Teile nur noch in städtischem Privatbesitz oder in Museen befinden, dürfen uns aber über die Leere und Verarmung der letzten Jahrzehnte nicht hin-

wegtäuschen. Verschiedene Umstände haben dazu beigetragen, das einstmals feine Stilempfinden der sächsischen Bäuerin irrezuleiten und damit die Quelle der Volkskunst zu verschütten. Die Freude an der Handarbeit ist in Siebenbürgen zwar noch immer vorhanden, aber was in den letzten Jahrzehnten in Anlehnung an Modeblätter oder Jahrmarktsvorlagen gearbeitet wurde, hat in Material und Muster mit der alten Volkskunst nichts mehr zu tun und trägt, als Verzierung der Trachtenstücke verwendet, mit dazu bei, diese zu verderben.

Diesem Verfallsprozeß sucht die Arbeitsstelle des Sebastian-Hann-Vereins auf verschiedenen parallellaufenden Linien Einhalt zu tun. Sie schaltet sich mit ihrer Arbeit in die in Siebenbürgen schon vorhandenen Bestrebungen ein und sucht mit allen in dieser Richtung tätigen Kräften in Fühlung zu treten, denn in dieser Frage kann etwas nur erreicht werden, wenn gemeinsam und nach einheitlichen Gesichtspunkten vorgegangen wird.

Zunächst sind es die städtischen Kreise, die volles Verständnis für die Notwendigkeit einer Trachtenbelebung zeigen. Das heutige Bedürfnis nach einem sächsischen Kleide, das auch in der Stadt bei bestimmten Anlässen getragen werden kann, gibt den Anstoß, diese Frage in den Städten zu lösen. Im Sinne der Richtlinien, die seinerzeit von der Trachtenberatungsstelle des Sebastian-Hann-Vereins, der alle auf diesem Gebiete tätigen Kräfte Siebenbürgens angehören, haben sich in den einzelnen Städten Ortsausschüsse bemüht, eine aus der Eigenart des jeweiligen Bezirkes erwachsende Tracht zusammenzustellen.

Die Gesichtspunkte bei Schaffung dieser Trachten sind: Zurückgreifen auf althergebrachten Schnitt und Stil der in dieser Gegend gebräuchlichen Trachtenstücke, Benützung des echten kernigen Materials und Verzierung mit den handgearbeiteten, für die jeweilige Gegend charakteristischen Motiven unserer Volkskunst. Es sind auf diese Weise schon eine Anzahl von Trachten entstanden, die echter und schöner wirken wie viele der in Verstädterung begriffenen ländlichen Trachten.[1]

Diese Trachten, die ihre Bestandteile den ländlichen Trachten entnehmen, können auch bei Nachahmung auf dem Lande nichts verderben, sondern nur aneifernd und befruchtend auf die dörflichen Trachten einwirken. Durch die Nachfrage in der Stadt nach Material und Zubehör werden die Kaufleute veranlaßt, diese Bestandteile, die in der letzten Zeit infolge der geringen Nachfrage und der Beschaffungsschwierigkeiten kaum noch zu haben waren, wieder zu führen, und so wird es auch der Landbevölkerung ermöglicht, ihre Trachtenstücke in entsprechender Art zu ergänzen. Alte Technik und Muster kommen wieder zu Ehren und die Tracht könnte von der Stadt aus neubelebt werden, wenn, und das ist der schwierigste Punkt der Trachtenbelebung, das Verständnis und der Wille dazu bei unserer Landbevölkerung in größerem Maße vorhanden wäre. Der größte Teil unserer Bauern steht aber leider diesen Fragen verständnislos gegenüber.

Die Landbevölkerung nahm bisher alles, was ihnen durch die Stadt, besonders

[1] Unsere Beilagen zeigen die Hermannstädter Frauen- und Mädchentracht, die Kronstädter Konfirmanden- und Frauentracht, die Formen des neubelebten Busenkittels in Mediasch und Schäßburg und die Jungmädchentracht in Sächsisch-Regen. Die Trachten der übrigen Städte sind in der Zusammenstellung begriffen.

durch die Jahrmärkte vermittelt wurde, als modern und schön entgegen und hat sich auf diese Art und Weise ihre Volkstracht in den letzten Jahrzehnten völlig verdorben. Das kommt einem so recht zum Bewußtsein, wenn man eine Festlichkeit in einer derjenigen Gemeinden besucht, in welcher, der allgemeinen Meinung nach, die Volkstracht noch gut erhalten sein soll.

Der farbige Eindruck, den ein Hochzeitsfest z. B. noch vor kurzem bot, ist verschwunden, denn die Jugend hat die schönen farbigen Bänder und seidenen Tücher, die noch die Mütter trugen, einerseits mit farblosen oder zu grellen modischen Erzeugnissen, andererseits mit protzigen Goldborten oder in matten Farben gestickten schwarzen Samtbändern vertauscht. Die Tracht zeigt deutlich Verfallserscheinungen. Sie ist im Erlöschen begriffen, — ein Eindruck, der noch durch das unpassende städtische Zubehör aus viel zu verfeinertem Material erhöht wird.

Wir dürfen nun nicht warten, bis auch diese Gemeinden ihre Tracht verdorben haben, wie das leider schon bei vielen Gemeinden in Siebenbürgen der Fall ist. Noch können wir uns auf den Standpunkt stellen, Tracht wandelt sich und ist eben das, was in der jetzigen Zeit auf dem Lande getragen wird. Die von diesem und einem ästhetischen Standpunkte aufgenommenen Trachtenbilder der in der letzten Zeit außerhalb Siebenbürgens erschienenen Publikationen, sind zwar ein wertvolles Zeitdokument, sie können uns aber in der Arbeit der Trachtenbelebung nur teilweise weiterhelfen, denn diese dargestellten Trachten vereinigen oft Beispiel und Gegenbeispiel echter und verstädterter Bestandteile in sich. Wir müssen Mittel und Wege finden, diese Entwicklung der Tracht in gesündere Bahnen zu lenken.

Es ergeben sich für die Arbeit der Trachtenpflege auf dem Lande verschiedene Angriffspunkte. Die wichtigste Aufgabe haben wohl die Lehrerinnen, die durch verschiedene Schulungskurse im Rahmen der siebenbürgisch-sächsischen Lehrerinnenvereinigung in die Tracht eingeführt, nun mit ihren Schülerinnen die Einzelstücke der Trachten herstellen, die sie bei der Konfirmation, dem Tage, an dem sie in die Reihe der Erwachsenen aufgenommen werden, zum ersten Male tragen sollen.

Unsere heimische volkskundliche Forschung (Emil Sigerus, Ludwig Klaster und Dr. Luise Netoliczka) bietet eine wertvolle Hilfe, ebenso unterstützen diese Arbeit, die in dem bekannten siebenbürgischen Verlage von Krafft u. Drotleff in schöner Ausführung erschienenen Mappen- und Musterhefte siebenbürgischer Autoren. (Siebenbürgisch-sächsische Leinenstickereien von Emil Sigerus. Siebenbürgisch-sächsische Nadelarbeiten von Ludwig Klaster, Jeanette Hedrich und Marie Wollmann. Siebenbürgisch-sächsische Webemuster von Misch Orend.) Die Arbeitsstelle des Sebastian-Hann-Vereins steht dauernd ebenfalls mit den ländlichen und städtischen Schulen in Verbindung und liefert aus ihrem gesammelten Mustervorrat fallweise Entwürfe und Material zur Herstellung von Trachtenstücken und andern Arbeiten sächsischer Volkskunst.

So entstanden z. B. an Hand alter Originale Entwürfe für gestickte Schürzen, die in einer Gemeinde, in der die handgearbeitete Schürze nicht mehr vorhanden war, wieder eingeführt wurden. Für eine zweite Gemeinde wurden Muster für die sog. „Minkel-

chen" gezeichnet, einer andern Schule Muster für Brottücher und leichtere Decken geliefert.

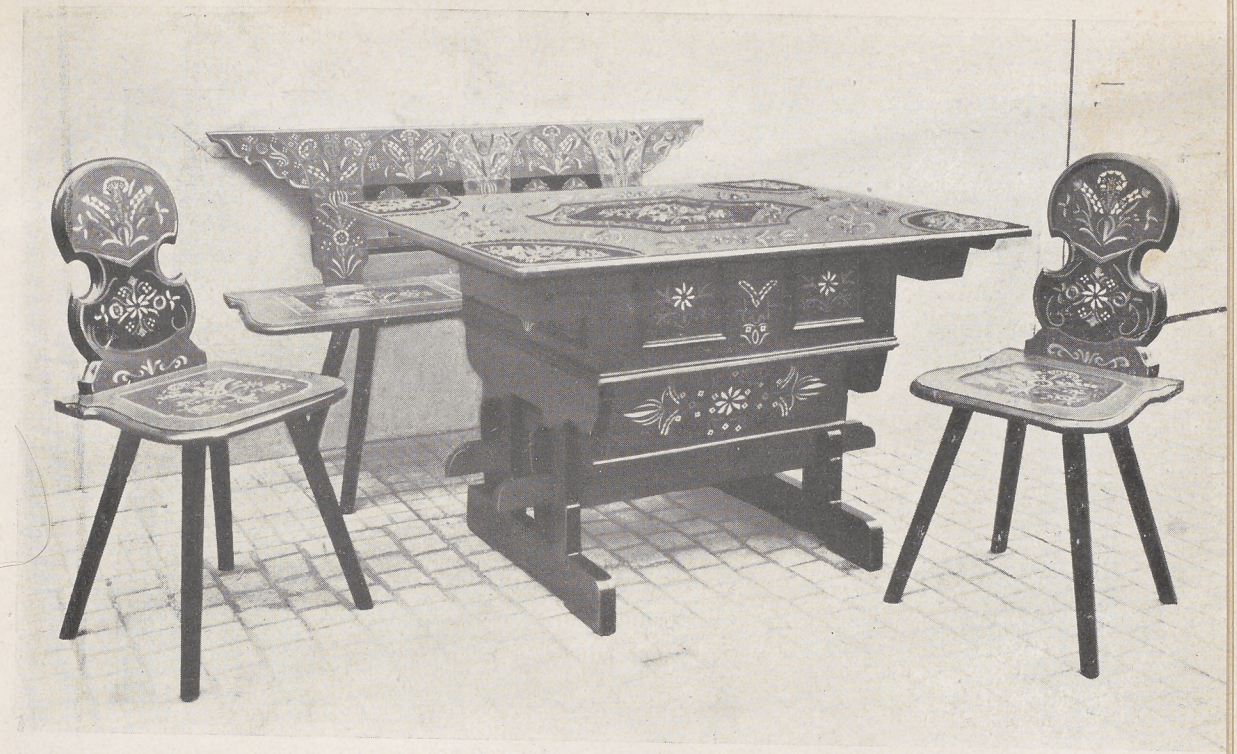
Eine Altar- und Kanzeldecke auf silbergrauer Hanfwebe mit braunem kräftigem Muster wurde für eine sächsische Kirche hergestellt. Decken für Nachbarschaftstruhen und Wandbehänge für einen Gemeindesaal wurden nach sächsischen Motiven zusammengestellt und zum Sticken vorbereitet. Eine von der Arbeitsstelle veranstaltete Schürzenausstellung, die 200 alte Trachtenschürzen aus allen Teilen Siebenbürgens umfaßte, brachte manches alte schöne Stück zum Vorschein und war die Grundlage zum weiteren Verarbeiten dieser Muster, die dann an Einzelne wieder zur Nacharbeit abgegeben werden konnten. Gelegentlich der Handfertigkeitsausstellungen unserer Volksschulen, die auch die im Handarbeitsunterricht fertiggestellten Trachtenstücke zeigten, wurde die Schulklasse, die die schönsten Arbeiten vorzeigen konnte, mit einer Prämie ausgezeichnet, um zur Nachahmung anzueifern und auch auf diese Weise für den Gedanken der Trachtenpflege zu werben. Weitere Ansatzpunkte waren Vorträge, Beeinflussung der einschlägigen Geschäfte und Stickereien und Festhalten wertvoller Trachtenstücke in Beschreibung und Lichtbild.

Gleichzeitig mit dieser Trachtenpflege hat sich die Arbeitsstelle die Pflege und Belebung sächsischer Volkskunst zur Aufgabe gestellt. Zunächst gilt es, die schönen alten Arbeiten, Stickereien, bemalte Möbel in Leimfarben, Keramik und Lederarbeiten in ihrer ursprünglichen Form wieder zu schaffen. Für die Stickereien mußte das für diese Arbeiten notwendige Material, die kernige handgesponnene und gewebte Leinwand wieder hergestellt werden, deren Anfertigung schon seit Jahren in Vergessenheit geraten war. Den Kunsthandwerkern wurde durch Beistellung von Mustern und Erschließung eines größeren Absatzgebietes die Möglichkeit geboten, ihre Fertigkeit weiter zu entwickeln. So wird die alte Leimfarbenmalerei an bunten Bauernmöbeln wieder geübt, die Nachfrage nach den bauchigen mit Blumen und Vögeln verzierten Wein- und Rahmenkrügeln ist im Steigen begriffen und die mit bunter Riemchenstickerei verzierten Ledergürtel finden immer weitere Verbreitung.

In Form von angewandter Volkskunst finden sächsische Motive an Kleidern, Kissen, Decken und Gebrauchsgegenständen Verwendung, die in der Verkaufsstelle des Sebastian-Hann-Ver[illegible] aufliegen. Mit diesen Arbeiten die in der Arbeitsstelle vorgerichtet und an Heimarbeiterinnen und Handwerker in Stadt und Land ausgegeben werden, sind einer Anzahl bedürftiger Heimarbeiterinnen Erwerbsmöglichkeiten erschlossen worden.

Durch Beschaffung der alten Muster und des echten Materials, der selbstgesponnenen und handgewebten Hanf- und Flachswebe wird es auch dem Publikum möglich gemacht, die alten Stickereien in ihrer althergebrachten Form wiederherzustellen. Die Ausstellungen gelegentlich der Mustermesse und zu Weihnachten zeigen den stetig wachsenden Umfang dieser Arbeit, die durch Vorträge und technische Kurse ergänzt wird. Die in der Folge entstandenen Werkstätten dieser Art bauen auf diese Erfahrungen der Arbeitsstelle auf und verfolgen ähnliche Ziele.

Während nun diesen Bestrebungen in der Stadt von seiten des Publikums ein stetig wachsendes Interesse entgegengebracht wird, schreitet die Trachtenbelebung auf dem Lande nur sehr langsam vorwärts, da sich aus den Reihen der Bevölkerung immer neue

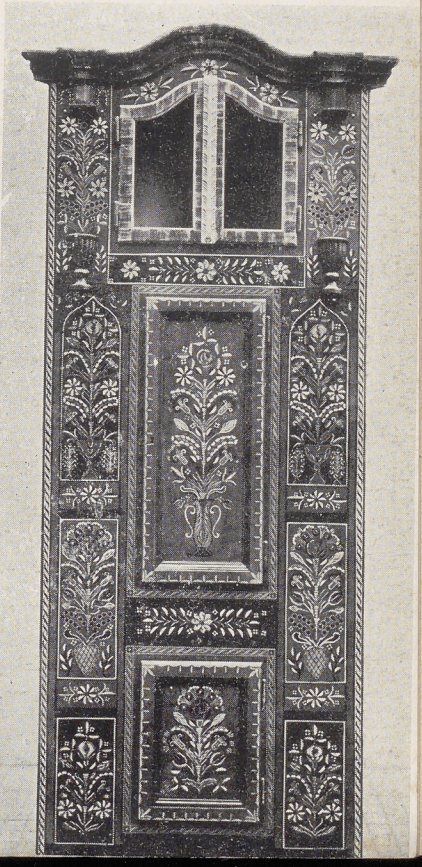


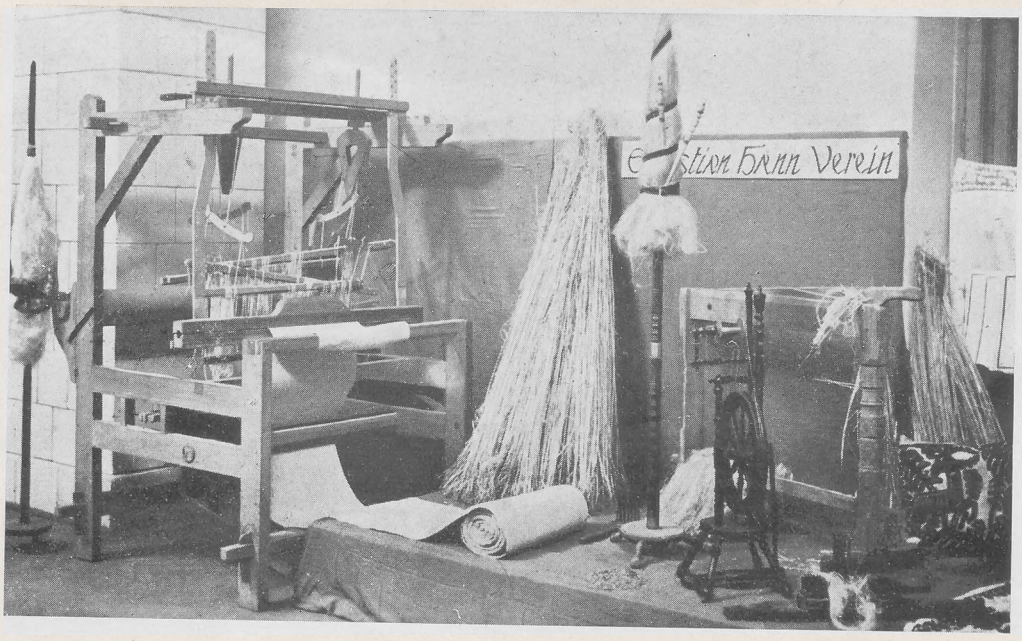
Bemalte Bauernmöbel nach Originalen aus der Nepser Gegend

Tischplatte zu obenstehendem Tisch



Eckschrank





Herstellung der Hanfwebe, dem Grundmaterial sächsischer Stickereien. Das Brechen, Spinnen und Weben der Hanffaser

Weihnachtsausstellung des Sebastian-Hann-Vere



Widerstände ergeben. Der Ruf des Einzelnen verhallt und diese Bemühungen sind erfolglos, wenn es nicht gelingt, die ganze öffentliche Meinung dafür zu gewinnen. Es gilt gegen eine Entwicklung anzukämpfen, die nur dann in richtige Bahnen gelenkt werden kann, wenn alle Volksgenossen bewußt dafür eintreten.

Die heutige Zeit des erwachenden Volksbewußtseins hat erkannt, daß das Tragen der Volkstracht nicht nur etwas Äußerliches ist, sondern eine tiefe innere Bedeutung hat. Das Tragen der Volkstracht ist ein Ausdruck der Gesinnung ihres Trägers und wirkt zugleich erzieherisch, schützend und gemeinschaftsbildend auf denselben zurück.

Der Einfluß der städtischen Mode, die auf das Land übergreift, hat in der Entwicklung der ländlichen Trachten viel Unheil angerichtet. Machen wir uns die Macht dieses aus der Stadt auf das Land einwirkenden Einflusses nutzbar und machen wir das Tragen der Volkstracht auf dem Lande in diesem Sinne wieder „modern".

Bilden wir eine gemeinsam zwingende öffentliche Meinung, die auch auf die verschiedenen Lieferanten für die Beschaffung der Trachtenstücke einen gewissen Druck ausübt, so daß diese sich nicht mehr getrauen, ihre unmodern gewordene städtische Ware auf das Land abzuschieben, sondern sich bemühen, das richtige Material zu führen, und bei den Stickereien nur die echten Muster in entsprechender Ausführung auf das Land gelangen zu lassen.

Helfen wir der Landbevölkerung zur Besinnung zu kommen, so daß unsere Bauern aus dem erwachenden Volksbewußtsein heraus auch den Wert erkennen, der in ihrer von Generation zu Generation weitervererbten Volkstracht liegt, diese in Ehren halten und darauf achten, daß sie ihnen nicht ganz verloren geht.

Ortsnamen im Volkstumskampf

Von Heinrich Zillich

Jedes Volk findet für Orte und Gegenden, die lebendig in sein Bewußtsein treten, im Laufe der Zeit Namen der eigenen Sprache. Dies ist ein natürlicher und einfacher Vorgang. So kennen wir Deutsche ein Mailand, Venedig und Florenz. Wir machten uns lächerlich, sagten wir, deutsch sprechend, nicht Rom, sondern „Roma". Ebenso würden wir eine andere Sprachordnung verletzen, wollten wir im italienischen Gespräch deutsche Namen für Orte verwenden, die italienisch bezeichnet werden können. Man hört wohl mitunter von Reisenden, die mit ihren Erlebnissen prahlen, für Orte mit deutschen Namen fremde Bezeichnungen, und solche Eitelkeit ist dumm genug; doch wo sie sich an den Namen jener Städte befriedigt, die fern von Deutschland liegen, aber von Deutschen geschaffen und in die Geschichte gestellt worden sind, verrät die Dummheit auch Mangel an deutschem Bewußtsein. Was soll man von einem Deutschen denken, der, deutsch sprechend, für Prag „Praha" sagt und sich bemüht, für Laibach das zungenbrecherische „Ljubljana" zustandezubringen!

Wer nie etwas von der Schwere deutscher Volksbehauptung im Ausland spürte, weil er sich, im gesicherten Binnenraum lebend, nicht vorzustellen vermag, daß Millionen Deutsche ihres Volkstums wegen täglich Nachteile erleiden, mag erstaunt fragen, in welcher Beziehung Ortsbezeichnungen und Volksbewußtsein stehen, fragen, ob man sich an solchen Kleinigkeiten bewähren müsse, wie am Festhalten von Namen. Diesen Leuten sei — zunächst unbeeinflußt vom deutschen Behauptungskampf im Ausland — geantwortet, daß es ein Vergehen gegen die Hoheit der Muttersprache ist, deren Wortschatz zu schmälern. Durch die Sprache sehen wir die Welt und mitten im Raum unserer Sprache stehen all jene Orte, die einst durch Erlebnis und schöpferische Wortkraft der Vorfahren deutsche Benennungen erhielten. Wir geben ein Stück Weltbewußtsein auf, wenn wir die innere Verbundenheit unseres Volkes mit fremdem Land, die sich im Deutschen Ortsnamen von Geschichte erfüllt und an Vorstellungen reich äußert, zerschneiden und für das deutsche ein anderssprachiges Wort aufnehmen, das nur in der fremden Sprache lebt, in der unseren aber beziehungslos und ausgeborgt wirkt.

Ein solches sprachverpflichtendes Wissen ging jenen Deutschen nie ab, die zwischen anderen Völkern seit langer Zeit siedeln. Im Osten Europas sind zahllose Orte deutscher Gründung. Viele haben heute nur einen Bevölkerungsrest von Deutschen, aber dieser hält am volkseigenen Namen der Heimat ebenso zäh fest wie die anderen Völker an ihrer Bezeichnung. Was dem einen recht, ist dem zweiten billig. Es wäre hierüber niemals zu einem Streit gekommen, hätte sich bei gewissen Völkern im letzten Jahrhundert nicht die Neigung ausgebildet, ihre Orts- und Flurnamen anderen Völkern, über die sie Macht erhalten hatten, aufzudrängen. Bekannt ist der Kampf um die Ortsnamen im Vorkriegsungarn, der als beispielhaft für ähnliche Vorgänge in sonstigen Ländern gelten kann.

Als nach 1866 Wien zu schwach geworden war, Altösterreich weiterhin zentral zu regieren, und den Ungarn die Osthälfte des Reiches übergeben mußte, sah sich Budapest

vor die Aufgabe gestellt, einen Staat zu führen, dem ebensoviele Nichtmadjaren angehörten wie Madjaren. Diese Schwierigkeit wäre zu lösen gewesen, indem man die Volkstumsrechte der Nichtmadjaren gesichert und geachtet hätte. Man wählte einen anderen Weg, der im Staatszerfall von 1918 endete: man versuchte die Nichtmadjaren zu Madjaren zu machen durch Entzug der volkseigenen Schulen, Theater und anderer Einrichtungen, durch jene Mittel, die bis heute verschiedene Staaten ihren nationalen Minderheiten gegenüber anwenden und die zum gesamteuropäischen Unfrieden wesentlich beitragen. Gewiß kann niemand den Ungarn einen Vorwurf daraus machen, daß sie allen Orten ihres Landes einen ungarischen Namen verliehen, auch jenen, für die es bis dahin einen solchen gar nicht gegeben hatte. Der Vorgang der Wortschöpfung ist in jeder Sprache unabgeschlossen. Es konnte Nichtmadjaren gleichgültig sein, ob Budapest Ortsnamen erfand, solange diese im ungarischen Sprachbereich verblieben und anderen Sprachräumen nicht aufgedrängt wurden. Das aber war nicht der Fall! Sehr viele Orte Ungarns hatten seit langer Zeit zwei und drei Namen; einer davon war der amtliche, wie sich dies eben geschichtlich ergeben hatte. So trug die von Deutschen in Siebenbürgen gegründete und zu großer Bedeutung erhobene Kronstadt auch amtlich durch sehr viele Jahrhunderte diese Bezeichnung, obgleich sie ungarisch „Brassó" hieß und rumänisch „Braşov". Ehe die Ortsnamen in den Volkstumskampf einbezogen waren, fiel es gewiß keinem Stadtreiter von Kronstadt ein, die Übernahme eines an den deutschen Rat gerichteten Briefes, der die Ortsbezeichnung „Brassó" trug, abzulehnen. In den Stadtarchiven Ungarns gibt es manche Chronik, die den Ort verschieden benennt, je nach der Sprache, in der sie abgefaßt ist. Achtung vor fremder Sprache und damit ein gut Teil gegenseitiger Völkerachtung waren in früheren Zeiten selbstverständlich gewesen. Nun befahl das bekannte Ortsnamengesetz, daß der amtliche Name jedes Ortes der ungarische sein müsse. Vergebens wehrten sich besonders die Deutschen Siebenbürgens dagegen.

Nach dem Weltkrieg schien es in manchen Ländern, als habe sich das Volkstumsrecht siegreich durchgesetzt. Gemischtvölkische Städte fertigten ihre Schriften und Verordnungen je nach der Sprache der davon berührten Bürger aus und siegelten sie mit einem Stempel, der jener Sprache gemäß war. Die merkwürdige Bemühung, aus nationalen Gründen fremde Wörter anderen Sprachen aufzudrängen, schien in ihrer Absonderlichkeit erkannt und abgetan. Bald aber lebte sie in einer Reihe von Staaten wieder auf und nahm Ausmaße an wie nie zuvor. Sie steht im Zusammenhang mit der Ausschaltung der Minderheitensprache aus Schulen und Amtsstuben, aus dem Verkehr mit den Behörden, mit der Verdrängung der Firmenschilder, die nicht in der „Staatssprache" abgefaßt sind, ja mit dem Verbot, Toten einen Leichenstein zu setzen, der eine deutsche Inschrift trägt.

Über dreißig Millionen Menschen, die in Europa als „nationale Minderheit" leben, wurden in verschiedenem Grade von solchen Maßnahmen betroffen, was der gemeinsamen europäischen Kultur wenig förderlich ist, an der die „Minderheiten" in etlichen Fällen unvergleichlich mehr Anteil haben als manche „Mehrheiten". Zur Rettung des Erdteils und der Weltbedeutung der weißen Rasse wird einmal eine allgemeine wirkliche Sicherung der Rechte bodenständiger Volksgruppen erfolgen müssen. Solange dies nicht geschieht, ist es begreiflich, daß in gemischtvölkischen Gebieten das eigensprachliche, heute bedrohte

Recht auf den Ortsnamen mit starker nationaler Betonung vertreten wird, denn auch dieses Ziel ist für alle „Minderheiten" mehr als eine Äußerlichkeit; die ganze Liebe zur Heimat weiß sich dafür aufgerufen; der Ortsname gleicht der Fahne, der man treu ist wie den Ahnen, dem Blut und der Sprache. Und gerade das Festhalten am spracheigenen Ortsnamen kann häufig als Maßstab der Volksbewährung gelten.

In einem baltischen Kleinstaat stellt die Post keinen Brief mit deutschen Orts- oder Gassenbezeichnungen zu, — welche tägliche Beeinträchtigung der heimatlichen Gefühle der dort seit dreivierteltausend Jahren lebenden Deutschen! Man wende nicht ein, wie dies mitunter geschieht, einen amtlichen Namen müsse es eben geben; es sei eine Erschwerung, mehrere Bezeichnungen zu verwenden; die Beamten könnten sie nicht im Kopf behalten. Der Einwand ist falsch! In einigen siebenbürgischen Städten gab es lange Zeit hindurch drei Namen für jede Gasse und dreisprachige Straßenschilder; im Stadtrat, wo Vertreter von drei Völkern saßen, benützte jeder seine Sprache und nahm die anderssprachige Antwort entgegen; dreisprachig wurde protokolliert — und es ging ausgezeichnet, so merkwürdig dies Leuten erscheinen mag, die nicht in gemischtvölkischem Gebiet aufwuchsen, wo jedermann alle örtlichen Sprachen soweit beherrscht, daß er zumindest versteht, was der Sprachnachbar sagt. Wo der Geist der Achtung vor anderem Volkstum herrscht, gibt es keine Verständigungsschwierigkeiten.

Im Programm aller Volksgruppenführer Europas steht obenan die Forderung auf freien Gebrauch der Muttersprache überall und vor jedermann und damit auf öffentliche Achtung der spracheigenen Ortsnamen. Manche Staaten, die dieser Forderung aus verfassungsrechtlichen Gründen nicht offen entgegentreten können, versuchten ihre Durchführung auf besondere Art zu verhindern. So kommen Briefe mit anderen als den staatssprachlichen Aufschriften oft nicht an. Zahllose Angehörige nationaler Minderheiten nehmen dies in Kauf und schreiben weiter in ihrer Sprache. Es gab verfassungsmäßig sehr demokratische Länder in Osteuropa, die seit Jahren Pressezensur hatten. Die Zensur versuchte, da sie ja vor Erscheinen jedes Blattes ihre Zustimmung erteilen mußte, dies davon abhängig zu machen, daß kein Ort und keine Gasse in einer anderen als der Staatssprache benannt wurde. Viele deutsche Zeitungen solcher Länder ließen sich Tag für Tag vom Zensurstift die deutschen Bezeichnungen wegstreichen, erschienen lieber mit weißen Flecken, als jemals das Recht auf die eigene Sprache zu opfern, und ihre Leser nahmen es ohne Klage hin, daß sie oft nicht wußten, von welchem Ort im Blatte die Rede war. Monatelang dauerten solche Kämpfe zwischen Zensor und Zeitung. Oft versuchten die Blätter Orte, deren Namen sie nicht erwähnen konnten und die sie aus wichtigen Gründen den Lesern mitteilen mußten, durch Umschreibung zu kennzeichnen. Das wurde zum Beispiel so gemacht: „In der Gemeinde mit der bekannt schönen, zweitürmigen Kirche nicht weit von unserer Heimatstadt" — und die Leser waren im Bilde.

Besuchte nun ein harmloser Reichsdeutscher diese Auslanddeutschen und benannte er Orte, in denen solche Kämpfe vor sich gingen, nicht mit dem deutschen Ausdruck, so mag er überrascht gewesen sein von der Ablehnung, auf die er traf. Es gab reichsdeutsche Firmen, die auslanddeutschen Kaufleuten französische Werbeschriften schickten, wohl weil sie gelesen, daß jenes Land ein Bündnis mit Frankreich hatte, was in ihnen die Vorstellung erweckt haben mochte, es werde dort nun auch französisch gesprochen. Die auslanddeut-

schen Kaufleute warfen die Zusendung in den Papierkorb, manche aber schrieben mit Rotstift quer über die Drucksachen den bekannten Spruch aus „Götz von Berlichingen" und beglückten damit den Absender. Sie erhielten fortan deutsche Werbeschriften.

Man wird nun begreifen, wie schmerzhaft es Auslanddeutsche berührt, wenn jemand kein Gefühl dafür hat, daß Namen Zeichen und Siegel sind. Ganz unfaßbar dünkt es sie, wenn sie in deutschen Zeitungen mitunter Aufsätze nichtdeutscher Autoren finden, die Orte deutscher Bezeichnung undeutsch benennen, was wohl darauf zurückzuführen ist, daß der Verfasser den deutschen Namen nicht kennt, oft aber darauf, daß er als Angehöriger eines Volkes, das „nationalen Minderheiten" das Ortsnamenrecht schmälert, diesem Streben selbst im reichsdeutschen Bereich nachgibt. Seine Absicht kann auch den Zweck haben, durch Verschweigen des deutschen Namens die Erinnerung daran zu vermeiden, daß jener Ort Deutschen Heimat ist und vielleicht deutscher Leistung Entstehen, Geschichte und Bedeutung verdankt. Dies heißt aber, daß selbst im Bereich der Deutschen deren Wissen um den geistigen Raum ihres Volkes zugunsten eines fremden beengt werden soll. Das könnte nicht geschehen, sofern die Schriftleiter die deutschen Ortsnamen im Ausland achteten wie es nötig wäre. Wenn eine deutsch-schweizerische, auch in Deutschland verkaufte europäische Autokarte kein Prag kennt, sondern nur ein „Praha", und nicht einen der vielen hundert deutschen und deutschbenennbaren Orte außerhalb des Reiches deutsch bezeichnet, so kann Unwissenheit nicht mehr zur Erklärung herhalten. Jeder Angehörige eines osteuropäischen Volkes würde, falls in seinem Lande dies geschähe, dafür sorgen, daß die Karte keinen Käufer fände. In dieser Karte wurden selbst die sudetendeutschen Städte, auf deren Bahnhöfen der deutsche Name auch schon vor dem Herbst 1938 zu lesen war, tschechisch benannt! Dreiundeinhalb Millionen Deutsche, unsägliche Leistungen, unsägliche Volksnot, dreiundeinhalb Millionen pochende Herzen wurden da vergessen, als lebten sie nicht.

Das Ziel, das mit der Ausmerzung der eigensprachlichen Orts- und Flurbezeichnungen erreicht werden soll, ist dies: vergessen zu machen, wo Deutsche leben! Ein Deutscher, der statt Florenz „Firenze" sagt, mag uns bloß lächerlich erscheinen; aber wenn er deutsch sprechend Preßburg, wo Tausende von Deutschen an ihrem Volkstum zäh festhalten, „Bratislava" heißt, verdient es eine schärfere Beurteilung, denn er hilft mit, daß deutsche Menschen, deutsche Geschichte und Leistung aus der Erinnerung gelöscht werden, so wie gewisse Staaten mit allen Mitteln sogar versuchten, die Familiennamen der Auslanddeutschen zu „nationalisieren", in fremde Sprachen zu übersetzen, damit die letzte Spur davon getilgt werde, daß zu ihren Bürgern Deutsche zählen, aus deren Kraft sie unendlich viel Nutzen ziehen. Die Auslanddeutschen wehren sich zäh. Der Einsatz für die eigenen Ortsnamen aber ist nicht nur ihre Sache. Er geht alle an, die der gleichen Sprache sind.

Rundschau

Kurze Betrachtung über deutsche und rumänische Weihnachtsmusik.

Nach einer an musikalischen Geschehnissen reichen Adventzeit muß man sich nach dem Wert des Weihnachtsliedes als solchen überhaupt fragen, um dann im Vergleich mit dem eigenen den Wert und die Bedeutung des fremden Liedes abschätzen zu können. Wenn ich die Darbietungen und Aufführungen, die wir in Hermannstadt vor den Weihnachten hatten, übersehe, so will es mir fast wie ein Zuviel erscheinen. Beinahe jeder Verein trat mit einer musikalischen Weihnachtsfeier hervor. Es wurde meistens altes wertvolles Gut musiziert und gesungen. Aber nur in einer einzigen Darbietung, dem Weihnachtssingen der Hermannstädter Nachbarschaften am ersten Weihnachtstag, wurden die Zuhörer als Mitwirkende, als Singende in die Vortragsfolge einbezogen. Es war ein richtiges offenes Weihnachtssingen, in dem auf der Grundlage des „kleinen Quempasheftes" aus dem Bärenreiter Verlag (4 Lei!) bekannte Weihnachtslieder gesungen und unbekannte neu gelernt wurden. So ging dann jeder mit dem Gewinn fort, vier oder fünf Weihnachtslieder wirklich sein eigen zu nennen. Damit war aber erreicht, daß aus dem nur aufnehmenden, nur zuhörenden ein handelnder, ein singender Mensch geworden ist. Dies Lied wird in die Familie getragen, in der es erst fruchtbar werden kann.

Bekannt und geläufig müßten uns eigentlich alle diese edlen Lieder und Weisen sein, angefangen vom lutherischen „Vom Himmel hoch" über die edle Weise eines Praetorius „Es ist ein Ros' entsprungen" bis zu den wundervollen schlesischen Wiegenliedern: „Uf'm Berge, da gehet der Wind" und „Kommet, ihr Hirten".

Wir wissen, daß sich die Herodesspiele bis spät ins vorige Jahrhundert hauptsächlich in Hermannstadt erhalten haben. Sie erfahren heute wieder eine Neubelebung; ob sie aber stark genug in die Tradition gebunden werden können, ist noch ungewiß. Bei uns fast gar nicht, im Banat aber dafür sehr, haben sich die Sternlieder oder Sterndreherlieder erhalten, die meistens von Kindern gesungen werden. Die größte Freude bereitet diesen der schöne, von innen mit Kerzen beleuchtete Stern. Diese Sitte hat sich vor allem im süddeutschen Sprachraum, besonders in der Schweiz erhalten. Die Melodien dieser Sterndreherlieder sind häufig sehr alt, oft auf pentatonischer Grundlage, was ihnen diese gewisse Einförmigkeit, das „Leiernde" gibt, das wir noch bei den Kinderliedern haben.

Indem wir uns so das uns Bekannte bewußt gemacht haben, fällt es uns viel leichter, das Gleiche oder Trennende bei den rumänischen Weihnachtsliedern zu erkennen. Ich habe vor mir zwei Sammlungen: „303 Colinde" von Sabin V. Dragoi und „Colinde" von G. Breazul. Die Sammlung von Dragoi, dem berühmten Banater Komponisten, ist schon älter. Sie stammt aus dem Jahre 1925 und setzt die großen Sammlungen von Tiberiu Brediceanu und Bela Bartok fort. Die zweite Sammlung ist neu. Sie ist erst voriges Jahr im Verlag der „Fundaţia culturală Regală Principele Carol" erschienen, in der Reihe der „Bücher des Dorfes" (Cartea satului), die zu dem unglaublich billigen Preis von 30 Lei jedem zugänglich sind. Der dicke Band

enthält 300 Colinden und zwar in einem für uns ganz ungewohnten und eigenartigen Gewand. Jede Melodie steht nämlich in zwei Formen da: in neumatischer Form, wie sie in der orthodoxen Kirche des Altreiches üblich ist (psaltichie), und dann erst in unserer gebräuchlichen Notenschrift. Das ist natürlich gleich ein Programm. Der Verfasser bringt die von ihm gesammelten Colinden in dieser Neumenschrift, weil er damit den Colindensängern auch die Möglichkeit gibt, die Lieder so frei zu singen, wie sie in Wirklichkeit gesungen werden, also ohne unser starres rhythmisches Gewand des beengenden Taktes. Zweitens soll dieses Buch all den Kirchensängern des Altreiches dienen, die nicht oder nur schlecht nach unserem Notensystem singen können.

Was sind nun Colinden?

In dem Wort Colindă finden wir das lateinische Calendae (Festum Calendarium) wieder, das die antiken Volksfeierlichkeiten bezeichnete, die zum Jahresbeginn stattfanden. (Calendae waren ursprünglich der jeweils erste Tag jeden Monats.) Sabin V. Dragoi teilt in seinem Buch die Colinden in zwei Gruppen: „a) Colinden heidnischen (weltlichen) Ursprungs oder die eigentlichen Colinden, deren Texte Legenden und Balladen von hohem Wert sind, und b) Sternlieder oder Colinden christlichen Ursprungs. Diese — sowohl Text als auch Melodie — sind später geschrieben worden, von verschiedenen Kirchensängern und Geistlichen. Sie wurden zu erzieherischen und Propagandazwecken geschrieben, sind also tendenziös. Die Verse sind in Strophen — (die rumänische Volksdichtung kennt nur den fortlaufenden Zweizeiler! L. S.) — Die Musik wieder ist nicht rumänisch. Da man aber dagegen halten kann, daß auch sie durch die Jahrhunderte verändert, daß viele von ihnen ziseliert und nach dem Volksgefühl umgeändert worden sind, haben wir sie auch gesammelt, weil das Volk sie also angenommen und somit geheiligt hat".

Aus der Fülle der angeführten Beispiele können wir ersehen, wie lebendig heute noch bei den Rumänen die Stern- und Weihnachtslieder sind. In dem Buch von G. Breazul sind die verschiedensten Beispiele mit ihren Varianten aus allen Gebieten Rumäniens vereinigt. Die Colinden reichen aber in ihrem zeitlichen Umfang weit über die Weihnachtszeit hinaus. So kennt der Rumäne Neujahrscolinden, die Pfluglieder, die Sorcova[1], Vasilca[2], die Colinden der Wasserweihe (boboteaza)[3], Salcia[4], Lăzărelul[5], die Colinden zum Palmsonntag und zu Ostern. Sehr lebendig ist im Gegensatz zu uns noch das Herodesspiel, genannt „Irozii" (die „Herodes") oder Vicleimul (Bethlehem).

[1] Sorcova: Stäbchen oder grüner Obstbaumzweig, der mit Papierblumen oder Flittergold umwunden ist. Mit ihm schlagen die Kinder am Neujahrsmorgen (dem Tag des heiligen Vasile), leicht dem zu Beglückwünschenden auf die Schulter, wünschen ihm viele glückliche Jahre und singen ein Liedchen dazu. Diese Sitte ist nur in Muntenien verbreitet.

[2] Vasilca: heute mehr eine Zigeunersitte. Sie tragen auf einem Untersatz einen mit Blumen und Bändern geschmückten Schweinekopf (Glücks- und Reichtumssymbol). Dies geschieht am Altjahrsabend, dem Abend auf den heiligen Vasiletag. Immer werden dazu Glückwünsche gerufen.

[3] Boboteză: am 6. Januar, zum Andenken an die Taufe Jesu.

[4] Salcia: Glückwünsche unter den Streichen von Weidenzweigen am Samstag vor Palmsonntag. Der Kirchensänger geht, von den Kindern umgeben, umher, und während er singt, verteilt er die Weidenzweige.

[5] Lăzărelul: Lied, gesungen von Mädchen am Tag vor Palmsonntag, dem Samstag des heiligen Lazar.

Wir wollen nicht näher auf die Einzelheiten rumänischer Colinden eingehen. Wir weisen aber alle Liebhaber rumänischer Volksmusik auf dieses Buch von G. Breazul hin, das S. V. Dragoi mit dem stolzen Titel bezeichnet hat: Primul Antifonar al Colindelor.

Ludwig Schmidts

Emil Sigerus 85 Jahre alt

Am 19. Februar wurde Emil Sigerus 85 Jahre alt. Aus seinem vielseitigen Schaffen soll dabei nur zweierlei gewürdigt und dafür gedankt werden.

Jede Stadt hat ihr besonderes Leben, eine kennzeichnende Athmosphäre, die sie einhüllt und ihr eigentümlich ist. Das Wesen der deutschen Städte Siebenbürgens ist oft dichterisch gedeutet worden oder hat in anekdotenhafter Form nach Ausprägung gedrängt, ohne daß die durch die Kreuzung und Verknüpfung verschiedenster Beeinflussungen geformte Seele dieser Städte restlos hätte ausgeschöpft werden können. An dieser Stelle soll für ein Lebenswerk gedankt werden, das dem Nachspüren der seelischen Stadtlandschaft von Hermannstadt gewidmet ist. Es ist nicht das Werk eines zünftigen Wissenschaftlers, könnte es auch nicht sein, denn zu sehr würde der strenge Panzer sachlicher Besinnung die behutsame Einfühlung hindern und hemmen. Die Bücher von Emil Sigerus sind trotzdem für jede wissenschaftliche Forschung über Hermannstadt eine wahre Fundgrube, ihre Bedeutung reicht darüber aber weit hinaus, sie spüren dem blutvollen Leben und nicht Einzelerscheinungen oder umstrittenen Daten nach. Sie sind im besten Sinn des Nietzscheschen Wortes antiquarische Geschichtsreibung. Mit der gleichen Liebe malt er breit und genau in vollen, satten Farben ein Bild „Vom alten Hermannstadt", erzählt „Von alten Leuten und alten Zeiten" und spürt der „Chronik der Stadt Hermannstadt" nach. Aus dem Wissen um die Vergangenheit zeigt er auch heute noch die gegenwärtigen Veränderungen des Stadtbildes auf, sei es der Umbau der alten Turnschule, die Beseitigung des Rundtempelchens auf der oberen Promenade oder der alle Jahre in neuer Blütenpracht stehende Tulpenbaum im Erlenpark.

Für ein Zweites soll Emil Sigerus gedankt werden. Jede Volkspersönlichkeit prägt sich ihre rassisch bedingten und differenzierten Ausdrucksformen in Kunst und Architektur selbst, und der gotische Dom und die Zeppelinwiese in Nürnberg sind in gleicher Weise dafür Belege. Im großen deutschen Rahmen ist für den Volkscharakter der Siebenbürger Sachsen die arteigene Verkörperung die Kirchenburg. Die im Kleinen monumental und zweckbedingt aufeinandergetürmten kubischen und pyramidalen Körper, die Vereinigung transzendenter Hinwendung und kämpferischen Lebensgefühls, die Spannung von Volkstum und Kirche deuten den noch lange nicht ausgeschöpften Bildsinn der Kirchenburg an. Sie ist die steingewordene Wesensverkörperung des siebenbürgisch-sächsischen Volkscharakters. Aus diesem Gefühl heraus veröffentlichte Emil Sigerus zu einer Zeit, als noch nicht in jeder zweiten Zeitschrift die „wehrhaft-trutzigen Kirchenburgen der Siebenbürger" prangten, seine Sammlung über siebenbürgische Kirchenburgen. Er weckte damit Verständnis und Anteilnahme für diese einzigartigen künstlerischen Ausdrucksformen.

Anläßlich des 85. Geburtstages von Emil Sigerus gedenken wir dieser beiden vergangenheitachtenden und zukunftfördernden Leistungen, an einem Lebensabend, dem noch manche Stunde verdienter Ruhe beschieden sei.

Kurt Horedt

Trude Schullerus

— dieses Heft zeigt die farbige Wiedergabe eines ihrer Gemälde — wurde 1889 in Agnetheln als Tochter eines der bedeutendsten siebenbürgisch-sächsischen Gelehrten, des Theologen und Germanisten Dr. Adolf Schullerus, nachmaligen Hermannstädter Stadtpfarrers und Bischofvikars, geboren und wuchs in einem Vaterhaus auf, in dem sich die Überlieferungen eines alten Pfarrergeschlechtes mit künstlerischen Impulsen vereinten. Die Schwester des Vaters ist die siebenbürgische Heimatdichterin Anna Schuller-Schullerus, sein frühverstorbener Bruder war der bedeutende sächsische Maler Fritz Schullerus, in dem sich die in spielerischer Form bei Großvater und Vater auftretende Begabung zu künstlerischer Gestaltungskraft verdichtet hatte. So stieß die aufkeimende Begabung der jungen Malerin auf volles Verständnis der Eltern, das ihr eine Reihe von Studienjahren in München ermöglichte. Dort studierte sie bei Knorr, Feldbauer, Weisgerber, Exter und ließ sich von den Werken Leibls, Schuchs, Marées und des „Scholle"-Kreises begeistern. Der Ausbruch des Weltkrieges unterbrach diese Entwicklung, und freiwilliger Dienst im „Roten Kreuz" lenkte von der künstlerischen Arbeit ab. Nach dem Weltkrieg entstehen graphische Blätter mit den malerischen Winkeln unserer Städte. Ein Studienjahr an der Leipziger Akademie für Graphik und Buchgewerbe ergänzt die graphischen Kenntnisse. Studienreisen in Deutschland und Italien lassen in der Malerin die Überzeugung reifen, daß nur im heimatlichen Lebensraum sich ihre künstlerische Gestaltungskraft voll entfalten kann. Wiederholte Aufenthalte in den Bergen und vor allem auf dem sächsischen Dorf geben die stärksten künstlerischen Anregungen. Die Erkenntnis, daß die Volkstracht dem völligen Verfall entgegengeht, führt Trude Schullerus dazu, die Arbeitsstelle „Heimatkunst" des Hermannstädter „Sebastian Hann-Vereins" ins Leben zu rufen, die sich dem Verfall unserer Volkskunst und Volkstracht entgegenstellt.

Die Malerei der Trude Schullerus, die sich bis vor einigen Jahren im wenig gestrafften impressionistischen Festhalten von Augenblickserlebnissen zu genügen schien, hat sich in den letzten Jahren zu einer verdichteten Form durchgerungen, zu einer bewußteren und strafferen Bildgestaltung und einer Vertiefung der Farbwerte, die einige ihrer letzten Werke zu den glücklichsten Schöpfungen unserer zeitgenössischen Malerei stellen. Ein sehr volksverwurzeltes Empfinden verbindet sich in ihnen mit einer ihrer Leistungsmöglichkeiten bewußt gewordenen künstlerischen Kraft. Harald Krasser

Neue Bücher und Schriften

Zum fünfundsiebzigsten Geburtstag Hermann Stehrs

Drei neue Bücher von Hermann Stehr

Der große Hermann Stehr vollendete am 16. Februar sein 75. Lebensjahr. Als er 1934 den 70. Geburtstag feierte, waren ihm die höchsten Ehren, die das Reich einem Dichter verleihen kann, zuteil geworden. In das Herz seines Volkes aber ist er schon vor viel längerer Zeit eingetreten, es bereichernd und ausdeutend, einer der wahren Gestalter der ewigen Seele der Deutschen. In den vergangenen Monaten fanden wir in Zeitschriften und Zeitungen manchmal Gedichte von Stehr aus den letzten Jahren; am meisten rührten uns jene Zeilen an, in denen er ausspricht, daß es, der sein Leben lang sich unsagbar in sich selbst tiefer zweigte, nun heiter, „entlastet durch das Klare", seinen Lebenslauf gehe. Ja, er ist vollendet! Er ist lebend schon daheim! Er hat auch das Größte erreicht, was Menschen vor Gott erreichen können. Und uns steht vor ihm nur Ehrfurcht und Dankbarkeit an.

Anläßlich seines Geburtsfestes erschienen drei Bücher von ihm, alle im Paul List Verlag zu Leipzig, der sein gesamtes Werk betreut. In einem schön ausgestatteten Band „Der Mittelgarten" finden wir ausgewählte frühe und neue Gedichte, die wohl das wichtigste seines lyrischen Schaffens enthalten. In einem anderen Buch „Von Mensch und Gott" sind Worte des Dichters aus all seinen Schriften zusammengetragen, die in klarster Fassung die Stehrsche Konfession ausdrücken. Im dritten Band — einem schmalen Büchlein — schenkt er uns „eine Geschichte zwischen Himmel und Erde": „Der Himmelschlüssel". Wie Stehr sich schon in anderen Erzählungen mit jenen wundersamen Menschen beschäftigte, die ein Instrument zu bauen bestrebt sind das alle Tiefe des Menschen und des Überirdischen auszusagen vermag, schildert er hier nun einen Bildschnitzer, dem es vergönnt ist, aus schöpferischer Inbrunst eine Bildfigur zu beleben. Er steigt in die Sphäre des Göttlichen empor, von seinem eigenen Werk verheiligt, und bringt das Himmelschlüsselchen auf die Erde nieder, mit dem er seines Weibes irdische Bosheit beseitigen und ihr den ihm gewährten Blick in das Wunder öffnen will. Aber er scheitert an ihrer Härte und entschwebt ins Jenseitige. All dies wird in einem Märchenton erzählt, der uns verzaubert und beglückt. Ein echtes Stehrsches Märchen, ein Märchen des alten Stehr, nicht mehr voll Menschenqual, sondern übergoldet von der Weisheit und Gottseligkeit des wahrhaft reifen Dichters.

Heinrich Zillich

Deutsche Erzähler

Adam Kuckhoff. Der Deutsche von Bayencourt. Roman. Berlin, Rowohlt

Der Verfasser behandelt das Weltkriegserlebnis von einer ganz besondern Seite. Es handelt sich um einen Deutschen, der nach einem Bruch mit seiner bäuerlichen Familie durch Heirat in Frankreich ansäßiger Gutsbesitzer und Staatsbürger wurde. Er hat es zum Mitglied des Gemeinderates gebracht und genießt allgemeine Anerkennung, hat

jedoch auch wegen seiner wirtschaftlichen Überlegenheit Feinde. Der Kriegsausbruch 1914 bringt ihn — nicht in seinem Gefühl, aber in den Augen der Franzosen! — in eine schiefe Stellung. Obwohl sein Ältester im französischen Heer kämpft, dieser allerdings wissend um die Zwiespältigkeit seines Blutes, wird er doch in der Zeit der Greuelmeldungen und der Spionenangst immer wieder verdächtigt, bis der deutsche Vormarsch vor der Marne-Schlacht, der auch diese Gegend durchzieht, ganz konkrete Anschuldigungen mit sich bringt. Noch einmal vermag er sich rein zu waschen, aber als die Anfang Oktober gerade in der Gegend seines Besitzes erstarrende Front den Deutschen durch ein unglückseliges Verhängnis vor die Entscheidung zwischen Blut und Wahlheimat stellt, erfolgt sie unbewußt für das erstere. Als er dann die Folgen — Erschießung wegen Landesverrates — tragen muß, wird es ihm auch gedanklich klar, daß nicht die Erde allein die Heimat ist, sondern auch alles, was sich im Menschlichen, in Sprache, Gehaben und Fühlen darauf abspielt.

Die Darstellung dieses Geschehens, der Landschaft, darin es vor sich geht, der Menschen, die es bedingen und erleben, ist von meisterhafter Wirklichkeitstreue. Man hat den Eindruck, als ob der Verfasser nicht nur Land und Leute von Grund auf kennt, sondern auch die großen französischen Naturalisten sozusagen in sich aufgesogen habe. Frei von jeder Tendenz wird das große Geschehen jenes August 1914 im Ausschnitt eines kleinen Dorfes in der Picardie wiedergegeben. Wir lernen eine ganze Reihe dieser braven Ackerbürger achten und lieben, ohne daß aber die deutsche Seite dieses Erlebens je verleugnet würde. Durch die verführerische Wirklichkeitsnähe wird freilich die Frage nach der Notwendigkeit des tragischen Geschehens einigermaßen auf Seite geschoben. Und doch erhebt sie sich angesichts der Tatsache, daß hier offenbar typisches „Grenzlandschicksal" dargestellt werden will. Wir glauben sie nicht voll bejahen zu können. Die Vorgänge, die den Deutschen zur Entscheidung zwingen, scheinen zu sehr vom Zufall bedingt und seine Entscheidung selbst zu unklug, als daß sie künstlerisch ganz befriedigen könnte.

Durch solche Überlegungen wird der Eindruck des Buches in seiner starken Unmittelbarkeit kaum beeinträchtigt, besonders da man sich noch vor kurzem selbst vor die Möglichkeit ähnlicher Problematik gestellt sah. Bernhard Capesius

Edgar Maaß. Im Nebel der Zeit. Roman. Propyläen-Verlag, Berlin 1938

Das Dichten von Edgar Maaß ist reich an Gefühlswerten, aber völlig unsentimental, voll Phantasie, aber locker und ungekünstelt, sehr vielgestaltig, und doch immer von der gleichen inneren Schlichtheit getragen; es ist ein im schönen Sinne männliches Dichten. Alle diese vielfach schon den beiden früheren Werke des Verfassers, „Verdun" und „Werdelust", eignenden Vorzüge finden sich in dem vorliegenden Roman, dessen Geschehen sich auf der trüben, nebeligen Grenze zwischen Weltkrieg und Gewaltfrieden bewegt, in vielleicht noch gesteigertem Maße; und auch eine Fülle schöner und tiefer, sich zwanglos einfügender Gedanken wird in ihm lebendig. Er beginnt an der Westfront im frühen Frühjahr des Jahres 1918 bei einer Maschinengewehrkompanie und verfolgt die Geschicke von vier zur selben Zeit verwundeten Kameraden während ihres Aufenthaltes im Kriegsspital einer in wunderschöner Weise mit in die Vorgänge einbezogenen „alten Stadt", wohl Lübeck. Als die Vier ausgeheilt zu ihrem Ersatzbataillon nach Ham-

burg abrücken, bricht der blutige Nebelmond herein, und mit einmal erscheint ihnen alles Soldatentum sinnlos. Aber über Verwirrung, Verbitterung und Hoffnungslosigkeit siegt die ungebrochene Gesinnung des Frontsoldaten, und durch den „Nebel der Zeit" dringt ein tröstlicher Hoffnungsschimmer. In einer vielfältig verwobenen Handlung läßt der Dichter neben den guten und freundlichen Kräften des deutschen Volkes auch die dunklen und zerstörerischen Mächte, die als Verranntheit und Gesinnungslosigkeit der kämpfenden Front in den Rücken fielen, Gestalt gewinnen. Werden und Vergehen in der Natur umgeben in ergreifender Entsprechung dies traurige, aber nicht unabwendbare Schicksal. Gustav Barthmes

Hans Löscher. Alles Getrennte findet sich wieder. Ein Buch vom wahren Leben. Tübingen, Rainer Wunderlich

Ein eigentümliches Buch in unserer Zeit! Selbstbiographische Jugenddarstellung im Stil der abgeklärten Altersrückschau. Ist es tatsächlich eigenes Erleben, das der Verfasser wiedergibt, so können wir sein schönes, reines Menschentum lieben, ihn um seine starke Erlebnisfähigkeit beneiden, seine Sprachkunst loben. Ist es aber etwa nur Einkleidung erdachten Erlebens, so haben wir eine der stärksten Begabungen schöpferischer Art unserer Zeit vor uns. Die Entscheidung über das letztere kann nur fallen, wenn man mehr vom Verfasser weiß oder kennt. Einstweilen können wir uns an dem gebotenen Stoff — ein Jungenleben etwa im Anfang unseres Jahrhunderts auf den Höhen des Schlesischen Gebirges — an sich schon freuen, an dem „wahren Leben", das da unter diesen guten und bösen, glücklichen und unglücklichen, natürlichen und seltsamen Menschen sich abspielt. Die Erzählung ist nicht streng durchgeführt, sondern ohne störend empfunden zu werden, gleitet sie manchmal in Schilderung von Ereignissen über, die der Junge nicht mit angesehen hat, und dadurch wird die Welt dort wirklich ganz rund und voll. Eine schöne religiöse Grundstimmung klingt unaufdringlich durch, wie auch der Titel des Buches als Leitmotiv eigentlich mehr für die Gesinnung des Dichters als für die Handlung des Romans gelten muß. Ein Buch nicht a u s unserer Zeit, aber vielleicht gerade darum wertvoll f ü r unsere Zeit. Bernhard Capesius

Hermann Roßmann. Klas der Fisch. S. Fischer Verlag, Berlin

Ein von Expressionismus kochendes Buch, das aus der Schau eines Menschen, eines Wassertieres, einer Welle, das einförmige, mannigfaltige, ewig bewegte Meer mit dessen vielfältiger Erscheinungswelt filmartig springend schildert. Es ist eine echte Dichtung, geschlossen in ihrer eigenen Weise, die in der Seltenheit ihrer durch das „Ich" geprägten Erzählerart und ihrer Form ganz abweicht von den üblichen Naturschilderungen, vorteilhaft absticht ganz besonders in Stil und Sprache. Die innere Beseeltheit der Betrachtung, die Eigenwüchsigkeit des Schauens, die sich verschiedenster äußerer Mäntel bemächtigt, verleiht dieser Dichtung die Stärke. Durch die Großartigkeit des Meeres, seines steten Wechsels, seiner Vermählung mit Himmel und Erde zu einem Eins im All führt dieses Buch in die tausend Kreuzungen der endlosen Fläche und der „flüssigen Nacht" des Meereskörpers, um das Ufer als festen Halt zu gewinnen und wieder aufzugeben.

Emil Witting

Stefan Andres. Moselländische Novellen. Paul List Verlag, Leipzig

Die Verlagsanzeige nennt dies Buch „vielschichtig", wir würden lieber „verschiedenwertig" sagen. Denn was die fünf Novellen enthalten, ist uns zum Teil wertvoller Gewinn, wie etwa das bodenverbundene Volkstum in den „Vermummten" oder die schönheitsbesessene Lebenshaltung der Brüder Nee in den „Gästen im Paradies", zum Teil aber muß es uns befremden, wenn nicht geradezu abstoßen wie die Grausamkeit der von ihrem Gatten, dem Zigarrenhändler und „Schriftsteller" restlos enttäuschten Frau im „Menschendieb". Dazwischen liegt allerlei Mittelmäßiges an Erfindung und Darstellung. Man gewinnt den Eindruck, als habe der noch junge Dichter Versuche aus verschiedenen Epochen hier zusammengestellt, wodurch man zwar einen Einblick in sein Suchen und Streben, aber zugleich auch in seine Mängel und Schwächen erhält. Es steckt wirkliches Dichtertum in ihm, das sich aber noch gern an Absonderliches, ja Krankhaftes verliert, dazu ein wenig von der Müdigkeit alter Kultur, die uns heute nicht mehr packen, kaum noch „interessieren" kann. Allerdings kann sich auch ein wählerischer Geschmack an der frühen Reife der Sprache erfreuen. Bernhard Capesius

Erzähler des Auslandes

Nicolai Gogol. Tote Seelen oder Tschitschikoffs Abenteuer. Ein Poem. Mit hundert Zeichnungen von Alexander Agin. Übersetzt von Sigismund von Radecki. Rowohlt Verlag, Berlin 1938

Diese neue Ausgabe der berühmten Satire des großen russischen Dichters verdient schon deshalb Beachtung, weil sie die Zeichnungen enthält, die ein Zeitgenosse Gogols zu dessen köstlichem Werk in wahrhaft kongenialer Weise geschaffen hat. Alexander Agin ist durch die hundert Abbildungen, die hier zum ersten Male in sinnvoller Einstreuung in den Text veröffentlicht werden, während sie bisher nur in Sonderausgaben ohne Verknüpfung mit dem Roman erschienen waren, zu dem bedeutendsten satirischen Zeichner Rußlands geworden. Mit einer rücksichtslosen, die Schwäche der Mitmenschen unheimlich klar erfassenden Beobachtung hat er den Russen seiner Zeit dargestellt, unbestechlich und mit der gleichen, das Charakteristische übertreibenden Kraft, wie wir sie in Werken Daumiers erkennen, aber in durchaus eigener Weise, härter, konturschärfer, dabei doch auch gutmütiger.

Oft sind Illustrationen eines dichterischen Werkes ein Hindernis, um an dessen Fülle zu gelangen. Sie binden die Phantasie des Lesers und lassen sie verkümmern, indem sie ihr bestimmte Bild r aufdrängen. Nichts davon spüren wir, wenn wir lesend die Zeichnungen Agins betrachten. So wie er die Menschen Gogols sieht, hat der Dichter sie selbst gesehen; dies empfinden wir. Die Zeichnung vermehrt hier die Einbildungs- und Vorstellungskraft des Lesers. Das in solcher Vollkommenheit nur bei Busch, dem Dichter und Zeichner, erreichte Zusammenspiel von Dichtung und darstellender Kunst erhöht den Genuß an der Lektüre außerordentlich.

Das Buch ist unsterblich als ein Spiegelbild einer brüchigen und verdorbenen Zeit. Wenn auch die Handlung grotesk und satirisch übersteigert ist, so ist sie im tieferen Sinn wahr. Mit Vergnügen folgen wir ihr, so absonderliche Wege sie geht; mit Vergnügen lernen wir die komischen Typen kennen, die uns gegenübertreten. Der tollste Korruptions-

schwindel, den sich ein überlegener Dichter ausdenken kann, hier ist er glaubhaft geworden und in das russische Leben vor mehr als hundert Jahren überzeugend eingebettet. Dabei ist Gogols Darstellungskraft so bedeutend, daß er in jeder Figur, die er in das Netz seiner grotesken Handlung hineinzieht, ewig menschliche Züge zeigt. All diese Menschen sind auch uns nicht unbekannt. Sie leben zu jeder Zeit, obschon ihre Eigenheiten in einer anderen gesellschaftlichen Ordnung und unter einem anderen Himmel weniger eindeutig hervortreten.

Die mitunter eingeschobenen Betrachtungen Gogols über seine Zeit, über seine dichterischen Gestalten und über den Gang der Handlung stören keineswegs, sie gehören zum Stil des „Poems" und sind oft Fundgruben köstlicher Bemerkungen.

Heinrich Zillich

Mikkjel Fönhus. Die Biber bauen am Schwarzweiher. C. H. Beckscher Verlag, München

Vor allem ein Buch, das in knapper, einfacher Sprache eine naturalistische Schilderung nordischer Landschaft und nordischen Tierlebens bietet. Sehr wertvoll sind die Darlegungen über Baustil und Baudrang des Bibers, die dadurch, daß sie vom Auge des Menschen gefunden und besehen werden, der Gefahr der Selbstbespiegelung des Tieres durch Vermenschlichung entgehen. Allerdings kommen sie so der Tierseele nicht näher. Wenn man den Begriff der Tierdichtung streng nimmt, verlangt man eine straffere Zusammenfassung und Geschlossenheit der zuständlichen Handlung, die nicht durch Ausbuchtungen so weit auf das menschliche Gebiet überschlägt, daß eine Überschwemmung und Verwässerung des eigentlichen Stoffes unausbleiblich ist.

Emil Witting

Mitteilungen der Schriftleitung

Die Erzählung dieses Heftes — es ist vorwiegend dem Wirken der Frau im geistigen und kulturellen Leben des Volkes gewidmet — ist einem noch unveröffentlichten Erinnerungsbuch von Anna Schuller, „Heimatseele. Ein siebenbürgisch-sächsisches Pfarrhaus" entnommen.

Der Rundschaubeitrag von Ludwig Schmidts über deutsche und rumänische Weihnachtsmusik war für das vorige Heft bestimmt, konnte aber Raummangels wegen erst diesmal gebracht werden.

Aus den Mitteilungen der Schriftleitung des vorigen Heftes ist versehentlicherweise der Schlußabschnitt ausgeblieben, der darauf hinwies, daß der Beitrag Wilhelm Pleyers ein Teil der Erzählung „Braunau in Böhmen" ist. Diese ist in dem von Heinrich Zillich im November-Dezemberheft lobend besprochenen Bändchen Pleyers „Der Kampf um Böhmisch-Rust" (Kleine Bücherei, Albert Langen/Georg Müller Verlag, München) entnommen. Der Abdruck dieses Abschnittes, der natürlich „4. März 1919" überschrieben sein sollte, erfolgte mit Genehmigung des Verlages.

Herausgeber Dr. Heinrich Zillich, derzeit verreist
Allein verantwortlicher Schriftleiter Harald Krasser, Heltau-Cisnädie 92 bei Hermannstadt-Sibiu
Verwaltung Hermannstadt-Sibiu, Königin-Maria-Straße 23
Gedruckt durch die Krafft & Drotleff A. G.



Karl Ed. Closius

Meine Grossmutter

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
16. JAHR April HEFT 4

Der Tod

Von Heinrich Zillich

Wer vor dem Tode erschauert, der Jüngling,
im Kampfe jauchzt er ihm doch, wie die Flamme erjauchzt
und Licht wirft, bis sie das Dunkel erstickt.

Der Mann aber schaut den Schatten in einsamen Nächten und fürchtet sich nicht.
Zu Häupten steht der ihm stumm, lockenden Friedens Spender,
erlösend, mild und geduldig, wartend den Müttern gleich,
daß sich ihr Kind aus dem Schoß in das Leben entwinde;
so wartet seiner der Tod, bis er dem Leben entbunden
ohne Angst sich ihm gibt ins andre ewige Sein,
wartet durch manches Jahr und wird dem Manne vertraut,
der mit zögerndem Finger oft ihm zu nahen schon winkt.

Ein Greis, ja ein guter, der aus den Zweigen sammelt die Früchte,
die seiner fühlenden Hand willig entgegenfallen,
ist dem Reifen der Tod, letzter Freund und ersehnter Genosse,
aller Endlichkeit großer Besieger,
Fährmann zu Gott und zur endlosen, endlosen Ruhe.

Parzival

Von Heinrich Zillich

Im vierten Jahr des Weltkrieges stand bei einem österreichischen Fußregiment ein junger Bursch, der von der Schulbank zu den Waffen gerufen worden war, ehe er die Kindheit völlig abgestreift hatte.

Auch die harte Ausbildungszeit in einer kleinen Stadt, wo der Hunger umging, konnte den Knaben in seiner verspielten Weltfremdheit nicht erschüttern. Als er dann zur Feldtruppe an die Alpenfront geschickt wurde, vermochte er wohl sein Gewehr zu handhaben, marschierte wie andere und versah seinen Dienst, doch wenn er allein war oder eine Aufgabe zu erfüllen hatte, die ihn außerhalb des Glieds auf sich selbst stellte, geriet er unversehens wieder in die Welt der Träumerei, in ein kindisches Gehaben und Tun, das schließlich allen Kameraden auffiel, die ihn deswegen nicht weniger mochten, obschon sie ihn verspotteten mit dem gutmütigen, fast väterlichen Ton, den Männer im Krieg jungen Dachsen gegenüber knurrend anschlugen.

Er tummelte sich in ihrer Umgebung ahnungslos und unerwacht; selbst das Grauen berührte ihn selten, mochten ihm auch Stunden beschieden sein, da er vor Erschöpfung und Angst zu zittern begann. Nach kurzem Schlaf war dies wieder vergessen, er blickte in die furchtbare Wirklichkeit wie in einen Alltag mit munteren, klaren Augen, willig, jeden Befehl zu befolgen, doch ohne tieferes Verständnis für die Größe des Schicksals, in das er selbst hineinschritt. Ein älterer Offizier hatte ihn deswegen den Parzival der Kompanie genannt, worunter sich die wenigsten Soldaten etwas denken konnten, aber sie hießen ihn nun auch so.

Als das Regiment in einem Waldtal Stellung bezog, merkten die Leute bald, daß sie es in diesem Frühling des Jahres 1918 hier nicht besser hätten treffen können. Der Feind lag fast einen halben Kilometer weit in seinen Gräben, die man nie ersichtete, weil das Vorfeld mit Büschen und Bäumen bewachsen war. Tag und Nacht blieb es in der Stellung ruhig, die Blätter rauschten, die Vögel sangen und die Bienen brausten, auch die Unterstände waren gut, standen da, wie sie ähnlich vor drei Jahren in Rußland, als der Krieg noch nicht jede Spanne des Bodens zerpflügte, gestanden hatten, bohlengefügte Hütten mit schwachen, rasenbedeckten Dächern. Einige Schritte voraus und hangfeindwärts zogen sich die Schützengräben hin, aus denen man im freien Ausschußfeld die Drahtverhaue sah und dahinter den grünen Wald.

In diesem Friedenstal, über das die Granaten nur heulten, um irgendwo weit hinten in die Troßlager zu fallen, gab es lediglich am rechten Flügel der Kompanie, von dem eine breite Schneise zum Feind hinüberführte, einen zu jeder Stunde unangenehm gefährdeten Raum. Mitten in die Schneise hatte sich zwischen etliche Felsblöcke, die Schutz gegen die Artillerie der Österreicher boten, eine italienische Feldwache eingegraben und ließ ihr Maschinengewehr oft herüberfeuern. Es bestrich einen Teil des Schützengrabens, der des steinigen Untergrundes wegen nur halbmannshoch war, und zwang jedermann, der dort des Weges kam, gebückt und hastig vorbeizulaufen. Überdies beherrschte es ein Stück

des Pfads, auf dem das Essen von der Feldküche in die Stellung geschafft wurde, so daß immer wieder Soldaten den gutgezielten Schüssen zum Opfer fielen.

Obgleich doch Krieg war und der Tod seines Amtes notwendig zu walten hatte, erschien es allen angesichts der sonst friedlichen Pracht des Tales wie eine besondere Niedertracht des Feindes, daß er die Ruhe an dieser Stelle blutig störte. Einer Beleidigung gleich empfanden sie das Maschinengewehr und waren zu allem bereit, um es zu vernichten. Indessen konnte ein Überfall, der vielleicht gelungen wäre, nicht gewagt werden, weil schon am zweiten Tage einige Soldaten von einem heftigen Fieber befallen wurden, das ihnen Kraft und Willen raubte. Am nächsten Morgen waren es bereits viele, die in den Unterständen lagen und irr sprachen, bald aber litten alle mit wenigen Ausnahmen an der Grippe, die von Stellung zu Stellung siegreich vorrückte.

In den Hütten stöhnten die Männer, kaum war es möglich, die Postenstände zu besetzen, aber dies mochte nicht mehr wichtig sein, denn hatte man zwar jede Fähigkeit zum Angriff und zur Abwehr verloren, so galt das gleiche für den Feind, den die Seuche auch überwältigte; selbst die Feldwache wurde träger mit ihrem Todesdienst, und der Frieden lag Arm in Arm mit der Grippe im weiten Waldland. Da aber das Maschinengewehr immer noch, obschon seltener, schoß und es allein die wie ein Gesetz empfundene Ruhe des Tales verachtete, wuchs der Haß gegen diesen Störenfried zur Siedehitze. Je schwächer die Soldaten zur Tat geworden waren, um so wilder verfluchten sie in den Fieberträumen das gegnerische Gewehr, verhöhnten und beschrien es, und es gab keinen, der mit den Zähnen nicht geknirscht hätte, wenn er davon sprach.

Unser Parzival blieb von der Krankheit verschont und hatte viel zu tun, stand doppelt so oft als sonst im Graben und lugte ins Niemandsland hinaus, durch das kein Gegner nahte, pfiff sich ein Lied und spielte mit Gewehr und Handgranaten, warf, wenn es ihm langweilig wurde, mit Steinen nach den Eichhörnchen oder trieb andere Späße, wie sie Knaben lieben, wenn die Sonne brennt und sie gehalten sind, an einem Flecke zu verweilen. Er hatte dabei auf den Befehl acht, der ihm gegeben worden war, nämlich zu zählen, wie oft das Gewehr der Feldwache herüberschoß, aber seit Tagen hatte es sich immer seltener geregt und schien nun, als Parzival wieder einmal Dienst tat, gänzlich verstummt und ließ sich auch nicht hören, als er es durch Schüsse herausforderte.

Gelangweilt begann er eine Handgranate zu zerlegen; und wie sie in ihren Teilen vor ihm lag, freute er sich darüber, spielte mit der ausfließenden Sprengladung, guckte durch den hohlen Handgriff, steckte den Finger in den Abzugsring und ließ diesen darum kreisen, dann warf er ihn, an dem die Schnur mit der Sprengkapsel noch hing, in weitem Bogen fort. Hierauf blies er durch den Griff, als wäre der eine Kindertrompete, hob nach einem Weilchen die Sprengkapsel auf, um sie zu betrachten, und schließlich dachte er daran, dies unscheinbare und doch gewalttätige Ding zur Entladung zu bringen. Am schönsten dünkte es ihm, es mit einem Streichholz zu versuchen. Er hatte das Stäbchen schon angeflammt, als er Bedenken verspürte und es wieder verlöschte. Mit einem Stein klopfte er erst sachte, bald immer stärker auf die Kapsel, doch so vorsichtig, daß nichts geschah, und dabei vergaß er, während ringsum die altgewohnte Umgebung in tiefem Frieden summte, daß er ein gefährliches Spiel wagte. Noch eine Handgranate und eine

dritte zerlegte er träumerisch, schichtete die Sprengkörperchen nebeneinander, legte Steine darauf, faßte die drei Abzugsringe zu gleicher Zeit und riß daran.

Während die Kapseln mit scharfem Knall barsten, lachte er auf, fühlte aber sogleich ein heißes Fließen am Daumen, starrte erschreckt hin und rannte schon, den blutenden, um das erste Glied verkürzten Finger von sich gestreckt, vom Postenstand auf den Pfad hinunter, der zu den Unterständen führte. Vor der ersten Hütte blieb er schreiend stehen, bis die fiebernden Kameraden herbeitaumelten, und nun allerdings wurde er sich seiner Lage in so fürchterlicher Weise bewußt, daß er in die Knie brach.

Keines Wortes fähig, noch immer den verstümmelten Daumen weit von sich gereckt, hörte er bald darauf, indem er vergebens versuchte, in strammer Haltung seinem Offizier ins Gesicht zu blicken, was ein Gefreiter, der den Postenstand untersucht hatte, zu melden wußte. Es blieb kein Zweifel für niemand, der den Vorfall erfuhr — der Parzival der Kompanie hatte sich selbst verstümmelt, und hierfür drohte das Kriegsgericht mit einer Strafe, die die Ehre des jungen Burschen für immer ausgelöscht hätte. Doch war es allen, die ihn umringten, klar, daß er nicht aus schimpflicher Absicht, nicht um sich für den Dienst untauglich zu machen, die Handgranaten zerlegt und die Sprengkapseln zum Bersten gebracht hatte. Jeder wußte, daß der Junge es getan, wie Knaben ihr Spielzeug zerstören, damit sie auch dessen Inneres betrachten können.

Als der Offizier den Burschen grob anfuhr und ihn fragte, was zum Teufel er sich bei der Geschichte gedacht habe, konnte er sich selbst die Antwort darauf erteilen, so unglücklich und vernichtet starrte ihn der Junge an.

Der Gefreite lief aufs neue in den Graben und trug jetzt in der einen Hand das Gewehr und mit den spitzen Fingern der anderen das blutige weggeschlagene Daumenglied Parzivals heran, hielt es diesem unter die Nase und schrie wütend: „Kannst du das noch brauchen?" Der Junge wurde bleich wie Wachs, und da verstummten alle, sahen sich an und es einte sie das Bewußtsein, daß dem Knaben geholfen werden müsse vor den höheren Dienststellen, die ihn nie begreifen, die ihn vor das Kriegsgericht stellen und verderben würden.

„Herr Oberleutnant", meinte der Gefreite, dem seine Roheit leid tat, während der Sanitätsunteroffizier den Daumenstumpf des Verwundeten abband und in die Binde hüllte, „da müssen wir ihm, dem saudummen Tolm, eine Beschreibung mitgeben, die sich gewaschen hat, sonst nähen sie ihn hinten ein, wenn der Oberarzt den Finger sieht!" Er unterbrach sich und fluchte: „Himmelkreuzteufel, muß du auch alleweil spielen, du Lackl."

Der Oberleutnant, selbst vom Fieber benommen, schüttelte den Kopf und winkte dem Jungen, ihm zu folgen, dann schritt er voraus, seinem Unterstand zu, der etwa hundert Meter weiter lag. Die Leute sahen, wie er langsam bergan stieg, wie er verschwand zwischen den Büschen, und sahen nun auch, wie Parzival aus der Hand des Gefreiten sein Gewehr nahm und sich mit schleppenden Schritten in Bewegung setzte, den gleichen Weg ging und verschwand.

Als der Oberleutnant den Unterstand erreicht hatte, ließ er die Türe offen, setzte sich müde auf den Schemel und stützte das schmerzende Haupt in die Hände. Nach einer Zeit wunderte er sich, daß Parzival nicht kam, stand auf, blickte ins Freie, im Glauben, der

Junge wage nicht einzutreten, aber er sah ihn nirgends. Da ging er wieder den Pfad zurück, fand ihn auch da nicht, und weil ihn die Besorgnis erfaßte, Parzival habe sich in der Zerknirschung vielleicht ein Leid angetan, eilte er von Unterstand zu Unterstand, rief die kranken Männer heraus und hieß sie, Stellung und Gelände absuchen, er selbst rannte hin und her, seine Angst teilte sich den anderen mit, und ihre fiebrigen Hirne gerieten dabei in wilde Erregung. Sie wimmelten durch die Gräben, über die Wege, durch den Wald. Sie fluchten mit heißen Stimmen und stolperten, aber sie fanden keine Spur von Parzival, ermatteten auch bald und legten sich nieder, wo sie eben waren.

Einige aber, die der Schwäche trotzten, begannen mit Überlegung zu suchen, und weil sie meinten, daß der Junge mit seiner verdächtigen Wunde nicht freundwärts geflohen sein könne, erschraken sie vor dem Gedanken, er sei ins Vorfeld gelaufen, wo er sich den Garaus machen werde. Sie stiegen über den Graben und riefen seinen Namen. Der Oberleutnant sandte Patrouillen ins Niemandsland; die wagten sich ein gut Stück hinaus, wobei sie sich mühsam fortbewegten, die Gewehre im Arm oder auch wie Stöcke in den Fäusten, auf die sie sich stützten.

Es dauerte eine Stunde, ehe die letzte Patrouille wieder heimkehrte, erschöpft und erfolglos. Sie stand noch am Drahtverhau, um die spanischen Reiter zurechtzurücken, als es plötzlich hinter ihr im Wald rauschte; die Männer wandten sich hastig um, das Gewehr fester im Griff, und da teilte sich das Gebüsch, und daraus trat schweißüberströmt mit verzerrtem Gesicht Parzival und trug mit letzter Kraft ein italienisches Maschinengewehr auf der Schulter. Sie sprangen hinzu, nahmen dem Taumelnden die Last ab, der mit dem Haupt an einen Baum sank und ihnen ins Gesicht keuchte: „Ich habe das Gewehr von der Feldwache, das Gewehr von der Feldwache!“ und rief es immer wieder, und sagte dann leise: „Damit ihr es wißt, ich bin kein Drückeberger!“

Nachher beschrieb er vor dem Oberleutnant, er habe die Feldwache, bis zu deren Höhe er sich im Wald herangeschlichen hatte, lange beobachtet. Drei Mann seien dort gewesen, offensichtlich kranke, fiebernde Männer, denn sie regten sich nur selten und stöhnten oft, versuchten manchmal wohl über die Grabenbrüstung ins Freie zu blicken, aber das Haupt sank ihnen immer wieder herab; und da habe er es gewagt, sei frei bis an die dürftigen Drahtrollen der Wache getreten, hinübergesprungen mit erhobenem Kolben, der den aufschreckenden Männern der Reihe nach über den Schädel schlug, habe sein Gewehr fortgeworfen, das schwere Maschinengewehr, das oft verfluchte, auf die Schulter gestemmt und sei in den Wald gelaufen.

Die Kameraden starrten ihn an und suchten seine Worte zu begreifen — da hörten sie plötzlich weit über das Niemandsland her Geschrei, verweht und fern — das mochten die Gegner sein, die als Ablösung die Feldwache betreten hatten, und nun begannen die Fiebernden zu lachen und zu rufen vor Jubel. Zwischen ihnen aber stand stumm der Junge, die Tränen liefen ihm über das Antlitz. Mit der verstümmelten Hand verdeckte er seine Augen.

Was kann ich Dir sagen?

Von Hans Leicht

Was kann ich Dir sagen?
Du bist gut,
Wie ein Tag, an dem die Trauben reifen,
In verwandter, goldner Glut
Schwellen und tragen.
Keine Lüfte streifen
Noch so sanft ihr Laub,
Andrem Leben fremd und taub
Harren sie mit wachsenden Augen
Auf des eignen Werdens Wunder,
Geben Licht und saugen: . . .
In empfangendem Entzücken
Fühlen in sich wirken den Burgunder,
Tragen schon in vorgeeilten Blicken
Ihrer Zukunft feurige Milde.

Was kann ich Dir sagen?
Wenn durch die erwachenden Gefilde
Nachts die Regenschauer jagen
Und ein junger Morgen ihre graue Hülle
Von den Fernen hebt,
Bis nur noch ein steigend Leuchten stille
In der Einsamkeit des Raumes lebt:
Denk ich Dein, wie Du die Augenlider
Langsam öffnest, denke Dein,
Wie die Freude Dein Gesicht verklärt,
Die sich von dem eignen Lichte nährt.
Oder wenn vom dunkeln Hain
Tiefenklar die Quelle nieder
Über schwarzen Waldgrund rauscht,
Schweigt mein Herz und lauscht:
Wie Du atmest, wie Du lebst
Und mit lauterem Gemüt
Über schweren Tagen schwebst.

Oder wenn der Abend schon verglüht
Hinter Tannen, die den See umragen,
Der bis in die letzten feuchten
Tiefen sich erschließend diesem Leuchten
Himmelatmend Himmel gibt:
Denk ich Deiner Seele, die mich liebt.

Was kann ich Dir sagen?
Du bist weit —
Aber ich in Männermord und Streit,
Den das Traumleid eines Kinds erschüttert,
Stehe hier verwildert und verwittert,
Helfe tiefe Wunden tiefer schlagen,
Menschen, die sich nur noch irr entsetzen,
Nicht mehr leben, reißt mein Schuß in Fetzen,
Bis ich selbst von Graus und Ekel matt
Fiebernd schaure auf der Lagerstatt,
Mein Gemüt von Erdengram belastet
Kummervoll auf Deinem Bilde rastet
Und, geworfen von dem kalten Leben,
Fest nur Dich sieht in der Höhe schweben
Wie des Nordens Stern. —
Oh, Du, greifbar mir und fern,
Oh, Du, Frau und Freund mir tausendmal,
Sinn und Seele einer Welt in Qual,
Antwort, Du, auf meines Lebens Fragen:
Ob ich suchend taste auf Dich zu,
Ob ich mit Gedanken Dich erreiche,
Immer Selbe, immer Gleiche —
Du — !
Was kann ich Dir sagen?

(22. III. 1917)

Profil und Vollansicht

Ein physiognomischer Versuch

Von Wilhelm Schäfer

Auf die nachstehende, wohl mitteilenswerte Erfahrung kam ich vor Jahrzehnten, als ich in einer westlichen Stadt Deutschlands mit einem Regierungsrat zu verhandeln hatte, dessen Familie seit alters als ortseingesessen galt. Sein erster Anblick erschreckte mich fast, so war die Fassade seines Gesichts ins Rutschen gekommen: das eine Auge überhöht und das andere verkniffen, die Nase vom verschiedenen Gewicht der Flügel schief gezogen, und der Mund ein leergeronnenes Bachbett; nur der Blick war kühl und fest, wie auch die metallische Stimme mit dem Anblick versöhnte.

Die erste Begegnung geschah in seinem Arbeitszimmer, wo harte Schatten des seitlich einfallenden Lichtes die Züge noch verzerrten. Denn als wir nachher in einem Speisehaus zu Tisch saßen, im zerstreuten Licht mehrerer Fenster, schien mir der Anblick nicht mehr so grotesk. Dort sah ich dann auch sein Profil, das so überraschend anders als seine Vollansicht war. Indem er bei dem Kellner mit der ihm eigenen Umständlichkeit einen Wein bestellte, wandte er sich für mich, den Gegenübersitzenden, seitwärts voll gegen das Licht, so daß ich den Umriß genügend lang betrachten konnte. So verfallen sein Gesicht von vorn, so geschlossen wirkte es von der Seite; ich sah ein Profil, das dem adligen Namen des Mannes ebenso entsprach, wie die aufgelöste Fassade ihm widersprach.

Indem ich es stillschweigend rassig nannte, hatte ich auch schon den Schlüssel zur Hand, mit dem ich mir nicht nur den Zwiespalt dieser Erscheinung, sondern so mancher anderen seitdem, aus ihrem Gesicht aufschloß. Ja, ich habe den Schlüssel in den ersten Jahren danach mit dem Eifer eines Sportlers benutzt, ihn aber, als ich seine Zuverlässigkeit ausprobiert hatte, nicht mehr aus der Hand gelegt; er dient mir bis heute zur Menschenkenntnis, und dies etwa ist seine Tabelle:

Das Profil, die Seitenansicht eines Gesichtes, zeigt durchgängig seine Rasse, die Vorderansicht ihren gegenwärtigen Zustand im Träger. So daß es vier Grundmöglichkeiten gibt: 1. die dieses Regierungsrates, wo die Rasse gut und der Zustand des Trägers gering ist, 2. ihr Gegenteil, wo die Rasse minderwertig, aber der gegenwärtige Zustand gut ist, 3. das Ideal, wo Rasse und Zustand einander im Guten und 4. wo sie einander im Geringen entsprechen. Weitaus am häufigsten sind die Mischungen 1 und 2, selten ist die Vollkommenheit 3, und noch seltener glücklicherweise ihr Gegenteil 4.

Natürlich ist das nur ein Schema, in Wirklichkeit sind die Möglichkeiten unzählig, weil es weder eine Normalform des guten Profils, noch Gewißheiten des Zustandes gibt; es sind alles zunächst nur Wahrnehmungen des Gefühls, an denen man sich nur vorsichtig zu einer Art von Feststellung durcharbeiten kann; und ein so augenscheinlicher Fall wie der, von dem ich ausging, ist selten.

Jedenfalls spielen die Stände an sich darin keine Rolle: ich habe Bauern- und Arbeitergesichter von prachtvollem Ausgleich und Adelsköpfe von tiefstem Zwiespalt, wie umgekehrt, gefunden; ich habe Bürgerfrauen gesehen, deren Vollansicht von idealer Vollkom-



Karl Ed. Closius

Kircheneingang in Mediasch



Karl Ed. Closius — Studienkopf

menheit war und die im Profil einen enttäuschenden Mangel zeigten, wie andere, die im Profil entzückten und im vollen Anblick erschreckten.

Immer aber bin ich gewiß gewesen, daß die Gegebenheit und Gewordenheit der Gesichtsform ein sicheres Anzeichen des menschlichen Zustandes war; woher sonst das Erschrecken und das Entzücken? Wo ich einen Ausgleich zwischen Profil und Vollansicht fand, bestätigte die nähere Kenntnis stets mein erstes Gefühl einer harmonischen Natur. Bei Kindern, in denen weder die gegebene Form noch die gewordene ausgewachsen ist, muß dieses Gefühl natürlich die Regel sein; erst das Alter deckt den Zwiespalt auf, der, bedeutend oder nicht, meist vorhanden ist als Anzeichen der absinkenden oder steigenden Kraft der Natur.

So sehe ich fast täglich einen Russen im Garten meines Nachbars arbeiten, einen älteren Mann, an dessen Profil mit dem hängenden Bart ich jedesmal über die Schönheit seines Kopfes deshalb neu staune, weil mich die volle Ansicht bei jeder Begegnung erschreckt. Soviel ich erfuhr, war er im früheren Zustand seines Vaterlandes ein Herr über große Güter; jetzt ist er vertrieben und wird als Gartenarbeiter gehalten. Das Einst und Jetzt seiner Menschlichkeit hat in dem Zwiespalt zwischen Profil und Vollansicht einen Ausdruck gefunden, der mir sein Schicksal wirklich sinnbildlich zeigt.

Bedeutender und sichtbarer muß das Schauspiel der Hin- und Wiederklänge in den Gesichtern der Großen werden, welches Schauspiel wir in ihren Masken genießen können. Wer „Das ewige Antlitz" von Benkard zur Hand hat, kann darin drastische Beispiele der höchsten Steigerung finden.

Das schönste Menschenangesicht in seiner Maske bietet für mein Gefühl die Vollansicht von Napoleon; vielleicht mit der Einschränkung, daß es fast ein Frauengesicht sein könnte, von Leonardo gebildet. Augen, Nase und Mund, Kinn, Backen und Stirn bis in die stärkste Bindung der Schläfen: alles ist gleichsam in freier und großer Form zur letzten Schönheit gesteigert, so daß man den Dargestellten, nämlich Napoleon, kaum noch darin findet; der ist erst in der Profilansicht vorhanden, und zwar bis in den Bonaparte zurück, der als korsischer Advokatensohn das Schicksal Europas in die Hand nahm. Hier sieht man, auch seine Herkunft, seine Rasse war schön und bedeutend, ihre Vollansicht mußte sie erst erringen.

Drastischer zeigt sich das gleiche bei der Maske von Schiller. Es ist auffällig, wie sehr seine Vollansicht nicht in der Schönheit, aber in der Ausgeglichenheit der Formen an Napoleon erinnert — abgesehen von den deutlichen Spuren der Auszehrung —, im Trotz und in der Stärke könnte sie fast eher der Welteroberer sein. Sein Profil aber zeigt grotesk die Herkunft aus Schwaben; genau so könnte ein schwäbischer Winzer heute aussehen.

Das rassigste aller bei Benkard abgebildeten Profile hingegen zeigt Friedrich der Große. Wer sich in diesen Vogelkopf von ägyptischer Schärfe und Formgröße noch sein Auge hineindenkt, hat ein letztes an Rasse, das nicht mehr zu übersteigen scheint. Dennoch ist seine Vollansicht eine freudige Überraschung; eine letzte Abgeschlossenheit hat die vorhandene Form zu einem Edeltum übersteigert, die dem Feldherrn und Staatsmann allein nicht möglich gewesen wäre, die des denkerisch und musisch zugleich gerichteten Erbauers von Sanssouci bedurfte, alles herrlich Gegebene original noch zu übertreffen.

Auch eine hundertmal erprobte Erfahrung hat es natürlich schwer, sich als Wahrheit zu behaupten, wenn nicht ihr Warum dargetan wird; eben dies möchte bei der meinigen nicht leicht sein. Daß alles Wesen zur Form will, die ihm zwar durch seine Herkunft „geprägt" ist, die aber „lebend sich entwickelt", dies dürfte nach dem ewigen Wort Goethes als eine Voraussetzung gelten, auf die ich die Behauptung meiner Erfahrung getrost stellen kann. Auch daß jeder Baum, jedes Blatt, jede Blüte sich zur räumlichen und farbigen Harmonie auswächst — wenn keine äußere Störung hindert —, die sowohl eigene Schönheit wie die seiner Art ist, wobei die Art gewissermaßen die Verpflichtung, das Einzelwesen die mehr oder weniger gelungene Erfüllung vorstellt: diese Erfahrung darf wohl ohne weiteres auch auf den Menschen übertragen werden, sofern er Natur ist. Was ihn aus der Natur (aus dem Paradies) vertrieben hat oder vertrieben zu haben scheint, ist sein Bewußtsein, das wir in Summa den Menschengeist nennen; und eben für den erst hat ja Goethe die wundervolle Formel von der geprägten Form gefunden, die lebend sich entwickelt „nach dem Gesetz, darin sie angetreten" ist.

Steht aber der Menschengeist unter dem Gesetz der Formwerdung, so wird sich sein Gesicht als der direkteste Ausdruck seiner Bewegungen nicht ausschließen können. Ist das Mienenspiel ein Stenogramm seiner Empfindungen, so werden die Runen seines Gesichtes seine Geschichtsschreibung sein müssen, und zwar so, daß ein Gesicht in seiner geborenen Grundlage das Ererbte, Geprägte, in allen Veränderungen aber das Erworbene, das lebend Entwickelte ist.

Das Profil zeigt am stärksten die — vom natürlichen Wachstum abgesehen — unveränderlichen Knochenteile: die Stirn, das Kinn, die Form der Kiefer, die Backenknochen und schließlich in ihrem knöchernen Teil die Nase; die Vollansicht aber bietet auf ihrer Grundlage am deutlichsten jene Teile dar, in denen sich um den Mund, und die Augen wie auf der Stirnhaut das eigentliche Mienenspiel vollzieht. Und nur aus dem Stenogramm des wechselnden Ausdrucks können sich die Züge verändern, können sie je nach der Beständigkeit ihres Inhalts die geprägte Form des Schädels in der Muskellagerung und Hautspannung lebend entwickeln. Daß ein melancholischer Mensch auch so aussieht, daß sein Gesicht die Niederschrift seiner Melancholie enthalten muß, ist selbstverständlich. Die Vollansicht wird diese Niederschrift durch die Zweiseitigkeit besser lesen lassen als das Profil, das als Einseitigkeit nicht viel von dem Zustand aussagen kann.

Nicht ohne diese Gründe ist die Dreiviertelansicht bei den Malern so beliebt; sie gibt das Geprägte und Entwickelte, das Gegebene und Erworbene im Ausgleich; wie sie beispielsweise auf den beiden ersten gemalten Bildnissen Dürers dessen Rasse viel eher in Übereinstimmung mit der Profilmedaille des Hans Schwarz zeigt als die beiden Federzeichnungen des Jünglings. Erst diese Federzeichnungen aber tun kund, was in Dürer sich lebend entwickeln wollte, namentlich die Erlanger mit ihrer leidenschaftlichen Frage. Als ihr Dürer Antwort gab in seinem berühmten Selbstbildnis der Münchner Galerie, als er sein ganzes Können und sein Sein dartun wollte mit dem Selbstbewußtsein der Erworbenheit, gab er sich in der Vollansicht. Vieles, was uns idealisiert an diesem Bildnis wirkt, konnte nur sichtbar werden, als er das Buch seiner Gewordenheit ganz gegen uns aufschlug.

Deutsche Schulsorgen in Rumänien

Von Karl Becker

Obwohl die deutsche Volksgruppe in Rumänien hinsichtlich ihres Schulwesens gegenwärtig noch erheblich besser steht, als etwa die deutsche Volksgruppe in Ungarn, ist sie weit davon entfernt, allen völkischen Verpflichtungen einer deutschen Schule genügen können. Mannigfache Nöte innerer und äußerer Art erschweren die Erfüllung dieser Aufgabe. Damit sie aber diese innerhalb der gesamten Volkserziehung erfüllen kann, bedarf sie einer gewissen äußeren Freiheit, sowie innerer Klarheit und einer einheitlichen Ausrichtung. Die innere Klarheit betrifft in erster Reihe die Zielsetzung der Schule, nämlich die Erziehung des jungen Deutschen zu völkischem Bewußtsein und zu gesamtdeutschem Denken und Fühlen, bei voller Wahrung der Treue und Loyalität dem Staate gegenüber, dessen Bürger er ist. Ebensowenig, wie diese Zielsetzung die Staatstreue des jungen Deutscher. beeinträchtigt, widerstrebt sie der gläubigen Zugehörigkeit zu einer christlichen Konfession, allerdings unter der Voraussetzung, daß die betreffende Konfession nicht darauf ausgeht, junge Deutsche in ihrem politischen Kampf gegen das Deutschtum einzusetzen.

Die äußere Freiheit hingegen hängt von innen- und außenpolitischen Gegebenheiten ab, an deren Gestaltung wir Volksdeutschen innerhalb unserer Volksgruppe insofern tätigen Anteil nehmen können, als unser Gewicht in diesem Rahmen in höchstem Maße von unserer Einheitlichkeit nach außen und Geschlossenheit nach innen abhängt.

Die Sorge um die deutsche Schule hat somit ein doppeltes Gesicht. Das eine ist nach außen gewandt, dem Staatsvolke zu, das in unbändiger Lebenskraft und südländischer Raschlebigkeit das langsamer wachsende Deutschtum zu ersticken und zu verdrängen droht. Dazu ein Staat, welcher durch seine straffen Zentralisations- und Vereinheitlichungsbestrebungen auch unser Schulwesen in die Schablone der staatlichen Lehrpläne zwingt.

Das zweite Gesicht ist im Hinblick auf die Zukunft unserer Schule nicht minder sorgenvoll nach innen gewendet. und hat hauptsächlich die Sauberkeit in der schon oben kurz angedeuteten Zielsetzung, also die Befreiung unserer Schulen von kleinlichem Partikularismus, von farbloser Wissenseinpaukerei und schließlich von deutschfeindlichen Anschlägen konfessionell-politischer Dunkelmänner im Auge. Auch Organisationsfragen, sowie dem Problem der Finanzierung und Lastenverteilung kommt eine erhebliche Bedeutung zu.

Nur allzuoft tritt in der Härte des Volkstumsbehauptungskampfes diese Sorge hinter Mühe und Last des äußeren Kampfes zurück und wird als weniger bedeutsam empfunden. Und dennoch kommt dieser inneren Frage eine entscheidende Bedeutung zu. Denn äußere Bedrückung kann kaum ein Volk zugrunde richten, viel eher innere Bedrängnis.

Der Rahmen, innerhalb dessen wir schalten und walten dürfen, ist durch unzählige, unseren Belangen gegenüber zumindest gleichgültige staatliche Vorschriften bereits erheblich eingeengt, so daß wir von den spärlichen uns zur Verfügung stehenden Möglichkeiten restlos Gebrauch machen müssen, soll unsere Schule trotz der äußeren Einschränkung ihren erhöhten Aufgaben nachkommen.

Die deutschen Siedlungsgebiete Rumäniens blicken auf eine kaum zwanzigjährige ge-

meinsame Vergangenheit zurück. Vor dieser Zeit gehörten sie Ungarn, Oesterreich, Rußland und zum Teil auch dem rumänischen Altreich an. Ja, selbst diejenigen Siedlungsgebiete, welche einem Staate entstammen, wie Siebenbürgen und das Banat, hatten vor ihrer Zugehörigkeit zu Rumänien kaum eine Fühlung miteinander. Auch ihr Schulwesen wies alle Entwicklungsstufen auf, vom hochentwickelten Bildungswesen der Siebenbürger Sachsen bis zu den überwiegend entdeutschten Schulen der Banater Schwaben. Erfolgreiche Bemühungen um die deutsche Einheit in Rumänien sind aber noch lange nicht zwanzig Jahre alt. Und diese Bemühungen bilden die erste und entscheidende Voraussetzung auch für die einheitliche Gestaltung des deutschen Schulwesens in Rumänien. Erst die deutsche Erneuerung, die Idee des deutschen Sozialismus, erweckte den Willen zur lebendigen Einheit aller Deutschen in Rumänien, den Willen zur deutschen Nation. Doch welche Schwierigkeiten sind hier zu überwinden! Verschiedenheit der Stämme, der sozialen Struktur, der wirtschaftlichen Lage, der Konfession, der Opferbereitschaft und des Deutschbewußtseins verbinden sich mit einer übermäßigen räumlichen Zerstreuung. Es ist weiterhin ein besonderes tragisches Geschick darin zu erblicken, daß die Kräfte der Erneuerungsbewegung in Rumänien nach kurzer, durch innere Reibungen schon stark behinderter Arbeit 1935 auseinanderfielen und sich in einem maßlos harten inneren Kampf erschöpften. Wenn dieser Kampf durch seine aufrüttelnde Wirkung zweifellos auch gutes gestiftet hat, so hinderte er doch sehr stark jede aufbauende Arbeit auf kulturellem Gebiet.

Jetzt, da diese klaffende Lücke geschlossen ist und die Einheitlichkeit der Deutschen Volksgruppe in Rumänien gewährleistet erscheint, kann man auch an eine fruchtbare aufbauende Arbeit im Schulwesen denken.

Welche Lage finden wir da vor? Die deutschen Schulen in Rumänien sind entweder konfessionell, — evangelisch oder römisch-katholisch, — oder aber staatlich. Dabei ist die staatliche Oberbehörde, welche diese Schulen betreut, rein rumänisch, ebenso meistens auch die Schuldirektion.

Die Ernennung des Lehrpersonals erfolgt somit vorwiegend nach konfessionellen oder staatlichen Gesichtspunkten. So ist es trotz bester Befähigung einem katholischen Schwaben aus dem Banat nur in Ausnahmsfällen möglich, an einer evangelischen Schule Siebenbürgens angestellt zu werden, für die höheren Schulen wird sogar evangelisches Theologiestudium gefordert, als erste Voraussetzung hierfür aber eine Ergänzung der Reifeprüfung durch eine hebräische Sprachprüfung!

An den katholischen deutschen Schulen, welche dem jeweiligen Diözesanbischof unterstellt sind, bietet in erster Linie die Person des jeweiligen Schulerhalters, des Bischofs, keine Gewähr für eine deutsche Erziehung. Wohl befinden sich die meisten katholischen Schulen deutscher Zunge im Banat, und der Bischof von Temeswar ist ein Banater Schwabe; doch schon die Sathmarer Schwaben sind in ihrem Schulwesen einem katholischen Oberhirten unterstellt, dessen deutscher Name mit madjarischer Gesinnung verknüpft ist, und die Buchenländer Deutschen sind mit ihrem katholischen Schulwesen dem ausgesprochen deutschfeindlichen Bischof Robu unterstellt! Wer aber der Nachfolger des ehrwürdigen alten Bischofs von Temeswar sein wird, läßt sich noch nicht voraussagen, jedenfalls aber dürften bei seiner Ernennung die außerdeutschen Kräfte und Ein-

flüsse die deutschen wesentlich überwiegen. Selbst wenn wir dem deutschen katholischen Klerus eine einwandfreie deutsche Gesinnung zubilligen, bietet der universalistische Charakter der katholischen Kirche kein Gewähr für eine deutsche Schulerhaltung und Erziehung im Ausland. Ganz offen bleibt hierzu weiterhin die Frage, inwieweit konfessionelle Engherzigkeit und vatikanische Deutschfeindschaft in den bestehenden deutschen katholischen Schulen die Bestrebungen nach überkonfessioneller deutschen Einheit durchkreuzt und hindert.

Das evangelische Schulwesen, dem so gut wie alle Schulen der Siebenbürger Sachsen angehören, bietet durch den fast ausschließlich deutschen Charakter der evangelischen Kirche in Rumänien wesentlich bessere Garantien hinsichtlich der deutschen Schulerhaltung, auch hinsichtlich der Erziehung ist keine bewußte Durchkreuzung der Einheitsbestrebungen zu befürchten, doch hinsichtlich der praktischen Durchführung dieser Bestrebungen ergeben sich schon bedeutende Schwierigkeiten.

Was das staatliche deutsche Schulwesen anbelangt, besteht hier die Hauptschwierigkeit in Personal- und Berechtigungsfragen. Der Staat stellt grundsätzlich nur Leute mit staatlicher Befähigungsprüfung an. Diese Prüfung stellt aber für die deutschen Kandidaten eine außerordentliche Schwierigkeit dar, denn sie wird ausschließlich in rumänischer Sprache, vor einer vom Staate ernannten rein rumänischen Kommission vorgenommen, welche aus Gründen der Auslese — bedingt durch eine große Überproduktion rumänischer Lehrkräfte — sehr streng vorgeht und infolgedessen für die wenigen sich meldenden deutschen Kandidaten außerordentlich ungünstige Aussichten bietet. Noch viel ungünstiger sind die Aussichten bei der staatlichen Befähigungsprüfung für das höhere Schulwesen. Da kommen selbst unter den rumänischen Kandidaten etwa nur 10—15% durch, von den Deutschen selten jemand. Wenn aber infolge dieser Sachlage, für eine freie Lehrstelle an einer staatlichen deutschen Schule sich kein vollbefähigter deutschen Kandidat meldet, wird ein Rumäne angestellt. Es genügt vollauf, wenn er einige Kenntnisse in Deutsch vorweist oder auch nur eine diesbezügliche mündliche Frage der Schulbehörde bejaht. So wird der Lehrkörper der staatlichen deutschen Schulen, der heute noch zum Teil aus alten deutschen Lehrkräften besteht, die ihre Befähigungsprüfung noch in Österreich oder Ungarn machten, einen immer weniger deutschen Charakter annehmen und dadurch wird die deutsche Eigenart dieser Schulen — wenn sich keine einschneidenden Änderungen ergeben — sehr in Frage gestellt.

Das ist die Lage. Dem ist noch hinzuzufügen, daß noch keine einheitliche Berufsorganisation der deutschen Lehrerschaft in Rumänien besteht, diese ist vielmehr konfessionell aufgespalten, ebenso verhindert die konfessionelle Gliederung einheitliche Maßnahmen in der Gestaltung des Unterrichtes, in der Abwehr irgendwelcher schädlicher Maßregeln, einen Austausch von Lehrkräften, und einen Ausgleich hinsichtlich geldlicher Fragen.

Die Lösung all dieser Fragen ist ein Arbeitsgebiet unserer Volksführung. Wir wollen nun die erforderlichen positiven Maßregeln, welche sich aus dieser Sachlage und aus den Bedürfnissen der deutschen Volksgruppe ergeben, auf weite Sicht, wie folgt zusammenfassen:

Maßregel innerer Art: Schaffung der einheitlichen deutschen Schule und ebenso einer einheitlichen Organisation des Lehrkörpers.

Um diese Forderung wird man nicht herumkommen, will man die Einheit der deutschen Volksgruppe in Rumänien gewährleisten und jedem Deutschen des Landes, also auch in den ärmsten und entlegensten bessarabischen Steppendörfern, einen guten Lehrer, gutes Unterrichtsmaterial und ein würdiges Schulgebäude schaffen. Heute ist die Sachlage ganz anders. Jedes Dorf muß für die Kosten seiner Schule selbst aufkommen. Die reichen Gemeinden können — falls ihr Reichtum auch mit Opferbereitschaft und Kulturwillen verbunden ist — dementsprechend ihren Notwendigkeiten Rechnung tragen, hingegen ist die Lage in den ärmeren Gemeinden sehr schlecht.

Oft muß man hören, daß die Hauptschwierigkeit, die der Schaffung einer einheitlichen deutschen Schule entgegensteht, die Beschaffung der erforderlichen staatlichen Bewilligung sei. Wohlan, doch es kommt ja zunächst gar nicht so sehr darauf an, diese Nationalschule formell und grundsätzlich unter Zertrümmerung des ganzen bisher bestehenden Schulwesens neu zu schaffen, als vielmehr alle bestehenden Schulen und Schularten auf das große Ziel auszurichten und trennende Mauern abzutragen. Ist erst die innere Bereitschaft zu einer gesamtdeutschen nationalen Zielsetzung bei den einzelnen evangelisch-deutschen oder katholisch-deutschen Schulen vorhanden, und sind sie von der Notwendigkeit einer einheitlichen Schulgestaltung überzeugt, so könnte man selbst unter Wahrung der gegenwärtigen Formen Mittel und Wege finden, dieser notwendigen Entwicklung die Wege zu ebnen. Dies erfordert allerdings *Preisgabe jeder konfessionellen Engherzigkeit und Ausschließlichkeit* und den guten Willen an einer Gesamtorganisation des deutschen Schulwesens in Rumänien mitzuarbeiten.

Erst wenn alle Bemühungen, auf der gegenwärtigen Grundlage vorwärtszukommen, scheitern, müßte jenen Schulen und Schulerhaltern, die solche nationale Notwendigkeiten bewußt sabotieren, ein harter und rücksichtsloser Kampf angesagt werden, dessen Enderfolg nicht zweifelhaft sein kann.

Was erwarten wir aber vom Staate? Gleichberechtigung! In diesem Worte ist schon alles gesagt. Ebenso, wie das rumänische Volk innerhalb des Staates alle kulturellen Bedürfnisse befriedigen kann, erwarten wir vom Staate, daß dies auch der deutschen Volksgruppe ermöglicht wird, ohne daß ihr hierfür eine zusätzliche materielle Belastung entsteht. Wir müssen also fordern, daß der rumänische Staat entsprechend der Volkszahl und der Steuerlast seiner deutschen Bürger mit beiträgt zur kulturellen Entwicklung des Deutschtums durch eine gerechte Unterstützung seines Schulwesens. Heute ist die Sachlage die, daß die deutsche Bevölkerung Rumäniens durch ihre Steuern zur Erhaltung der rumänischen Schulen, die sie nicht in Anspruch nimmt, durch erhebliche Opfer beiträgt und außerdem zusätzlich das eigene deutsche Schulwesen auch voll finanzieren muß. Die jetzige staatliche Unterstützung des deutschen Schulwesens in Rumänien ist ziemlich willkürlich und ganz unzulänglich.

Das zweite, was wir vom Staate verlangen müssen, ist das Recht auf die Gestaltung der Lehrpläne unserer deutschen Schulen, und die dritte Forderung: eine gerechte und vernünftige Regelung der Befähigungsfrage.

Schließlich erhebt sich noch eine Forderung von höchster Aktualität und Dringlichkeit, die zunächst mehr eine innere Forderung ist, denn die Wichtigkeit und Bedeutung dieser

Sache muß zuerst innerhalb unserer Volksgruppe erkannt werden, bevor sie nach außen erfolgreich verfochten werden kann.

Das deutsche Schulwesen in Rumänien entspricht in den Gliederungen, die sich über die Grundschule erheben, in keiner Weise der Struktur und den Bedürfnissen unserer Volksgruppe. Wenn wir beachten, daß die deutsche Volksgruppe Rumäniens, außer über 3—4 Ackerbauschulen und einige gewerbliche Abendkurse, sowie Handelsschulen, über keinerlei Fachschulwesen verfügt, sondern nur über theoretische Schulen des staatlichen Einheitstypes, entsprechend ungefähr dem reichsdeutschen Realgymnasium, so sehen wir mit Recht in dieser Lage eine starke Gefahr für unsere Volksgruppe.

Die Absolventen einer höheren Schule wenden sich fast nie dem Handwerkerberuf zu, sondern studieren weiter. So erzeugt unsere Volksgruppe durch diese ungesunde Gliederung seines Schulwesens jährlich eine Anzahl Akademiker, weit über den tatsächlichen Bedarf hinaus, während der Handwerkerstand außerordentlich darunter zu leiden hat, daß die Ausbildung des Nachwuchses nicht auf der wünschenswerten Höhe steht. Nun aber ist die Erhaltung und Entwicklung des deutschen Handwerks gleich hinter dem Problem des deutschen Bauern die wichtigste Frage unserer Volksgruppe, bestehen doch für keine Berufsart so gute Aussichten, die sprichwörtlichen Tugenden des Deutschen zur Geltung zu bringen und eine wirtschaftliche Entfaltung sicherzustellen, wie gerade im Handwerk, und ist doch kein Problem unserer Volksgruppe so Stiefkind gewesen, wie die handwerkliche Ausbildung. Nun ging der Staat in der letzten Zeit mit ganz besonderem Interesse daran, der handwerklichen Ausbildung des Rumänentums durch Neuerrichtung und Erweiterung einer ganzen Reihe von Industrie- und Gewerbeschulen eine gute Grundlage zu bieten und damit der Überproduktion von Intellektuellen Halt zu gebieten. Diese Notwendigkeit gilt in noch höherem Maße auch für die deutsche Volksgruppe, denn während der Staat einen großen Teil seiner Schulabsolventen in die Beamtenlaufbahn dirigieren kann, ist diese Möglichkeit uns Deutschen nicht mehr gegeben; uns stehen nur die freien Berufe offen, und die sind bald überfüllt, während der Überschuß an Leuten aus den Siedlungsgebieten abwandern muß, was wieder einen empfindlichen Verlust für die Volksgruppe bedeutet.

Durch das den rumänischen Industrie- und Gewerbelyzeen erteilte und noch sehr ausbaufähige staatliche Berechtigungswesen, wodurch auch auf die Privatindustrie ein Druck ausgeübt wird, die Absolventen dieser Schulen anzustellen, besteht fernerhin die Möglichkeit, im Rahmen der Aktion zur Romanisierung der Wirtschaft auch die deutsche Volksgruppe empfindlich zu treffen. Von der Ausnützung des obenerwähnten Berechtigungswesens ist die deutsche Volksgruppe gegenwärtig durch das Fehlen entsprechender deutschsprachiger Schulen vollständig ausgeschlossen.

All diese Gründe erhärten die Notwendigkeit, die Frage der deutschen Industrie- und Gewerbeschulen in Rumänien energisch in Angriff zu nehmen. Bei dieser Gelegenheit dürfte sich vielleicht auch eine Möglichkeit finden, dem Gedanken der einheitlichen deutschen Schule in Rumänien eine erste Verwirklichung zu geben.

Über die Hausmusik

Von Ludwig Schmidts

Jedes Wort ändert seinen Sinn mit der Zeit, die ihm seine Bedeutung gibt. Heute bezeichnet man als Hausmusik die Musikpflege im Familien- oder Freundeskreis im Heim, es verbindet sich mit diesem Wort der gute und der schlechte Begriff des Dilettanten, des Laienmusikers, genau so wie eine bestimmte Art Musik als Hausmusik bezeichnet wird.

Ehe das öffentliche Konzert aufkam, also vor der Mitte des 18. Jahrhunderts, war jede Musik eigentlich Hausmusik, soweit sie natürlich nicht Kirchenmusik war. Es wurde in den Häusern musiziert, ja selbst das Musizieren an den verschiedenen Höfen Deutschlands oder Europas überhaupt war nichts anders als Hausmusik. Daraus erklären sich viele Eigenarten alter Musik, die in großen Konzertsälen, ausgeführt von Riesenorchestern und -chören, natürlich ganz anders klingt, als sie ursprünglich gedacht war.

Mit dem Zeitalter der Aufklärung, dem Zeitalter des Individualismus, verschiebt sich das ganze Musikempfinden. Einesteils wird das Gemeinschaftsmusizieren zum Massenmusizieren der Orchester und Chöre, andererseits sondert sich der Einzelne heraus zum Solisten, zum Virtuosen. Trotzdem bildet gerade diese Zeit eine besondere Art der Hausmusikpflege heraus und die ihr arteigene Musik. Es ist die Zeit des Quartetts mit ihrem Großmeister Haydn. Aber auch alle die Divertimenti, Serenaden, Cassationen und Kammermusiken eines Mozart gehören noch durchaus in diesen Bereich, während mit Beethoven und später noch stärker mit den Romantikern die Abwendung von diesem einfachen Stil der alten Hausmusik erfolgte, war doch der „Dilettant", der Musikliebhaber nicht mehr fähig, den großen technischen Anforderungen — man denke z. B. an die letzten Quartette Beethovens — gerecht zu werden.

Dieser Zeit war auch eine Verarmung an Instrumenten eigen. Waren früher besonders die Bläser im Vordergrund, so bilden sich jetzt sogenannte Modeinstrumente heraus, während die andern ganz vernachlässigt, bzw. den Berufsmusikern überlassen wurden. Eine ganz überragende Stellung nahm in dieser Hinsicht das Klavier ein, das ja erst diese Zeit zu dem gemacht hat, als was wir es kennen, d. h. aus dem im Klang objektiven Cembalo eines Bach, aus dem in seinem Volumen so zarten Clavichord eines C. Ph. E. Bach, wurde das immer lauter werdende „Hammer"-Klavier, das heute in seinen Konzertausmaßen erfolgreich gegen die Klangmassen eines Sinfonieorchesters bestehen kann. Neben dem Klavier, das nun in jedes bürgerliche Haus eindrang, konnte sich, in großem Abstand, nur die Geige behaupten. So kam es, daß es in unseren Liebhaberorchestern immer genug Geiger gab, aber keine Bläser.

Das Klavier beherrschte das ganze Musikgeschehen und -schaffen beinahe eines Jahrhunderts. Während früher z. B. Orlandus Lassus und seine Zeitgenossen ausschließlich für den chorischen Gesang geschrieben haben, während bei Bach das Schaffen sich auf alle Gebiete und alle Instrumente erstreckt, gab es jetzt Komponisten, die ausschließlich für das Klavier geschrieben haben, wie Chopin. Die Flut der Klavierliteratur stieg auch ins Ungemessene und kannte jede Schattierung vom ganz Wertvollen bis zum größten



Karl Ed. Closius

Sonniger Talwinkel in Schlatt



Karl Ed. Closius

Winzerhaus in Mediasch

Schund, der leider nur zu oft bis ins letzte Haus eindrang. Wenn wir heute rückblicken, so sehen wir auch in musikalischer Beziehung in dieser Zeit, trotz ihrem äußeren Glanze, Zeichen stärksten kulturellen Rückschrittes.

Mit der Jahrhundertwende bricht eine neue Zeit an, es werden Stimmen laut, die sich gegen das Klavier und gegen das Konzert im allgemeinen wenden, Stimmen, die allerdings in ihrem ersten Mut weit über das Ziel schießen: denn niemand wird etwas gegen das Klavier und seine Musik z. B. haben, solange es nicht als den andern Instrumenten überlegen oder wertvoller vorangestellt wird. Man wendet sich ab vom rein Instrumentalen, man entdeckt sozusagen wieder das Volkslied, man entdeckt geradezu erst wieder das Singen. So konnte man ernsthaft an ein Neuwerden denken. Dies war aber letzten Endes erst möglich, als das deutsche Volk mit neuen politischen und völkischen Idealen sich seiner Volkhaftigkeit bewußt wurde. So kommt es, daß erst seit 1933 endgültig der Strich unter die Rechnung des 19. Jahrhunderts gezogen werden konnte. Es entstand ein neues Volk, das wieder singt, überall singt und dem wie durch ein Wunder begnadete Sänger ihre Stimme leihen. Wie zur Zeit des Minnesanges singen unsere Dichter ihre Dichtungen, kleiden sie in das Gewand eines neuen Volksliedes, das Millionen Deutsche erfaßt und bewegt. Wir nennen ein paar dieser Dichter-Komponisten, die jedem Deutschen etwas zu sagen haben und die von allen gesungen werden: Heinrich Spitta, Hans Baumann, Werner Altendorf.

So ging auch diese Zeit der Klavier- und Quartetthausmusik zu Ende und eine neue Zeit mit neuen Idealen, neuen Instrumenten und neuer Musik brach an. Oder viel genauer wäre es zu sagen: Wir setzen beinahe lückenlos die Zeit vor der Klassik fort. All die alten Meister vor Bach und um Bach kommen erst jetzt so richtig zum Leben. Diese Musik, die im besten Sinne Gelegenheitsmusik war, findet heute wieder „Gelegenheit" zu klingen. Ein neues Klangideal verändert weitgehend alle Musikauffassung. Man braucht heute wieder Musik, bei Hunderten von Gelegenheiten; in allen Schichten hat man den Wert der Musik erkannt; aber vor allem wird das Klangideal vom Singen her bestimmt. Die wichtigste Tatsache ist, daß das deutsche Volk wieder singt. Aus der marschierenden Gemeinschaft ist eine singende Gemeinschaft geworden; das Lied der Bewegung geht von Mund zu Mund, es entsteht ein neues Volkslied; die großartigen Feiern, in denen das deutsche Volk sich auf sich besinnt, verlangen neue Musik, neues Lied. Die Fanfare, die Bläser sind plötzlich wieder da, angefangen vom einfachen Pfeiferpimpf bis zur Heroldfanfare. In der Schule wird weitgehend die Blockflöte als neuentdecktes „altes" Instrument eingeführt Die Blockflöte erobert sich alle musizierenden Kreise; mit ihr geht die Wiedererweckung alter Blockflötenmusik, damit alter Begleitinstrumente, wie Spinett, Cembalo und Clavichord, es werden wieder Gamben gespielt und Schalmeien geblasen, und die Laute kommt auch zu ihrem Recht als Melodieinstrument.

Damit haben wir schon wesentlich das Gesicht der Hausmusik unserer Tage beschrieben. Die Bindung schafft der Gesang, und zwar liegt zugrunde die polyphone Musik des 17. und 18. Jahrhunderts. In ihr sehen wir unser heutiges Ideal verwirklicht: Jede Stimme ist in sich vollendet und selbständig, aber erst im freiwilligen Zusammenklang, in der freiwilligen Unter- und Zusammenordnung ist das Ganze vollständig. Auch hier schließen die besten deutschen Komponisten bewußt oder unbewußt an jene alten Meister an. Neben

dem Gesang steht ebenbürtig die Blockflöte, die in ihren vier Formen als Sopran-, Alt-, Tenor- und Baßflöte die menschliche Stimme ersetzen kann, bzw. dieselbe Musik zur Grundlage hat. Natürlich behält die Geige ihren Rang als Melodieinstrument, während das Klavier gern mit dem Spinett oder dem Cembalo vertauscht wird, das im Klang der alten Musik angemessener ist und auch wieder besser zum Horchen und Hinhören führt. Denn unsere Zeit hat wieder den großen Wert der Stille, der Sammlung erkannt. Die feinen Stimmen dieser Instrumente schärfen auch wieder das Ohr, das in dem Lärm von Sinfonieorchestern und im Rausch von Harmonieballungen ganz verlernt hatte, den Wert von Tonlinien zu erkennen.

Rundschau

Karl Ed. Closius

wurde 1893 in Martinsberg bei Großschenk als Sohn eines Lehrers geboren, der später in Heltau und dann als Pfarrer in Schlatt wirkte — wie denn das väterliche Geschlecht Generationen hindurch Lehrer und Pfarrer gestellt hat. Closius beginnt schon als Knabe, vom zeichnerisch begabten Vater gefördert und von der Heltauer Landschaft angeregt, zu zeichnen. Seine Fachstudien macht er an der Kunstgewerbeschule und der Akademie in Budapest von 1909 bis 1915 als Meisterschüler der Professoren Kriesch, Papp, Benzur. Im Frühjahr 1914 ermöglicht ihm eine Staatsunterstützung einen Studienaufenthalt in Italien, wo ihn besonders Giotto und Boticelli fesseln. Den Krieg macht er bei der Infanterie in Serbien und später freiwillig bei der Luftfahrttruppe an der italienischen Front bis zum Kriegsende mit. Da er nach Kriegsende keine sonstige Lebensmöglichkeit sieht, erwirbt er das Gemeindenotärsdiplom, vertauscht aber nach drei Jahren wieder die Feder mit der Pinsel und schlägt sich fünf Jahre lang mit gewerblicher Malerei in Mediasch durch. Als die Konjunktur der Reklame anhebt, besinnt er sich auf seine gebrauchsgraphischen Studien in Budapest und tritt als ständiger Entwurfzeichner in das Druckgewerbe, wo er die verschiedenen Drucktechniken praktisch erlernt. Zehn Jahre verbringt er in dieser Eigenschaft im Banat, bis er 1936 sein Können in den Dienst der einzigen deutschen Großdruckerei des Südostens, Krafft & Drotleff in Hermannstadt, stellt. Seine Freizeit verbringt er in unseren Bergen oder in stillen Stadt- und Dorfwinkeln, denen er seine häufigsten landschaftlichen Motive verdankt.

Die Briefe Bischof Friedrich Teutschs

Die Leitung des Baron Brukenthalischen Museums erläßt folgenden Aufruf, dem wir den besten Erfolg wünschen:

Bischof D. Dr. Friedrich Teutsch hat mit anderen Schriften auch seine Sammlung von Briefen dem Baron Brukenthalischen Museum hinterlassen. Es ist eine nach Umfang und Inhalt außerordentlich reiche Sammlung; sie geht bis in seine Jugendtage zurück und bis in sein letztes Lebensjahr hinein. Bei der hochragenden Stellung, die er in unseres Volkes Leben, in Schule und Kirche, Wissenschaft und Politik einnahm, hat es sich von selbst ergeben, daß ihm eine Fülle von Briefen aus allen Kreisen unseres



Karl Ed. Closius Dorfstrasse

Volkes, nicht zuletzt auch von den im Ausland weilenden, dann von führenden Männern unserer Mitnationen, aus kirchlichen und wissenschaftlichen Kreisen des früheren Österreichs und vor allem Deutschlands zuströmen. Es kam dazu seine eigene Freude an diesem schriftlichen Verkehr, seine herzenswarme, teilnahmsvolle Gemütsart, die keine Annäherung unberücksichtigt ließ und die unvergleichliche Spannkraft seines Geistes, die es ihm ermöglichte, neben seinen großen Amtsaufgaben und seiner umfassenden wissenschaftlichen Tätigkeit auch diesen weitgespannten Briefwechsel zu führen. So ist diese Briefsammlung für jeden, der sich eingehender mit dem Leben und dem Wesen Bischofs D. Fr. Teutsch beschäftigen will, zugleich aber auch für den, der die Geschichte unseres Volkes und seiner Kirche in den letzten 70 Jahren gleichsam von innen her erforschen will, eine Quelle von ganz besonderem Werte. Ganz aber kann die Art und Bedeutung seiner Persönlichkeit und seines Einwirkens auf seine nähere und weitere Umwelt erst erfaßt und gewürdigt werden, wenn zu den an ihn gerichteten Briefen auch die von ihm ausgegangenen hinzukommen. Das Verlangen nach dieser bedeutsamen Er-

gänzung verdichtet sich zur dringenden Bitte an alle, die im Besitze von Briefen Bischofs D. Fr. Teutsch sind, sie dem Baron Brukenthalischen Museum zur Aufbewahrung zu übergeben. Es wird wohl mancher sich ungern von den ihm zugekommenen Briefen trennen wollen, da sie auch für ihn einen wertvollen Besitz bilden. Aber der Gedanke, daß durch die Abgabe der Briefe an eine Sammelstelle das Lebensbild Bischofs D. Fr. Teutsch vervollständigt, das Zeitbild bereichert wird, und der weitere Gedanke, daß die Briefe in späteren Tagen verloren gehen könnten und diese Quelle sich schließen würde, müßten die Zurückhaltung doch überwinden. Aus all diesen Gründen glauben wir keine Fehlbitte getan zu haben und hoffen, daß dem Aufruf in recht weitgehendem Maße entsprochen werden wird.

„Der Schwabenkönig". Ein neuer St. L. Roth-Band erscheint

Der VI. Band von Otto Folberths großer St. L. Roth-Ausgabe („St. L. Roth, Gesammelte Schriften und Briefe". Verlag Krafft und Drotleff, Hermannstadt) ist im Druck. Dieser Band wird den Titel „Der Schwabenkönig" tragen, da er die Briefe, Tagebücher und Reden St. L. Roths aus der Zeit enthält, da seine Gedanken hauptsächlich um den Plan kreisten, württembergische Bauern in Siebenbürgen anzusiedeln (um 1845). Diese Unternehmung, die ihm damals von seiten seiner Zeitgenossen den Spottnamen „Der Schwabenkönig" eintrug, sehen wir heute, wie fast alles, was Roth plante und tat, in einem ganz neuen Licht. Gerade durch sie nämlich, so erkennen wir, hat St. L. Roth, der weitblickende Politiker, Anschluß an eine bedeutsame Tat der gesamtdeutschen Geschichte gewonnen: die deutsche Ostkolonisation. Und so wandelt sich auch dieser sein Spottname in einen Ehrentitel.

Daß heute St. L. Roth zu einem Kraftstrom geworden ist, der unser völkisches Leben in fruchtbarster Weise durchdringt, ist in erster Reihe ein Verdienst dieses Werkes unseres siebenbürgischen Roth-Forschers. Alle anderen Bücher um St. L. Roth, all die Romane, die Dramen, die Hörspiele usw., erst recht natürlich die zahlreichen wissenschaftlichen Arbeiten, die in letzter Zeit über ihn entstanden sind, sind undenkbar ohne dieses Werk. Wer es erwirbt, trägt daher im wahren Sinne des Wortes dazu bei, unserer Roth-Forschung die Vollendung ihrer über alles Erwarten ergiebigen Arbeiten zu ermöglichen. Nach Abschluß des VII. Bandes wird es das größte Werk sein, das je einem Auslanddeutschen gewidmet worden ist! Daß nicht nur Verfasser und Herausgeber, sondern auch Verleger und Drucker des Werkes Siebenbürger Sachsen sind, die ohne jede äußere Unterstützung einzig und allein getragen von der wachsenden Begeisterung für St. L. Roth, in der Heimat und in unserem deutschen Mutterlande dies Werk zustandebringen konnten, wird für die alten und neuen Abnehmer und Leser ein Grund mehr sein, es mit Stolz zu besitzen.

Der Preis für Vorbesteller konnte mit nur 200 Lei (gegenüber 300 Lei der früheren Bände) angesetzt werden. Der spätere Ladenpreis wird nach Erscheinen 260 Lei betragen. Anmeldungen nehmen alle Buchhandlungen an.

Neue Bücher und Schriften

Erzähler aus der Ostmark

Ernst Kratzmann. Faust. Ein Buch von deutschem Geist. Adolf Luser Verlag, Wien und Leipzig.

Der ewige Deutsche als Gestalt des frühen 14. Jahrhunderts, getragen und doch auch losgelöst von dem Meisterwerk Goethes. Aus einer Fülle von Geschehnissen, Gedanken und Gesichten ist hier in einer Sprache, deren üppige und leuchtende Pracht eigentlich schon barocken Geist atmet, ein farbensattes Bild von der Zeit der Gotik erstanden. Ernst Kratzmann, der ostmärkische Dichter, fängt in seinem Faust wie in einem Brennglas all die vielfältigen Strahlen deutschen Lebens und deutschen Geistes auf, wie sie in letztlich fruchtlosen Kämpfen und unerlöstem Drängen und Streben durch das ganze erregte 14. Jahrhundert — eine der bewegtesten Zeiten der deutschen Geschichte — leuchteten und irrlichterten. Der Wahnwitz der Inquisition wie die Verderbtheit der Teufelsanbeter, das blinde Suchen der glaubenswütigen Geißelbrüder wie die weltüberwindende gottselige Mystik eines Seuse und Eckehart, die Schrecken der schwarzen Pest und das namenlose Elend der Bauern, und als düstere Umrahmung des Ganzen die trostlose politische Zerrissenheit und Schwäche des deutschen Reiches... alle diese Töne deutschen Schicksals bringt der Dichter zum Klingen, und der rauschende Zusammenklang von glückhaftem Streben und leidvollem Unvermögen, das doch zuletzt in stolzer Meisterung des Lebens, so wie es nun einmal ist, gipfelt, ist in höchster mystischer Verdichtung F a u st, der deutsche Geist. Doch er ist zu früh erschienen: die dürstenden Seelen vermögen den „deutschen Glauben", den er verkündet, noch nicht zu fassen, „einen Glauben der Kraft und des Selbstvertrauens". „Aber", so schließt der Dichter sein faustisch reiches, bewegtes und verschlungenes Werk, „dies wissen wir, daß wir alle mit einer zitternden Hoffnung und Erwartung an das Leben und die Wiederkehr des uralten Faust insgeheim glauben, ohne den wir ausgeschieden wären aus dem Ring der Lebendigen".

Eckehartsche Mystik, von einer kraftvollen und tatfrohen Diesseitigkeit durchpulst und gefördert und in einem tapfer bejahenden, allerdings nicht eigentlich christlichen Idealismus ausmündend — das ist der Boden, aus dem diese wurzelechte und trotz all der gestalteten Not und Kümmernis erhebend wirkende Dichtung emporwuchs.

Gustav Barthmes

Heinrich von Bohn. Aufruhr an den Grenzen. Roman. Adolf Luser Verlag, Wien

„Der große Erstlingsroman eines jungen Dichters der Ostmark" — so kündigt der Verlag das Buch an. Und der Verfasser schickt dem Roman das Geleitwort voraus: „Das Schwerste aber ist, die Grenzen des eigenen Selbst zu erkennen und darin zufrieden zu sein." Der erste Hinweis ist wesentlich: eine junge, noch hier und dort überschäumende Kraft mit viel Mut zur Wirklichkeit und zur Wahrheit, ohne Scheu die Dinge beim Namen nennend; dabei doch schon stark gezügelt und gebändigt nicht nur in der Auswahl des Erzählten und in der Wiedergabe selbst, sondern ungewöhnlich zurückhaltend in der Beurteilung, der menschlichen wie der sittlichen; auch daß öfter gewisse ostmärkische Stil-

eigentümlichkeiten unterlaufen, die in der deutschen Hochsprache als unrichtig gelten, wird man auf Rechnung des „Erstlings" zu setzen haben. Das zweite oben angeführte Wort weist darauf hin, daß es sich hier weniger um Landesgrenzen — wenngleich der Roman im System = Österreich des Jahres 1936 spielt, — als vielmehr um Lebensgrenzen handelt. Die meisten der dargestellten Menschen leben an den Grenzen ihres Seins hin, sind in ständiger Gefahr oder in dauerndem Zwang, diese Grenzen zu überschreiten oder sich ungewollt darüber hinausstoßen zu lassen. Daß diese Grenzen sich fast überall entlang ziehen an schauerlichen Abgründen, macht die erzählten Begebenheiten reichlich düster, oft unheimlich, — und unwillkürlich drängt sich die Frage auf: sah Österreich in seiner bösen Zeit wirklich so aus? Wenn man — und man wird es wohl tun müssen — die Frage bejaht, dann darf man sich freuen, daß es dieses Oesterreich nicht mehr gibt. Und man wird von Herzen wünschen, daß ein Aufruhr dieser Art an den Grenzen des Lebens einer gründlichen Erneuerung weiche. Hans Lienert

Angelsächsisches Schrifttum

Clarence Day. Unsere Frau Mama. Deutsch von Hans Fallada. Verlag Rowohlt, Berlin

Vor einiger Zeit erschien vom gleichen Verfasser ein amerikanisches Charakterbild „Unser Herr Vater". Es zeigte in köstlicher Weise den vielbeschäftigten Geldmann Neuyorks, der daheim der nervöse und fast immer polternde Haustyrann ist. Reizend an dem liebenswürdigen Buch waren die darin gewährten Ein- und Ausblicke auf die beschränkte Naivität des amerikanischen Gesellschaftslebens, die mir wieder bestätigten, was ich aus eigener Erfahrung weiß: neben den ganz großen Vorzügen dieses ungeheuerlich großen Landes — an denen die Amerikaner zum größten Teil unschuldig sind — ist Nordamerika zugleich das Land der größten Dummheit, die man wie Pyramiden überall aus der Wüste ragen sieht, wenn man aus irgendeinem Fenster blickt. Wenn nun Clarence Day in dem zweiten Buch über sein Elternhaus „Unsere Frau Mama" eine Parallele zu dem ersten gibt, so darf man sich nicht nur der entzückenden Schilderung einer kindlich-reizenden Frau erfreuen, sondern das Wesen des amerikanischen Gesellschaftslebens wird von einer andern Seite ebenso köstlich beleuchtet wie im ersten. Jede Seite des Buches ist belebt von sonnigem Humor, und wir lesen die flüssige Übersetzung von Hans Fallada mit viel Behagen. Hans Lienert

Elisabeth Russell. Alle Hunde meines Lebens. Aus dem Englischen übersetzt von Karin Schab. S. Fischer Verlag, Berlin

Eine liebenswürdige, geistreiche Engländerin, die mit einem Deutschen verheiratet war und lange in Deutschland lebte, plaudert über die vierzehn Hunde, die sie im Laufe ihres Lebens, von ihren Kindertagen bis ins Alter, gehabt hat. Es sind sehr verschiedene Hunde, von denen die Rede ist: große und kleine, junge und alte, muntere und träge, und jeder ist im Leben des Hauses und der Menschen mehr als ein Zufall oder eine Gleichgültigkeit, jeder ist irgendwie ein Stück Schicksal und treibende Kraft. So wirken die „Hunde" zugleich sinnbildlich in den geschilderten Lebensabschnitten und die Verfasserin bringt uns in heiteren und besinnlichen Worten Menschen und Verhältnisse nahe. Man gesellt sich, bei so reizender Gastgeberin, gern zu ihren vielen anderen Gästen und bedauert fast, daß das Büchlein so kurz ist und man so bald aus dem freundlichen Kreis entlassen wird. Hans Lienert

Richard Wyndham. Der sanfte Wilde. Eine Sudanreise. Rowohlt, Berlin 1937

Ein englischer Maler schildert die Erlebnisse seiner Reise in den Südsudan zu den Stämmen der Dinka und der Zanda, die einen: hochgewachsene herrliche Gestalten, in ihrer Lebensführung und ihrem Bewußtsein äußerst primitiv, die anderen noch vor kurzem Menschenfresser, unmoralisch, verschlagen, aber dabei verhältnismäßig höherstehend und begabt. Wyndham hat auf dieser Reise nichts außerordentliches geleistet oder erforscht, er reiste gut betreut und von den englischen Beamten trefflich unterstützt, trank überall seinen Whisky-Soda, fand überall von eifrigen Boys vorbereitet Bett und Schlafraum, aber er vermittelt uns durch seine scharfe Beobachtungsgabe und seinen amüsanten, eigenwilligen Stil einen haftenden Eindruck von der Landschaft, durch die er zog. Dort lebt noch ein Volkstum, das von der weißen Kultur kaum beleckt worden ist. Unglaublich schön sind die Körper der Dinka, die von Wyndham in vielen Lichtbildern wiedergegeben werden. Heinrich Zillich

Schauspiele

Friedrich Griese. Wind im Luch. Lustspiel in drei Aufzügen. Theaterverlag Albert Langen / Georg Müller, Berlin

Schon öfters haben zeitgenössische Dichter versucht, den Kampf junger, lebensfroher und zeitnaher Menschen gegen eine veralterte, in Wirrwarr geratene Welt zu zeichnen. Auch Friedrich Griese hat dieses Problem zum Vorwurf seines neuesten Lustspiels erwählt. Zwei in Anschauung und Lebensart vollkommen verschiedene Welten treffen aufeinander: die des heruntergekommenen Gutsbesitzers Paulig, der mit seiner Tochter und seiner Dienerschaft auf einem verlotterten Rittergut lebt, und die Welt des jungen George, den Paulig als Hofmeister verpflichten will. Die Gegensätze sind zu groß, als daß eine rasche, einwandfreie Lösung möglich wäre, und das Lustspiel steuert hart an der Tragödie vorbei. Und doch wirkt der Schluß durchaus versöhnlich, wenn auch etwas unmotiviert. Glänzend die Schilderung der Zustände auf dem Gute, dessen Menschen sich alle auf ihre Weise mit der allgemeinen Lebenslage abzufinden bemühen; keine festen Umrisse, aber viele mit Sorgfalt aufgetragene Lichtpünktchen. Nur der Schluß blendet durch grelle Aufeinanderfolge von Licht und Schatten. Ein Beispiel, das gewiß auch auf der Bühne durch seine gut gezeichneten Gestalten und überraschende Problematik einen nachhaltigen Eindruck machen wird. Heinrich Erk

Maila Talvio. Die April-Anna. Komödie in einem Aufzug. Theaterverlag Albert Langen / Georg Müller, Berlin

Wieder eine der wertvollen Übertragungen aus fremdem Theatergut: diesmal eine der wirkungsvollsten Komödien der bedeutenden finnischen Dichterin. Vier Menschen haben sich mit dem „Zeitgeist" auseinanderzusetzen oder, besser gesagt, mit der modernen Ehescheidungswut. Viele ergötzliche Szenen rollen ab, Zwischenfälle lassen uns aufhorchen, bis schließlich das Weibliche triumphiert: wenn es auch nur aus Eifersucht geschieht, so bleibt die Scheidung doch unvollzogen. Mit der Hauptperson ist der Dichterin eine prachtvolle und warmblütige Frauengestalt gelungen, die durch ihre triebhafte Natürlichkeit ungemein herzlich berührt. Doch sinken auch die anderen Personen nicht zur Staffage

herab, sondern füllen den Rahmen angenehm und lebhaft. Alles in allem: eine einfache, anspruchslose Komödie, die Lebens- und Naturnähe atmet und die sich durch die klare Ausgewogenheit von Fabel und Personencharakteristik hoch über das rein Possenhafte erhebt. Heinrich Erk

Siebenbürgisch-sächsische Volkskunst

Emil Sigerus. Siebenbürgisch-Sächsische Leinenstickereien

Bei Krafft & Drotleff, Hermannstadt, erschien kürzlich das 3. Heft der Sigerusschen Mustersammlung sächsischer Leinenstickereien. Damit liegen nun diese Hefte, die längere Zeit vergriffen waren, wieder vollständig vor.

Über den wuchernden Reichtum der Formen und ihre Schönheit, über die bizarren Einfälle in der Stilisierung von Tier-, Blumen- und Menschengestalt, über die Reichhaltigkeit der Ornamentik dieser sächsischen Muster ließen sich Bände schreiben. Interessant wäre es, an jedem einzelnen Muster festzuhalten, wie die Linienphantasie, der Bewegungsgehalt namentlich in dem Stern- und Bandornament, scheinbar gebändigt und in starre Regel gefaßt, doch immer wieder die ursprüngliche Grundform abwandelt und gänzlich Neues schafft; wie Gestalten und Formen aus der Welt der Realität, mit Phantasie und Bewegung unerhört erfüllt, doch durch strenge Stilisierung einmal zu düsteren, das andere Mal zu humorerfüllten Fabelwesen von tiefstem Stimmungsgehalt und einer Ausdruckskraft umgeschaffen werden, die den tiefsten und nachhaltigsten Eindruck hinterlassen.

Danken müssen wir Emil Sigerus, daß er diese reiche Welt rechtzeitig erfaßt, gesammelt und durch seine Veröffentlichungen sie nicht nur vor dem Vergessen und Verflachen bewahrt hat, sondern auch den Weg zur Neubelebung und Weiterentwicklung ermöglicht hat.

Neu aufgenommen in die Sammlung sind Stickmuster der sächsischen Wappen nach den Entwürfen von Dr. Albert Arz von Straußenburg. Hier handelt es sich um Muster von wesentlich anderer Art. Während in den alten Stickereimustern nur die durch das Material und die Sticktechnik bedingte Gesetzmäßigkeit der Phantasie lockere Zügel auferlegt, lassen die Wappenfiguren und Wappenornamente selbst eine schöpferische Abwandlung durch die Stickerin zum größten Teil kaum zu, von wenigen Ausnahmen abgesehen. Während also bei den altüberkommenen Mustern die Tradition der Form Anregung zur Abwandlung und Neuschöpfung gibt, ist bei dieser heraldischen Stickerei die Tradition Selbst- und Alleinzweck. Als Gegensatz ist dies sicher nicht ohne Reiz, für meinen Geschmack aber bei aller Schönheit der Muster ein wenig zu museal.

Gedruckt und ausgestattet ist das Heft gut, wie dies auch bei dem Verlag K. & D. nicht anders zu erwarten ist. Hans Schwarz

Geschichte

Franz Miltner. Germanische Köpfe der Antike. Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion, Potsdam 1938

Wer sich unterrichten will, wie man eine entlegene Epoche anschaulich und gegenwartsnahe schildern kann, der greife zu diesen schönen Bildnissen germanischer Führer-

gestalten der Frühzeit. Sichtlich von gelehrter Meisterhand gestaltet, fehlt ihnen doch der etwas in Verruf gekommene Stempel des Zunftmäßigen. So läßt Miltner der Sprödigkeit des Quellenmaterials zum Trotz Persönlichkeiten von bestechender Einprägsamkeit vor uns erstehen, die er aus ihren geschichtlichen Taten heraus begreift und zur Darstellung bringt.

Vom Einbruch der Germanen in die Weltgeschichte durchmessen wir über ein halbes Jahrtausend germanischer Frühgeschichte, die sich in dem gewaltigen Drama der Auseinandersetzung mit dem Weltreich der Römer erfüllt. Wir erleben wie Ariovists Vorstoß für immer den Rhein zum deutschen Strome macht und Armin zum Retter Germaniens wird, wie Alarich den Stoß in das Herz der totwunden Wölfin führt, wie schließlich Geiserich, diese mächtigste und geschlossenste Persönlichkeit der germanischen Völkerwanderung, durch die geistige Lösung von Rom die römische Staatsidee aus der Kraft seines Volkstums überwindet. Neben diesen Männern stehen die anderen, nicht minder groß und gewaltig: Marobod, Arbogast, Stilicho, denen aber die gleiche schöpferische Wirkung versagt blieb, „denn auch größte Kraft und kühnstes Wollen ... kann nur dann führerhaft zu fruchtbringendem Erfolg durchstoßen, wenn es gleichgerichtet ist dem naturhaften Weben und Streben von Heimat und Volk".

Gustav Gündisch

Hermann Ullmann. Gericht über Napoleon. Schicksalsstunden um Stein, Napoleon, Metternich. Eugen Diederichs Verlag, Jena

Der Geschichtsschreiber Hermann Ullmann ballt in diesem Buch in Begegnungen entscheidender Persönlichkeiten die geistigen und politischen Spannungen des frühen 19. Jahrhunderts zu Situationen von letzter geschichtlicher Tiefe und äußerster Dramatik zusammen. Zwischen der Unterredung Steins mit Scharnhorst in den Breslauer Schicksalstagen 1813 und der des 1848 aus Wien geflohenen Metternich mit Disraeli-Beaconsfield steht das Mittel- und Hauptstück, das dem Buch den Namen gegeben hat: eine visionäre Gerichtsszene in der Nacht nach Napoleons Abdankung (1814), in der vor dem Weltgericht die Zeugenschaft seiner großen Gegenspieler Talleyrand, Stendhal, Scharnhorst, Stein, Kutusoff, Pitt und schließlich seines Vorbildes Cäsar Tiefen geschichtlicher Perspektive sichtbar werden läßt, die diesem Stück eine hinreißende Dialektik geben. Sie trägt auch über die Gefahren einer Form hinweg, die zwischen historischem Essay und Erzählung, oder vielmehr dramatischem Dialog, die Mitte hält.

Harald Krasser

Josef Sarabia. Spanien ist erwacht! Adolf Luser Verlag, Wien 1938

Diese Darstellung der Ursachen des spanischen Bürgerkrieges und des Kampfes der nationalen Truppen um den Aufbau des national-syndikalistischen Staates hat zum Verfasser einen Deutschen, dem auch spanisches Blut in den Adern fließt und der daher seine gründliche Kenntnis der spanischen Probleme aus gefühlhafter Tiefe uns nahezubringen weiß. Jeder, den die Geschehnisse in Spanien, die ja nur einen Teil des großen Weltkampfes gegen den Bolschewismus ausmachen, berühren, wird in diesem Werk manches finden, was ihn belehrt. Auf die vielen Lichtbilder sei besonders verwiesen.

Heinrich Zillich

Mitteilungen der Schriftleitung

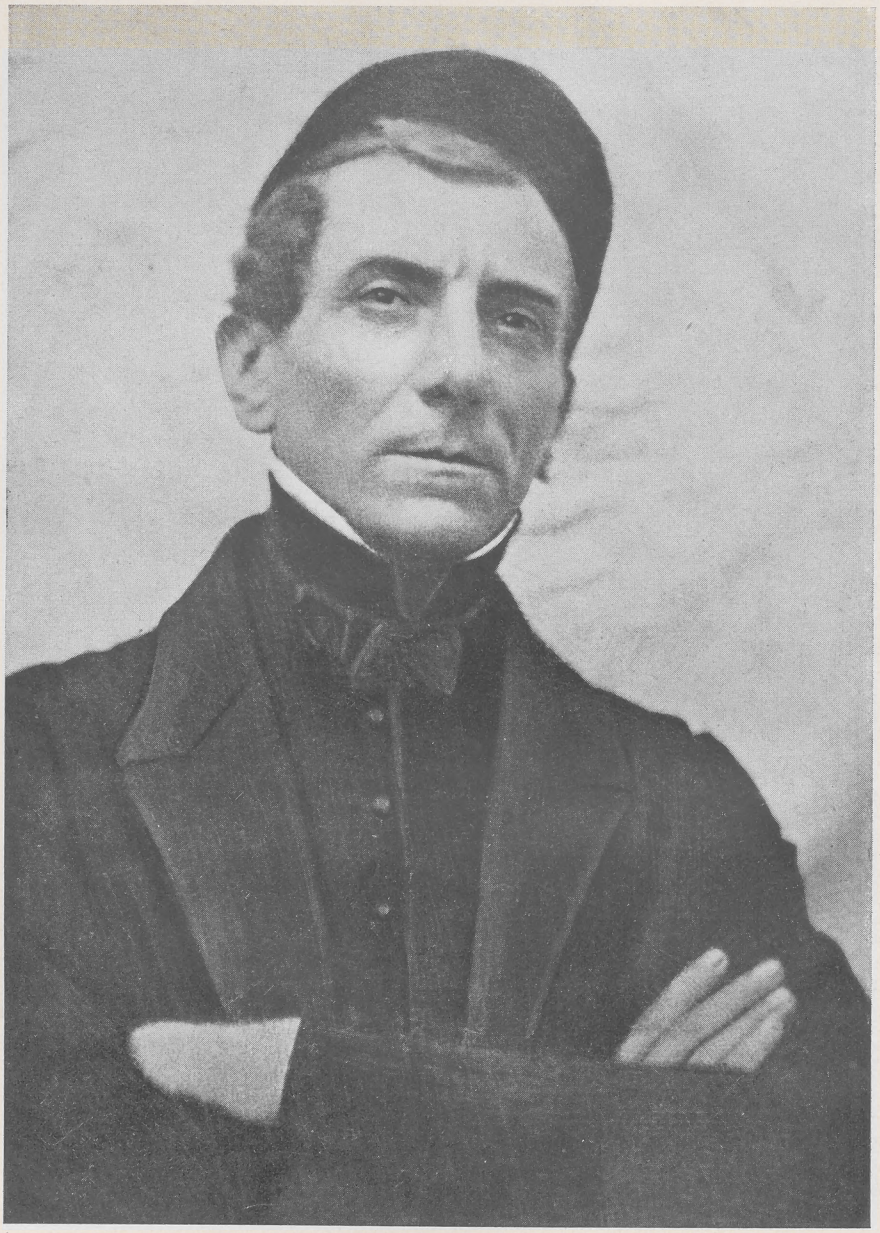
Dieses Heft enthält neben den Beiträgen von Mitarbeitern, die schon öfter in unserer Zeitschrift zu Worte kamen, vor allem den bedeutsamen „physiognomischen Versuch" des großen deutschen Dichters Wilhelm Schäfer.

Mit seinem Aufsatz über die Schulsorgen der Deutschen unseres Landes hat Professor Karl Becker ein großes Fragengebiet von ungeheurer Wichtigkeit angeschnitten, dessen einzelne Fragen natürlich damit noch lange nicht erschöpfend beleuchtet sind und natürlich gründlicher Einzeluntersuchungen bedürfen.

Da der Schriftleiter noch vor der Zusammenstellung des Heftes unerwartet zum Militärdienst einberufen wurde erscheint es diesmal in verringertem Umfang, der jedoch durch größeren Umfang der nächsten Hefte wettgemacht werden wird.

Das nächste Heft wird vor allem St. L. Roth, anläßlich seines neunzigsten Todestages, gewidmet sein.

Herausgeber Dr. Heinrich Zillich, derzeit verreist
Allein verantwortlicher Schriftleiter Harald Krasser, Heltau-Cisnädie 92 bei Hermannstadt-Sibiu
Verwaltung Hermannstadt-Sibiu, Königin-Maria-Straße 23
Gedruckt durch die Krafft & Drotleff A. G.



St. L. Roth, 24. XI. 1796 — 11. V. 1849

Das einzig naturgetreue Bild nach einer Daguerreotype, hergestellt 1845 in Stuttgart

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
16. JAHR Mai HEFT 5

Stephan Ludwig Roth

Zur 90. Wiederkehr seiner Erschießung am 11. Mai

Von Heinrich Zillich

Vor neunzig Jahren am 11. Mai fiel in Klausenburg mitten in den Wirren des siebenbürgischen Bürgerkrieges unter den Kugeln eines ungarischen Hinrichtungskommandos ein Deutscher, dessen heldenmütiger Tod seine menschliche Bedeutung sichtbar machte, dessen geistige Wegweiserschaft aber erst in unseren Tagen aus dem Rahmen Siebenbürgens ins gesamtdeutsche Bewußtsein zu treten beginnt. Stephan Ludwig Roth, ein Dorfpfarrer, gehört zu jenen erschütternden Gestalten, die in unserem Volk nicht selten sind, zu den verkannten, verfolgten und verlachten Kündern eines schöpferischen Lebens, zu den Männern, die niemals den eigenen Vorteil suchten und der Gemeinschaft, der sie angehörten, mit dem letzten Blutstropfen dienten, aber der Zeit voraus deren Widerspruch notwendig hervorrufen mußten.

Seine Gaben waren reich, sein Wollen verzweigte sich auf die verschiedensten Gebiete, sein Denken umgriff das Alltägliche mit der gleichen Leidenschaft, mit der er sich dem Überirdischen seelisch öffnete. Er stand in seinem Volke als ein von dessen Nöten und Aufgaben heiß bewegter, tätiger und zielsetzender Mensch, dabei war ihm jede Feindschaft anderen Völkern gegenüber fremd, für deren Rechte er wirkliches Verständnis aufbrachte, was den Rumänen dankbar bewußt geblieben ist. Die Demokratie der Zahl verachtete er, bis ins letzte Fühlen von Werten, nicht von Mehrheiten bestimmt. Will man seine große Persönlichkeit auf einen Nenner bringen, so bietet sich hierfür das Wort Volkserzieher dar, aber in einem weitfassenden Sinne, der uns heute, nachdem wir den Blick für die Zusammenhänge zwischen den Fragen des Südostens und denen des gesamtdeutschen und europäischen Schicksals wieder gefunden haben, stark anspricht.

Es ging ihm darum, in einem Gebiet, das von drei Völkern besiedelt ist, eine Ordnung zu vertreten, die, allen gerecht, dauerhaft sein konnte, die aber zugleich unter dem vollen Lichtstrahl der Werte stand, die wir als ewiges Europa, und das heißt in den östlichen Gebieten immer auch als deutsch bezeichnen dürfen. Mit solchen Worten hat er seine Ziele wohl nie umrissen, doch sein Handeln erweist dieses Bestreben, so zum Beispiel wenn er einmal die freien deutschen Bürger und Bauern Siebenbürgens als geeignet erachtet, zwischen den damals in ausgedehnten Teilen des Landes vorherrschenden ungarischen Edelleuten und ihren meist rumänischen Fronbauern zu vermitteln. Roth steht in der Reihe der großen Deutschen, die seit der Staufenzeit bis in die jüngste Vergangen-

heit die widerstreitenden Kräfte des Ostens durch das ausgleichende, kultivierende und wehrhafte Können ihres Volkes der Siedler, der Burgenbauer, der Städtegründer, der Buchdrucker, der Humanisten, auf gemeinsame Werte zu vereinigen suchten, und denen es vorwiegend zu verdanken ist, daß mit der Abwehr der mongolischen und türkischen Oststürme nicht nur Europa vor dem Untergang gerettet, sondern auch sehr weite, dem Herzen des Erdteils vorgelagerte Gebiete geistig und politisch gewonnen wurden.

Die Zugehörigkeit zu einer der bewußten deutschen Siedlungslandschaften im sendungshaften Osten äußert sich auch bei durchschnittlichen Menschen in einer auffallenden Wachheit für die öffentlichen Belange. Man lebt politisch in ständiger Beziehung zu den Ereignissen, die die deutsche Gemeinschaft betreffen. Es mögen große oder kleine Dinge sein, immer fühlt man sich von ihnen berührt, denn von jeder Verschiebung der Kräfte wird nicht nur der eigene Bestand, sondern auch die Aufgabe des so weit hinausgeschobenen deutschen Daseins beeinträchtigt, die den Massen zwar nur selten klar vor Augen steht, dumpf aber auch bei ihnen im Gefühl des eigenen Ranges mitschwingt. Die hellen Köpfe haben für den Sinn des deutschen Wirkens in jenen geistigen Grenzländern des Erdteils stets einen Ausdruck, ihrer Zeit entsprechend, gefunden. Im praktischen Leben aber kam es in erster Linie darauf an, das deutsche Volkstum stark, zahlreich und schöpferisch zu erhalten, denn in der Hut träger und genügsamer Menschen verdirbt jede Sendung und Lebenskraft. Mit dieser Wahrheit steht allerdings eine zweite im Wettstreit. Die deutschen Siedlungen im Osten, umgeben von der Mehrheit anderer Völker, haben eine kluge vorsichtige Politik nötig, und diese fördert charakterliche Anlagen, die geistigen Höhenflügen und kühnen Unternehmungen oft hinderlich sind, die dem Außergewöhnlichen mißtrauen und dem inneren und äußeren Durchschnitt des Volkes am meisten entsprechen. Gewissermaßen aus Notwehr wird man kleinstädtisch bürgerlich, und der Begabte erscheint der Masse leicht als Störenfried. Solange die Siedlungen wie in der Zeit der mittelalterlichen Stürme zu Waffentaten gezwungen waren, solange sie ihre Länder und Städte, ihr Volk und ihr Heer unabhängig führten, mit Königen unterhandelten und Paschas bestachen, standen sie auf schicksalhafter Höhe und ließen begabten Kräften leichter die Führerplätze zukommen. Damals wuchsen die Dome des Ostens; der Sinn für das Große strömte aus den großen Geschehnissen selbst auf den Durchschnitt ein. Später aber, als sich die Macht von den Siedlungen auf die Staaten verschob, auf ferne Hauptstädte, als der Kampf nun nicht mehr vorwiegend um Leben und Tod ging, sondern sich in einen Kanzleienstreit um Recht und Unrecht verwandelte, bedurfte das Lebensgesetz klugen Handelns bald mehr als je zuvor des Gegenstoßes geistiger Neuschöpfer.

Stephan Ludwig Roths Wirken fällt in die Jahre 1818—1849, in eine Zeit also, die auch im Herzen des Erdteils träg und langsam gärend dahinfloß, in Siebenbürgen aber vielleicht noch unbewegter war infolge der hier gültigen mittelalterlichen Verfassung. Drei Stände ordneten auf gemeinsamen Landtagen die Gesamtanliegen: der ungarische Adel, der ungarische Bergstamm der Szekler und schließlich die Deutschen, während die Rumänen, an Zahl der größte Teil der Bevölkerung, keine politischen Rechte besaßen. Jeder Stand hatte überdies ein gesondertes Herrschaftsgebiet, die Deutschen ein Freitum, das schon siebenhundert Jahre alt war. Über all dem gebot als Statthalter

des Kaisers der österreichische Gouverneur mit den gleichen zeitbefangenen Mitteln, die im deutschen Binnenland Anwendung fanden. Es waren, völkisch gesprochen, Zeiten eines befriedeten Daseins für die Siebenbürger Sachsen, solange die ungarischen Freiheitsbestrebungen vom Kaiser gebändigt wurden. Noch vor wenigen Jahrzehnten allerdings hatten die josefinischen Reformen das Land erregt. An den Westgrenzen Siebenbürgens, im Banat, waren vor einem Menschenalter die letzten Einwanderungszüge der Schwaben eingetroffen. Doch dies war nun verklungen, die napoleonischen Kriege beendet, und nach ihnen breitete sich jene wohlbekannte, großen geschichtlichen Zeiten folgende seelische Ermattung aus, die aus eigenem Bedürfnis dem Wiener Verwaltungsrezept, Ruhe als erste Bürgerpflicht zu verordnen, entgegenkam.

In eine solche Luft war Stephan Ludwig Roth hineingestellt, sie empfand er als unerträglich, gegen sie kämpfte er an, die ihn niederdrückte, nicht hochkommen ließ, an der er äußerlich scheitern mußte und die er, ein von der Vorsehung zu keinem anderen Zweck berufener Mann, doch schließlich durch Werk und Beispiel überwunden hat. In ihm verkörperte sich in trüber Zeit, obschon tragisch vergeblich, der hohe Sinn für eine große Sendung, ohne deren Beachtung der Deutsche im Osten herabsinkt zum Dünger anderer Völker.

Um die bittere Tragik seines Lebens zu begreifen, sei schon vorweg auf eine der mühevollsten Bestrebungen Roths hingewiesen, auf den Versuch, das Deutschtum Siebenbürgens durch schwäbische Einwanderer zu stärken. Es war, wenn auch bis ins letzte durchdacht, klug und überlegt angefaßt, doch ein Unternehmen von toller Kühnheit! Welche Vermessenheit, jetzt in den Tagen der Geruhsamkeit, auf den Pfaden eines Hermann von Salza, eines Prinzen Eugen, einer Maria Theresia zu wandeln, gänzlich ohne Unterstützung anderer, lediglich aus eigenem Entschluß! Ein unbekannter Dorfpfarrer tat es und brachte, nachdem er dafür die Erlaubnis Wiener Amtsstellen erwirkt hatte, tatsächlich mehrere hundert Siedler nach Siebenbürgen, aber die Wiederbelebung des einstigen großen Ostlandstromes mißlang. Man schimpfte in der Heimat Roth deswegen „Schwabenkönig".

*

Stephan Ludwig Roth wurde 1796 als Pfarrerssohn geboren, wuchs auf dem Lande auf und besuchte die Gymnasien in Mediasch und Hermannstadt. Mit zwanzig Jahren wanderte er auf einer langen romantischen Fahrt nach Deutschland und schrieb dabei ein Tagebuch, das uns erhalten ist und das der verdiente Roth-Forscher Dr. Otto Folberth im ersten Buch seiner inzwischen auf sechs Bände angewachsenen Ausgabe der „Gesammelten Schriften und Briefe St. L. Roths" (Verlag Krafft & Drotleff, Hermannstadt. Auslieferung für Deutschland V. de Gruyter & Co., Berlin) veröffentlicht hat. Es spiegelt eine wache Seele, eine außerordentliche Beobachtungsgabe und in der Frische dichterisch belebter Sprache schon den späteren Mann, dem Politik und Volkserziehung Bedürfnis sind. In Tübingen begann er Theologie zu studieren, nicht länger als ein Jahr, dann wandte er sich, von der trockenen Wissenschaft unbefriedigt, mit erstaunlicher Sicherheit und gegen den Willen seines Vaters, der ihm riet, andere Mittelpunkte des Kulturlebens kennenzulernen, tätiger Arbeit am Volke zu, die er in neuer, zukunftsreicher Form in der Schule Pestalozzis gesichert wähnte. Er begab sich nach Iferten am Neuenburger See

in der Schweiz, um an Seite des schon greisen Schulreformers in dessen Anstalt zu wirken.

Dieser Entschluß kennzeichnet einen Jüngling, der das Leben suchte, das ihm die Universität vorenthielt, und der von der reaktionären Luft der Zeit abgestoßen, eine Arbeit, die seiner Berufung entsprach, ohne Rücksicht auf die akademische Laufbahn, vorzog. In den Ideen Pestalozzis hatte er sich selbst entdeckt; das politische Temperament, das ihn zeitlebens bestimmte, äußerte sich in dieser Entscheidung auch schon, und zwar in der gleichen bestrickenden Vergeistigung, die man bei allem, was er angreift, bewundert; hier scheint es als Durchbruch in die Pädagogik zu wirken, die ja, wenn man Politik und Erziehungskunst tief genug auffaßt, sich eng berühren.

Daß tatsächlich ein politischer Wille mit Roth in die menschenfreundliche Anstalt eintrat, ergibt sich aus seinem Eifer, Anwendungsmöglichkeiten der dort vertretenen Ideen und der Praxis, die sich ihm nun auftat, für das Deutschtum seiner Heimat zu finden. Er war in Iferten ein gläubiger, begeisterter Schüler, ein bald geschätzter Mitarbeiter, dessen Name in Fachkreisen erstaunlich schnell auch über die Schweiz hinaus bekannt wurde, zugleich aber ein Kundschafter Siebenbürgens, und diesen Zweck verlor er nie aus dem Auge.

Das eine Jahr, das er in Iferten zubrachte, war bestimmend für das folgende Jahrzehnt seines Lebens und in mancher Hinsicht für sein ganzes Dasein. Er nahm an allen Arbeiten, die sich in der Anstalt ergaben, teil — sein Lehrfach war vorwiegend Latein —, er fand noch Zeit, eine sehr bedeutsame Abhandlung über den „Sprachunterricht" zu schreiben, die erst in unseren Tagen gedruckt wurde, doch schon damals auf Pestalozzis Weisung eine französische und englische Übersetzung erfuhr. Während sich Roth in diesem Betrieb ohne Rücksicht auf seine Kraft verzehrte, was er nach einigen Monaten mit einer schweren Erkrankung bezahlen mußte, trat er in Liebesbeziehungen zu einer Vorarlbergerin, die Pestalozzis Armenhaus leitete. Die Verlobung wurde zwar später von dem Mädchen gelöst, als der Bräutigam sich den ersten Widerständen in der Heimat gegenübersah, wir verdanken dem Verhältnis aber einige der schönsten Briefe, die der Jüngling geschrieben hat. Von der Krankheit geschwächt, gab er schließlich dem Drängen seines Vaters nach, trat die Heimreise an und trug mit sich den Entwurf zu einer Schulerneuerung in Siebenbürgen.

Bei der Durchreise in Tübingen schrieb er in vier Tagen eine Dissertation mit dem für ihn bezeichnenden Titel: „Das Wesen des Staates als eine Erziehungsanstalt für die Bestimmung des Menschen". Am fünften Tag wurde ihm die Doktorwürde zugesprochen. Welche Gedanken Roth bei dieser Arbeit bewegten, ergibt sich aus einem erhaltenen Satz der Dissertation: „Auf die Macht des Stärkeren wollen wir den Staat nicht bauen, das wäre eine Sünde an der Wahrheit und am Menschenrecht". Leider ist, da die Schrift abhanden kam, nicht mehr festzustellen, ob Roth für das Mystische und Sendungshafte des Staates, das sich für Deutsche in dem staatsüberhöhten Begriff des Reichs verdichtete, Verständnis aufbrachte. Nach dem Titel und dem zitierten Satz ist daran zu zweifeln.

Von Tübingen zog er nach Wien, im Glauben, bei den Ämtern Verständnis für seine Schulreformpläne zu finden. Doch weder hier noch in der Heimat wurde ihm Unter-

stützung zuteil. Die Zeit der Kämpfe war angebrochen, die ihn bis ans Ende begleiten sollten. Gegen den Widerstand des Vaters, verspottet und angefeindet, suchte der Vierundzwanzigjährige ein Lehrerseminar in Siebenbürgen zu errichten. Er wandte sich an die Öffentlichkeit mit einem „Vorschlag für die Errichtung einer Anstalt zur Erziehung und Bildung armer Kinder für den heiligen Beruf eines Schullehrers auf dem Lande", kaufte aus eigenem Geld einen Grund im Heimatdorf für die Gebäude, legte seinen Entwurf in allen Einzelheiten vor, aber kein Opfer vermochte die Hindernisse zu besiegen, die ihm entgegentraten. Welcher Art diese waren, zeigt folgende Stelle aus einem Briefe: „Stell Dir für: Herr Superintendent behauptet, die Pestalozzische Methode finde nur für blödsinnige Menschen statt". Seine Schrift, die sich an den „Edelsinn und die Menschenfreundlichkeit der sächsischen Nation in Siebenbürgen" gewandt hatte, blieb erfolglos.

Damit war der erste große Anlauf gescheitert. Bittere und trotzige Briefe zeugen von der seelischen Not, die ihn quälte, als er sich endlich, die Unzulänglichkeit der siebenbürgischen Schulverhältnisse vor Augen, bereit finden mußte, den ausgetretenen Weg der üblichen pädagogischen Laufbahn zu betreten. Er wurde in Mediasch Lehrer am Gymnasium und neun Jahre später dessen Direktor. Aber auch jetzt konnte er die langgehegten Pläne nicht verwirklichen, obgleich er es an Bemühungen dazu nicht fehlen ließ. Aus dem Kreise der Kollegen erwuchsen ihm Feinde, die es verstanden, die Bürgerschaft gegen ihn aufzuhetzen. Er wurde trotz seinem Sträuben des Amtes für verlustig erklärt, zum Stadtprediger gewählt, verließ aber die Stelle bald und übernahm eine Landpfarre. Mehr als zehn Jahre, die er der Schule und der Reform der Jugenderziehung geweiht hatte, waren ohne Gewinn dahingegangen.

In der fast souveränen Stellung eines Dorfpfarrers bot sich ihm eine neue Aufgabe, die doch seinen früheren Bestrebungen wesensverwandt blieb, wieder eine pädagogische, die sich jetzt auf das ganze Volk bezog. Aus der Anschauung des landwirtschaftlichen Lebens, in dessen Mitte er wirkte, wurde Roth zum Volkswirt großen Stils. Die Sorgen der Bauern ließen ihn die Mißstände der ländlichen Wirtschaftsweise erkennen, vor allem die Grundzersplitterung, den Weidezwang, die Dreifelderwirtschaft. In zahlreichen Schriften forderte er moderne Methoden, Bodenzusammenlegung, Stallfütterung, Obstveredelung und vieles andere, was dringend nottat. Ja, er legte selbst eine Musterwirtschaft an, schlug die Errichtung von Ackerbauschulen vor und wirkte mit bei der Gründung des Siebenbürgisch-Sächs. Landwirtschaftsvereins, der bis zum heutigen Tag der wichtigste Fachverband seiner Heimat geblieben ist. Im Zusammenhang mit dieser Tätigkeit stehen auch die schon eingangs gestreiften Kolonisationsbemühungen. Er reiste zu diesem Zweck nach Deutschland, hielt sich dort lange auf, sprach an vielen Orten, schrieb in schwäbischen und badischen Blättern Aufsätze und warb für den letzten Versuch, der nur ihm zu verdanken ist: einer neuen Ostlandfahrt die Wege zu ebnen. Hier hatte der rastlos tätige und mit jedem Plan die Bedürfnisse der Zeit wahrnehmende Mann seine vielleicht genialste Idee zu verwirklichen unternommen, ohne auch dieses Ziel zu erreichen. Immerhin verschaffte er tausend deutschen Bauern eine neue Heimat in Siebenbürgen und diesem einen begrenzten Kraftzuschuß. Bald darnach machte das Jahr 1848 dem Unternehmen ein Ende.

In den fünfzehn Jahren seines Pfarrertums entstanden jene großen Schriften, die ihn unmittelbar in den wichtigsten politischen Fragen seiner Heimat wahrhaft schöpferisch und kämpferisch das Wort führen ließen. Gewiß, auch ihre augenblickliche Wirkung war gering. Indessen haben diese vielfältigen Äußerungen doch das eine Entscheidende gemeinsam, daß sie, zwar gegenwartbezogen, ihr Thema in einer grundsätzlichen Weise behandeln, die ihnen überzeitlichen Wert verleiht. Die Abhandlungen über die „Zünfte" und den „Geldmangel", vor allem der prachtvolle „Sprachkampf" geben schon in ihrem Titel an, was sie beinhalten, es sind aktuelle Stellungnahmen, doch wer sich auch nur kurz in sie versenkt, spürt, wie tief der Verfasser schürfte. In der Erörterung über die Zünfte ist das Problem wirtschaftlicher Organisation überhaupt gestellt und in einer auch uns noch fesselnden Weise gelöst. Der „Geldmangel" hat, mögen Roths Theorien nicht immer stichhaltig sein, seinen Wahrheitsgehalt ebenfalls nicht verloren, vollends „Der Sprachkampf" darf für alle Länder, die mehrvölkische Einwohner haben, unverändert als das goldene Buch der Gerechtigkeit und Klugheit und jener Achtung vor fremdem Volkstum gelten, die zum Wesen der Deutschen immer gehörte und heute in der nationalsozialistischen Lehre verankert wurde.

Doch weit mehr als das Anwendbare der Schriften bestricken uns andere Werte an ihnen, die sie unvergänglich machen. Roth ist kein trockener Gelehrter. Er, der einmal sagte, daß er vom Gedanken der Menschenerziehung geheiligt sei, verfügt über die sprachliche Gewalt eines Dichters, und tatsächlich sind seine Schriften, so nüchternen Fragen sie sich scheinbar zuwenden, fast in jedem Satz Ausdruck einer dichterischen Seele. Roth dichtet seine Abhandlungen. In ungewöhnlich bildhafter, kerniger, mit kräftigen Vergleichen gesättigter Sprache stellt er den sprödesten Stoff hinreißend lebendig vor uns. Die gleiche Bildfülle, Wucht und Frische tritt uns aus den Briefen und Predigten entgegen. Viele seiner Sätze drangen in den letzten Jahren auch in Deutschland in den geistigen Raum der Nation ein, kostbare Aussprüche der gerechten und tapferen Lebenseinsicht eines Volksmannes von beschwingter Nüchternheit. Daneben finden wir religiöse und gottverpflichtete Bekenntnisse aus schweren Stunden der Enttäuschungen und mancher Schicksalsschläge, die ihm auch in der Familie — es starben ihm zwei Frauen und zwei Kinder — nicht erspart geblieben sind. In dem Maße, wie sich der anfangs stürmische und nicht immer leicht zu behandelnde Jüngling zum Manne abklärte, verdichtet sich seine Sprache bei bedeutenden Anlässen zu hoher Würde, durch die das Feuer der Leidenschaft geläutert glüht und das erregte Wort zum Pathos der großen Natur anschwillt.

Einige seiner Aussprüche seien hier wiedergegeben.

Über den inneren Feind der Völker schreibt er: „Vor denen, die da draußen sind, fürchten wir uns nicht, seien sie auch Legion. Da habe ich kein Bangen. Aber vor den großen Mägen im eigenen Volke fürchte ich mich, die mit dem kleinen Einkommen ihn nicht ausfüllen können. Ich fürchte mich vor dem eigenen Begehren, an die Krone der Bürgerwürde noch ein Schnitzel Zendelgold zu kleben. Ich fürchte mich vor den Jaherren, die wie Weiber weinen, wenn ein Schwert auch nur gezückt wird."

Wie wunderbar ist die höhere Aufgabe der Schule mit folgendem Wort umrissen: „Durch die Schultüren strahlt der Morgenstern."

Aus einer Grabrede: „Mit Mühe unterdrücke ich und dämpfe jeden Anklang von

Leid und Klage: denn an einem Baume, der von Regen naß ist, bedürfte es nur eines leisen Windhauches, um von allen Blättern helle Tropfen herabfallen zu machen."

Nach dem Tode der Tochter: „Ich weiß mich wohl zu fassen, aber vom Sümmchen meiner Kraft muß ich einen so großen Posten gegen den Schmerz stellen, daß für mich beinahe nichts mehr übrig bleibt. Es geht mir wie einem Lande, das durch das höchste Aufgebot wohl seine Grenzen gegen den Einbruch des Feindes schützt, aber im Lande bleibt Pflug und Sense müßig und das Land ein Brachfeld."

Der Gesamteindruck seiner Schriften, der Reden und Briefe läßt sich zusammenfassen unter dem Gesichtspunkt, der schon dem Jüngling in Iferten vorschwebte: das Volk erziehen, nicht zum Wissen, sondern zum Sein. Er war ein Führer, dazu bestimmt, auf jedem Gebiet, in der vollen Einheit des Lebens, seine Blutgenossen zu leiten zum Segen eines Landes, dem noch andere Völker angehörten, und im Dienste einer Sendung, die dem Besten unseres Erdteils gemäß ist. Auf dem Dorf vermochte er als Pfarrer dieser Aufgabe, die Größtes und Kleinstes umschloß, wohl zu entsprechen, wenngleich sich damit allein seine Fähigkeiten nicht erschöpfen konnten. In den führenden Kreisen fand er keinen Platz. Sie verstanden ihn noch immer nicht. Sein Charakter war ihnen zu unbedingt, seine Pläne zu neu und absonderlich. Und so blieb dieser Friedrich List des Ostens und der Siebenbürger Sachsen, der mehr als jener nicht nur ein Volkswirt, sondern überdies ein Dichter und Volkserzieher war, auch ein tragischer Vorläufer.

In beschränktem Wirkungsrahmen ging sein Leben hin bis zum Jahre 1848, das in die behäbige Ruhe Siebenbürgens plötzlich die Brandfackel warf. Und ebenso jäh stand Roth hell beleuchtet vor der Heimat. Mit dem Instinkt alter Krieger, die lange geschlafen und jetzt erwacht nach dem wahren Führer Ausschau hielten, öffnete ihm sein Volk den Weg auf den politischen Schauplatz. Es hat etwas Versöhnendes, daß gerade die Jugend zuerst nach ihm rief. Er, der zu den Gründern des Jugendbundes gehörte, wurde dessen Obmann. Bald nachher gehörte er der Nationalversammlung an, und dann sehen wir ihn als kaiserlichen Kommissar.

Worum handelte es sich in diesem Bürgerkrieg?

Über ganz Europa schwang die Welle der demokratischen Revolutionen; in Siebenbürgen aber, wo jedermann nur national zu leben vermag, gewannen die zeitneuen Ideen eine völkische Färbung. Die Ungarn rissen das Gesetz des Handelns vorerst an sich und versuchten zweierlei, Siebenbürgen mit dem ungarischen Königreich zu verbinden und dieses von der kaiserlichen Vorherrschaft unabhängig zu machen. Die Parteinahme der anderen Völker ergab sich notwendig daraus. Rumänen und Sachsen, so verschieden ihre sozialen und staatlichen Rechte waren, hielten Wien die Treue. In wechselvollen Kämpfen siegten anfangs die Ungarn, und nur spät, im Jahre 1849, konnte der Doppeladler endgültig triumphieren. Für die Sachsen ging es um die Aufrechterhaltung ihres Freitums, das nur in einem dem Kaiser unterstellten siebenbürgischen Kronland gesichert werden konnte.

Roth nahm an den Auseinandersetzungen lebhaftesten Anteil. Unmittelbar ins geschichtliche Geschehen griff er einmal ein, als er den Landstrich um Kokelburg von aufrührerischen Horden säuberte und dreizehn sächsische Gemeinden, die — eine historisch bedingte Ausnahme — unter der Adelsherrschaft bisher leibeigen gelebt hatten, dem freien

deutschen Königsboden einverleibte. Diese Aufgabe hatte Roth ohne Blutvergießen erfolgreich gelöst und damit den Beweis erbracht, daß er nicht bloß politisch planen, sondern auch unter schwierigsten Umständen zu handeln wußte. Als die Revolutionäre vorrückten, zog er sich auf sein Dorf zurück. Der ritterliche Führer der Ungarn Bem stellte ihm einen Schutzbrief aus. Eine Abberufung des Generals ins Banat benützte der ungarische Regierungskommissar Ladislaus Csányi, den die Österreicher später henkten, um Roth verhaften und in Ketten nach Klausenburg vor das Revolutionsgericht bringen zu lassen. Beim Marsch durch Schäßburg boten Studenten ihrem Führer eine Fluchtgelegenheit an. Er schlug sie aus im Vertrauen auf sein Recht.

Vor dem Kriegsgericht aber galt kein Recht. Roth wurde zum Tode verurteilt und drei Stunden nachher erschossen, weil er, wie der Spruch besagte, den Anordnungen des österreichischen Generals Puchner Folge geleistet und die Bibel mit dem Schwert vertauscht habe. Der letzte Vorwurf war erlogen, der erste sinnlos, denn die rechtmäßige Macht im Lande vertrat Puchner. Doch den Kern des Vorganges, der eine politische Maßnahme darstellte, berühren rechtliche Erwägungen nicht.

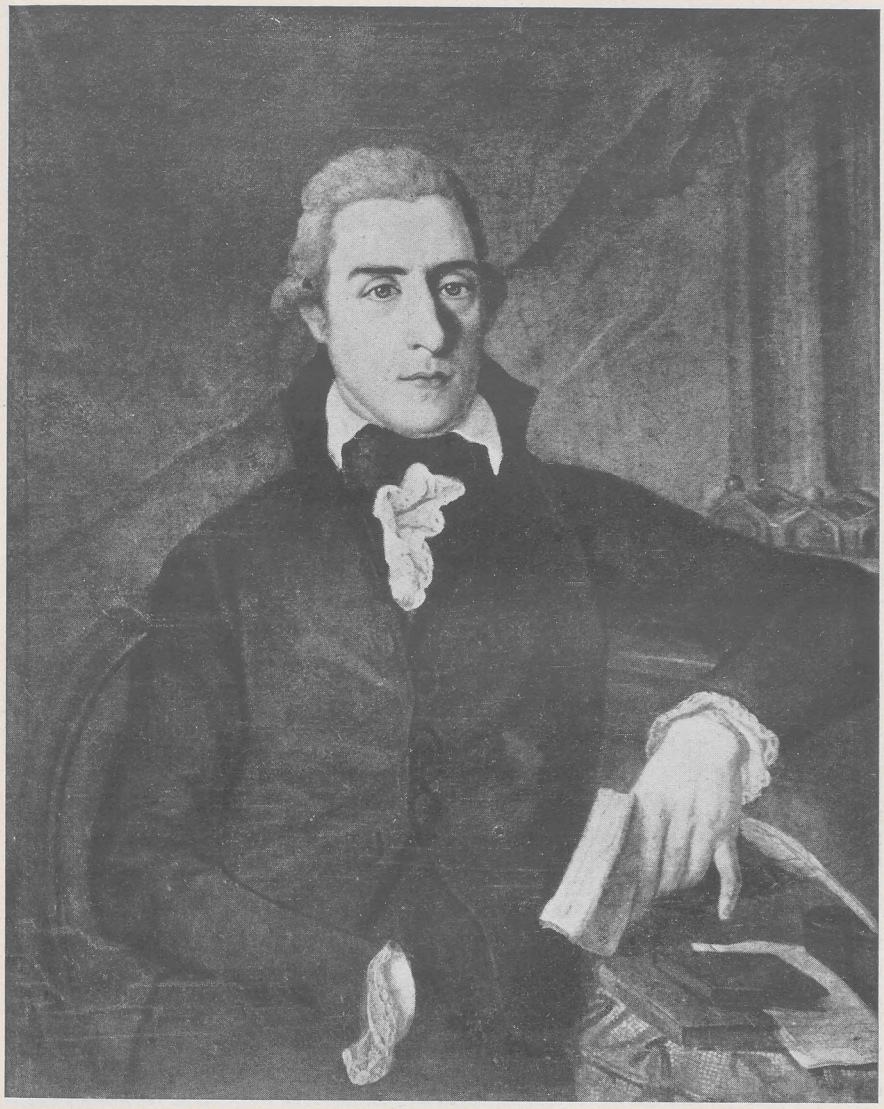
In seiner Schrift über den „Sprachkampf" war Roth den Versuchen, die madjarische Sprache zur einzigen Verwaltungssprache Siebenbürgens zu machen, entgegengetreten, überdies hatte er es niemals an Verständnis für die vom Adel geknechteten Rumänen fehlen lassen, und schließlich vermeinten die Ungarn in seiner Schwabeneinwanderung, die lediglich ins deutsche Freitum mündete, einen Angriff auf ihren Volksbestand zu sehen. Aus all diesen Gründen erschien ihnen Roth als ein Feind, der er keineswegs war, was sich am schönsten aus dem tapferen Abschiedsbrief ergibt, den er unmittelbar vor dem Tod an seine Kinder schrieb. Er befiehlt diesen darin, das von ihm aufgenommene ungarische Ziehkind auch weiterhin zu betreuen.

Die heldenhafte Größe, mit der Roth zu sterben wußte, erschütterte Freund und Feind. Beide spürten, wer da gefallen war. Versinkend gab er sich in seiner Einmaligkeit so beispiellos zu erkennen, daß ihn niemand mehr übersehen konnte, der von der Kraft seiner letzten Stunde berührt worden war.

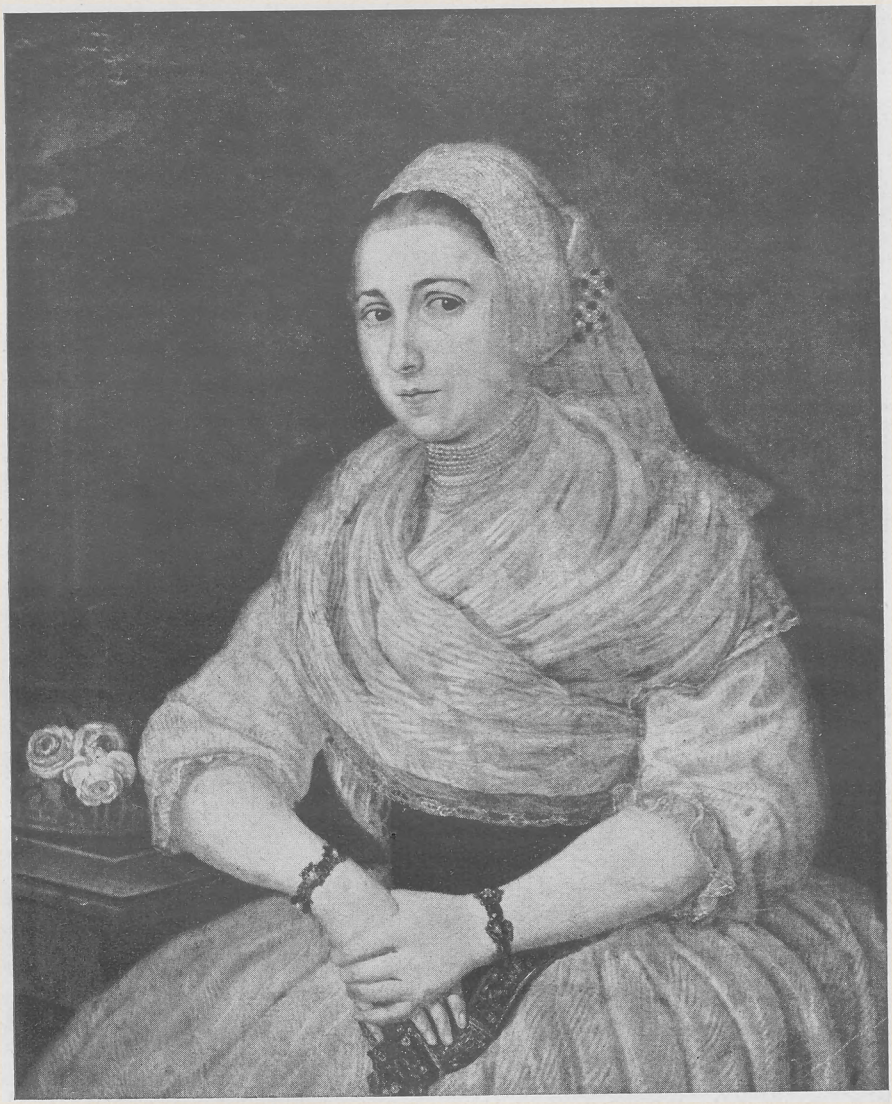
Aber trotz diesem großen Sterben ist man versucht, mit dem Schicksal darüber zu hadern. An manchen Ansätzen zu wichtigen Taten hatte Roth scheitern müssen, weil er der Zeit voraus geeilt war. Nun aber, da ihn in der allgemeinen Gefahr sein Volk selbst gerufen, da er vor ihm stand, traf ihn die Vernichtung und der endlich geöffnete Weg zur Führung und zur Durchsetzung all seiner Ideen war damit verschüttet. Das Gesetz seines Lebens hatte sich mit dämonischer Folgerichtigkeit vollendet.

Aus jedem Opfertod blüht einmal das Leben. Vieles, was Roth an Plänen und Entwürfen vorgelegt hat, ist von späteren Geschlechtern durchgeführt worden. Die sittlichen Forderungen aber, die er stellte und die sein Tod besiegelte, die dichterische Fülle der Schriften, die Weisheit der Aussprüche und die Tapferkeit seines Kämpfens sind auferstanden als unerreichtes Beispiel für seine Heimat, der Kämpfe bis heute nicht erspart sind, und zugleich als Mahnung für jeden Deutschen an den Toren des Ostens; und damit tritt sein Werk und Beispiel auch vor das deutsche Gesamtvolk, das auf diesen Sohn stolz sein darf.

Wenn auch spät, der Sinn seines Lebens erfüllt sich fortwirkend in den Nachfahren.



Der Vater St. L. Roths
Stephan Gottlieb Roth 1762—1847, Pfarrer von Kleinschelken
Ölgemälde, aufbewahrt im Brukenthalischen Museum.



Die Mutter St. L. Roths

Maria Elisabeth Roth, geb. Gunnesch 1773—1835

Ölgemälde, aufbewahrt im Brukenthalischen Museum

Stephan Ludwig Roth – Umrisse seines Wirkens

Von Gottfried Fittbogen (Berlin)

Die neue Aufgabe

Der Siebenbürger Sachse Stephan Ludwig Roth fängt nun an, auch den Binnendeutschen bekannt zu werden: er ist der Mann, der in bewegter Zeit, in der ungarischen Revolution, um seines Volkes willen von seinen Gegnern erschossen wurde. Ein markanter Abschluß des Lebens!

Aber der Tod ist doch nur der Abschluß seines Lebens. Was war sein Leben, was ist dessen Inhalt?

Das ist schwerer zu sagen. Noch fehlt die Biographie, die uns seine Gestalt scharf umrissen vor Augen stellt. Die neue Ausgabe seiner Schriften, welche erst die Grundlage für eine neue Biographie abgeben kann, braucht noch mehrere Jahre, bis sie vollendet ist. Sie erscheint seit 1927 unter dem Titel: Stephan Ludwig Roth. Gesammelte Schriften und Briefe. Aus dem Nachlaß herausgegeben von Otto Folberth (Verlag Krafft & Drotleff, Hermannstadt). Sie ist im wesentlichen chronologisch geordnet. Bisher liegen 6 Bände vor. Der fünfte vereinigt unter dem Titel „Der Predigtstuhl der Zeit" — denn Roth hat die Presse gelegentlich einmal den Predigtstuhl der Zeit genannt — Aufsätze, die Roth (während der Jahre 1842 bis 1848) hauptsächlich in der Presse hat erscheinen lassen. Inhaltlich handeln sie hauptsächlich von der Hebung der sächsischen Landwirtschaft und der Einwanderung von Landwirten aus Deutschland; beides hängt, wie wir sehen werden, aufs engste zusammen. Der sechste Band, „Der Schwabenkönig", ist der Einwanderung dieser deutschen Landwirte ausschließlich gewidmet. Roth ging selbst als Werber nach Stuttgart, gewann eine ganze Anzahl schwäbischer Familien für Siebenbürgen und war auch in Siebenbürgen ihr Berater und Vertrauensmann — bis er sich infolge von mancherlei Schwierigkeiten von der Sache zurückzog. Mit dem siebenten Bande, der alles zusammenfassen soll, was Roths Lebensende betrifft, wird dann die Ausgabe abgeschlossen sein.[1]

Die ältere Forschung ist auch heute durchaus nicht wertlos, insbesondere ist die Biographie Roths von Franz Obert[2] mit Dank zu nennen und zu benutzen. Sie weist aber — begreiflicher Weise — einen Zug zum Panegyrischen und zugleich zur Bagatellisierung der Gegensätze auf. Bestimmte Dinge konnten in der ungarischen Zeit nicht gut erörtert werden. Typisch für diese Auffassung ist die Darstellung, die Roths Hinrichtung in der kleinen Sachsengeschichte von Friedrich Teutsch gefunden hat: „Wenige Monate später wurde St. L. Roth in Klausenburg als Rebell erschossen. Auch er hatte sich zur „Pazifikation" des Landes vom Kommandierenden Baron Puchner verwenden

---

[1] Vgl. auch Folberths orientierenden Aufsatz: Stephan Ludwig Roths Schicksalsweg. Auslanddeutsche Volksforschung 1937, S. 273–289.

[2] Stephan Ludwig Roth. Sein Leben und seine Schriften. 2 Bde. Wien 1896. Bd. I enthält die Biographie, Bd. II eine Ausgabe der wichtigsten Werke. Dazu der später zu nennende Aufsatz von G. A. Schuller.

lassen und in Elisabethstadt und in den 13 Dörfern viel Unglück verhütet".[1] Er ließ sich von einem andern als dessen Werkzeug verwenden und wurde für das Gute, das er in dessen Auftrag tat, hingerichtet. Kann man am Kern der Sache stärker vorbeireden? — Aber damals war es den Sachsen innerlich garnicht möglich, diese Frage ernsthaft ins Auge zu fassen.

Eine eigentümliche Übergangsstellung nimmt die neue Ausgabe selbst ein. Ihr Herausgeber ist noch in der alten Betrachtungsweise herangewachsen. Er kündigt Roth (im Vorwort zum ersten Bande) als „Heldengenius auslanddeutscher Geistesgeschichte" an, er arbeitet auf die Apotheosierung hin. Aber das ist das Alte und Unwesentliche. Das Wesentliche und Neue ist, daß er in unermüdetem „Dienst an Stephan Ludwig Roth", gestützt auf dessen Nachlaß, der ihm unbeschränkt zur Verfügung steht, eine Fülle neuen Materials ans Tageslicht fördert und damit der Wissenschaft neue Aufgaben stellt. Alle weitere Arbeit kann nur auf dem Boden dieser Ausgabe erfolgen.

Diese Forschung wird nicht mehr panegyrisch gestimmt sein, sie wird aufs Konkrete gehen. An schönen Worten wie an Harmonisierung der Gegensätze liegt ihr nichts mehr, sie will Stephan Ludwig Roth und die Verhältnisse, unter denen er lebte, in ihrer Konkretheit erfassen. Die Zeit, in der die Sachsen ihr eigenes Territorium mit eigenen Beamten verwalteten und die Madjaren und die zahlreichen „Walachen", die auf Sachsenboden lebten, keine politischen Rechte besaßen — diese Zeit liegt uns so fern, ist auch den Sachsen selbst so fremd geworden, daß es Mühe macht, sie in ihren konkreten Einzelheiten wieder lebendig zu machen. Der künftige Biograph Roths wird hier eine große Aufgabe zu leisten haben.

Und zweitens, diese aufs Konkrete gerichtete Wissenschaft wird zu unterscheiden wissen; sie wird ihren Helden nicht in Bausch und Bogen verherrlichen, sie wird unterscheiden, auf welchen Gebieten er die andern überragt, auf welchen nicht.

Mit der neuen Rothausgabe also beginnt auch eine grundsätzlich neue Periode der Rothforschung.

Einstweilen, bevor die Rothausgabe nicht beendet ist, läßt sich nichts Abschließendes über Roth sagen. Aber da der größere Teil der Ausgabe bereits vorliegt, zeigen sich schon die wesentlichen Umrisse; sie lassen sich mit hinreichender Klarheit erkennen.

Roth und Pestalozzi

Die Grundtatsache von Roths Dasein ist: er war eine praktische, keine wissenschaftliche Natur. Das zeigt sich mit voller Deutlichkeit in der Art, wie er seine Studienzeit anwendet.

Auch Roth ist, wie so viele Siebenbürger Sachsen, als Jüngling „ins Reich" gegangen und hat auf einer deutschländischen Universität (in Tübingen) studiert. Drei und einviertel Jahr ist er draußen geblieben. Aber von diesen dreieinviertel Jahren hat er nur ein einziges Jahr auf der Universität zugebracht. Wie tief kann man schon in dieser kurzen Zeit in „die Wissenschaft", in den Zweig der Wissenschaft, den man studiert, eindringen?

[1] Friedrich Teutsch, Die Siebenbürger Sachsen in Vergangenheit und Gegenwart. Leipzig 1916, S. 215 f. — Zweite Auflage, Hermannstadt 1924, S. 213.

Wenn er gleichwohl vor der Rückkehr in die Heimat auf der Durchreise in Tübingen binnen vier Tagen eine Doktor-Dissertation aus dem Ärmel geschüttelt und den Doktorgrad erworben hat, so ist das zwar eine Talentprobe, aber in noch höherem Maße ein Zeichen des Entgegenkommens, das die dortigen Professoren ihm, dem Außenseiter, bewiesen. Viele derartige Promotionen wird es in Tübingen kaum gegeben haben und daß die philosophische Fakultät keinen Wert darauf legte, diese Dissertation gedruckt zu sehen, ist nur natürlich. Daß die österreichische Regierung, die nach der Ermordung Kotzebues durch Sand das Studium ihrer Landeskinder auf deutschländischen Universitäten nach Möglichkeit unterband, ihm dann die Führung dieses Titels nicht gestattete, ist eine Sache für sich. Trotz der Freundlichkeit der Tübinger Professoren mußte Roth in der Heimat seine Laufbahn als titelloser junger Mann beginnen. Er litt darunter; denn mundus vult titulum.

Auch das Zweite, das die Universität ihm hätte geben können, wurde ihm nicht zuteil: die Berührung mit dem jugendlich frischen idealistischen Geiste der deutschen Burschenschaft. (Roth trat während seines Tübinger Jahres der dortigen Burschenschaft nicht bei, sondern war, wie es scheint, Konkneipent — „Renonce“ — bei dem Korps Suevia, dem einzigen Korps, das sich in Tübingen neben der Burschenschaft behauptete; Bd. I, S. 200.)

Die Universität und die Wissenschaft bedeuten also wenig in Roths Ausbildung. Für sie hatte er nur ein einziges Jahr Zeit.

Und die übrigen zweieinhalb Jahre? Roth hat sie keineswegs vergeudet. Im Gegenteil! Aber er hat sie zu andern Zwecken benutzt: er ging zu Pestalozzi in die Schweiz und lehrte und lernte lehrend unter den Augen des Meisters. Freilich, bei dem hatte bereits die Abenddämmerung begonnen. Anderthalb Jahre blieb Roth bei ihm. Auch diese Zeit schloß ohne einen sichtbaren Erfolg ab; eine größere Arbeit über die Methode des fremdsprachlichen Unterrichts, die er unter den Augen Pestalozzis begonnen hatte, blieb ungedruckt. Den Rest der Zeit, dreiviertel Jahre, verwandte er auf Hin- und Rückreise.

Nicht also das Universitätsstudium und die Wissenschaft, sondern Pestalozzi und die pädagogische Arbeit unter ihm war das Haupterlebnis, das er nach Siebenbürgen zurückbrachte. Und hier erhob sich nun sofort die praktische Frage: wie setze ich das, was ich bei Pestalozzi gelernt habe, in die Tat um. Praxis, nicht Wissenschaft! Die Antwort lautet: ich gründe ein Seminar für Landlehrer.

Er strebte dabei nicht, wie man denken könnte und wie es oft aufgefaßt wird, eine Gesamtreform des siebenbürgisch-sächsischen Volksschulwesens aus dem Geiste der neuen Pädagogik an. Er beschränkte sich auf die Dorfschulen; die städtischen Schulen und die Ausbildung der Lehrer für die Stadt ließ er unangetastet. Und auch für die Landlehrer strebte er nur eine Teilreform an.

Stadt und Land, das ist sein Grundgedanke, bedürfen einer verschiedenen Ausbildung für ihre Lehrer. Die Dorfschullehrer müssen mit dem Landleben verwachsen. Was nützt dem Dorf ein Lehrer, der nicht weiß, wie der Landmann lebt? der sich im Dorf nicht an seinem Platz fühlt und sich in die Stadt sehnt? Das Seminar für Landlehrer muß auf dem Lande liegen, und zwar auf einem Gut, das ihm gehört. Von seinem Ertrag soll es sich selbst unterhalten. Lehrer und Schüler bearbeiten (unter Leitung eines Landwirtes)

das Gut; die Arbeit des Landmannes auszuüben, ist ein Teil, ein wesentlicher Teil der Ausbildung. Ein Schüler, der diese Ausbildung genossen hat, wird sich später als Lehrer nur auf dem Lande wohl fühlen, wird hier festwachsen und nicht in die Stadt streben. Ein Lehrer dieser neuen Art wird es mit der Dorfjugend leicht haben. Er weiß, wie es ihr ums Herz ist. Die Dorflehrer, die aus dieser Dorfjugend hervorgehen, werden ihrer Aufgabe voll gewachsen sein.

Dazu gesellt sich der philantropische Gedanke der Verpflichtung gegen die Armen (die Armenerziehung spielt ja bei Pestalozzi eine große Rolle). Die Gesellschaft hat die Pflicht, die Armen vor Verwahrlosung zu bewahren. Sie erfüllt diese Pflicht am sichersten, wenn sie nicht beim Negativen, der Behütung vor Verwahrlosung, stehen bleibt, sondern die Sache ins Positive wendet und die armen Kinder zu wertvollen Gliedern der menschlichen Gesellschaft erzieht. Sie hat dabei die besten Aussichten auf Erfolg. Denn auf der Not ruht ein unverkennbarer Segen. Sie ist das beste Mittel, die Kräfte frisch zu halten und zur Entwicklung zu bringen. Die Anstalt wird daher im wesentlichen nur arme Kinder aufnehmen; diese werden tüchtigere Lehrer werden als die Kinder aus wohlhabenden Familien. Die Anstalt wird nur klein sein, wird in einem fünfjährigen Kursus nur Klassen von 5—6 Zöglingen, also, auch wenn sie voll entwickelt ist, im ganzen nur 25—30 Insassen haben und jährlich nur 5—6 Zöglinge entlassen. Sie wird also nur einen kleinen Teil der sächsischen Dorfschulen mit Lehrern versorgen.

Roth wollte seinen Gedanken selbst verwirklichen, dies neue Lehrerseminar selbst ins Leben rufen und damit zugleich sich eine bürgerliche Existenz gründen. Dazu brauchte er nicht nur ein Gut, auf dem und von dessen Ertrage die Anstalt leben konnte. Er war zwar nicht in der glücklichen Lage wie der Schweizer Herr von Fellenberg, der ein pädagogisches Institut auf seinem eigenen Grund und Boden errichten konnte und das Gut Hofwyl dafür stiftete (Roth hatte auch ihn besucht, zweimal, auf dem Wege zu Pestalozzi und nach dem Abschied von ihm, im Oktober 1818 und im Mai 1820, und manches von ihm gelernt; im einzelnen bleibt Fellenbergs Einfluß auf ihn noch zu untersuchen).[1] Aber immerhin, dies Hindernis ließ sich vielleicht noch überwinden; Ostern 1822 leitete Roth (mit Hilfe seines Vaters?) tatsächlich den Ankauf eines Grundstückes ein, auf dem das Seminar erstehen sollte. Auch eine Gehilfin wußte er bereits, die ihm als Hausfrau und Gehilfin im Beruf zur Seite stehen sollte, eine Schülerin Pestalozzis, die er in Iferten kennen gelernt und zur Arbeits- und Lebensgefährtin auserkoren hatte.[2] Aber der Schweizerin war die Sache zu unsicher, sie hob die Verlobung wieder auf.

---

[1] Über die beiden Schweizer Pädagogen siehe O. Hunzinger, Pestalozzi und Fellenberg. Langensalza 1879. Die ältere Schrift von W. Hamm (Emanuel Fellenbergs Leben und Wirken. Bern 1845) führt im Anhang viel zeitgenössische Literatur an.

[2] Liebesbriefe von Stephan Ludwig Roth. Herausgegeben von Otto Folberth-Mediasch 1924. Dazu meine Besprechung in der Deutschen Allgemeinen Zeitung 2. August 1925 (Was ist nun für ihn das Primäre? Die Liebe, die zwei Menschen zur Arbeitsgemeinschaft führt, oder vielmehr die Zweckgemeinschaft, die sich zeitweise zur Liebe steigert?"), den Aufsatz von Fritz Holzträger, Deus bene vertat! Studie zu St. L. Roths Seelenleben. (In: Nösner Gabe. Festschrift anläßlich der 66. Hauptversammlung des Vereins für siebenbürgische Landeskunde. Bistritz 1928, S. 25—64) und Hans Nägele: Maria Schmid und St. L. Roth. Jahrbuch des Vorarlberger Museumsvereins in Bregenz. Bregenz 1929, S. 45—47.

Roth brauchte vor allem aber auch die Anerkennung der sächsischen Behörden für seine Anstalt. Er legte daher sein Projekt der sächsischen Nation in einer kleinen Druckschrift dar und appellierte an deren Edelsinn (1821). Die Zustimmung der maßgebenden Stellen war für den jungen Kandidaten nicht zu erreichen. Die „Anstalt zur Erziehung und Bildung armer Kinder für den heiligen Beruf eines Schullehrers auf dem Lande" (das war ihr voller Name) blieb ein schöner Traum.

Es scheint, daß Roth sich damit verhältnismäßig leicht abgefunden hat. „Verschmäht das Vaterland meine gut gemeinte Anerbietung", schreibt er einmal (20. März 1822), „so weiß ich hochzuschätzen das köstliche: Animam solvavi".

Gerade der Grundgedanke Roths: das Land bedarf anderer Lehrer als die Stadt, blieb unbeachtet. Er mußte vielleicht unbeachtet bleiben in einem Jahrhundert, das beherrscht war von dem Gedanken der gleichmäßigen Ausbildung aller Volksschullehrer, das darunter in erster Linie die intellektuelle Bildung verstand und das auf diesem Wege in der Tat etwas geleistet hat.

Roth schlug dann die übliche Laufbahn des sächsischen Theologen ein: durch den magern Schuldienst zu einer gut dotierten Pfarrstelle. Roth hat im Schuldienst — als Lehrer am Gymnasium in Mediasch, dann als dessen Rektor — Tüchtiges geleistet; aber er dachte nicht daran, dauernd im Schuldienst zu bleiben und sein Leben der Verbesserung der Jugenderziehung zu weihen. Als die Zeit gekommen war, ging er gern in eine einträgliche Landpfarre über. Als er 1847 in eine Pfründe aufrückte, empfand er das aufrichtig als Glück. Er war hier durchaus Siebenbürger Sachse. Den Zehnten, den die Bauern an ihre Pfarrer leisteten, betrachtete er als die wichtigste Einrichtung im kulturellen Leben der Sachsen; denn von ihm leben nicht nur die, die ihn bekommen, die Pfarrer, sondern auch die, die ihn nicht bekommen, die Gymnasiallehrer. Denn nur die Hoffnung, auch einmal des Zehnten teilhaftig zu werden, hält sie aufrecht und befähigt sie, die Hungerjahre als Lehrer zu überstehen.[1] Nur schwer fand er sich in die Abschaffung des Zehnten, die die Revolution mit sich brachte; dieser „milchenden Kuh der Kirche" hat er aufrichtig nachgetrauert.

Wie weit Roth während der Zeit seines Schuldienstes Pestalozzische Gedanken in Siebenbürgen verwirklicht hat, mögen im einzelnen die Fachleute feststellen. Der Pestalozzi Siebenbürgens ist er nicht geworden. Im Grunde ist es aber ungerecht, wenn wir ihn, wie es unwillkürlich geschieht, neben Pestalozzi selbst stellen wollen; um ihn gerecht zu beurteilen, müßten wir ihn vielmehr neben die anderen Lehrjünger stellen, die Pestalozzi aus vielen Ländern zuströmten — die uns freilich meist unbekannt sind. In ihrer Schar wird er, daran ist nicht zu zweifeln, durchaus eine gute Figur machen; aber in die Geschichte der allgemeinen Pädagogik wird er als Eigener nicht eingehen.

Erst als Pfarrer entfaltete er sein ganzes Wesen: er begann der Erzieher der Erwachsenen zu werden.

---

[1] In dem Aufsatz: „Mediasch und die sächsischen Gymnasien", Bd. V, S. 354 f.

Roth und Albrecht Thaer

Als Pfarrer sah Roth sich in eine ganz neue Lage versetzt: er wurde — Landwirt.

Nicht die theologische Wissenschaft reizte ihn, sondern die Praxis; und nicht die praktische Theologie des Seelsorgers, sondern die praktische Arbeit des Landmannes.

Der sächsische Landpfarrer nämlich erhielt sein Gehalt nicht aus einer Kasse in barem Gelde ausgezahlt. Der Kirche jeden Dorfes war bei der Landnahme im Mittelalter ein Grundstück zugeteilt, von dessen Ertrag der Pfarrer leben mußte. Ihm blieb es überlassen, ob er es verpachten oder ob er die Wirtschaft selbst führen wollte. Roth wählte das letztere. Zugleich war der Pfarrer auch noch auf andere Weise von der Landwirtschaft abhängig: er bekam von jeder Bauernwirtschaft[1] den Zehnten. Wirtschaftete der Bauer gut, so bekam der Pfarrer viel, wirtschaftete er schlecht, so bekam er wenig. Der Pfarrer also hatte ein sehr praktisches Interesse daran, daß seine Bauern zu wirtschaften verstanden.

So lebte Roth „zwischen Bauern, von Bauern und für Bauern"; kein Wunder, daß auch ihn die „Liebhaberei zur Landwirtschaft" ergriff und er sie in den ersten Jahren „leidenschaftlich trieb".

Mit klarem Blick erkennt er schnell, woran es der Siebenbürger Landwirtschaft fehlt. Aber Roth betrachtet diese Dinge nicht nur für sich selbst, er sieht sie im Zusammenhang des Gesamtlebens seines Volkes; die Mängel, an denen die Landwirtschaft leidet, sind ein Schaden für das ganze Volk. Auch die Fragen der Landwirtschaft werden ihm so zu Volksangelegenheiten.

Tatsächlich ist der Ertrag der Landwirtschaft nicht so hoch wie er sein könnte. Der sächsische Bauer wirtschaftet rückständig und erzielt daher geringeren Ertrag, als er erzielen könnte. Darunter leidet nicht nur der Pfarrer, der einen geringeren Zehnten bekommt; es leiden darunter, was wichtiger ist, alle, die mit dem Bauern in Berührung kommen; insbesondere auch die Städte. Handel und Gewerbe in den Städten könnten sich ganz anders entfalten, wenn der Bauer eine reichere Ernte hätte und mehr kaufen könnte.

Zwei Gebrechen nun sind es, an denen die sächsische Landwirtschaft leidet und ohne deren Überwindung kein Aufschwung möglich ist: die Dreifelderwirtschaft und der Weidezwang.

Die Dreifelderwirtschaft, diese uralte Wirtschaftsform, nützt das Land nicht genügend aus, denn von den drei Feldern des Dorfes sind immer nur zwei Felder (das für das Sommer- und das für das Winterkorn) bearbeitet, das dritte Feld aber liegt brach. Ein Drittel des gesamten Ackerlandes also liefert keinen Ertrag. Es ist eine sehr einfache Rechnung, daß der Ertrag ohne weiteres um dies Drittel höher sein könnte. Es müßte nur unter den Pflug genommen werden. Aber die Ausnützung des letzten Drittels verhindert der zweite Krebsschaden, an dem die sächsische Wirtschaft leidet: der

[1] Nicht vom Bauern persönlich, sondern von der Bauernwirtschaft — ein bedeutsamer Unterschied. Der Pfarrer bekam den Zehnten also ohne Rücksicht darauf, wer auf dem Bauernhofe saß und welcher Konfession dieser angehörte. Auch der rumänische Bauer seines Dorfes, der einer andern Kirche angehörte, hatte den Zehnten zu leisten.

Weidezwang. Der Bauer ist nämlich nicht voller Herr über sein Eigentum. Er darf den Teil seines Besitzes, der im Brachfeld liegt, nicht nutzen, wie er will; auch die Gesamtheit der Bauern seines Dorfes hat ein bestimmtes Recht daran: sie darf ihr Vieh dort weiden lassen. An diesem Mitbenutzungsrecht scheitert jeglicher Fortschritt. Kein Stück des Brachfeldes darf bewirtschaftet werden, der Ertrag des Bodens wird künstlich niedrig gehalten.

Der Hirt hindert den Bauern. Und auf Sachsenboden ist dies störende Hirtenwesen noch stärker lebendig als anderswo. Leben doch neben den Sachsen viele Rumänen, die als Abkömmlinge eines reinen Hirtenvolkes noch nicht voll in das Bauernwesen hineingewachsen sind.

Zudem hat die bisherige Wirtschaftsweise noch ein weiteres Gebrechen im Gefolge: der einzelne kann nicht wirtschaften, wie er will, er hat zu wirtschaften, wie es die Gesamtheit ihm vorschreibt. Auf diese Weise wird die Initiative des einzelnen, diese wichtige Quelle des Fortschritts, vollständig lahmgelegt.

Vor allem also muß der Weidezwang aufgehoben und das Recht des Privatbesitzes voll durchgeführt werden! Und das Vieh? Was wird mit dem? — Es wird nicht beseitigt. Aber es wird anders ernährt. Es wird nicht mehr ins Freie getrieben, sondern bleibt im Stall und wird hier gefüttert. So wird Roth zum Apostel der Stallfütterung. Er hat keine Predigten über den Segen der Stallfütterung gehalten, wie das den rationalistischen Pfarrern Deutschlands — mit Recht oder Unrecht — nachgesagt wird, aber er hat sehr nachdrücklich für die Einführung der Stallfütterung gewirkt. Nur die Stallfütterung macht den Weg frei für die Beseitigung des Brachfeldes und damit für die Ertragsteigerung des Ackerbaues — und die Erhöhung des Zehnten an den Pfarrer.

Diese Ertragssteigerung wird drei Quellen haben. Die erste kennen wir schon: da ein volles Dritttel des Ackerlandes, das bisher brach lag, unter den Pflug genommen wird, wird der Ertrag automatisch um ein volles Drittel steigen. Außerdem aber wird bei der Stallfütterung ein weiteres Mittel zur Steigerung des Ertrages gewonnen: viel Mist, der aufs Feld geführt werden kann. So wird sich also infolge dieser qualitativen Verbesserung der Ertrag noch über das Drittel hinaus, das die Quantitätsvermehrung des Ackerlandes mit sich bringt, steigern. Dazu kommt ein drittes Moment, das zur Steigerung des Ertrages beiträgt, das Wachsen der Initiative des einzelnen. Wie viel mehr Freude wird der Bauer an seinem Acker haben, wie viel mehr Nachdenken wird er auf ihn verwenden, wie viel mehr Arbeit wird er hineinstecken, wenn er ihm ganz allein gehört und niemand mehr ihm hineinreden darf!

Mit diesem seinem Wirken tritt Roth — wir brauchen es kaum noch zu sagen — in die Fußstapfen Albrecht Thaers, des Reformators der Landwirtschaft (1752—1828).[1] Thaer hatte seine bahnbrechende Wirksamkeit gegen Ende des 19. Jahrhunderts begonnen, in Deutschland war bereits vieles in seinem Sinn geschehen, der König von Preußen selbst hatte ihn in sein Land berufen und ihm die Möglichkeit gegeben, praktisch zu wirken. 1828 war er gestorben. Aber seine Gedanken wirkten weiter. Jetzt war die Zeit gekommen,

[1] Vgl. die neue Thaer-Biographie von Walter Simons: Albrecht Thaer. Nach amtlichen und privaten Dokumenten aus einer großen Zeit. Berlin 1929.

wo sie auch ins ferne Siebenbürgen hinüber wirkten. Roth trat in die Schar der Jünger Albrecht Thaers. Der sächsische Landpfarrer beginnt — im Dienst seines Volksstammes — die Reform der sächsischen Landwirtschaft zu betreiben.

Aber wie zum Ziele kommen? Mit Worten allein ist wenig getan. Mit Worten allein kommt man an den Bauern nicht heran. Selbst gesetzt den Fall, man hätte die Macht, die Aufhebung der Brache und des Weidezwanges zu dekretieren, so wäre das zunächst nur etwas Negatives. Sofort entstehen neue Aufgaben, denen der Bauer hilflos gegenüberstünde: die Einführung der neuen Fruchtfolge und der Stallfütterung. Bisher hatte der sächsische Bauer der Tradition gemäß gewirtschaftet, nun soll er plötzlich der ratio gemäß arbeiten. Wie setzt man ihn dazu in den Stand? Wie schult man ihn für den rationellen Betrieb der Landwirtschaft?

Es gibt einen sicheren Weg dazu: man richte Musterwirtschaften und eine Ackerbauschule ein, hier könnte der bäuerliche Nachwuchs die neuen Methoden der Landwirtschaft sich theoretisch und praktisch aneignen. Gewiß, das wäre der beste Weg. Aber die Mittel fehlen, und es besteht keine Aussicht, daß die sächsische Territorialverwaltung die Sache in die Hand nehmen und die Mittel bewilligen wird.

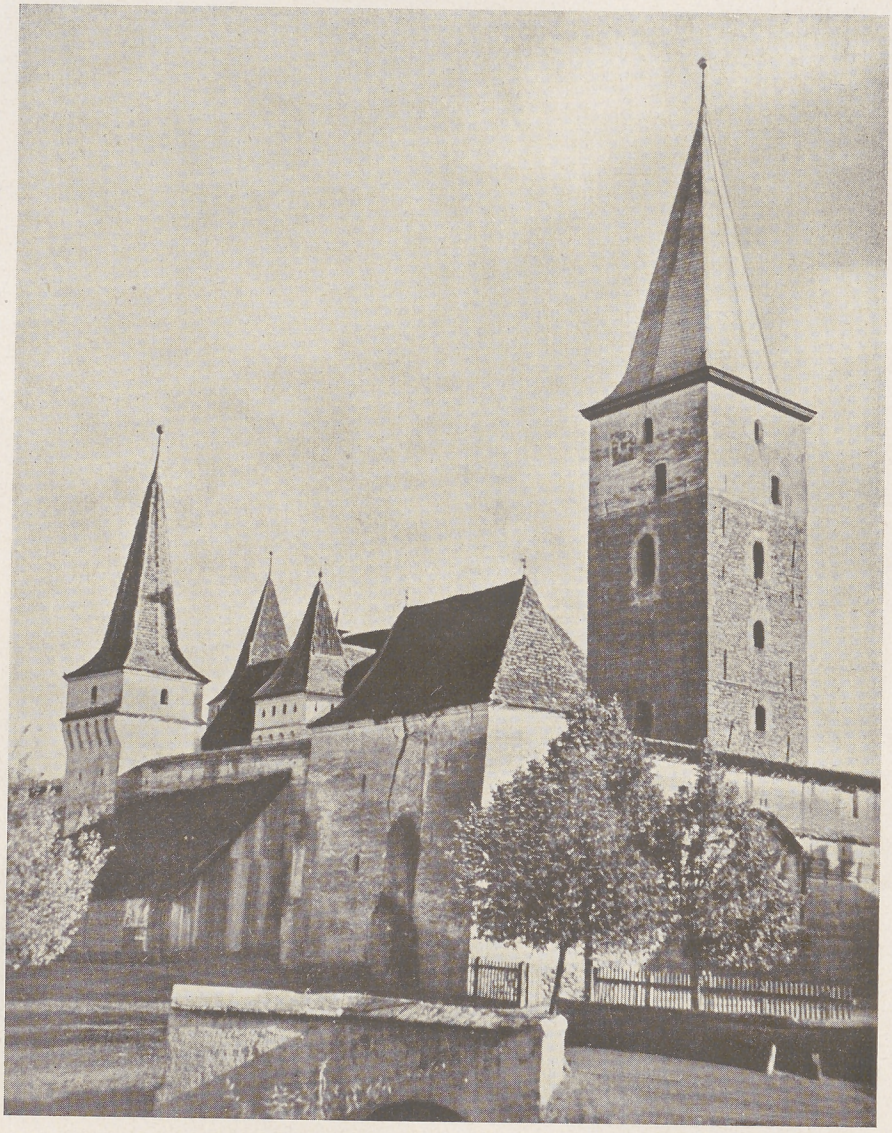
Man muß sich also anders behelfen. Anderwärts gibt es bereits Landwirte, die nach der neuen Methode zu wirtschaften verstehen, besonders in Deutschland. Wie wäre es, wenn man solche Landwirte von auswärts nach Siebenbürgen holt? Man muß ihnen nur eine gute Existenz bieten, dann werden sie kommen. Sie werden hier nach der neuen Methode wirtschaften, selbst gedeihen und dabei zugleich die Lehrmeister der sächsischen Bauern werden. Daß Landwirte aus Deutschland nach Siebenbürgen kommen werden, ist kaum zu bezweifeln. Sie wandern ja zu Tausenden aus, wandern übers Meer einer unsicheren Zukunft entgegen. Werden sich viele von ihnen nicht gern in dem so viel näheren und kultivierteren Siebenbürgen niederlassen, wenn sie nur die Möglichkeit haben, dort zu existieren?

So kam Roth ganz auf eigenen Wegen, aus seinen praktischen Bemühungen um die Hebung der sächsischen Landwirtschaft, auf den Gedanken, deutschländische Landwirte als Lehrmeister nach Siebenbürgen zu holen. Als Landwirt und aus landwirtschaftlichen Motiven ging er an die Sache heran.

Diese deutschländischen Landwirte werden sich — als Pächter oder Eigentümer — in sächsischen Gemeinden niederlassen (Land können sie billig pachten oder kaufen) und hier als Sauerteig wirken. Infolgedessen wird der Ertrag der sächsischen Bauernwirtschaften, deren Inhaber bei ihnen in die Lehre gehen, wachsen. Den eingewanderten Lehrmeistern wird es natürlich auch gut gehen. Hat sich der Versuch erst einmal an einigen Stellen bewährt, so spricht sich das herum. Die Nachfrage nach deutschländischen Lehrmeistern wird wachsen, die ersten Lehrmeister werden weitere nach sich ziehen, die Zahl der sächsischen „Schüler" wird zunehmen. Dieser Prozeß wird solange dauern, bis die sächsische Landwirtschaft noch für neue Einwanderer aufnahmefähig ist; er wird sich also nach wirtschaftlichen Gesichtspunkten regulieren. Ist die sächsische Landwirtschaft endlich saturiert, so wird die sächsische Bauernschaft mit deutschländischen Landwirten durchsetzt sein. Nirgends treten sie in größerer Zahl auf, aber im ganzen bedeuten sie doch für den



Das Geburtshaus St. L. Roths
unter den Kastelltürmen in Mediasch



Die Kirchenburg von Meschen
St. L. Roths letzte Pfarre

sächsischen Volkskörper, dem sie sich als Deutsche ohne weiteres einfügen, einen kleinen Zuwachs, eine Nebenwirkung, die nur willkommen sein kann.

Die Einwanderung deutschländischer, und zwar schwäbischer Landwirte kam in Gang; Roth selbst ging 1845 als Werber nach Stuttgart, im Frühjahr kamen die ersten deutschländischen Landwirte nach Siebenbürgen. Wenn es auch kein voller Erfolg wurde (das Unternehmen litt an inneren Unvollkommenheiten, schon vor der ungarischen Revolution von 1848 war der Zuzug von deutschländischen Landwirten beendet), ein gewisser Erfolg wurde doch erreicht. Er zeigt sich äußerlich darin, daß etwa 1000 deutsche Menschen dauernd für Siebenbürgen gewonnen wurden.[1]

Die Schwäche des Unternehmens lag darin, daß die Voraussetzung für seinen Beginn noch fehlte, nämlich die Aufhebung des Weidezwanges, der Brache und der Dreifelderwirtschaft. Wie sollte da auch der rationell geschulte Landmann mit Erfolg wirken? Ihm blieb ja nichts übrig, als sich in den alten Rahmen einzufügen, der neue war noch nicht da. So blieben die Wirkungen, die von den deutschländischen Landwirten ausgingen, mehr oder minder zufällig. Das Ganze war zu sehr Improvisation.

Aber was erreicht ist, ist im wesentlichen durch Roth erreicht. Und er erreichte es als Landwirt. Die neuen Landwirte gliedern sich in den Wirtschaftsprozeß ein, von dessen Lauf — und von nichts anderm — ihr Gedeihen abhängig ist.

Roth und Friedrich List

Freilich, ganz allein auf sich angewiesen hätte auch Roth nichts erreichen können; er mußte Helfer haben. Diesmal, anders als bei seinem Versuch der Gründung eines Seminars für Landschullehrer, fand er sie.

Die wirksamste Unterstützung fand Roth bei zwei Sachsen, die als Beamte der Wiener Zentralbehörden in Wien lebten: bei Ludwig von Rosenfeld und Franz Conrad. Auch ihnen lag das Wohl des sächsischen Volkes am Herzen, das führte sie mit Roth zusammen. Aber sie gehörten einer andern Lebenssphäre an, sie waren Beamte; die Landwirtschaft insbesondere lag ihnen fern. Auch sie waren von einem von Deutschland ausgehenden Gedanken berührt, aber ihr Führer hieß nicht Albrecht Thaer, sondern Friedrich List.[2]

Was fanden sie bei List? Welcher Teil seiner Gedanken fesselte sie?

Es war damals das merkwürdig fruchtbare Jahrzehnt vor der deutschen Revolution, in dem so viele Keime sich zu regen begannen.[3]

Insbesondere begann das deutsche Volksempfinden sich zu regen. Das Schicksal der deutschen Auswanderer begann — zwar nicht das ganze Volk, aber doch viele einzelne zu beunruhigen. Was wird aus ihnen? Politisch gehen sie uns verloren, das ist unabwendbar. Aber ist es vielleicht möglich, daß sie im kulturellen Zusammenhang mit uns bleiben und sich ihre Sprache und ihr Volkstum erhalten? Manche Binnendeutsche trugen diese

[1] Vgl. den grundlegenden Aufsatz von Georg Adolf Schuller, Über die Einwanderung von Württembergern in das Sachsenland in den Jahren 1845–1846. Landwirtschaftliche Blätter für Siebenbürgen 1922.

[2] Den Einfluß Lists hat G. A. Schuller nachgewiesen; siehe die vorgehende Anmerkung.

[3] Vgl. meine Monographie: Franz Xaver Mitterer und die Anfänge der Volkstumsarbeit. München 1930, 49 ff.; 141 f.

Frage mit sich herum und sannen auf Abhilfe. Die Auswanderung, meinten sie, sei ja nicht nur Privatangelegenheit der Auswanderer, sie gehe das ganze Volk an. Mancherlei Ansätze zur Abhilfe wurden erwogen, die ersten Gesellschaften für „nationale" Kolonisation und Auswanderung entstanden in Deutschland; die Versuche setzten ein, die Auswanderer von Nordamerika, dem „Grabe des Deutschtums", abzulenken und ihr Augenmerk auf Länder zu lenken, wo sie eher die Möglichkeit hätten, Deutsche zu bleiben, etwa auf die iberoamerikanischen Länder Brasilien und Chile.

Zu den Männern dieser Geistesrichtung gehörte auch List.[1] Nicht Nordamerika sei künftig das Ziel der deutschländischen Auswanderer, sondern Ungarn und die anschließenden Länder an der unteren Donau. In phantasiebeflügelter Darstellung entwarf er ein Bild, wie diese Länder deutsche Auswanderer aufnehmen und dadurch zu schnellerem Aufblühen gelangen könnten.

Das ließ die Wiener Sachsen Rosenfeld und Conrad aufhorchen. Auch Siebenbürgen (es war bekanntlich damals noch eigenes Kronland, erst 1867 wurde es mit Ungarn vereinigt) gehörte zu jenen Ländern. An die Siebenbürger Sachsen selbst hatte List dabei noch nicht gedacht; sie lagen außerhalb seines Gesichtskreises; auch war es lediglich seine Aufgabe, auf die Interessen der Auswanderer zu achten, nicht auf die Bevölkerung, die in den Ländern des Südostens bereits lebte.

Rosenfeld und Conrad prüften die Sache nun vom Südosten her, und zwar speziell vom Standpunkt der Siebenbürger Sachsen: kann die Zuwanderung von Deutschländern den in Siebenbürgen bodenständigen Deutschen Nutzen bringen, und in welcher Weise? Die Antwort ist: jawohl, Zuwanderung von Deutschen kann nützlich sein und zwar auf die einfachste Weise, einfach dadurch, daß durch sie die Zahl der bodenständigen Deutschen vermehrt wird. Die Deutschen Siebenbürgens stehen neben zwei Völkern von erheblich größerer Volkszahl, Madjaren und Rumänen, von denen das eine, die Rumänen, außerdem noch schnell an Zahl wächst. Da kann dem so viel kleineren sächsischen Volkskörper jeder Zuwachs nur erwünscht sein. So wurden Rosenfeld und Conrad Befürworter der Einwanderung von Deutschen; also aus volkspolitischen Gründen, nicht um der Hebung des Ertrages der Landwirtschaft willen.

Aber wie die Einwanderung ins Werk setzen? Wie die deutschländischen Zuwanderer auf das sächsische Territorium Siebenbürgens bringen?

Siebenbürgen war bekanntlich damals in drei territoriale Verwaltungseinheiten gegliedert: das Territorium des (madjarischen) Adels, das Territorium der (gleichfalls madjarischen) Szekler und das Territorium der Sachsen. Über ihnen stand die Regierung Gesamtsiebenbürgens in Klausenburg. Nur das in allen drei Territorien lebende Volk der Rumänen, das wohl schon damals zahlreicher war als Madjaren und Sachsen zusammen, war politisch rechtlos; es war keine „Nation".[2]

[1] Besonders in seiner Schrift: Die Agrarverfassung, die Zwangswirtschaft und Auswanderung (1842); jetzt: Lists Schriften, Band V, S. 418–547 (1928). Die wirkliche Bedeutung dieser List'schen Gedanken bedarf noch der genaueren Untersuchung. Manches ist, scheint es, etwas utopisch.

[2] Für Band 7 wären zwei Karten wünschenswert. Erstens eine Karte der verschiedenen Verwaltungsgebiete der drei politischen Nationen auf dem Boden Siebenbürgens; zweitens eine Karte der Nationalitätenverhältnisse auf dem Sachsenboden und in den sächsischen Gemeinden außerhalb desselben.

Für die Durchführung der Einwanderung gab es zwei Möglichkeiten: amtliche oder private Initiative.

Am sichersten war es zweifellos, wenn die Behörde selbst die Sache in die Hand nahm, also die sächsische Territorialverwaltung (die „Nationsuniversität"). Sie stand der Einwanderung von Deutschländern tatsächlich freundlich gegenüber. Aber es hatten noch andere Instanzen mitzusprechen: die Landesverwaltung in Klausenburg und die Zentralbehörden des Reiches in Wien. Wie würde das abgehen? Und selbst im günstigsten Falle: wie viel Jahre würden darüber vergehen? Aber schon hatte die Sache auch ihre Gegner. Ein Teil der madjarischen Presse schlug Lärm und arbeitete dagegen. Auf dem Wege über die Behörden wäre es in Wirklichkeit nie zu etwas gekommen. Die Bedenklichkeiten und Gegenwirkungen wären zu groß gewesen.

Es blieb also praktisch nur der Weg des privaten Handelns. Auch die sächsischen Beamten in Wien, Rosenfeld und Conrad, entschieden sich für ihn. Sie verbanden sich mit Roth zu gemeinsamem Handeln.

Wir haben schon gesehen, daß das Unternehmen zu sehr bloße Improvisation war, als daß es zu wesentlichen Ergebnissen hätte führen können. Die nötigste Voraussetzung, die Aufhebung der Dreifelderwirtschaft mit allem Drum und Dran, fehlte. Es fehlte aber auch ein Mann, der sich dieser Aufgabe ganz widmete; der überall zum Rechten sah, auf der einen Seite die eingewanderten Deutschländer mit ihrer besonderen Aufgabe vertraut machte, auf der andern Seite den sächsischen Landwirten mit Autorität sagen konnte, was sie — auch schon vor der offiziellen Aufhebung der Dreifelderwirtschaft — von ihren neuen Mitbürgern sich aneignen konnten. An Stelle einer systematisch betriebenen Einführung einer neuen Wirtschaftsmethode trat ein bloßes Wursteln von Fall zu Fall.

Aber trotz allem, was zustande gekommen ist, ist lediglich Roth zu verdanken. Roth war zwar auf die Mitwirkung Rosenfelds und Conrads angewiesen; ohne sie hätte er nicht handeln können. Aber Roth gab den konstruktiven Gedanken: Eingliederung rationell wirtschaftender Landwirte in die sächsische Bauernschaft. Nur damit war die sachliche Grundlage für einen Erfolg gegeben. Die Politiker ohne diesen Gedanken, also ohne Roth, wären unfruchtbar geblieben. Ein politischer Gedanke ist sehr schön, aber es muß die wirtschaftliche Möglichkeit gegeben sein, ihn zu verwirklichen.

Roths Erfolg ist also letztlich nicht List zu verdanken, sondern Thaer.

Roth und die ungarische Revolution

Roth, sahen wir, war Erzieher der Erwachsenen geworden. Als solcher betrieb er die Reform der sächsischen Landwirtschaft. Alles, was das Volkswohl betrifft, ging ihn an; wer es irgendwie gefährdete, gegen den mußte er sich wenden. So wurde er zum Anwalt des sächsischen Volkes gegen die Übergriffe der Madjaren.

Die Madjaren in Siebenbürgen wie in Ungarn waren damals kulturell und politisch im Aufstieg begriffen. Aber während das mittelalterliche Ungarn Raum für alle seine Nationalitäten hatte und sie alle gewähren ließ, zeigten die neuen Madjaren sich ausgesprochen unduldsam; sie strebten nicht nur darnach, ihrer Sprache die ausschließliche Herrschaft im Lande zu erringen; sie faßten auch ins Auge, die übrigen Nationalitäten

vermittels der madjarischen Sprache in das madjarische Volk hineinzuziehen und allmählich aufzusaugen.

Auch in Siebenbürgen begann der Sprachkampf, der doch von Anfang an mehr als ein Kampf um die Sprache war. Auch in Siebenbürgen strebten die Madjaren darnach, die deutsche Sprache — und mit ihr das deutsche Volk Siebenbürgens — aus dem öffentlichen Leben auszuschalten. Dagegen setzte Roth sich für sein Volk zur Wehr und schrieb seine Schrift „Der Sprachkampf in Siebenbürgen" (1842).[1] Sie ist von allem, was er geschrieben hat, am bekanntesten geworden; dem heutigen Leser liegt sie am nächsten. Wir brauchen auf sie nicht näher einzugehen.

Der Weg aber, den er mit ihr beschritt, führte ihn zum Tode. Wir haben also nunmehr zu fragen: was im einzelnen führte seine Hinrichtung herbei? Und damit kehren wir zu der am Anfang aufgeworfenen Frage zurück: ist er wirklich nur deswegen hingerichtet worden, weil er sich von einem Höheren als Werkzeug verwenden ließ und in dessen Auftrag viel Unglück verhütet hat? Was ist die eigentliche Ursache seines Todes?

Roth steht an der Wende zweier Zeitalter. Die alte Zeit, deren Lebensformen ihr charakteristisches Gepräge hatten, ging zu Ende; die neue Zeit stieg unaufhaltsam herauf. Und Roth, in der alten Zeit aufgewachsen, half die neue Zeit für sein Volk heraufzuführen.

Roth ist noch im sächsischen Territorium aufgewachsen; dessen Existenz war ihm selbstverständlich, so selbstverständlich wie sein eigenes Dasein. Das sächsische Territorium ist die Grundlage, auf der er steht, und von dieser Grundlage aus ist er der letzte sächsische Politiker gewesen, der aktive sächsische Territorialpolitik getrieben hat.

Der Anlaß dazu war dieser:

Die Sachsen hatten zwar ein eigenes Territorium zu verwalten, den Königs- oder Sachsenboden. Aber nicht alle Sachsen gehörten dazu; ein recht erheblicher Teil der sächsischen Gemeinden stand außerhalb und gehörte zu dem siebenbürgischen Landesteil, der von dem madjarischen Adel verwaltet wurde. Dieser Teil der Sachsen war hörig und hatte keine politischen Rechte; er gehörte nicht zur sächsischen „Nation" (Nur kulturell war er durch die lutherische Kirche mit den übrigen Siebenbürger Sachsen verbunden). Es waren über 70 Gemeinden, die sich in dieser Lage befanden, ein Viertel des sächsischen Volkes! Es liegt auf der Hand, wie ungünstig die Lage dieser Gemeinden war, und daß, seit der Sprachenkampf entbrannte, ihre Zukunft bedroht war. Aber diese Lage war seit Jahrhunderten gegeben, es gab keine Handhabe, sie zu ändern. Und es dachte unter den Sachsen auch niemand daran.

Roth aber dachte daran. Schon in seiner Schrift vom Sprachkampf, die 1842 erschienen war, hatte er diesen heiklen Punkt berührt und es den Sachsen des Sachsenbodens ans Herz gelegt, auch ihrer weniger glücklichen Brüder außerhalb des Sachsenbodens zu gedenken. „Auf unsere deutschen Brüder in den Komitaten traget weise Vorsicht und das Blut vergesse des Blutes nicht. Unus sit populus!" das sächsische Volk war

[1] Vgl. meinen Aufsatz „Warum wurde Stephan Ludwig Roth erschossen?" in der Zeitschrift „Klingsor", Mai 1934).

in zwei Teile gespalten, aber der Volksgedanke forderte seine Einheit. Roth war der Träger des Volksgedankens.

Da brach die Revolution in Ungarn aus und riß sofort Siebenbürgen in ihren Strudel; denn am 11. April 1848 wurde vom ungarischen Reichstag die Verschmelzung Siebenbürgens mit Ungarn beschlossen, auch die Madjaren Siebenbürgens traten in die Revolution ein. Alles Bestehende kam in Fluß. Die Madjaren in Siebenbürgen nicht weniger als die in Ungarn ergriffen die Waffen gegen das Haus Habsburg und Österreich, die Sachsen aber ergriffen die Waffen gegen die Madjaren und gegen Ungarn, das heißt, genau gesagt: nur die Sachsen des Sachsenbodens.

Und die Sachsen auf dem Komitatsboden, die madjarischen Adligen hörig sind? Deren Lage wurde nun kritisch.

Jetzt oder nie war der Augenblick gekommen, diese Gemeinden mit dem übrigen Sachsenvolk unter derselben Verwaltung zu vereinigen. Die Auflösung der bestehenden Verhältnisse forderte geradezu dazu auf. Da ging Roth vom Wunsch zur Tat über. „Unus sit populus!" Er ergriff die Gunst der Stunde, wenigstens einen Teil dieser Gemeinden — die 13 Gemeinden zwischen den Kokeln[1] — aus ihrer prekären Lage zu befreien und sie mit dem Sachsenboden, und zwar der Hermannstädter Provinz, zu vereinigen. Er ließ sich gern von dem österreichischen General, der in Siebenbürgen kommandierte, Baron Puchner, als Kreiskommissar in diese Gemeinden schicken und übernahm ihre Verwaltung. So wurden sie zum Sachsenboden geschlagen.

Wie weit im einzelnen Roth die treibende Kraft ist, wie weit er nur Weisungen Puchners ausführt, wird man genau erst sehen können, wenn der letzte Band der Rothausgabe erschienen ist. So viel aber ist schon jetzt klar, daß sein Anteil an dieser Angelegenheit sehr bedeutend ist. Er war nicht nur ausführendes Organ, er war selbst eine geistige Kraft, die auf den maßgebenden Mann Einfluß ausübte, und die Weisungen, die er erhielt, mindestens zum Teil selbst veranlaßte. Der Löwenanteil an diesen Dingen wird Roth gehören.

Diese seine Beteiligung an der Erweiterung des Sachsenbodens führte seinen Tod herbei. Kossuth selbst befahl (am 17. März 1849), gegen die „hervorragendsten Führer des sächsischen Aufruhrs" vorzugehen. Nur einer von ihnen wurde hingerichtet: Roth. So erkannten die Gegner auf ihre Weise seine Bedeutung an. Sein Tod ist keine Unbegreiflichkeit, kein bloßes Mißverständnis. Volksgedanke stößt hier gegen Volksgedanken, politische Leidenschaft, die auch den Volksfremden nicht freigeben will und nicht zwischen Staats- und Volkszugehörigkeit zu scheiden weiß, gegen deutsche Volksliebe, die die Kinder des eigenen Volkes sammeln will.

Roths Tod ist der würdige Abschluß seines Lebens; doch nur der Abschluß, das Siegel unter sein Leben. Aber wichtiger als das Siegel, als die Beglaubigung ist das, was beglaubigt wird: der Inhalt des Lebens.

---

[1] Die „dreizehn Gemeinden" haben eine besonders schwierige Geschichte; sie waren erst vor 40—50 Jahren aus halbfreien Gemeinden zu hörigen geworden. „Eine ins einzelne gehende Geschichte der einzelnen Gruppen und Gemeinden [außerhalb des sächsischen Territoriums] würde ein lehrreiches Bild des Leidens und Kämpfens dieser Volksgenossen geben." Friedrich Teutsch, Geschichte der Siebenbürger Sachsen. II. Bd. (1907), S. 198, 414 f.

St. L. Roth schreibt nach Kronstadt

Zu Pfingsten 1843 nahm St. L. Roth in Kronstadt an der 2. Hauptversammlung des drei Jahre vorher in Mediasch gegründeten Vereines für sieb. Landeskunde teil. Bei dieser Gelegenheit schloß er mit einigen Kronstädter Männern Freundschaft, mit denen er seither in regem Briefwechsel blieb: insbesondere mit Samuel Schiel, Carl Maager, Johannes Gött. Roths Briefe an sie steigern sich, zumal im Jahre 1848, zu wahren „Rufen nach Kronstadt", denn er versucht in ihnen immer auch auf die öffentliche Meinung der Stadt Einfluß zu gewinnen. Ihre Drucklegung erfolgt im 6. und 7. Bande meiner Roth-Ausgabe (St. L. Roth, Gesammelte Schriften und Briefe, Verlag Krafft & Drotleff, Hermannstadt). Im folgenden stelle ich dem Schriftleiter des „Klingsor" auf seine Bitte gerne das erste Stück dieser unbekannten Briefserie Roths zwecks Veröffentlichung zur Verfügung. Es ist an St. L. Roths Kronstädter Gastgeber gerichtet.

Otto Folberth

St. L. Roth an Michael Kaiser[1] in Kronstadt

Nimesch, den 11. August 1843

Wertgeschätzter, teurer Freund! Ich habe nicht vergessen, ich habe nur geschwiegen bisher. Meinen Dank für genossene Freundschaft in Deinem Hause hast Du immer in meinem Herzen: er wird nie aufhören, wenn er auch nie angefangen hat, sich zu äußern. Mein Aufenthalt in Kronstadt, das ich nur einmal gesehen habe und das ich zum zweiten Male zu sehen keine Hoffnung mehr habe — wird mir unvergeßlich bleiben. Ich halte die Erinnerung daran, wie ein Konfekt, in Bereitschaft, um mir damit, wenn Gegenwart und Umstände schaale Speise bieten, einen angenehmen Geschmack zu bereiten. Deswegen sage ich Dir, Deiner freundlichen Gattin und allen denen, die mich geliebt und erfreuet haben, warmen Dank aus der Fülle meines Herzens.

Aus Deinen mir gefälligst mitgeteilten, mit Fleiß durchlesenen Disquisitiones historicae de Gymnasio A. C. AA. Coronensi,[2] welche ich hiemit dankbarlichst einlege, ersah ich, daß die Kronstädter Schule am 1. Dezember 1644 ihr erstes Jubiläum feierte. Von einer Wiederholung ist keine Rede mehr. Aber 1844 rückt heran, soll man da nicht noch einmal sagen: Gottlob es sind wieder 100 Jahre vorüber! Eine solche Feier gilt ja freilich auch der Vergangenheit — aber mehr doch der Gegenwart, welche die Mutter der Zukunft ist?!

Wie wäre es, wenn Du zur Verherrlichung dieses Tages diese Disquisitiones benützest? Sie sind so interessant und deutsche Sprache machte sie allen zugänglich. Denn sie berühren so viele Stoffe, die das Glaubenswesen, die Sache unseres Volkes, unseres Landes angehen, daß Du auf den Dank vieler, vieler rechnen könntest. Ich bin vom Gedanken so eingenommen, daß ich nicht umhin kann, wenn auch nur zu Deiner und meiner Unterhaltung, einiges niederzuschreiben.

Du setzest manches voraus, was die Leser wüßten, was aber einem Entferntersteben-

---

[1] Kaiser, Michael, ab 1825 Lehrer, ab 1833 Rektor des Kronstädter Gymnasiums, wurde 1843 Pfarrer in Weidenbach (ob vor oder nach Abfassung von Roths Brief ist ungewiß). Er starb 1859 in Kronstadt.

[2] Geschichtliche Untersuchungen über das evang. Gymnasium A. B. in Kronstadt.

den doch unbekannt ist. Ein solches Schriftchen soll aber weit, weit verbreitet werden, daher denke Dir die Leser so ununterrichtet, wie sie es sind.

Deine dermalige Arbeit bildet nur einen Teil — die Statistik ist als zweiter Teil zur Ergänzung gleichfalls erforderlich. Dahin gehörte die jetzige Anzahl der Lehrer und Schüler — namentlich, mit Geburtsort, Klasse, Abstammung usw. So wird es zum Promemoria für künftige Tage, ein Stammbuch, wo man sich und andere, Lehrer und Mitschüler, findet.

Du folgst in Deiner Erzählung der Jahresfolge. Nicht so. Sondern den Stoff nach der Gleichartigkeit unter besondere Rubriken: Gebäude — Einkünfte — Lehrer — Schülerzahl — Bibliothek — Rektorsreihe — Verdienste usw. Verschmähe nichts, sammle alles mit genauer Angabe, woher Du die Nachricht genommen, wo möglich mit den eignen Worten der Quelle.

Voran, wie bei Haners[1] Werken, eine Herzählung der Quellen und Hülfsmittel. Wo solche, und ob sie in der Schulbibliothek vorhanden, interessiert.

Bei den angeführten Namen frage ich immer, ob noch aus der Familie jemand vorhanden ist: bei Adligen, wie war das Wappen, wo stehen die Denkmale? — Von welchen Männern finden sich Abbildungen, wo? Von Honterus ist ein kleines Bildchen in der Hermannstädter Rektorwohnung. Wo wohnte er, welches ist das Haus? In welche Familie heurathete er?

Die Bibliothek hat viele Schätze — welche sind sie? — Läßt sich ein solcher Schatz assekurieren? Da ist ein nahes Mittel bei der Hand: entweder, wo es angeht, Vervielfältigung der Manuskripte, oder Verlegung des Ganzen in die abgesonderte, feuerfeste Stellung des — weißen Turmes. Du lachst, ich auch, die Herren Prediger nicht minder. Habe ich aber nicht recht? — Da das Schulinspektorat so innig mit der Schule zusammenhängt, wäre, mir einem, ein Verzeichnis derselben sehr angenehm. Alles deckt einmal die Vergessenheit, was nicht — bei Zeiten — ihr entrissen wird.

Die Dankbarkeit gegen Wohltäter verlangt nicht nur rühmliche Erwähnung, sondern Aufbewahrung ihrer Lebensumstände usw. usw. Ich finde hier viele genannt, aber die Nachrichten von ihnen sind zu karg gegeben.

Zusammenstellungen mit anderen Landesgymnasien fehlen. Wer waren die Gleichzeitigen im Lande?

Was für Umstände begünstigten Kronstadt mehr als andere Städte? Was brachte die Griechen herbei, was hält die Jugend jetzt ab. Per parenthesin:[2] Sollte ein Erziehungsinstitut in Kronstadt für Bojarensöhne nicht möglich, nicht nützlich sein?

Würde das Büchlein auch noch 3 mal, noch 4 mal so dick — um so besser.

Siehe Freund, so gestaltete sich unter Deinen Händen eine schöne Gabe für Schul-, für Sachsenfreunde! Ich stehe zu ferne, mir fehlen die Kenntnisse, die Du hast — sonst legte ich gerne und willig die Hand und fröhlich ans Werk. Muße hast Du — Liebe dazu — sie ist ja erwiesen — also geliebter, geehrter und geschätzter Freund, nur daran!

---

[1] Haner, Georg Jeremias, 1707–1777, Superintendent der sächsischen Kirche und Pfarrer in Birthälm, Geschichtsschreiber.

[2] Nebenbei bemerkt.

Nach meiner Rückkehr war ich wieder kränklich. Ich hatte mir bei Euch zu viel angetan — doch erholte ich mich bald.

Unseren Herrn Gött habe ich vielfach des beschleunigteren Druckes wegen bombardiert. Der Geldmangel[1] sollte, seinem Versprechen gemäß, Ende Julius fertig sein. Das Worthalten ist eine schöne, aber seltene Sache. Endlich kam eine Ankündigung; hintendrein, am vorigen Posttage, die Vorrede, als Beilage in der Zeitung. Der Druck ist nett. Bei dieser Gelegenheit wiederhole ich die Bitte, Du möchtest von Herrn Gött 2 Exemplare abnehmen und davon 1 dem Freunde und 1 dem Zensor[2] geben. Meine Dankbarkeit und meine Liebe soll der Kleinigkeit den einzigen Wert geben.

Auch schickte ich demselben Buchdrucker eine seit 1833 fertige Pièce, mit dem Titel: Die Birthälmer Pfarre und die lutherische Superintendentur.[3] Wenn Du vielleicht Zensor warest, wirst Du den Inhalt wissen. Es ist eine lokale Frage. Der Tod des Superintendenten bringt dieselbe zur neuen Lösung. Wird das Ding nicht bald erscheinen, so hat es wieder nur einiges Interesse, wenn eine abermalige Erledigung erfolgt. Dieses aber kann lange Zeit währen. Ob ich nicht heute mit der Post eine nähere Nachricht erhalte, weiß ich nicht. Dich zu bitten, ihm ein Sporn und Antrieb zu sein, wird wenig helfen, da ich diesen Brief, als zu schwer, über die Post nicht schicken darf und eine Gelegenheit früher-später ein Ohngefähr ist.

Noch habe ich bei Gött einen Aufsatz für seine Zeitung. Die Überschrift lautet: Zensur[4] und ist ein Teil der Euch vorgelesenen Abhandlung im Garten, wo ich am Wasserbecken saß. Entfernung erschwert alles!

Den eben in dieser Vorlesung enthaltenen Vorschlag zur Herausgabe 3 neuer Zeitungen habe ich absonderlich bearbeitet, und derselbe wird nächster Tage bei Filtsch in Hermannstadt erscheinen. Ergibt sich eine Gelegenheit, Dir ein Exemplar zuzumitteln, soll es mir ein Vergnügen sein. Wenn der Gedanke Dir nicht mißfällt, den ich als Wunsch und Vorschlag damit zum Besten gebe, so bitte ich Dich und Deine Freunde, dafür tätig sein zu wollen. Man lebt nur einmal und dann wird man sich satt schlafen.

Unserem Herrn Superintendenten[5] haben wir am 3. August die letzten Ehren erwiesen. Wir haben ihn nicht mehr. Ich war Parentator, Herr Pfarrer Fabini[6] aus Waldhütt, der das Kronstädter Gymnasium ums Daguerretyp gebracht hat, hielt die Leichenrede in der Kirche. Durch eine Erkühlung, die ich mir erhitzter in der Kirche zugezogen, bin ich seit der Zeit wieder kränklich. Warum bist Du so weit, wie vieles hätten wir zu reden? So aber muß die Feder herhalten, um Dir, wenigstens aus meiner Umgebung, einiges zu sagen. An Freunden ist ja nichts gleichgültig.

---

[1] Roths Schrift „Der Geldmangel und die Verarmung in Siebenbürgen, besonders unter den Sachsen". Sie erschien 1843 bei Gött.

[2] Laut Druckbemerkung auf der zweiten Seite des Erstdruckes ist das Imprimatur für Roths Schrift tatsächlich durch Michael Kaiser m. p. Diac. Paroch. et censor erteilt worden.

[3] Sie erschien ebenfalls 1843 bei Gött.

[4] Er erschien im Satellit, Beiblatt des Siebenbürger Wochenblattes, Kronstadt, Nr. 48, 49 und 50 vom 14., 16. und 20. Juni 1844.

[5] Bischof Johannes Bergleiter war am 31. Juli 1843 in Birthälm gestorben.

[6] Fabini, Samuel Josef, 1794—1877, seit 1830 Pfarrer in Waldhütten.

Hier unten ist ja noch Platz, ob Du aber nicht schon ein Genüge hast? — dermalen lege ich den Brief auf die Seite, und werde, wenn eine Gelegenheit sich ergibt, denselben mit dem Dato der Absendung versehen. Gott erfreue Dich aber ferner mit Gesundheit, mit dem Leben und Wohlsein Deiner Frau Gemahlin, der ich mich schönstens empfehlen lasse, und mit dem Wohlwollen guter Freunde, die zum Genusse des Lebens so unentbehrlich sind. Zu denen aber, die Dich um die Fortsetzung Deiner mir werten und schätzbaren Freundschaft bitten, gehöre auch ich. Liebe ferner Deinen aufrichtigen und wertschätzenden Freund Steph. Ludwig Roth.

P. S. Noch habe ich einiges hier von Herrn Stadtkantor — werde es nach der Benutzung — ebenfalls dankbarlichst heimstellen: nur kann es nicht geschehen in den nächsten Tagen, da die Ernte zu viel ist, und noch vieles andere, das ich oder andere mir aufbürden.

Die dicken Schellen, die eben die Gasse herunterläuten, verraten die Ankunft Burzenländer Fuhrleute — in der Hoffnung, daß ich sie, wenn sie auf der Heimkehr wieder eintreffen, nicht überhören werde und ich also eine Gelegenheit hätte, Brief und Inlage zu befördern, bestimmen mich zu schließen, alles zu fertigen und nochmals Dir und allen guten Freunden, die sich meiner erinnern, ein freundliches Lebewohl zu sagen.

Alles Sein ist ein bleibender
Ausdruck des Mangels,
denn zur Scholle wird alles,
was die Zeiten gebären,
und die Gräber verschlingen,
was Jahrhunderte schufen,
nur der Geist entsteiget den Fluten,
und verkläret als Seraph
ragt ein Riese empor, wenn alles
dem Staube sich gattet.

St. L. Roth

Stephan Ludwig Roths Beziehungen zum Rumänentum

Von Otto Folberth

Die nachfolgenden Ausführungen bildeten das Kernstück eines Vortrages, den der führende sächsische St. L. Roth-Forscher am 16. März 1939 in rumänischer Sprache im Deutsch-Rumänischen Kulturinstitut in Kronstadt hielt.

Als auf dem Klausenburger Landtag des Jahres 1842 die ersten herausfordernden Trompetenstöße des magyarischen Nationalismus erklangen und die beiden am zahlreichsten auf ihm vertretenen siebenbürgischen Stände des Adels und der Szekler den Gesetzvorschlag einbrachten, es solle hinfort an Stelle des Latein das Magyarische zur allgemeinen Amts- und Landessprache erhoben und den Rumänen und Sachsen 10 Jahre Zeit zur Erlernung des Magyarischen zugestanden werden — da wäre Roth gewiß am liebsten von der Bank der sächsischen Abgeordneten im Landtag aufgesprungen und hätte die Sache seines Volkes mutig und unerschrocken verteidigt. Aber er war gar nicht Abgeordneter und sah sich deshalb gezwungen, seine Verteidigungsrede niederzuschreiben. Diesem Umstand verdanken wir seine hervorragende politische Schrift „Der Sprachkampf in Siebenbürgen", eine Beleuchtung des Woher und Wohin, in der er die Ungarn aufs nachdrücklichste davor warnte, die Idee ihres Nationalstaates auf Kosten der Vergewaltigung völkischer Minderheiten erreichen zu wollen. Insoweit er dieses in allgültiger Prägung und zu diesem Zeitpunkte aussprach, kommt seiner Schrift geradezu eine klassische Bedeutung innerhalb der heute so angeschwollenen Minderheitenliteratur zu. Das ist auch deshalb der Fall, weil er in dieser Schrift nicht nur die Sache des sächsischen, sondern gleichzeitig auch die des rumänischen Volkes verteidigte, das ja damals auf dem Landtag noch keine eigenen Vertreter besaß. Hören wir doch, was Roth an einer Stelle seiner Schrift schreibt:

„Die Herren auf dem Landtage in Klausenburg mögen eine Kanzleisprache gebäret haben und sich nun freuen, daß das Kind zur Welt gebracht ist — eine Sprache zur Landessprache zu erklären, hat nicht not. Denn eine Landessprache haben wir schon. Es ist nicht die deutsche, aber auch nicht die magyarische, sondern die walachische! Mögen wir ständische Nationen uns stellen und gebärden, wie wir wollen. Es ist nun einmal so und nicht anders. Denn ich und du und er, wir, ihr, sie — alle haben diese Überzeugung. Wenn man von einer allgemeinen Sprache des Landes redet, glauben wir, daß damit keine andere gemeint sein könne als die walachische. Umsonst stecket der gejagte Strauß seinen Kopf in den Strauch, der Meinung, weil er nicht sehe, würde auch er nicht gesehen. Umsonst, meine ich, sagt man so etwas nicht: wenn man's auch nicht sagt, ist es deswegen doch. Lieber gesagt und darüber gedacht, als nicht gesagt und nicht gedacht ...

Will man den Walachen mit größter Sicherheit dem Panslawismus entziehen und sein Herz mit dem Munde obendrein für den österreichischen Staat, das Vaterland, gewinnen, so biete man ihm, nach meiner Ansicht, Befriedigung seiner Notdurft, Achtung seiner Menschenwürde, Ehrfurcht seinem Christentume, selbständigen Haushalt, Mittel der Erziehung usw., mit einem Worte: Befriedigung seiner Interessen. Denn diese bin-

den und diese trennen. Hoffnungen, diesseits befriedigt, haben nichts vom Jenseits zu hoffen. Die heimische Regierung sättige den Hunger und Durst dieses Volkes, daß es sich nicht der zukünftigen zu trösten brauche. Speise der Gerechtigkeit brauchen sie und den erquickenden Trank menschlicher Behandlung. Durch Wohltaten fesselt sie ans Land und an Euch: gebt ihnen, daß sie durch Krieg etwas zu verlieren, durch Einfälle einzubüßen haben. Gebt ihnen alles, was Recht und Billigkeit verlangt, daß sie nichts mehr zu begehren haben, wenn die Fremden sich zeigen... Der Walache wird sich dann nicht auf die Fußzehen stellen und sehen, ob die Erlöser noch weit sind, und nicht die Ohren spitzen, ob nicht mit der Sprache des Fremden die Fahne der Hoffnung einherzieht. An Euch, magyarischen Edelleuten, ist es, die walachischen Untertanen zu begütigen, zu befriedigen. Durch Liebe Liebe zu gewinnen, durch Vertrauen Kindesliebe zu erzeugen.

Was soll ich von der Sprache sagen? Nicht viel und doch nicht wenig! Gebt Eure magyarische Literatur mit Bausch und Bogen dem Walachen, in ganzem Franzband, mit Goldschnitt, meinetwegen auf die Haut des Esels Bileam selbst gedruckt — es stillet ihre Wünsche, befriediget ihre Erwartungen, sättiget ihre Hoffnungen nicht. Die Hoffnung, durch Magyarisierung die Walachen zu gewinnen, ist auf Sand gebaut. Wem die Därme vor Hunger kollern, wird von einem Blumensträußchen nicht satt. Mit diesem Anbot treibet Ihr nur Spott, es ist Hohn. Sie werden Euch ins Gesicht lachen und den Rücken kehren... Wollt Ihr aber nach 10 Jahren, wie der Vorschlag will, auch Gewalt üben und selbst in die Kirchen dringen, so es doch nichts helfen wird, so seht zu, was Ihr tut, und werfet nicht in frevelndem Übermute glühende Kohlen ins Stroh. Ihr säet Wind und werdet Ungewitter ernten."

Das waren nicht leere Worte, von St. L. Roth zufällig oder unbedacht zu Papier gebracht, das waren Worte, hinter denen, wie hinter jedem seiner andern Aussprüche, der ganze Mann stand. Er hat im Verlaufe seines späteren Lebens unzählige Male bewiesen, daß er dem rumänischen Volke zu einer Zeit, da andere dies Volk noch kaum wahrnehmen wollten, das größte Verständnis entgegenbrachte und daß er sich in die Probleme dieses Volkes wirklich vertieft hatte.

Da er Pfarrer war, ist begreiflich, daß er sich mit ganz besonderer Inbrunst den religiösen Problemen seiner rumänischen Landsleute zuwendete. Die große Frage, um die es sich hier handelte und auch heute noch handelt, ist die Frage nach dem Verhältnis der orthodoxen Kirche zur unierten. St. L. Roths große Teilnahme daran ging so weit, daß er, um seinen sächsischen Volksgenossen ein klares Bild über die Lage der beiden Kirchen und zumal über die Bestrebungen der unierten Kirche in Siebenbürgen zu verschaffen, ein rumänisches Buch ins Deutsche übersetzte. Es war die im Jahre 1845 in Blasendorf mit bischöflicher Gutheißung in der Druckerei des Seminariums erschienene „Kurze Geschichte des Glaubens der Walachen", deren Verfasser der rumänische Kirchen- und Schulmann Josef Pap-Seleschan war, der spätere Bischof von Großwardein. Roths Übersetzung, die noch heute zur Gänze handschriftlich erhalten ist, war 1847, also zwei Jahre nach Erscheinen der rumänischen Urfassung, entstanden. In einer Vorrede erklärte der Übersetzer die Gründe, die ihn veranlaßt hatten, das Werk ins Deutsche zu übertragen. Leider ist diese Übersetzung niemals im Druck erschienen. St. L. Roth hat sie zwar zweimal deutschen Verlegern angeboten, zuerst in Hermann-

stadt, dann in Kronstadt. Keiner aber hat den Verlag der Schrift übernehmen wollen. So ist sie bis heute mit Ausnahme der Vorrede, die ich im 5. Bande meiner Rothausgabe veröffentlicht habe, ungedruckt geblieben.

Aber Roth hat sich — auch das gehört mit zu dem Charakterbild, das wir von ihm in uns tragen — durch das Versagen anderer, durch scheinbar unüberwindliche Hindernisse oder auch durch die härtesten Schicksalsschläge niemals davon abhalten lassen, den einmal als notwendig erkannten Weg bis zu Ende zu schreiten. Auch jetzt gab er die Hoffnung, eine Verständigung der siebenbürgischen Völker dadurch anzubahnen, daß man ihre gemeinsame religiöse Glaubensüberzeugung betonte und sie einander bekannt machte, noch lange nicht auf. Im sächsischen Pfarrer von Baumgarten (bei Hermannstadt), Martin Samuel Möckesch (1813—1890) glaubte er einen Bundesgenossen gefunden zu haben, denn Möckesch verstand es nicht nur, aus dem Rumänischen ins Deutsche zu übersetzen, wie Roth, sondern auch aus dem Deutschen ins Rumänische. Seine ausgezeichnete Beherrschung der rumänischen Sprache hat ihn später dazu bewogen, in Bukarest vorübergehend einige höhere Stellen zu bekleiden. Diesem Pfarrer Möckesch nun übersandte Roth ein württembergisches Gesangbuch, das er sich von einer Reise nach Deutschland im Jahre 1845 mitgebracht hatte, und bat ihn, die Passionsgeschichte Jesu Christi, die in einer besonders schlichten Darstellung in diesem Buche enthalten war, ins Rumänische zu übersetzen. Möckesch entsprach diesem Wunsche, ja er übersetzte auf Roths Anregung auch Luthers Kleinen Katechismus, also die protestantische Grundlehre, in die rumänische Sprache. Überhaupt hat er sich seither immer wieder mit Übersetzungen geistlicher Texte, teils aus dem Deutschen ins Rumänische, teils aus dem Rumänischen ins Deutsche beschäftigt. Er tat es jedenfalls in erster Linie deshalb, weil er von Roth dazu angespornt wurde. So schrieb ihm beispielsweise Roth am 31. März 1847: „Ich verfolge mit großer Spannung Ihre Bemühungen um die walachischen Glaubensbrüder. Alle anderen Zweige unserer dermaligen Tätigkeit sind gegen diese Aufgabe wie nichts zu achten. Die Lösung aber eben dieser hochwichtigen Aufgabe hat die Vorsehung in Ihre Hände gelegt. Möge Sie kein körperliches Unwohlsein hindern, diesem großen Werke Ihre Zeit, Ihr Herz, Ihre Kraft zu weihen! Wären Sie Bischof, wären Sie Komes — keine Stellung gleichet der Ihrigen an Aussicht — an Erfolg — an Wichtigkeit. Wer die Welt besiegen will, muß glauben an den, der im Sohne uns die Kraft hiezu gegeben hat. Ich schließe Sie in meine Gebete ein: möge Sie Gott für sein Evangelium wirken lassen und Ihrer Wirksamkeit seinen Segen verleihen."

St. L. Roth ist aber noch weiter gegangen. Nicht nur unter seinen eigenen Volksgenossen warb er um Freunde und Mitarbeiter für seinen Plan. Er wendete sich unmittelbar auch an die führenden Männer des rumänischen Volkes. So schrieb er am 20. März 1848 folgenden Brief an Gheorghe Baritiu: „Wertgeschätzter Herr Professor! Ich hatte für meine walachischen Glaubensgenossen 100 Stück Neue Testamente kommen lassen, von denen ich Ihnen hiemit 20 Stück per 1 Fl. CM. überschicke. Sie waren so gütig, sich dahin zu äußern, daß selbige in Ihrer Gegend Abnahme finden würden, was allhier leider nicht der Fall ist. Diesen Mangel aber an Liebe zum Worte Gottes bedaure ich eben um so mehr, als ich überzeugt bin, daß die Welt allein durch Christus zum wahren Frieden gelangen kann. Mir sind die verschiedenen Nationalitäten nur die

Bruchteile eines größeren Ganzen und ich halte diese Wut der Sprachkämpfe für einen Abfall von der Humanität, die eben in diesen Wirrnissen mißhandelt wird und untergeht. Darum flüchte ich mich mit meiner Liebe zu den Brüdern nicht in das Formenwesen der Konstitution, nicht in die Livree einer besonderen Konfession, sondern allein zum Evangelium als dem Mittelpunkte, als zur Einheit der gesamten Christenheit... Siehe, es kommt eine Zeit, wo man weder in Garyzim, noch in Jerusalem anbeten wird, sondern im Geiste und in der Wahrheit. Es wird ein Hirte und eine Herde dann und dadurch werden... In Christo sind wir alle Einer, er ist weder Grieche noch Römer, weder Mann noch Weib, weder Herr noch Diener. Gott wird der Vater sein, alle Menschen seine Kinder und dadurch eben alle Brüder, und das ist das Reich Gottes auf Erden."

Und nun darf man sich nicht mehr wundern, zu hören, daß es diesen Mann, den eine so tiefe Religiosität und ein so brennendes Herz trieb, dem Brudervolke die Hand zu reichen, in dem Augenblicke nicht mehr zu Hause hielt, als er im Mai 1848 vernahm, das rumänische Volk versammle sich zu einer großen Kundgebung seines nationalen Willens bei Blasendorf. Er sattelte denn auch schleunigst sein Pferd und ritt, ohne von irgend jemandem einen Auftrag erhalten zu haben, das Tal der Großen Kokel flußabwärts, bis er zu der Stadt kam, in die von allen Seiten Zehntausende rumänischer Bauern zusammenströmten, und nahm, wahrscheinlich als einziger Siebenbürger Sachse, an der denkwürdigen Versammlung auf dem Freiheitsfeld teil. Wenige Tage darauf schrieb er dann einen längeren Aufsatz in die Hermannstädter deutsche Zeitung Transsylvania und unterrichtete seine Volksgenossen darüber, was er in Blasendorf erlebt hatte. Es lautet darin: „Die Inschrift Virtutea Romana Reinviata war bereits, als ich Sonntags auf Blasendorf kam, mit großen goldenen Initialbuchstaben in drei Zeilen auf einer Fahne vor der Türe der Kathedralkirche zu sehen. Sie voran ging jeder Zug aufs Feld und vom Feld herein. Wie man diese Inschrift gut übersetzen sollte? Freilich bedeutet virtus auch Tugend, aber mit dem römischen Begriffe der Mannhaftigkeit, von vir. Ich würde es also übersetzen: das Selbstgefühl der Romanen ist erwacht. Zwei kleinere Fahnen, schwarz und gelb, begleiteten die genannte Hauptfahne. An diesen hingen auch zwei Flaggen mit Inschriften, wo auch etwas von Roman zu lesen war, ich konnte aber das Ganze nicht zusammenbringen. Auch hatte der Regen die angeklebte Aufschrift abgelöset. Täuscht mich meine Einbildung nicht, so war auf einem Bande: Vivat Ferdinand, Imperator Austriae et Romanilor. Die Hauptfahne aber hatte drei Farben: Rot-Blau-Weiß, also nicht die ungrischen Farben, die Rot-Grün-Weiß sind. Wie mir gesagt ward, haben die Fürstentümer auch Rot, Blau und Weiß. Zwar war diese Nationalfahne nicht so hoch, daß man sie von der Donau her sollte gesehen haben, jedoch glaube ich, als eingeständig der Geistereinwirkungen auf einander, das Flackern dieser Farben hier werde auch in Jassy und Bukarest Herzklopfen verursacht haben. Ob ich mich täusche?"

Doch nicht nur durch diesen Aufsatz, auch durch eine Reihe von Briefen, die Roth unmittelbar nach der Versammlung seinen Freunden schrieb, erfahren wir, was für ein großes Erlebnis für ihn Blasendorf war. So schreibt er beispielsweise am 25. Mai an seinen Kronstädter Freund Samuel Schiel: „Was eine Volksversammlung heißt, weiß ich nun. Der Stürmischeste findet immer die Beistimmung. Zu vielem gaben die Weiterstehenden ihren Beifallsruf, da ich doch sicher wußte, daß sie es nicht hatten hören kön-

nen, und nur die Beistimmung der Nächsten für sie das Signal der Beistimmung war. Personen neben der Tribüne bestimmten das Volk durch Mienen und Zeichen zur Beistimmung oder Mißbilligung. Jedoch bin ich überzeugt, daß sie, wenn sie's auch selber gehört hätten, nicht anders geurteilt haben würden.

Die Mäßigung ging von Herrn Bischof Schaguna aus. Hätte der nicht durch sein Amt und Ansehen seiner Person der Verhandlung einen Zaum übergeworfen — die äußersten Extreme wären zu Tage, und Tätlichkeiten zur Ausführung kommen können. Herr Bischof Leményi hat über seine Leute gar keine Gewalt. Die Flut trieb ihn, wie ein Brett, hin und her."

Hatte Roth bisjetzt schon — als erster unter den führenden Köpfen der Sachsen — die reale Volkskraft der Rumänen in die politische Rechnung Siebenbürgens eingesetzt, hatte er als prophetischer Geist die Entwicklung dieser Volkskraft richtig vorausgesehen, so war sie ihm in Blasendorf in ihrer höchsten und überzeugendsten Zusammenballung anschaulich entgegengetreten. Er ahnte sie nicht mehr nur, er kannte sie jetzt von Angesicht zu Angesicht. Und genau so war es ihm mit einer Reihe anderer politischer Stellungnahmen und Vorhersagen gegangen. Was Wunder, wenn die sächsische Nation ihr Augenmerk endlich in erhöhtem Maße auf diesen Mann zu richten begann und ihn jetzt, da Siebenbürgen unter der Einwirkung der revolutionären Ereignisse im übrigen Europa zusehends in die Gefahr eines Bürgerkrieges hineinschlitterte, in immer höhere und verantwortungsvollere Führerstellungen aufsteigen ließ! Im August 1848 rief ihn die sächsische Jugend zum Führer des soeben gegründeten Deutschen Jugendbundes in Siebenbürgen aus. Wenige Tage später zog er als Abgeordneter der Stadt Mediasch in die Sächsische Nationsuniversität, die höchste politische Körperschaft der Sachsen, ein. Diese entsandte ihn im Oktober des gleichen Jahres, als die siebenbürgische Krise ihren Höhepunkt erreichte, als Vertreter der Sachsen in den siebenbürgischen Pazifikationsausschuß, der einen letzten Versuch machen sollte, die siebenbürgischen Völker miteinander zu versöhnen. Die politischen Leidenschaften ließen sich freilich nicht mehr zügeln. Die Magyaren waren nicht mehr bereit, auf ihren Traum von der Vereinigung Siebenbürgens mit Ungarn und auf die Loslösung des also erstarkten Ungarns von Österreich zu verzichten. Rumänen und Sachsen wußten genau, daß ihrer im neuen Staate die rücksichtsloseste Magyarisierung harrte. Deshalb beschlossen beide Nationen, ihre Volksinteressen auf der Seite Österreichs zu verteidigen.

Über die kriegerischen Ereignisse in Siebenbürgen in den Jahren 1848/49 brauche ich nichts zu erzählen. Sie sind in der Geschichte des rumänischen Volkes genau so lebendig geblieben wie in der unsern. Unsere beiden Völker haben ja auch das Glück gehabt, ihren entschlossenen Kampfwillen und ihre nationalen Ideale damals in je einem ungewöhnlichen Manne verkörpert zu sehen: das rumänische Volk in Avram Iancu und unseres in Stephan Ludwig Roth. Und wie alle Ereignisse dieser blutigen Jahre der siebenbürgischen Geschichte heute vom rumänischen Volk nicht mehr anders empfunden werden können, denn als Bruchstück des einen großen Schicksals, das dem „König der Berge" beschieden war, genau so geht es uns mit der Gestalt St. Roths, die nicht nur als historische Persönlichkeit, sondern auch als Symbol und Mythus aus unserer Geschichte nicht mehr wegzudenken ist. Nehmen wir hiezu, daß auch die Ungarn im Sommer 1849

in der Schlacht bei Schäßburg ihren größten Nationaldichter Alexander Petöfi ihren heißesten Wünschen zum Opfer bringen mußten, so wird uns vielleicht die dunkle Schicksalhaftigkeit jener Zeit bewußt werden, die jedem der drei siebenbürgischen Völker nahezu gleichzeitig ihren tragischen Volkshelden gebar.

Nachdem die Feindseligkeiten zwischen den beiden kämpfenden Parteien in Siebenbürgen am 1. November 1848 ausgebrochen waren, wurde St. L. Roth vom österreichischen Oberbefehlshaber Feldmarschalleutnant Puchner zum kaiserlich bevollmächtigten Pazifikationskommissär ernannt und in die Kokelburger Gespanschaft geschickt, um die Ruhe und Ordnung in diesem Landstrich wieder herzustellen, aus dem die magyarischen Obrigkeiten geflohen waren. Hand in Hand mit ihm wirkte dort als Beauftragter des rumänischen Nationalkomitees der Erzpriester Stefan Moldovan aus Mediasch und beide wurden von einer kleinen militärischen Truppe unterstützt. Ihr Hauptquartier schlugen sie im viertürmigen festen Schlosse von Kokelburg auf. Sie vollzogen ihre Aufgabe in vorbildlicher Weise, ohne einen einzigen Blutstropfen zu vergießen, hoben fleißig Rekruten aus und Roth gelang es in dieser Zeit sogar, 13 sächsische Dörfer, die bis dahin im Frondienst des ungarischen Adels gestanden hatten, zu befreien und den Stuhlsmagistraten von Mediasch und Schäßburg anzuschließen.

Aber kurze Zeit später wendete sich das Kriegsglück mit einem Mal. Die österreichischen Truppen wurden am 17. Januar 1849 ganz in der Nähe von Kokelburg, nämlich bei Gallendorf, von dem neuernannten, genialen ungarischen Feldherrn Bem in die Flucht geschlagen, der das Innere Siebenbürgens alsbald eroberte. Stefan Moldovan floh mit vielen anderen Rumänen und Sachsen in die Walachei und riet auch Roth dazu, dies zu tun. Roth aber, dem Bem versprochen hatte, ihm werde kein Haar gekrümmt werden, kehrte auf seine Pfarre nach Meschen zurück. Allein, während Bem einmal vorübergehend Siebenbürgen verließ, wurde Roth auf Befehl des ungarischen Regierungskommissärs Ladislaus Csányi gefangen genommen, in Eisen gelegt und nach Klausenburg geschleppt. Dort verurteilte ihn ein gemischtes ungarisches Standgericht rasch zum Tode durch Pulver und Blei. In seinen letzten Stunden soll er sich seines Kameraden von Kokelburg, des Erzpriesters Stefan Moldovan, erinnert und ihm den Rest jener Neuen Testamente in rumänischer Sprache vermacht haben, die er seinerzeit Gheorghe Barițiu zur Verteilung angetragen hatte.

Es müßten nur diejenigen Willensäußerungen eines Volkes in die Geschichte aufgenommen werden, die in dem Volksgeist gezeugt oder in demselben ausgeprägt worden sind. St. L. Roth

Über die Tapferkeit

Von Bruno Brehm

[redacted]

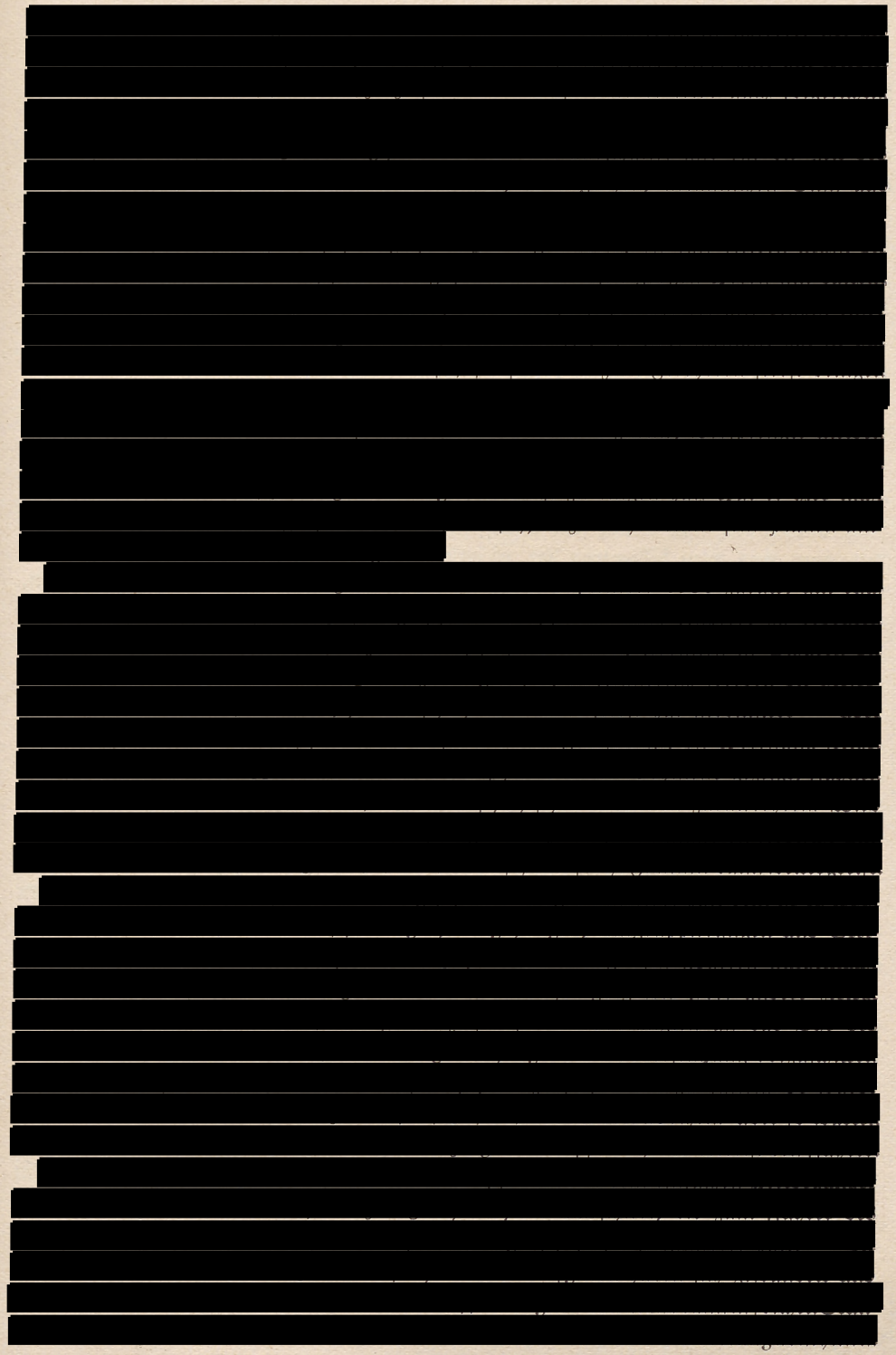


Das viertürmige Schloß von Kokelburg
St. L. Roths Hauptquartier im Revolutionswinter 1848/49



Das St. L. Roth-Denkmal im „Schülergarten" in Mediasch

Es wurde 1853, nach seiner Überführung, aus Beiträgen des gesamten Sachsenvolkes errichtet



[redacted]

[redacted]

Vorspruch

zu einem Trachtenfest in Kronstadt

Von Hans Lienert

Vorsprecher:

Hört, deutsche Männer, deutsche Frauen!
Ihr sollt des Volkes Ebenbild
im Spiegel dieses Bildes schauen,
wie's aus dem Strom der Zeiten quillt.
Und aus des Herolds Deutermunde
vernehmt des Werdens hehre Kunde.

Herold:

Vom Morgen dringt des Urwalds Ruf:
„Die Freiheit winkt in meinen Weiten!"
Da brennen Herzen, stampft der Ruf:
„Nach Ostland woll'n wir reiten!"
Da bricht das Joch, die Fessel fällt:
„Wir lassen uns nicht schnöde zwingen!"
Da rauscht das Blut, der Hornruf gellt,
Fanfaren schmetternd klingen.

Chor der Ostlandfahrer:

Wir sind das alte Volk der Not,
sind Brüder eines Bluts.
Wir trotzen alle gleichem Tod
und kämpfen gleichen Muts.
Kam'raden, laßt die Fahnen wehn
und lodern himmelan, —
wir wollen treu zum Führer stehn
und folgen Mann für Mann.

Herold:

Die Mannen reiten freiheittrunken.
„Willkommen, wildes, junges Land!
Die Heimat, die uns fern versunken,
wir baun sie neu mit starker Hand."
Und eines Volkes Morgenpforte
springt auf bei seines Königs Gruß,
und weitet sich im Schicksalsworte:
„Unus sit populus!"

Das Volk:

„Eins sei das Volk!"

Der Herold:

Drauf Jahr um Jahr in Urwalds Gründen
blüht Saatenland aus Sumpf und Moor,
wo Herz und Mann und Arm sich bünden
wächst Dorf und Stadt und Volk empor.
Und hinter Mauern, Wällen, Türmen
lacht goldnes Glück am heilgen Herd,
da muß die Treue wehrhaft schirmen,
was Feindesblick voll Neid begehrt.

Chor der Ostlandfahrer:

Wir sind das alte Volk der Treu
und halten fest in Hut, —
was auch des Feindes Losung sei, —
der Väter Erb und Gut.
Kam'raden, laßt die Fahnen wehn
und lodern himmelan, —
wir wollen treu zum Führer stehn
und folgen Mann für Mann.

Herold:

Seht, aus Asiens Wüsteneien
Tatern toben Mord und Brand,
der Karpaten Pässe speien
Türken stürmend in das Land.
Nimmer beugt sich doch der Rücken,
nimmer rosten Pflug und Schwert, —
dem nur, der der Väter wert,
nur dem Kühnen kann es glücken,
nur der Starke kann es tragen,
nur dem Volk, das unverzagt,
frei mit seinem Gott es wagt,
werden stolze Burgen ragen,
muß die helle Sonne tagen.
Und des Felsendomes Hort
gründet sich im ew'gen Wort:
„Vigilate et orate!"

Volk:

Wachet und betet,
vor Gott hintretet!
Er ist Burg und Wehr,
ihm allein die Ehr!

Herold:

Drauf nach tausendfachem Morden
und nach tausendfachem Harm
deutsche Faust zerschlägt die Horden,
fegt hinaus den wüsten Schwarm.
Neue Brücken kühn sich schwingen
heimatwärts und weltenfern,
heller glänzt der deutsche Stern,
heller die Fanfaren klingen.

Chor der Ostlandfahrer:

Wir sind das alte Volk der Ehr
und wahren stolz und frei
des blanken Schildes helle Wehr
bis in den Tod getreu!
Kam'raden, laßt die Fahnen wehn
und lodern himmelan, —
wir wollen treu zum Führer stehn
und folgen Mann für Mann.

Herold:

Was des Tartarensturmes Toben,
was nicht des Türken Wut errang,
was aller Feinde Haß nicht zwang,
weils an des Volkes Trutz zerstoben, —
das will nun Glanz und Ruhm erreichen
und lockend sich mit List erschleichen.
Doch treu das Herz im Busen brennt,
vor Kaiserthronen stolz bekennt:
„Fidem genusque servabo!"

Volk:

„Mein Volk, meinen Glauben
soll mir niemand rauben!"

Herold:

Und aber rauscht und stürmt das Haus,
der süßen Heimat gilt der Strauß,
der Eintracht Band ist jäh zerschlissen,
von Bruderhaß in Leid zerrissen.
Und in der Freiheit Morgenrot
zerbricht ein Heldenherz im Tod.
Da ist ein Strahl hellauf gesprungen:
„Wer sterben kann, wird nicht bezwungen!"

Chor der Ostlandfahrer:

Auf deutscher Ehre, deutscher Treu
stehn wir zu aller Zeit!
Wir wollen einig sein und frei
und deutsch in Ewigkeit!
Kam'raden, laßt die Fahnen wehn
und lodern himmelan, —
wir wollen treu zum Führer stehn
und folgen Mann für Mann.

Herold:

Der Führer ruft, die Fahnen wehn
und münden in die fernste Welt:
„Das deutsche Volk wird nie vergehn
wenn es in Eintracht Treue hält!"
Drum hört des Deutschen höchst Gebot:
„Seid einig, einig bis zum Tod!"

Volk:

Eins sei das Volk!

Gott hat uns lieb, daß er uns züchtiget. Denn wir waren in Gefahr als ein feiges, selbstsüchtiges, knickeriges Volk unterzugehen. Es bedurfte dieses Donnerwetters, um uns aufzurütteln.

St. L. Roth

Rundschau

Vortrag Prof. Franz Koch in Bukarest

Am 4. Mai hielt an der Bukarester Universität der Berliner Ordinarius für deutsches Schrifttum, Professor Franz Koch, einen Vortrag über die deutsche Dichtung der Gegenwart — ein Ereignis, das schon deshalb festgehalten zu werden verdient, weil damit seit mehreren Jahren zum ersten Mal wieder ein deutscher Gelehrter an dieser Stelle gesprochen hat. Der Vortrag fand in großem Rahmen statt: der Rektor der Universität und viele Persönlichkeiten des rumänischen wissenschaftlichen und literarischen Lebens und des Bukarester Deutschtums wohnten ihr bei. Der große rumänische Gelehrte und Präsident der Rumänischen Akademie Prof. Rădulescu-Motru, gegenwärtig auch Dekan der philosophischen Fakultät, hielt die Begrüßungsansprache, der bekannte Philologe Prof. Caracostea würdigte einleitend die wissenschaftliche Leistung und Eigenart des Vortragenden. Das wichtigste aber ist, daß gerade Franz Koch, dem wir zu gutem Teil die neue Ausrichtung der deutschen Dichtungsgeschichte verdanken, hier Gelegenheit hatte, vor der sehr zahlreich erschienenen rumänischen akademischen Jugend über einen Gegenstand zu sprechen, über den in den meisten rumänischen Kreisen völlige Unkenntnis oder sehr falsche und veraltete Vorstellungen herrschen. Hoffen wir, daß dieser Vortrag auch über seine augenblickliche große Wirkung hinaus seine Früchte trägt. H. K.

Der Banater Maler Franz Ferch erhielt den Prinz-Eugen-Preis

Die Wiener Zweigstelle der Johann Wolfgang Goethe-Stiftung hat den Prinz Eugen-Preis 1939 dem Banater Schwaben Franz Ferch verliehen, „in Würdigung seiner künstlerischen Bestrebungen, die volksverbunden die Darstellung des bäuerlichen Lebens seiner Volksgruppe gewidmet sind". Mit dieser Auszeichnung wurde die Öffentlichkeit des Großdeutschen Reiches auf eine bedeutende künstlerische Leistung hingewiesen, die in den letzten Jahren immer gewaltiger und eindrucksvoller ins Bewußtsein der deutschen Volksgruppe getreten war und deren sinnbildstarke wuchtige großformige Eigenart — durch den häufigen Vergleich mit dem Werk des Tirolers Egger-Lienz noch lange nicht erschöpfend gedeutet — aus wahrhaft bäuerlich-kolonistischem Geist geboren ist. Unsere Zeitschrift wird in einem ihrer nächsten Hefte Bildwiedergaben und eine Würdigung des Schaffens Franz Ferchs bringen.

Neue Bücher und Schriften

Weltgeschichte

D. P. Capper. Wikingerfahrten nach Westen. L. Staackmann Verlag, Leipzig, 1939

Aus den Sagas, die der Eugen-Diederichs-Verlag in Jena umfassend und vorbildlich veröffentlichte, ist uns schon seit Jahren die Welt der Wikinger bekannt geworden, der Freibeuter der Meere um den europäischen Erdteil, der Schöpfer Rußlands, der kampffreudigen, freiheitsgierigen, oft grausamen und harten Nordmänner, dem Schrecken aller Küsten, der Siedler auf Island und der Staatengründer in England, in der Normandie und in Süditalien. Der englische Verfasser des vorliegenden Buches vertieft diese Kenntnis durch die aus reicher Quellenvertrautheit geschöpften Darstellung jener Wikingerzüge, die mehr als vierhundert Jahre lang die britischen Inseln immer wieder berührten, sie plünderten oder auf ihnen Herrschaften errichteten. Überdies gibt er uns eine Schilderung der Fahrten nach Amerika und einiger Züge ans Festland und ins Mittelmeer. Seine systematische Abhandlung ist uns noch deshalb willkommen, weil wir Einblick gewinnen in die Bewaffnung, die Schiffsbaukunst, ins Wesen und die Lebensart der Nordmänner; aus all dem steigen die Tage einer europäischen Frühgeschichte auf, deren Nachwirkungen bis heute reichen.

Heinrich Zillich

Erich Maschke. Der Deutsche Orden. Deutsche Reihe Bd. 81. Mit 13 Abbildungen. Eugen Diederichs Verlag, Jena, 1939

Wir wollen es der „Deutschen Reihe" danken, daß sie dieses Bändchen herausbrachte, das neben einer Geschichte des Deutschen Ordens so viele Zeugnisse und Berichte über sein inneres Leben, seine Ziele und Regeln, sowie über seine Schicksale enthält, daß wir wahrhaft belehrt werden. In diesen und ähnlichen Büchern rechtfertigt sich eine volkserzieherische kleine Buchreihe wie die des Eugen-Diederichs-Verlages besonders schön.

Heinrich Zillich

Heinrich von Sybel. Prinz Eugen von Savoyen. Verlag Georg D. W. Callwey, München, 1938

Die drei berühmten Vorlesungen, die der preußische Geschichtsforscher im Jahre 1861 hielt, sind mit Verständnis für ihre gerade in unserer Zeit wieder belebte Aktualität in dieser Neuausgabe veröffentlicht worden und geben uns auf verhältnismäßig knappem Raum ein außerordentlich gutes Bild vom Wesen und Werke des größten deutschen Feldherrn, der zugleich einer der größten deutschen Staatsmänner gewesen ist. Uns Südostdeutsche wundert es, daß Sybel mit keinem Wort die Bedeutung Prinz Eugens als Kolonisator des Banates erwähnt; davon abgesehen aber ist seine Darstellung eine Leistung, die an Frische und Einprägsamkeit nichts verloren hat. Ein Wort, das der Neuausgabe vorangestellt wird und das Prinz Eugen an seine Offiziere richtete, erscheint uns nicht bloß als Mahnung an Soldaten, sondern auch als Zielsetzung für jedes deutsche Wirken, besonders im Osten, so wesentlich, daß wir es wiedergeben wollen: „Meine Herren, Sie haben nur eine Lebensberechtigung, wenn Sie beständig auch in der größten Gefahr als Beispiel wirken, aber in so leichter und heiterer Weise, daß es Ihnen niemand zum Vorwurf machen kann."

Heinrich Zillich

Heinrich Kretschmayr. Maria Theresia. Mit 16 Bildern nach Originalen der Zeit. L. Staackmann Verlag, Leipzig, 1938

Als das Buch Kretschmayrs vor nunmehr zehn Jahren erschien, wurde es vom großen deutschen Geschichtsforscher Ritter von Srbik mit restloser Zustimmung begrüßt. Die neue Ausgabe, die uns vorliegt, bestätigt dies Urteil in schönster Weise. Man kann sich kaum ein besseres Buch vorstellen, aus dem Wesen und Werk der Kaiserin deutlicher und überzeugender vor uns hintreten. Im Mittelpunkt der Darstellung steht ihre menschliche Entwicklung und ihr schöpferischer Genius, während die Einzelheiten des Zeitalters nur insoweit genauer betrachtet werden, als sie für die Geschichte Österreichs und Deutschlands bedeutsam sind. Dadurch gewinnt das von Kretschmayr gezeichnete Bild an Geschlossenheit und die Gestalt Maria Theresias an Lebendigkeit. Wir vermissen lediglich, daß die Kolonisationsleistungen der Kaiserin im Südosten ihres Reiches außerhalb der Betrachtung blieben, ein Mangel, den eine spätere Ausgabe richtigstellen müßte, denn gerade diese Taten Maria Theresias bestätigen ihre deutsche Gesinnung und ihr Reichsgefühl, die Kretschmayr immer wieder hervorhebt. Unbestechliche Gerechtigkeit leitet den Verfasser bei der Beurteilung sowohl der mächtigen Frau wie ihres Gegenspielers Friedrich II., bestimmt ihn auch bei der Bewertung der Kaiser Franz und Josef II. und der übrigen handelnden Gestalten jener Zeit der Machtkämpfe, deren tragische Folgen für die deutsche Herrschaft über den Osten durch Maria Theresia, die sich gleich zu Beginn ihrer Regierung gegen halb Europa zu behaupten verstanden hatte, weitgehend gemildert wurden. Sie vermochte ihre vielen Länder, abgesehen vom Verlust Schlesiens, zusammenzuhalten, innerlich zu kräftigen, die Verwaltung zu erneuern und das Erbe, das sie übernommen hatte, reicher und deutscher den unglücklichen Händen ihres Sohnes zu übertragen. Nicht ohne Schwächen, nicht ohne Härte, nicht ohne Zorn war die Kaiserin, und doch bleibt uns ihr Bild rein und groß als das der genialsten deutschen Frau, die jemals auf einem Thron saß.

Es ist Kretschmayrs Verdienst, daß er uns mit seinem Buch nicht bloß die Persönlichkeit der Herrscherin bewußter gemacht hat, sondern daß er dabei von jener geschichtlichen Auffassung geleitet wird, die unbeeinflußt von der einseitigen Geschichtsschreibung einzelstaatlicher und dynastischer Belange die Gesamtheit des deutschen Volkes und dessen Schicksal zum bestimmenden Maß wählt. Es freut uns, daß seinem Buch ein umfangreicher Anhang beigefügt wurde, der Auszüge aus Staatsschriften und Briefen der Kaiserin enthält und die Darstellung des Forschers durch unmittelbare Heranführung an die Quellen vertieft.

Heinrich Zillich

Otto von Bismarck. Kampf um das Reich. Deutsche Reihe Bd. 82, ausgewählt von Wilhelm Rössle. Eugen Diederichs Verlag, Jena, 1939

Die Einstellung Bismarcks zum Reichsgedanken und dann zur Reichswirklichkeit wird in diesen ausgewählten Stücken aus seinen Reden und Erinnerungen einprägsam wiedergegeben. Damit gewinnen wir auch eine Darstellung der entscheidenden Probleme vor der zweiten Reichsgründung und der darauf folgenden Jahrzehnte.

Heinrich Zillich

Zeitgeschichte

Jakob Schaffner. Die schweizerische Eidgenossenschaft und das Dritte Reich. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, 1939

Der bekannte Dichter unternimmt es, mit diesem Vortrag bei seinen schweizerischen Landsleuten Verständnis für das heutige Deutschland zu wecken. Er setzt sich vorbehaltlos für ein starkes brüderliches Verhältnis zwischen der Schweiz und dem Reich ein, wobei er keineswegs die alten Anschauungen und Ordnungsgesetze der Schweiz aufgeben will. Die Schweizer hören von Schaffner manches kritische Wort, während er andererseits ihre großen Leistungen in der Vergangenheit unterstreicht und aus ihnen Stützen für ein fruchtbares Zusammenleben der beiden blutverwandten Staaten zu entnehmen sucht. Der Vortrag ist höchst bedeutsam, und doch will uns scheinen, als ob Schaffner das schweizerische Versagen angesichts der neuen Ideen des deutschen Volkes nicht bis in die Tiefe begriffe. Wir Auslanddeutschen können diese Seite klar erkennen. Es handelt sich um folgendes: die Deutschschweizer, für die Schaffner vorwiegend spricht, wußten die wirtschaftliche Konjunktur, die sich für sie aus den schweren europäischen Krisen der letzten Jahrzehnte ergab, trefflich zu nutzen. Während sich andere Völker auf den Schlachtfeldern bewährten, machten sie Geschäfte und verteilten damals und später nach dem Maß eines Volkes, das kein Schicksal mehr hat, ihre Wohlverhaltenheitsnoten fast durchwegs jenen, die dem deutschen Volk, dem sie selbst angehören, feind waren. Daß Millionen Deutsche im Reich und außerhalb Deutschlands um ihr einfachstes Volksrecht litten, ließ sie kalt, aber jede Machtstärkung des Reiches fand ihren Widerspruch. Uns Auslanddeutschen kann ein solches Verhalten nur als ein Abfall vom eigenen Blutgesetz erscheinen, als eine Schuld. Wenn heute die Schweiz das geburtenärmste Land Europas geworden ist, so sehen wir auch hierin ein Verdorren natürlicher Instinkte. Nicht allein darum kann es sich also handeln, die Schweizer zum Verständnis für das deutsche Volk zu bringen, denn dies hieße ihnen ein besonderes Recht zum Urteil über die Deutschen zuzumessen; wichtiger ist, daß sie der Schuld bewußt werden, die sie ihrem eigenen Volkstum gegenüber, und das ist das deutsche, auf sich geladen haben. Heinrich Zillich

Julia de Beausobre. Das Licht leuchtet in der Finsternis. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, 1939

Diese aus dem Englischen ins Deutsche übertragenen Berichte einer russischen Aristokratin über ihre Erlebnisse in den Gefängnissen und Straflagern der GPU bringen nichts neues, was man aus anderen Berichten ihrer Leidensgenossen nicht schon erfahren hätte, aber sie wirken auf den Leser deshalb so stark, weil die Verfasserin mit außergewöhnlicher Seelenkraft inmitten der Not und des Grauens, die sie zu erdulden hatte, das Menschliche zu sehen vermochte. Sie blickt den gequälten Häftlingen ins Herz, erkennt auch das Herz der Kerkermeister; vor ihrem Auge offenbaren sich Niedertracht und innerer Wert bei jedem, der ihr auf dem Leidensweg begegnete. Ein tiefes Mitverstehen, eine echt weibliche Einfühlungsgabe machen sie zur Anwältin des geknechteten russischen Volkes. Es ist erstaunlich, wie ihre innere Größe auch das Gute in sonst verhärteten Sklavenwärtern aufflackern ließ. Wenngleich in dem Buche nichts anderes enthalten ist als eine Erzählung eigener Erlebnisse, ist dieser private Bericht, gerade weil er das Menschliche so lebendig wiedergibt, doch eines der vernichtendsten Urteile, die je über die Zustände des bolschewistischen Rußlands abgegeben wurden. Heinrich Zillich

Mitteilungen der Schriftleitung

Dieses Heft ist vor allem der Erinnerung an Stephan Ludwig Roth zugedacht, dessen Todestag sich am 11. Mai zum neunzigsten Male jährte. Wer die fünfzehn Jahrgänge des „Klingsor" durchblättert, kann feststellen, wie diese Zeitschrift und der Kreis, der sie trug, von Anbeginn in der vordersten Front derer stand, denen die Wiedererweckung der Gestalt, des Wortes, der Leistung des großen Mannes zu danken ist. (Die ersten Bände der Folberthschen Roth-Ausgabe sind im Klingsor-Verlag erschienen!) So darf auch in diesem Zeitpunkt, da die geschichtliche Erscheinung Roths ins großdeutsche Volksbewußtsein hineinzuwachsen beginnt, unsere Stimme nicht fehlen. Neben Heinrich Zillichs Gedenkaufsatz steht Gottfried Fittbogens, des reichsdeutschen Forschers Bemühung, Roths Wirken in übersiebenbürgischen Zusammenhängen zu sehen — eine Arbeit, der wir nicht in jeder Einzelheit zustimmen, die uns aber doch, besonders auch methodisch, als Ergänzung der siebenbürgischen Rothforschung sehr wesentlich zu sein scheint. Otto Folberth, dessen unermüdlicher Dienst an St. L. Roth jetzt so reiche Früchte trägt, steuert die Betrachtung über die jetzt erst und von ihm in voller Bedeutung erkannten Beziehungen Roths zum Rumänentum, den Brief an Michael Kaiser und die wertvollen Bilddokumente bei, die dieses Heft schmücken. In den nächsten Heften werden noch weitere Beiträge zur St. L. Roth-Forschung folgen.

Auch der übrige Inhalt dieses Heftes fügt sich glücklich dem Rahmen ein:

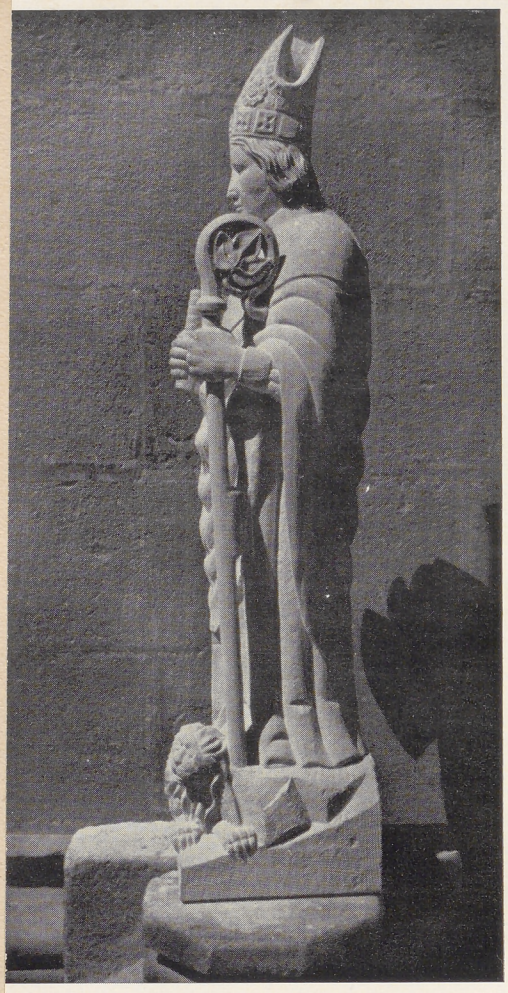
Bruno Brehms, des großen sudetendeutschen Dichters, der eben den Nationalen Buchpreis des Deutschen Reiches erhielt, Betrachtung „über die Tapferkeit", und

Hans Lienerts „Vorspruch zu einem Trachtenfest". Gegen die Bedenken des Dichters, solche „Gelegenheitsverse" zu veröffentlichen, haben wir seinen „Vorspruch" gebracht als einen wohlgelungenen Beitrag zur Feiergestaltung im Geist und Stil unserer Zeit.

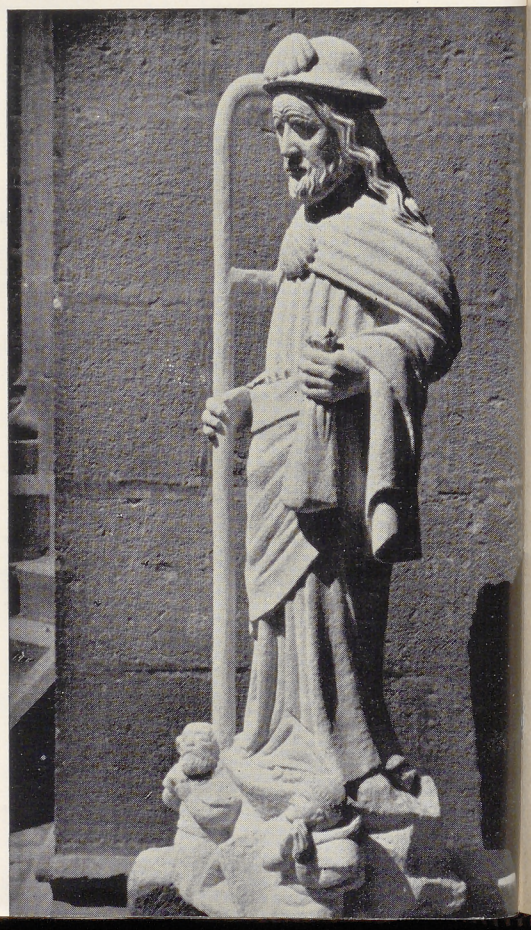
Das Aprilheft unserer Zeitschrift mußte, schon druckbereit, aus zwingenden, nicht von der Schriftleitung abhängigen Gründen zurückgehalten und inhaltlich umgestellt werden. Daher konnte es erst jetzt, gleichzeitig mit dem Maiheft erscheinen und versandt werden.

Herausgeber Dr. Heinrich Zillich, derzeit verreist
Allein verantwortlicher Schriftleiter Harald Krasser, Heltau-Cisnädie 92 bei Hermannstadt-Sibiu
Verwaltung Hermannstadt-Sibiu, Königin-Maria-Straße 23
Gedruckt durch die Krafft & Drotleff A. G.

Die neuen Figuren der Schwarzen Kirche von E. Richard Boege



Ein Bischof



Der hl. Jakobus d. Ae.

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
16. JAHR Juni/Juli HEFT 6/7

Gedichte

Von Fr. Wilhelm Schuster

Nachtfahrt

Im Schlummer lagen alle Wogen,
Die Nacht nur lauschte als wir zogen
Im leichten Schaukelkahn;
Das Wasser rauschte leise, leise,
Und schaumig langgefurchte Gleise
Verfolgten uns're Bahn.

Bald heller, bald durch Wolken bläßer
Erglomm im ruhigen Gewässer
Der Sterne traurig Bild;
Durchweht von kühlen Schauerwinden
Erbrausten fern des Ufers Linden
In Nebel eingehüllt.

Du saßest still; auf deinen Knien,
Gewiegt von gold'nen Phantasien,
Mein Haupt im Sinnen lag;
Mein Herz schlug bang von heißem Lieben,
Und doch — o wär' die Nacht geblieben
Bis an den jüngsten Tag!

Aus der IX. Elegie

Komm, o komm nun auch du, die hold mir den Himmel verheißen!
Schon sank müde der Tag hinter das ferne Gebirg,
Liebliche Dämmerung fällt, es erfüllen nun Düfte den Garten.
Horch! wie berauschend ertönt hier das Geplätscher des Quells,
Dich zu empfangen bereit sind schon die kosenden Lüfte
Sind des Birkengewölbs säuselnde Wipfel umher;
Auch der Blumen Geschlecht: vor allen die stille Viole,
Die Geliebte der Nacht, reich an erquickendem Duft;
Dich zu empfangen bereit ist auch sie selber, die Nacht schon,
Welche auf Floras Volk liebende Tränen verstreut;
Dich zu empfangen bereit, harrt hier die glühendste Seele,
Welche der Sehnsucht Qual je auf der Erde gefühlt. (unvollständig)

Aus der XXIV. Elegie

Ach! nicht bannt der Entschluß, wie immer der Geist sich ermannet,
Nicht die Liebe hinweg, wenn sie im Herzen noch sitzt!
Standhaft hauset sie da voll Trotz behauptend die Feste,
Stark wie der mutige Held, schlau wie der listige Dieb.
Nicht die ländliche Lust, nicht blumenumdufteter Frühling,
Nicht des Herbstes Geschenk schläfert die wachende ein,
Nicht auch rastlos Mühn, sei's bunter Geschäfte Zerstreuung
Oder der forschende Fleiß sinnend im stillen Gemach.
Nicht entweicht sie dem Spotte und nicht der bittern Verhöhnung,
Selber des Hasses Gewalt rottet die Liebe nicht aus.
Heimlich lauscht sie im Herzen, und scheint schon lange vergessen,
Aber im günst'gen Moment tritt sie ein Phönix hervor.
Darf sie am Tage nicht nahn — sie kommt im Finstern geschlichen
Und im nächtlichen Traum reicht sie dir Zaubergetränk. —
Kämpfe denn nicht vergebens mit allzu gewaltigem Gegner!
Banne mit trotzigem Stolz nicht die Erinnerung weg
Eines so goldenen Glücks, nein! wahre das schöne Gedächtnis
Weiseren Sinnes und laß jedes vollenden die Zeit! (unvollständig)

Lied der Alten

Und so finden wir uns wieder
In vertraulichem Verein,
Die erprobten, alten Brüder
Samt dem alten Bruder Wein.

Manches haben wir erfahren,
Manches ging an uns vorbei,
Wurden anders mit den Jahren,
Doch wir blieben immer treu.

Nahe stehn wir nun am Ziele,
Und von schwererrung'nen Höhn
Läßt mit ruhigem Gefühle
Sich auch einmal rückwärts sehn.

Denn ich denke mit Behagen
An die hingeschwund'ne Zeit,
Wie in unsern Jugendtagen
Wildes Stürmen uns erfreut.

In des Fasses dunkeln Engen,
Da gefiel's dem Freunde nicht;
Strebte kühn das Haus zu sprengen
Und zu schäumen an das Licht.

Also rangen auch wir Knaben
Mit des Lebens enger Haft,
Wollten freie Stätte haben
Zu erproben unsre Kraft.

Denn uns trugen die Gedanken
Rasch dahin in ihrem Flug,
Und die Welt mit ihren Schranken
Schien uns nimmer weit genug.

Niemals vom Geschick bemeistert,
Fuhren wir in's volle Sein,
Und wie oft voll Mut, begeistert,
Schlugen wir mit Fäusten drein!

Doch wir wurden endlich weise,
Sanfter kreisete das Blut,
Und so finden sich die Greise
Alle nun mit still'rem Mut.

Wilder Most ist ausgegoren,
Jugendungestüm verbraust,
Nur der Geist ist unverloren,
Der noch mächtig in uns haust.

Seine Kraft ist nicht veraltet,
Liegt sie gleich in sich'rer Hut,
Und im Innern unerkaltet
Bergen wir des Feuers Glut.

Was wir träumten jung an Jahren,
Sehn wir nun geklärt im Licht,
Wollen's heilig uns bewahren,
Bis im Tod das Auge bricht!

Das alte Zuchthaus

Von Heinrich Zillich

Wir hören oft von Menschen, die sich in Wäldern verirrten oder von wilden Tieren bedroht wurden und denen, als der Tod schon die Finger nach ihnen ausstreckte, ein guter Geist wie aus leichtem Nebel entgegentrat, um sie auf den Pfad zurückzuführen. Wer selbst einmal vom Wege abkam und lange in der Ödnis suchte, ob ihm ein Ausschlupf die Wiederkehr ins Menschenland böte, wer nach verzweifeltem Schreien verstummte und bloß noch gleichgültig dahinwankte, jählings aber entdeckte, daß er den Ausweg unbewußt schon betreten und sich ihm das Leben wiedergeschenkt hatte, ja, der weiß: solche Geschichten sind wahr und der gute Geist lebt. Doch daß einer aus der Wildnis durch eine scheinbar recht verständliche Erfindung menschlicher Wissenschaft gerettet wurde und dann doch an ein Wunder glaubte, sei hier erzählt.

In einer einst berühmten und wehrhaften Stadt, die von Deutschen in die Südostkarpaten gebaut worden ist, steht am Ende einer ansteigenden Straße, die früher an die Wallmauer hinführte, ein großes stöckiges Haus. Es ist nicht sonderlich schön, auch nicht häßlich mit seiner hellen Front und verkörpert in allen Maßen die rechte Baugesinnung einer Zeit, als in dieser Stadt Wiener Kunst mit den später wieder entschwundenen österreichischen Herren Eingang gefunden hatte. Was die Einheimischen an dem Hause bemerkenswert dünkt — die Jugend weiß davon nichts mehr —, ist der düstere Zweck, dem es gedient. Noch leben die letzten sehr alten Menschen, die gesehen, daß hier Verbrecher eingeliefert wurden, und die es in der Kindheit nicht anders gekannt, als daß täglich das Klirren von Ketten durch die Gasse heraufkam und dann etliche Fenster aufgingen, Frauen und Männer nicht sehr neugierig ausspähten, wer wohl da wieder ins Zuchthaus geführt wurde. Es waren meist die gleichen Gestalten unbekannter Bauern und Landstreicher, die, von den Gendarmen blau geprügelt, müde vor den Bütteln herschritten und durch das Tor etwas zurückschreckend traten, worauf das Schloß ächzte und alles still wie ehedem war.

Nur ein- oder zweimal im Jahre schritt ein anderer, unsichtbarer und entsetzlicher Gast durch die Straße. Der rührte an, die darin wohnten, der schlich durch Wand und Stuben und Küchen, der schlich durch die fröhlichen Gärten, die hinter den Häusern bis zur Stadtmauer blühten. Dies aber geschah, wenn ein armer Sünder im Zuchthaushof gerichtet werden sollte. Man henkte damals nicht mehr auf offenem Anger und die Menschen drängten nicht mehr zum Todesschauspiel wie in vergangenen Zeiten, denn nun war schon seit langem kein Feind an den Toren gestanden, die Männer hatten das Blutvergießen nicht geübt und mochten es nicht sehen, die Mädchen aber weinten gern über den Gedichtbüchern, die von der Leipziger Messe weit über tausend Meilen herangekarrt wurden; niemand wollte es in jener biedermännischen Welt wahrnehmen, daß Urteil und Hochgericht notwendig sind, um Samtkäppchen und Lavendel zu schützen. Mußte doch das Böse ausgerottet werden, so ging das Grauen durch die stille Gasse wochenlang vor- und nachher, die Fenster schlossen sich und nur wer sehr kühn war, brachte es fertig, am Zuchthaus entlangzueilen und es dabei auch zu betrachten.

Die anderen mieden den Anblick, liefen abgewandten Gesichts vorüber, und ächzte das Schloß, ging ihnen der Atem aus und die Füße begannen zu schwanken. Kam vollends der Tag der Hinrichtung, so saß alles in den Stuben, um nichts zu hören, obgleich jeder die Ohren spitzte und mehr erlauschte, als zu vernehmen möglich war, denn die Henkersknechte sorgten dafür, daß die Sünder, ehe sie baumelten, nicht laut wurden.

Einmal aber hörten die Ängstlichen doch das wirkliche furchtbare Schreien eines Todgeweihten, das durch die geschlossenen Fenster und Türen eindrang, Haus um Haus durchtönte und in jeder Seele gellte. So schrill war es, und war das armselige letzte Heulen eines Bauernmädchens von fünfzehn Jahren, das sein Liebeskind zu erdrosseln versucht hatte und nun vor dem Galgen brüllte, sich aus den Händen der Zigeuner, die hier den Henker machten, losriß, wild und irr mit jagenden Sprüngen den Häschern immer wieder entwich. Doch diese gerieten in Wut, als sie das junge Wesen nicht fassen konnten, und einer von ihnen riß ein Scheit vom Holzstapel, warf es dem Mädchen nach und die anderen Schergen schmissen flugs auch Kloben nach der immer noch Heulenden und Springenden, trafen sie und mußten nochmals und nochmals werfen, bis sie zusammensank, an den Haaren gepackt, zum Galgen geschleift, mit großer Anstrengung gehenkt wurde und erst still war, als ihr der Strick den Atem abgeschnürt hatte.

Das Schreien vergaß niemand, der es gehört, und es mochte wohl die Ursache dafür gewesen sein, daß keine Hinrichtung mehr im Zuchthaushof vorgenommen wurde. Doch dies half nichts gegen den Spuk, der im alten Gebäude verblieb. Niemand vernahm ihn, selten behauptete jemand, daß die Gerichtete umgehe, aber wer das Haus sah, den graute es, mochten auch Jahrzehnte dahinstreichen. Die große herrliche Buche, die damals im Zuchthaushof wuchs und ihre Äste allmählich bis an die Mauern streckte, erschien den Gassenbewohnern, wenn sie den Baum manchmal durchs offene Tor erblickten, als sei sie aus dem unfruchtbaren Holz des Galgens entsprossen und sie haßten die Buche.

Aber dann wuchsen aus Kindern Männer und sanken ins Grab, und andere Kinder wurden alt und das Haus diente längst nicht mehr als Zuchtstätte, war Ämtern überstellt, die darin Papier bekritzelten, wurde später Mietern und Stadtarmen vergeben, und die wenigen Greise, die schon gelebt, als das Zuchthaus, wie es noch immer hieß, den Namen zu Recht getragen, hatten dies auch beinahe vergessen. Der Graus war dahin, und Kinder spielten auf den Stufen vor dem ächzenden Tor.

Unter den Kindern befand sich vor dem Weltkrieg ein Junge, der im Waisenhaus aufwuchs, da seine Eltern, bevor er sprechen konnte, gestorben waren. Angehörige hatte er, wie es hieß, nicht, denn die Vorfahren seines Vaters lagen im Grab, seine Mutter aber war im gleichen Waisenhaus aufgezogen worden. Er selbst kannte als seine Nächsten nur die hilfreichen Schwestern, die ihn betreuten, und später den Meister, dem er als Lehrbub überantwortet wurde. Die Lehrjahre indessen wurden dem Burschen im wahren Sinne zu einer Zeit des Lernens, denn er konnte kein Genügen am Tischlerhandwerk finden, für das er bestimmt worden war, sondern bestrebte sich, nach der Tagesarbeit in den Nachtstunden aus Büchern so viel in sich aufzunehmen, daß er schon mit sechzehn Jahren ein für seinen Stand großes Wissen besaß. Der un-

verheiratete Meister hatte den Drang des Jungen beobachtet und bot freiwillig seine Hilfe, ihm den Besuch des Gymnasiums zu ermöglichen. Spenden von anderen und Erlaß des Schulgeldes taten ein weiteres, und so verwandelte sich der Lehrbub in einen Schüler, der mit wildem Eifer nachholte, was er versäumt hatte, und der zu gleicher Zeit wie seine Altersgenossen die Reifeprüfung bestand. Mehr als die Schulfreunde war der junge Mann gefestigt und einsichtig, was er wohl auch dem Meister verdanken mußte, der zu den wenigen Menschen gehörte, die mit offenem Blick und Ohr für alle dunklen fortwirkenden Geheimnisse der Stadt lebten. So hatte der Junge den Meister oft erzählen hören vom Zuchthaus, wußte als einziger unter den Spielgenossen vom Schreien der letzten Sünderin, die im Hof des großen Hauses gehenkt worden war, von jener Bauerntochter, die ihr Kind hatte erdrosseln wollen. Er sprach zu niemandem von der alten Geschichte, weil er fühlte, daß der Schauer, der ihn aus den Worten des Meisters überkommen hatte, von anderen nicht geteilt werden konnte, die in dem Zuchthaus eben nichts weiter sahen als ein Gebäude, auf dessen Hof eine riesige Buche stand.

Der Weltkrieg brach aus, als der Junge sich rüstete, um die Hochschule in Deutschland zu besuchen. Er zog begeistert ins Feld, kam in den folgenden vier Jahren nur einmal in die Stadt nach dem Tode des Meisters, aus dessen Hinterlassenschaft ihm ein Teil vermacht worden war. Mit dem kleinen Schatz hoffte er später die Hochschule zu beziehen, was ihm auch glückte, obschon das Geld nach dem Krieg unerwartet rasch dahinschmolz und die letzten Studienjahre bitter zwischen Gelegenheitsarbeiten und Hörsaalstunden verlaufen mußten. Es dauerte lange, bis er die Prüfungen bestehen konnte und endlich wieder in die Heimatstadt kam, um dort als Arzt sein Brot zu suchen.

Bei der Anmeldung in die Ärztekammer verlangte man von ihm die Vorlage seiner Papiere. Er hatte sie vollzählig mit, doch es zeigte sich, daß der Geburtsschein unleserlich geworden war und erneuert werden mußte. Er ging deshalb zum Rathaus und ließ die Urkunde ausstellen. Dabei fiel sein Blick in das offene Geburtsbuch auf dem Tisch des Beamten. Er las die vertrauten Namen der Eltern, die er nie gekannt und von denen er nicht einmal wußte, wie sie ausgesehen, las auch, was er noch nicht erfahren hatte, daß seine Mutter ein uneheliches Kind gewesen, was ihn etwas bedrückte und bewog, nach ihrer Abstammung zu fragen. Nach kurzem belehrten ihn die Aufzeichnungen, daß der Toten Mutter von unbekannter Herkunft Ziehkind eines Stadtsoldaten gewesen war und ihre uneheliche Tochter — eben die Mutter des Arztes — bald nach deren Geburt auf den Stufen des Waisenhauses ausgesetzt hatte, dann aber in der Welt herumgestrolcht, im Kriege — dies vernahm der Arzt mit noch größerer Beklemmung — unvermutet als Greisin zurückgekehrt war und von der Armenverwaltung ein Altersstübchen im ehemaligen Zuchthaus erhalten hatte, wo sie noch heute wohnte.

Verwirrt von dem Gehörten stand der Arzt wieder auf der Straße und wußte nicht, wie er sich zurechtfinden solle, da ihm plötzlich eine Angehörige vor den Sinn gerückt war, deren Alter unwahrscheinlich hoch, deren Lebenswandel sicherlich häßlich gewesen und die sich um ihr Kind nie gekümmert hatte. Während er die Gasse zum

Zuchthaus hinaufschritt, kam ihm zum Bewußtsein, welche Bewandtnis es einst mit diesem Gebäude auf sich gehabt hatte. Das Dunkel der Meisterstube, nur von der rötlichen Petroleumlampe wenig erhellt, stand wieder um ihn; die unheimlichen Geschichten, die der verstorbene Ziehvater von dem großen Haus wußte, und der Schauer der Kindheit nahmen ihn in Besitz, wobei es ihm nicht sinnlos erschien, daß die liederliche Großmutter in einem solchen Verbrecherhaus lebte. Seine eigene Herkunft dünkte ihn mit diesem Gebäude auf einmal düster verbunden. Er konnte sich lange nicht entschließen, die Klinke am ächzenden Schloß niederzudrücken und in den Zuchthaushof zu treten.

Mittlerweile war der frühe Oktoberabend eingebrochen und ließ die Hofmauern noch mächtiger ragen als bei Tag. Der Baum in der Mitte rauschte mit schütteren Blättern. Der Arzt wunderte sich, als er unter der Buche verharrte, daß in den Hofwänden kein Fenster hell wurde, was wohl nur ein Zufall war, ihn aber traurig und unheimlich berührte. Er bewegte sich nicht, die Finsternis nahm zu, er konnte nicht drei Schritte weit blicken und erschrak daher, als er ein leises Schreiten hörte. Mühsam erkannte er ein altes Weib, das im Dunkel einem Klumpen glich, ein wunderliches Weib, wie er sich aufatmend sagte, denn es krächzte: „Der Galgenbaum!", faßte ihn kichernd am Ärmel und freute sich, als er zusammenzuckte. „Ja, ja", lachte sie weiter, „so ein starker Mann und fürchtet sich. Jedes Blatt voll Blut! Da liegen sie unter der Wurzel, viele, viele — auch die mich würgte —". Mochte sie erwartet haben, daß der Mann noch entsetzter zusammenfahre und ärgerte sich, daß er wie versteint stand — kurz, sie verstummte, knurrte mit nüchterner Stimme einen Fluch und schlurfte davon, während der Arzt nun vom Grauen überwältigt taumelte, den Borkenstamm anfaßte, ihn sofort wieder losließ und zum Tor jagte, wo er mit gehetzten Fingern die Klinke suchte, aber zitternd an die Wand zurückfiel. Da traf ihn ein dünner Lichtstreif. Willenlos wandte er sich und folgte dem hellen Faden in den Hof hinein auf ein Fenster zu, durch das er das alte Weib erblickte, wie es, eine Kerze in den Fingern, bedachtsam in der Stube hantierte, wobei die Lippen fortwährend murmelten. Er rührte sich nicht von der Stelle und sah ihrem Treiben zu, das nichts Sonderliches hatte. Die Alte, von ihren Jahren gebeugt, verwahrlost und häßlich, bereitete das Abendessen vor. Nach einer Weile schlich er an ihre Türe, flammte ein Streichholz an und las den Familiennamen seiner Mutter auf einem Kärtchen.

Er war ein Mann, der vier Jahre lang durch den Krieg gegangen war und sich vor- und nachher bewährt hatte, gewiß, aber einzutreten vermochte er nicht. Er knöpfte den Mantelkragen hoch und schritt auf die Gasse hinaus, deren Laternen ihn kalt beglänzten. Erst als er in seinem Zimmer stand und Tisch und Bett in vertrauter Ordnung erblickte, löste sich die Starrheit. Er hängte den Mantel an die Wand, wandte sich in die Stubenmitte und sah auf dem Boden ein Buchenblatt liegen, das ihm wohl im Zuchthaushof auf Hut oder Schulter gefallen war und das er heimgetragen hatte. Er betrachtete es sorgfältig, die Aderung in der breiten, vergilbten und leblosen Fläche, die einer Menschenhand glich, wie er schaudernd zu erkennen vermeinte. Rasch warf er das Blatt von sich, das schwebend und kreisend unter das Bett segelte.

Er verließ die Stube und ging planlos durch die Gassen, deren Lichter ihn blendeten,

dann weiter einen Waldweg hinauf, der sich in die Berge erstreckte, die von allen Seiten die Stadt einkesseln. So viel er auch darüber nachsann, ob seine Großmutter wirklich das Kind sei, an dem die Urahne schuldig geworden war und jenen bittersten Tod erlitten hatte — er wußte es, auch ohne die Lebensjahre der Voreltern aneinanderzureihen, um die Gewißheit zu erhärten, er wußte es aus der Tiefe des Blutes, daß er sich nicht irrte. Sein Blut aber war das der Kindesmörderin, die in der Biedermannszeit im alten Zuchthaus vor der Hinrichtung sich in die Seele der ganzen Stadt hineingeheult hatte.

Von jeher hatte er Zukunftspläne besonnen zu fassen vermocht, doch nun in der Nacht und im eisigen Anhauch der Berge dünkten ihn die Hindernisse, die das Bekanntwerden der dunklen Abstammung vor seinen Berufsweg häufen konnte, so ungeheuer, daß er verzweifelte. Er hatte alles der eigenen Kraft zu verdanken, er war aus dem Waisenhaus emporgestiegen, rein und ohne Makel, es gab viele, die in ihm ein Vorbild sahen — jetzt aber konnte ihn, wie er fürchtete, die Herkunft von einer Mörderin und Landstreicherin, die als Stadtarme sicherlich ein bekannt wunderliches Leben vor den Nachbarn führte, um den Erfolg der Mühen bringen. Daß seine Abstammung offenkundig werde, dafür sorgte bestimmt der Rathausbeamte. Und wie sollte er sich der Großmutter gegenüber verhalten, an der vorüberzugehen ihm unmöglich erschien, mochte sie es auch nicht verdient haben, beachtet zu werden?

In bitteren Anklagen an das Schicksal, das ihn jetzt am Ziel der Lehrjahre übermannte, irrte er in den Wald hinauf und merkte nicht, daß Flocken um ihn zu tanzen begannen. Nur daß der Pfad im Schneefall sichtiger wurde, spürte er und beschleunigte die Schritte, die ihn höher trugen. Bald watete er in kaltem Schlamm, dann war der Schnee fest und tief. Wind lärmte in den noch belaubten Bäumen, die allmählich den Tannen wichen. Als er nach langem Wandern auf einer Lichtung anhielt, um Atem zu schöpfen, erkannte er, daß er schon im Gebirge stand. Der Nutzlosigkeit seines Beginnens wurde er inne, überlegte, daß er bis zur Stadt weiter zu gehen habe als bis zum nächsten Schutzhaus, und beschloß, dieses aufzusuchen, denn das Wetter ging in einen Schneesturm über.

Seine Verzweiflung fand im Heulen des Windes und im atemberaubenden Wirbeln des Schnees einen grimmig begrüßten Widerhall. Erbost und zugleich etwas befreit nahm er den Kampf mit dem Sturm auf, der schwerer wurde, je steiler der Weg emporstieg. Dem Arzt war es ganz recht, daß er auch mit diesem Feind zu ringen hatte und seine Anklagen an das Schicksal schienen nun ihr volles Gewicht zu haben, da er innen und außen weglos weiterächzte.

Als er nach stundenlangem Kampfe erschöpft niedersank, als ihn der Schnee überwehte und er wußte, daß er verloren war, nahm er auch dies mit höhnischer Genugtuung hin. Gott und die Menschen hatten ihn verlassen — der Tod mochte ein Freund sein.

Leicht wurde ihm ums Herz, sein Leib bettete sich tiefer in den Schnee. Der Wind flaute ab. Lautlos fiel das Weiße und lautlos in der ungeheueren, nur ahnbaren Weite des Gebirges, verhüllt von Flocken und Nacht, hörte er seltsames Summen und Knistern, das seine Müdigkeit sein mochte und der Atem der Welt. Er hatte die Augen

geschlossen und gab sich dem Lauschen hin wie einem Klang des Friedens, doch dann war es ihm, als hörte er Tanzmusik, nicht jene sphärenhaften Geigen, denen er eben gelauscht, sondern das taktfeste Schwingen menschlicher Lust. Er stützte sich auf und horchte. Gewiß, es wehte aus ganz bestimmter Richtung heran, Flöten- und Geigentöne, er kannte den Tanz, er griff sich an die Stirne und entsetzte sich, daß diese Erinnerung ihn heimsuchte, eine leichtfertig dumme Erinnerung, die er nicht begriff. Aber es gab keinen Zweifel, er hörte es wirklich und sehr nahe spielen. Es brach ab; Händeklatschen wie in einem Ballsaal, wenn die Tänzer das Stück wiederholt wissen wollen, erklang nun und dann eine Stimme, die in englischer Sprache etwas verkündete, was er nicht verstand. Da hatte er sich erhoben und tappte der Stimme entgegen, der Musik nach, die wieder einsetzte, und nach wenigen Schritten schon sprang rötlicher Dunst durch den Flockenfall, und einen Augenblick später sah er eine offene, erleuchtete Türe, und stand auf der Schwelle und sah Bergsteiger tanzen um den Rundfunkkasten, stand und sah sie tanzen, die sich nun lösten, Männer und Mädchen, und ihn angafften, der einem Gespenst glich, durchnäßt, voll Schnee, in dünnen Straßenschuhen und im Sommermantel stand — bis die Klänge schungvoll austönten, bis das Beifallklatschen aus dem Kasten wieder erscholl, bis die englische Stimme verkündete, der Tanz im Savoy-Hotel in London werde fortgesetzt.

Man brachte ihm Tee und trug ihn zu Bett. Der nächste Morgen sah ihn stark und gesund. Wenn er später über sein Abenteuer hätte sprechen wollen, so wäre es nur dies gewesen, daß ihn eine Tanzmusik aus London über mehr als zweitausend Meilen hinweg im Karpatenwald gerettet habe und daß solches kein Zufall, sondern nur ein Wunder sein könne, aber er sprach nicht davon. Der alten Stadtarmen, die noch ein oder zwei Jahre lang lebte, half er durch Mittelsleute. Er versuchte nicht wieder, sie zu sehen.

Gedichte

Von Georg Maurer

Mann und Schicksal

Der Leidensmann aus engbemessner Gruft
stöhnt zu dem Quell des Elends in die Höh:
Ist keiner, dessen Glück nach Jammer ruft,
daß ich allein zum Ziel des Schützen steh?

Mir engt der Blöcke zugeworfne Zahl
den Atem, dessen jedes Tier bedarf.
Ich trinke, trinke, trinke immer Qual.
Seit wann ist's, daß ich nicht mehr nach dir warf?! —

Die Bitterkeit — erscholl es aus dem Licht —
die ich seit Jahren über dich ergoß,
fängt dir kein Flehen auf, solang sie nicht
als Blut versüßt durch deine Adern floß!

Mädchen und Schicksal

Mein Trotz zerrinnt in Tränen viel.
Ich schäm mich mehr, ach! als ich tu.
Und doch ist mir die Welt ein Spiel
mit Flächenglanz und Tänzerschuh,

der Anfang näher als das End,
das Ende wieder ein Beginn!
Nur eins, nur eins ist, was mich brennt:
wenn ich so ganz verlassen bin.

Und tränkte ich das liebste Kind,
ich ging mit ihm in Teich und Tod,
wenn Menschen gar so elend sind
und Spott mir büken in das Brot!

Vom Handwerksgeist mittelalterlicher Baukunst

Zu den Wiederherstellungsarbeiten an der Schwarzen Kirche

Von E. Richard Boege

Die schöpferischen Möglichkeiten, die im deutschen Volke wurzeln, sind allen seinen Stämmen als Gemeinsames eigen. Allein die wirkenden Kräfte aus Landschaft und Boden bestimmen bei ungebrochenen und unverbildeten Menschen die unterscheidende Besonderheit von Wesen, Lebensart, Brauchtum und Kunst. So trägt auch alles, was aus alter Sachsensiedlung hervorwächst, bis zum heutigen Tage das Zeichen seiner Herkunft, ist in sich geschlossen und bleibt selbst im Gegensätzlichsten in einer letzten Gemeinsamkeit geeint.

Eine entwicklungsgeschichtliche Betrachtung zeigt immer wieder, wie sich Kronstädterisches in allen Verwandlungen und Umbildungen durchsetzt. Klar und groß in verwandtem Zeitwollen, hart und zäh kämpfend, wenn sich artfremde Strömungen zeigen. Das eigentliche Wesen des Kronstädters kann diese Art der Darstellung allerdings nicht vermitteln, das vermag am eindeutigsten der gestaltende Bauwille in Haus und Kirche. Im Bauwerk finden wesenbestimmende Kräfte einer Gemeinschaft von jeher den faßbarsten Ausdruck.

Hier steht für Kronstadt die Schwarze Kirche in ihrer fast drohenden Massigkeit und ihrem eigenwilligen Schmuckwerk allem voran. Als Brücke zwischen Tradition und Gegenwart erfüllt sich ihre tiefe Bedeutung. Im Hinblick auf den Menschen ist sie besonders in ihrem figürlichen Schmuck ein klarer Spiegel.

Der schwere bäuerische Ernst der Chorfiguren ist in seinen Abwandlungen hart, nüchtern und streng, aber auch voll Fülle und Kraft. Eine im Innersten protestantische Gesinnung, die sich übrigens auch in der fast kampflosen Reformation durch Honterus zeigt, sucht in ihnen keine Wunder, sondern geschichtliche Wirklichkeit der Heiligenleben. Damit geben diese Figuren auch heute noch der verschlossenen kämpferischen Art des Kronstädter Bürgers die Möglichkeit eines inneren Verbundenseins. Sie zeigen den Mann in der reifen Kraft seiner Jahre; die Frau in Abgeklärtheit und als Mutter — Katharina und Maria mit Kind —, wieder der bürgerlichen Vorstellung von Würde und Seinswert entsprechend. Der Kirchenbau ist bei aller nüchternen Wucht von heimlicher Spannung erfüllt; man spürt seine erdhafte Verwurzelung in unbestimmbarer Tiefe auch in der teilweise schweren Massigkeit und dem Mangel an Plastischem, Tastbarem der Gestalten am Chor. Es liegt etwas Ungreifbares um diese Steinernen, und es scheint, daß nur über den mittelalterlichen, urtümlichen Steinmetz- und Baugeist ein Weg zum Verständnis der Größe dieser gotischen Bausprache führt.

Die kunstgeschichtliche Betrachtung, die den Geist eines Bauwesens aus dem Geist seiner Zeit zu ergründen versucht, ist zwar ein Weg, aber da wir den Zeitgeist vergangener Jahrhunderte und die unpersönlichen Strömungen, die ihn bildeten, immer nur unvollkommen durchdringen werden, kann er nicht zu einer klaren Erleuchtung führen. Der

lebendige Kern eines Kunstwerkes, der ja immer schon da ist und sich aus dem rassischen Urkunsttrieb, dem Persönlichen, Wesenhaften der Bauleute einerseits und dem eigenlebendigen Werkstoff andererseits zur Einheit zusammenfügt, dieser persönliche Kern ist stärker als der Zeitgeist.

Das gilt allerdings nur für die vorhumanistische mittelalterliche Kunst, denn die Gotik, unsere einzige Großbaukunst, war eine reine unentmischte Volkskunst, unser werkliches Volkslied.

Gescheite, freie und glaubensstarke Bauleute, die Steinmetzen, haben sie geschaffen. Wie war ihre Entwicklung? Diese Frage führt uns an die Urquellen des deutschen Volkstums zurück.

Jahrtausende lebte der germanische Mensch in seinem Walde, und seine Bauweise war durch das Holz bestimmt. Als dann später das Christentum mit seinem mönchischen Baugedanken bei uns einbrach, waren es die deutschen Zimmerleute, die den Mönchen bei ihrem Bauvorhaben allein zur Verfügung standen. Die ersten Kirchen- und Klosterbauten waren auch noch reine Holzbauten. Erst später entwickelte sich unter dem Einfluß der aus dem Süden kommenden Mönche, welche die römische Kunst in Hirn und Hand mitbrachten, die italienische Steinbauweise. Viele Worte, die mit dem Steinbau zusammenhängen, deuten ja auch auf den lateinischen Ausgangsort hin, wie Kalk — Keller — Mörtel — Mauer — Pflaster — Ziegel — und noch manche andere.

Dieser Zustrom hörte jedoch einmal auf und die in klösterlichen Laienbrüderschaften zusammengeschlossenen Bauleute nahmen den Steinbau allein in die Hand. So überwältigend der neue Baugeist am Beginn über die deutschen Zimmerleute und neu erstandenen Steinmetzen gekommen sein mag, so stark war auch der Rückschlag ihres Blutes. Das in Urzeiten verwurzelte Holzkunstfühlen durchbrach die Schranken des mittelländischen Steingeistes. Wenn auch in der romanischen Steinkunstzeit das dreischiffige Langhaus den Kirchengrundriß bestimmte, so wurde doch der altererbte germanische Bauzug wieder lebendig und schuf vor allem einmal die Wehrtürme urgermanischen Burgenbaues wieder dazu. Die Rundbogen, Tonnengewölbe und das schwere Mauerwerk blieben zwar, aber die Einzelheiten des Rauminneren verloren immer mehr den aufgepfropften griechisch-römischen Geist. Im holzgeschnitzten Gestühl und Kanzelwerk mit seinem geringelten und gebänderten Schmuckwerk, den Säulenköpfen und -füßen, seiner alten germanischen Kerbschnittkunst, wurde die uralte heidnische Weise von Ringelzauber, Schlangen und Lindwürmern, von Pflanzengeist wieder lebendig. Die schaffenden Steinmetzen und Bildschnitzer in einer Person mußten aus Urseelendrang zu ihrem Ausgangspunkt, zum zimmermännischen Werkfühlen, zurück. Die geheimen Kräfte seines Naturfühlens und -erkennens ließen den deutschen Menschen alles Fremde überwinden und gaben ihm die schöpferische Kraft im Steinbau der Münster sein neues lebendiges Wald- und Gotterlebnis zu schaffen. Es wird nun verständlich, daß diese Wesenheit des schaffenden Handwerkers, bei aller Einheit im ganzen der Gotik, als Persönliches das Eigenartige des Werkes bestimmte und damit den grundlegenden Unterschied zwischen mittelländischem und gotischem Baugeist aufwies. Es kam jetzt die Zeit, wo die Kräfte aus dem tiefsten Brunnen aller Kunst, dem Glauben, strömten. Aus einer Fülle handwerklicher und volkskünstlerischer Eigenarten schufen in den immer mehr verweltlichten Bau-

hütten zünftige Steinmetzen unsere mittelalterlichen Gottesburgen. Es war ein Erwachen aus frühzeitlicher Gebundenheit, welches die Wunder und Schönheiten der lebendigen Natur erschloß. Die uralte Liebe zu Tier, Baum und Pflanze brach in Nach- und Neuschöpfungen auf und wurde in ernster oder humorvoller Form als Schmuck dem Bauwerk eingefügt.

Im Sinne des alten deutschen Holzbaugeistes entstanden aus Pfosten und Bünden behauene, gekehlte und gestäbte Säulen und Pfeiler in Stein, der allem Steingeist widersprechende Strebebogen und der auf den vorspringenden Balkenkopf deutende Kragstein. Aus Spreng- und Hängewerk entwickelten sich Rippengewölbe und Spitzbogen, aus den Innen- oder Außenpfosten die Dienste oder Halbsäulen und die unmittelbar in die Kreuzrippen übergehenden Säulenbündel. Überall zeigt sich darin ein Weiterleben des Holzbaugeistes. Umrankte Lauben in Form von Wimpergen, Spitzsäulen (Fialen), Distel, Rose, Efeu, Wein, in dem Laubwerk und den Krabben bis hinauf zur höchsten Spitze, zur Kreuzblume, alles ist aus demselben Geiste geschaffen. Als größtes Wunder erschloß sich aber den Steinmetzen die Menschenwelt. Hier zeigten sie sich als Menschen- und Seelenkenner und bildeten den Menschen ohne verschönende Lüge, wie sie ihn sahen, in seiner Wahrheit und Wesenheit, in seiner Kraft und Bewegung, in Leid und Freude, immer aber als Persönlichkeiten, wie sie selbst es waren. Gelehrte, Bürger und Bauern, alle Stände und Berufe der Zeit, gruben sie in den Stein und nichts entging ihrer wesenforschenden Gründlichkeit. Das ist es, was die Größe und Eigenart ihrer Werke, ihrer Bildnerei, ausmacht, vor der wir heute staunend und bewundernd stehen.

Da hier der Versuch gemacht wird, aus Geist und Seele der Werkleute das Wesen der Gotik zu erfühlen, sei noch einiges über das Brauchtum in- und außerhalb der Bauhütte gesagt.

Leider ist nur wenig schriftlich überliefert, aber es schwingt über Handwerksjahrhunderte bis in unsere Zeit. Wenn das Große auch jetzt erloschen ist, aus Werkstoff und werkender Hand wird es immer aufs neue lebendig. Wer allerdings nichts weiß vom Geiste eines Baustoffes, der unerbittlich nach eigener Gestaltung verlangt, wer nicht die innere Gesetzlichkeit von Stein, Holz oder Metall fühlt, mag um Stil und Formgebung, um äußerliche Schönheit einer Baukunst wissen: von ihrem Wesen und inneren Lebenstrieb weiß er nichts. Gerade diese geheimen Wechselströme sind aber die Triebfeder zur Bildung des Brauchtums.

Ehre, Sitte und Zucht wurden in geselligen Handlungen gepflegt und als Ausweis der Zunftzugehörigkeit gefordert. Wie das gesellschaftliche Leben, so war auch die Arbeit in der Hütte durch eine Fülle von bestimmten Griffen — Körperhaltungen — und Arbeitsweisen, den Vorteilen und Vorschriften, geordnet und als Zunftgeheimnis in Hunderten von Jahren entwickelt. Aus diesen Überlieferungen zünftigen Brauchtums, diesen bis ins kleinste festgelegten Handreichungen und Handlungen, die für Alle, die nie ein Handwerk erlernt haben unverständlich bleibenden Körperstellungen und Handhaltungen, lassen ahnen, wie Geistiges, Überliefertes und schaffende Hand zu einer Einheit werden mußten, um diese gotischen Bauwunder schaffen zu können. Man versuche sich einmal vorzustellen, welches technische Wissen und Können nötig war, um die Aufrisse dieser ungeheuren Bauten, die Steinschnitte für Maßwerk und Gewölbe festzulegen. Es war

nur durch die feste und lebendige Überlieferung uralten Zunftwissens möglich. Die alten Steinmetzen waren somit Bewahrer vieler künstlerischer und rechnerischer Geheimnisse und mußten sich darum vor dem Eindringen Unberufener in die Hütte schützen. Daher das in vielem Absonderliche ihrer Bräuche, deren Kern der Gruß-Griff oder Handschenk ist. Eine Art der Begrüßung, die sich aus Klopfzeichen, Fingerstellung, besonderen Schritten vorwärts und zurück, sowie einer ganz bestimmten Wechselrede zusammensetzt. Ein Hüttenbrauch, der sich bis zum heutigen Tage erhalten hat, ist das „Ansprechen", d. h. wird ein Stein auf- oder abgebänkt, gewendet, oder ist sonst irgend eine Handlung nötig, die der Steinmetz wegen der Schwere des Werkstückes nicht allein verrichten kann, so wird dieser und jener Kamerad angesprochen, worauf er wortlos Knüpfel, Fläche oder sonst ein Werkzeug aus dem „Geschirr" niederlegt und am Stein des Rufers schafft, bis nach beendeter Hilfeleistung das „mit Dank obleschiert" ertönt und der Gerufene an seine Bank zurücktritt. „Du bist angesehen"! ist das Stichwort, wenn einer der Arbeitskameraden durch Gedankenlosigkeit oder Trägheit gegen einen der zahlreichen Hütten- und Arbeitsbräuche verstößt. Die Folge ist eine Verurteilung durch die gesamte Mannschaft zu einer Buße in Bier oder Wein.

Wenden wir uns nun dem Werklichen, der Bearbeitung des Steines zu. Nachdem der Stein aufgebänkt ist, wird mit dem Richtscheit der Riß (Strich) gezogen und der erste „Schlag" gearbeitet. Hat eine Seite des Steines diese vier Schläge, so wird der aus diesem 3—4 cm breiten Bande hervorstehende unbehauene Teil, der Bossen, mit dem Zweispitz abgespitzt. Dann folgt die weitere Bearbeitung mit dem Krönle, der gezähnten Fläche oder dem ebenfalls zweihändig am Stiel geführten Stockhammer. Aus dem freien Armschwung wird Hieb neben Hieb gesetzt. Damit wird deutlich die Entwicklung aus der Zimmermannsart, dem Urwerkzeug bis zurück zur steinzeitlichen Hammerart gezeigt. So wird der Haustein durch Hieb und Schlag aus dem Fels geboren und soll diesen, den sogenannten Klosterschlag, auch erkennen lassen. Später wird auch mit geteiltem Werkzeug, wie Knüpfel und Breiteisen, der Stein noch feiner gerippt, was man mit Scharrieren oder Aufschlagen benennt.

Eines der wichtigsten Hilfsmittel bei der Ausarbeitung der Steinglieder ist das Brett (Schablone). Abbretten heißt also, nach diesem Formschnitt in einem dünnen Brettchen, Blech oder Pappe, die Gliederung auf dem zugerichteten Werkstück mit „Kretzer" oder Bleistift nachzuziehen und dann auszuhauen. Die Bezeichnungen dieser Gliederungen zeigen wie lebendig die alten Bauleute den Stein empfanden. Wir finden Verkröpfungen — Kehlen — Schnecken — Stäbe — Geläufe — Leibungen — Spunten — Wassernasen uff., überall ein Hindeuten auf Lebendiges der Umwelt.

Zum Aufziehen im Gerüst und zum Versetzen des zugerichteten und gesunden Steines muß der sogenannte „Wolf" oder die „Schere" heran. Feine Risse im Stein, die durch den veränderten Klang des Schlageisens, zuweilen erst am fast vollendeten Werkstück, erkannt werden, sind Stiche und machen ihn zumeist unbrauchbar. Sind die Stiche mit Quarz oder Kalkspat ausgefüllt, sind sie haltbar, und der Steinmetz spricht von Flozstichen. Sandlager und Klüftungen, zu denen Schluchten, Gare und Gänge gehören, sind Stiche, die schon manches Werkstück auf den „Schropphaufen" gebracht haben. — Jeder Stein hat ein Lager und ein Haupt. Ist er widerhäuptig, ist er falsch aufs Haupt statt

aufs Lager versetzt; ist er verschmissen, so ist es ein Jud, d. h. es ist weder Haupt noch Lager zu erkennen. — Den Ästen im Holz des Zimmermanns ähnlich, sind die Nester von Mergel, Ton und Kalk, die Sandlöcher und Eisengallen, die plötzlich am halbfertigen Stein auftauchen und als Tücke des Objektes empfunden werden.

Lauter klar bezeichnende deutsche Worte sind in der Werksprache des Steinmetzen, vor deren Fülle die wenigen im 18. Jahrhundert aus Frankreich zugetragenen verschwinden.

Eines der häufigsten Worte in der Bauhütte ist „Bauer" und damit wird ein Schönheitsfehler bezeichnet, nämlich ein Loch, das zumeist bei einem der letzten Schläge am Stein durch Herausspringen eines größeren Splitters entsteht. Große Bauern an Kanten oder Ecken können alle Mühen und tagelange Arbeit zunichte machen. Kleine werden, wenn es geht, heimlich mit Schellack verkittet, denn Spottlust und Schadenfreude gedeihen in der Hütte ganz besonders gut. Noch schlimmer ist es, einen „Bernhard" zu machen, das ist ein durch falsches Messen oder Abbretten verhauener oder unbrauchbarer Stein. Die Spottlust der mittelalterlichen Steinmetzen wählte diesen Heiligennamen für ihren sicher in die Hölle verwünschten, verlorenen Stein. Schon in der Frühgotik wurde er zum sogenannten Beinhaus gebracht, das in der Nähe der Hütte war und dort vergraben. Der durch Lohnausfall schon gestrafte Bernhardmacher mußte dann noch durch die Zahlung des Leichentrunkes büßen.

Das aus germanischem Urquell strömende echte und starke Lebensgefühl, verbunden mit der Glaubensinbrunst der Zeit, gab den mittelalterlichen Bildnern die Klarheit der Vorstellung und handwerkliche Kühnheit, die sich nach allen Richtungen kräuselnden Steingebilde der Krabben, Knollen und Kreuzblumen, zum größten Teil aus freiem Meißelschlag der Hand zu schaffen. Man muß wissen, daß die verschlungenen überreichen Einzelheiten an Wimpergen, Fialen und Maßwerk nicht zeichnerisch in Grundrissen, Schnitten oder Ansichten dargestellt werden können. Vergleichen wir heute die in Reihen aufkriechenden steinernen Rankengewächse, so haben sie wohl eine allgemeine Gleichheit, aber es wird sofort spürbar, das hat einen Schöpfer, das andere einen Unvermögenden zum Gestalter gehabt. Es wollte keiner ein Nachahmer sein, und dieser nicht zu bändigende Freiheitsdrang schuf die Fülle des gotischen Werkes. Es ist sicher, daß der Meister der Hütte die große Form des Domes, des Maßwerkes, der Fenster, der Wimperge, Wasserspeier usw. im Riß festlegte, daß aber in der Ausführung der Gedanken jeder der freien Steinmetzen seinen persönlichen Zug hineinmeißelte.

Auch die gotischen Bildgestalten wachsen unmittelbar aus der Gesamtheit des Bauwerkes heraus oder sind doch zumindest in fester, gliedhafter Verbundenheit mit Pfeiler, Wand oder Gewände. So bildete das Herz im Handgelenk der handwerklichen Künstler in Verbundenheit mit einer freien gläubigen Seele Gotteshäuser, die in ihrem äußeren Reichtum zeigten, was sie im Innenräumlichen verwirklichten, nämlich tiefe Verwurzelung in mystische Tiefe deutschen Volkstums, kühnes, lebendiges und hohes Streben zu Gott im Glauben.

Es gab also eine Zeit, in der Religion und christliche Kirche organisch verwachsen waren. Es ist die Kraft und Größe der mittelalterlichen Seele; die sich aus der Zugehörigkeit zur Kirche ihre Ekstasen, ihre unerhörte Kraft und Beschwingtheit schafft. Das Haus Gottes ist nicht wie in späteren Zeiten Zufluchtstätte des Hilflosen und Asyl

der Schwäche, sondern die bauliche Offenbarung einer Lebensgesinnung, die jeden einzelnen zwingt um Gott zu ringen, um sich selbst zu finden. Im Geiste macht das alle schon lange vor der Reformation zu schöpferischen Protestanten. Jedoch nicht im Sinne einer Selbstbestätigung, sondern diese menschliche Selbstfindung ist die Voraussetzung zu einer wahrhaftigen Gottfindung.

Für uns ist es nun das Entscheidende, daß es sich bei der Wiederherstellungsarbeit der Schwarzen Kirche in Kronstadt nicht nur um die Erhaltung eines mittelalterlichen Bauwerkes handelt, als vielmehr darum, daß hier lebendige Kräfte einer deutschen Gemeinde, von einigen Männern gelenkt, ein Bauwerk erhalten und erneuern wollen, das als Symbol gilt für den volkhaften Zusammenhang, wie er durch geschichtliches Schicksal, Eigenart und Sprache gegeben ist. Die Arbeit an der Kirche sei Beweis dafür, daß die Seele aufnahmebereit ist, für die Lebenskräfte, die zeugungsbereit in den großen Werken der Vorfahren beschlossen liegen.

Juni

Von Josef Weinheber

Im heißen Hauch mondsilbergrün
die Wiese wehet her und hin.
Goldamselruf, Hornissenton,
den Wald bekrönt die Sommerkron.
Mit seiner Sens' Sankt Barnabas
rückt an und schneidet ab das Gras
im Dengeltakt und Mäherschritt.
Und alls, was Hände hat, tut mit.
Jetzt regne nur nicht, heiliger Veit,
bis uns das Heu im Stadel leit
und Peter-Paul, gestellt ans End,
die Deichsel gegen Juli wendt.

Der Ruf

Ein festlicher Vorspruch

Von Hans Lienert

Rufer: (In der Kleidung und Rüstung eines Deutschordensritters)
Ich rufe dich, Volk!

Sprecher: Wer ruft?

Rufer: Der König ruft!
Er braucht dein Schwert,
er braucht deinen Pflug,
er braucht deinen Herd.

Volk: Ich ehre den König!

Sprecher: Wer ruft?

Rufer: Dein Schicksal ruft,
das über dir waltet,
das in dir lebt,
das deines Wirkens
Fäden webt.

Volk: Ich folge dem Schicksal.

Sprecher: Wer ruft?

Rufer: Dich ruft dein Gott,
der dich aus dem Dunkel
erhob ins Licht,
der dich aus Tausenden ausgesondert
und stellt vor sein heilig Angesicht.

Volk: Ich beuge mich Gott.

Rufer: So höre den Ruf,
der den Morgen kündet,
der Funken schlägt,
ewige Feuer zündet
und Welten wägt,
der Seelen bündet
und Himmel trägt.

Volk: Ich höre den Ruf.
(Fanfare)

Sprecher: Was rauscht der Ton?

Rufer: Welten umwogt sein Schwingen,
Stürme gebiert sein Singen.
Was erst noch im Dunkel verborgen schien
erweckt er im Sturmhauch zu neuem Glühn.

Volk: Schon tagt sein Licht.

Rufer: So tue dich auf dem neuen Tag,
laß brennen die Herzen zu neuem Schlag,
laß lodern die Seelen zu neuem Flug,
zerbrich des Zagens verblendeten Trug!

Volk: Wir stehn und lauschen
in Treue bereit
dem Flügelrauschen
der großen Zeit.
(Fanfare)

Sprecher: W e n fordert der Ruf?

Rufer: Er fordert den Mann mit dem blanken Schwert,
er fordert Fäuste, stahlbewehrt,
ein trotziges Herz in Harm und Not,
und Mannentreue bis zum Tod.

Die Männer: Blank unser Schwert
und grimmig die Faust,
trotzig das Herz
wo der Sturmwind saust.

Sprecher: W e n fordert der Ruf?

Rufer: Er fordert zum Manne die starke Frau,
die schaffende Mutter in Volkes Bau,
den fruchtbaren Schoß für das heiligste Gut,
das liebende Herz für die sorgliche Hut.

Die Frauen: Zum Dienen bereit mit Seel und Leib
steht bei dem deutschen Mann das Weib.

Sprecher: W e n fordert der Ruf?

Rufer: Er fordert der Jugend stürmende Kraft,
die Zukunft kündet und Zukunft schafft,
den kernigen Burschen, die sonnige Maid,
die jauchzenden Träger der neuen Zeit.

Die Jugend: Wir stürmen das Leben
wir lachen dem Licht,
wir jauchzen dem Schicksal
ins Angesicht.
(Fanfare)

Sprecher: W a s fordert der Ruf?

Rufer: In der Berge starren Bogen
graut der Wildnis dunkler Grund,
fahle Nebelschwaden wogen
giftig aus dem feuchten Schlund.

Fällen sollst du, du sollst roden,
Sümpfe trocknen, Felsen haun,
sollst auf Urwalds wildem Boden
dir die lichte Heimat bau'n.

Volk: Bauernkraft und Bauerntat
streu'n der Heimat gold'ne Saat.

Sprecher: Was fordert der Ruf?

Rufer: Werkstattfleiß und heiße Schmiede
hämm're Sichel dir und Pflug,
Meister füge Glied zum Gliede
in der Kette straffen Zug.
Flinke Spindel, munt'res Weben
wirke Bürgers Ehrenkleid,
treibe Kaufmanns kühnes Streben
völkerfern und weltenweit.

Volk: Mit Hammer, Hobel, Kelle
die Meister sind zur Stelle.

Sprecher: Was fordert der Ruf?

Rufer: Licht des Geistes leuchte hehr,
ströme klar der Weisheit Quelle,
daß des Wissens blanker Wehr
sich die Wahrheit zugesselle,
daß des Wortes helle Kraft
heiß dem Glauben sich verbinde
und in heil'ger Ritterschaft
Höll' und Teufel überwinde.

Volk: Wir bekennen uns zum Licht,
das des Dunkels Mächte bricht.

Sprecher: Was fordert der Ruf?

Rufer: Wenn des Feindes wild Gebaren
wetterdrohend dich umtürmt
und mit seinen grimmen Scharen
mordend, brennend dich bestürmt,
stehe fest auf deinem Posten,
in der Faust das breite Schwert,
laß die Klinge niemals rosten,
schütze Heimat, Haus und Herd.

Volk: Wir schaffen die Heimat in Heil und Harm
und werden sie schützen mit starkem Arm.

(Fanfare)

Sprecher: Wie stehst du dem Ruf?

Rufer: Heb' auf dein Auge, schau das Land,
wo tausend Hände treu sich regen,
wo Furchen sich an Furchen legen
im Frühlingssturm, im Sommerbrand;
wo sich, ein Gottesgarten, spreitet
der Ahrenwogen gold'nes Rot,
wo Bauernfleiß uns fromm bereitet
im Segen unser täglich Brot.

Volk: Wir Bauern sind der Saft,
des Volkes Grund und Kern,
wir sind die ew'ge Kraft,
der Erde wahre Herrn:
wir nähren!

Sprecher: Wie stehst du dem Ruf?

Rufer: Schau, wie die Essen und die Schlote,
wie Werke sich an Werke reih'n,
wo hart, in ehernem Gebote,
des Fleißes Früchte reich gedeihn;
wo sich die Speicher nimmer leeren
und Arbeit adelt Not und Schweiß,
daß Meisterschaffen hoch in Ehren
und Segen krönt der Mühe Preis.

Volk: Bürgers Arbeit,
Meisters Werke
mehren Volkes
Heil und Stärke:
wir mehren!

Sprecher: Wie stehst du dem Ruf?

Rufer: Dome hoch zum Himmel tragen
Orgelton und Glockenklang,
helles Jauchzen, banges Klagen
mündet feierlich ihr Sang.
Hell daneben, das Geschwister,
lacht die Schule, lichtumkränzt,
und durch ihrer Türen Düster
Morgenstern des Lebens glänzt.

Volk: Das Wort, das aus der Höhe bricht:
wir hören,
des Wissens heilig Himmelslicht:
wir lehren!

Sprecher: Wie stehst du dem Ruf?

Rufer: Burgeszinnen, Mauerkronen
sah man kühn auf Felsen thronen,
dran, da er sie wild umflutet,
mancher Feind sich hat verblutet.
Ist in bitterharten Tagen
nun die stolze Wehr zerschlagen
und die Mauern sind gefallen,
loht ein Feuer in uns allen:

Volk: Wir alle sind Wacht,
wir alle sind Wehr,
wir sind der Zukunft
heiliges Heer!
Wir wachen!
Wir wehren!
(Fanfare)

Dann singt die ganze Gemeinschaft das Lied:
„Sachs halte Wacht",
nach der Weise der verklungenen Fanfaren.

Ströme können zwar durch Aufstauung nicht genötigt werden, rückwärts und bergauf zu fließen – aber Menschen, und sei es eine ganze Völkerschaft, können, sobald sie wollen, die entgegengesetzte Bahn einschlagen, können steigen und sich erheben, sich selbst besiegen und Sieger sein.

Stephan Ludwig Roth

Otto Freiherr von Taube

zum 60. Geburtstag am 21. Juni 1939

Von Hasso Härlen

Der Edelmann baltischer Herkunft, der am 21. Juni dieses Jahres sein 60. Lebensjahr vollendet, ist manchen, nicht allzu vielen, als Verfasser einiger Romane und Novellen, als Lyriker und als Übersetzer bekannt. Doch damit ist sehr wenig über ihn gesagt. Er ist sehr viel mehr, und auch seine Leistung — „nur Ausfluß des Seienden" nach den Schlußworten einer seiner Novellen, welche wir mit Fug auf den Dichter selber anwenden können — ragt weit hinaus über das lediglich Literarische. Diese Leistung umfassend zu überschauen, ist heute noch kaum möglich, da ihre Äußerungen nur zum Teil in geschlossenen Werken vorliegen, zum Teil in Zeitschriften, Jahrbüchern, Sammelwerken verstreut sind, zum Teil noch nicht gedruckt wurden oder nicht mehr im Buchhandel, sondern nur noch antiquarisch aufzutreiben sind. Insbesondere sind die Erinnerungen des Dichters aus seiner Kindheit noch unveröffentlicht, so daß hinsichtlich des Biographischen im weitesten Sinne, das die leiblichen, geistigen und seelischen Bedingungen des Seienden erschließt, nur gelegentlich hie und da getane Äußerungen und Selbstbekenntnisse vorliegen. Unser Versuch, die geistige Gestalt Taubes, seine menschliche Fülle und die Weite seines Werkes, aufzuzeigen, wird deshalb von vornherein nur bescheidenen Erfolg haben können. Doch soll uns das nicht verdrießen, zumal wir mit unserem, wenn auch noch so unzulänglichen Versuch der unabweisbaren Notwendigkeit entsprechen, auf einen Mann hinzuweisen, der unserer Zeit wenn nicht Führer, so doch Wegweiser sein kann — Wegweiser dem Strome des Deutschtums, der versanden müßte, wenn er sein ihm bestimmtes Bett verläßt.

Es kommt uns bei unserer Darstellung nicht auf den Menschen und sein Leben an, sondern auf das Sein und auf das Werk, in dem dieses sich äußert. Wir berichten deshalb nur in Kürze über die äußeren Umstände, deren Bedeutung für das Sein aus dem Werke abzulesen sind: Geboren in Reval, hat Otto von Taube die ersten Jahre der Kindheit in Estland verbracht, dem Lande, in dem seine Ahnen seit Jahrhunderten seßhaft waren. In der Einsamkeit des Urwaldes wuchs er auf, 70 Kilometer von der nächsten Stadt entfernt, 20 von der nächsten Siedlung. Der Wald und sein wildes Getier wurden ihm vertraut. Dann kam er, zwölfjährig, nach Deutschland, zunächst nach Kassel, dann nach Weimar. Lieben, allerdings, lernte er die Stadt nicht, die ihm in jeder Weise der Gegensatz zur Heimat war. Wenn er, der früh die Heimat verlor, sich später an anderem Ort heimisch fühlen konnte, dann immer nur da, wo Ursprünglichkeit und Urwüchsigkeit der Menschen ihm entgegentraten. — Nach beendeter Schulzeit studierte er zunächst Naturwissenschaften in Genf; er hatte einst, dem Beispiel des Großvaters folgend, Naturforscher und Forschungsreisender werden wollen, später gedacht, in die Kolonien zu gehen; Südamerika blieb ihm, dem in Europa und Nordafrika Vielgereisten, stets Lockung. Bald vertauschte er aber das Studium mit dem der Rechte und arbeitete nach dessen Abschluß als Gerichtsreferendar in Schlesien und in der Provinz Sachsen, als Verwaltungsreferendar in Fallingbostel. Über das Som-

merhalbjahr, das er dort verbrachte, schon gewillt, sich dem Staatsdienst zu entziehen, hat er später berichtet: die Heidelandschaft und die Heidebauern wurden ihm zu einem wesentlichen Erlebnis. — Doktor der Rechte war er schon; er erwarb als Kunstgeschichtler noch den philosophischen Dr.-Titel, war eine Zeitlang wissenschaftlicher Hilfsarbeiter des Goethehauses in Weimar, arbeitete selber dichterisch, philosophisch, geschichtlich, war dann immer wieder auf Reisen, besonders lang im gelobten Land Italien. Er hat sich selber einen „Römling" genannt. Wer nur seine letzten Werke kennt, mag darin vielleicht einen Widerspruch gegen seine Einstellung erkennen, die das Übergreifen von Römisch-Rechtlichem auf Deutsches bedauern und ihn sich mit Stolz als Angehörigen des baltischen Deutschtums bekennen läßt, das sich von Römisch-Rechtlichem freihielt. Der Widerspruch ist aber nur scheinbar, das römische Recht Justinians ist nämlich gar nicht römisch, sondern byzantinisch. Auch ist, Römling zu sein, sehr deutsch, und nicht nur deutsch im Sinne einer deutschen Schwäche. Wie deutsch man als Römling sein kann, zeigt das Gedicht „Der Brenner" aus dem im übrigen unveröffentlichten Zyklus „Unerlöste Lande":

„O Jugend, die da kommt, wirst Du das auch
Vernehmen? Hier vernehmen? Wirst Du auch
Aus Wasserfall und Strom und Berggebraus
Vernehmen deutschen Laut? —"

Es sei an dieser Stelle ein Wort darüber eingeschaltet, daß Taube nicht, wie manche meinen (z. B. W. Schneider in „Die auslanddeutsche Dichtung unserer Zeit"), eine grundsätzliche Wandlung etwa vom reinen Ästheten zum volksnahen Dichter durchgemacht habe. Er hat sich gewandelt, wie sich ein Mann wandelt: wie der Dreißigjährige nicht dem Vierzigjährigen und dieser nicht dem Sechzigjährigen gleicht. Doch er ist kein anderer geworden. Die Urbestandteile seines Wesens finden wir in allen seinen Werken, denen der Frühe wie denen des Alters. Auch begehen wir keinen Fehler, wenn wir dieses Wesen als Deutschheit im Goethe'schen Sinne der Wortbildung bezeichnen. Taube selber hat einmal ausgerufen: „Heimat und Südsehnsucht, ihr beiden Pole, dazwischen das Beste von allem, was deutsch ist, kreist!" — sein Wesen kreiste jedenfalls zwischen diesen Polen, um so bedeutungsvoller, da ihm die Heimat verloren galt. So wie noch er, werden Deutsche immer wieder nach Süden drängen, vielleicht mancher noch wie er „seine erste Südfahrt wie die Väter zu Fuß, oder von Pferden gezogen", machen.

Auch der Krieg wurde Taube nicht zur Wende, wenn auch zum tiefen Erlebnis. Er, der offenen Auges und offenen Ohres viel in fremden Ländern gereist war, wurde durch den Ausbruch des Krieges und seinen Verlauf nicht, auch nicht durch das Ende überrascht. Als bayerischer Kanonier, dann als Nachrichtenoffizier, der im Osten zu besonders heiklen Aufgaben verwendet wurde, nahm er an ihm teil. Heimgekehrt, wohnte er zunächst in Berlin. In dem für ihn und seine Entwicklung so kennzeichnenden kurzen Vorwort zur „Geschichte unseres Volkes" erzählt er, wie er dort abends junge Handwerker versammelte, um ihnen in seiner Wohnung von deutscher Geschichte zu berichten. Jetzt lebt er seit langer Zeit mit Frau und Kindern in der Nähe Münchens, inmitten des noch urwüchsigen oberbayerischen Bauernvolkes.

Raummangels wegen können wir bei der folgenden Betrachtung die erreichbaren Hauptwerke des Dichters nur kurz behandeln: Die drei großen Romane „Der verborgene Herbst", „Die Löwenprankes", „Das Opferfest" (sämtlich im Insel-Verlag); die Novellen, die wenigstens teilweise gesammelt sind in den Bänden „Baltischer Adel" (G. Stalling, Oldenburg), „Das Ende der Königsmarcks" und „Der Fluch über Luhsen" (beide Fr. Stollberg, Merseburg); die „Wanderlieder" und der Roman „Die Metzgerpost" (beide ebenfalls Fr. Stollberg); die „Geschichte unseres Volkes" (Eckart-Verlag, Berlin); wir nennen hier auch die Eindeutschung des Soldatenbuches von Alfred de Vigny (Fr. Stollberg), die unter allen Arbeiten des Übersetzers die ihm eigenste ist. Es liegt uns daran, den Ort dieser Werke im Gesamtschaffen Taubes zu bestimmen, in der Hoffnung, so auch demjenigen zu nützen, der sich bei größter Mühe die anderen Schriften nicht beschaffen kann. Daß wenigstens die genannten Bücher gelesen werden, das, meinen wir, verlangen zu müssen.

Die ersten Veröffentlichungen Taubes waren drei Gedichtbücher. Die Südsehnsucht, das Verlangen nach Form und Gestalt, hat diese Lyrik geprägt. Einer der deutschen Italiensänger zeigt sich in diesen Gedichten; doch finden wir auch Heimatlyrik in ihnen —: „Heimat und Südsehnsucht...!" Sonette und Oden herrschen vor; doch stehen daneben Lieder und kleine lyrische Landschaftsbilder, gleichsam vorweggenommen dem späteren Gedichtwerk „Wanderlieder und andere Gedichte", das erst ein Vierteljahrhundert nach dem letzten der drei frühen Bände erschien. In diesem späten Gedichtwerk ist der Heimatsehnsucht des Menschen auf der Wanderschaft gültiger Ausdruck gegeben. Veröffentlichungen an verstreuten Stellen runden das lyrische Gesamtwerk ab; es wäre an der Zeit, daß es als solches erschiene.

Außer den frühen Gedichtbüchern hat Taube nur den Roman „Der verborgene Herbst" vor dem Kriege veröffentlicht, die Geschichte eines Frühvollendeten, in den Rahmen des feudalen, aber entarteten Korpsstudententums hineingestellt. Die Geschichte eines Geschlechts, dessen beide männlichen Vertreter im ersten Roman wesentliche Rollen spielten, erzählt Taube in den „Löwenprankes": es ist die Geschichte einer ungeheuerlichen, aber notwendigen Tat, die von dem späten Nachfahren des Geschlechts vollbracht wird. Beide Bücher sind Gesellschaftsromane: die Welt, wie sie vor dem Kriege war, ist in ihnen, insbesondere die deutsche Welt, aber auch etwa die italienische. In sich selbständig und doch durch die Personen eng miteinander verknüpft, sind die Werke sehr beziehungsreich und wirken etwa so, wie die Romane Balzacs auf zwei der Löwenprankes: man lebt in ihnen!

Taube hat, Jahre später, aus dieser Welt noch eine Erzählung veröffentlicht, „Der Hausgeist". Die Gemeinheit der Niederen, in einer eklen Mischung von Gutmütigkeit und Eigennutz, ist darin. Es scheint so, als ob ein in der Zwischenzeit entstandenes, nun vergriffenes Werk über „Rasputin" die Anregung zu der Erzählung gegeben habe. Sehr zu begrüßen wäre es, wenn diese bemerkenswerte Arbeit neu aufgelegt würde. Rasputin ist in ihr dargestellt als ein Bauer, mit Heilkräften begabt, von denen wir wissen, daß es sie gibt, ohne sie uns noch erklären zu können; im übrigen völlig gemein, zur Bedeutung gekommen, nur weil bei den inneren Zuständen Rußlands seiner Zeit ein völlig gemeiner Mensch zu Bedeutung kommen konnte. Der Wert des Buches von Taube liegt denn

auch nicht so sehr darin, daß das „Geheimnis Rasputins" entlarvt wird, als in der Darstellung des Vorkriegsrußlands und wie es geworden ist — geworden durch den Abfall vom Reichsgedanken und vom verschrieenen „Westen". — In dieser Hinsicht dürften übrigens Anregungen vom Rasputin-Werk auch ausgegangen sein, die im dritten großen Roman „Das Opferfest" Gestalt wurden. Wie stark das Deutsche in Taube gegen den Mittelmeergeist rang, das geht mittelbar aus diesem Roman hervor, in dem er die Übertreibungen in der Auflehnung gegen den Mittelmeergeist mit bitterböser Kritik und mit befreiender Heiterkeit darstellt, — so überlegen, wie es keiner vermöchte, der nicht selber in Gefahr war.

Das „Opferfest" reiht sich als Gesellschaftsroman den beiden anderen würdig an. Vor wenigen Jahren nun schrieb Taube noch einen Roman ganz anderer Art: „Die Metzgerpost". Diese heitere, landschaftsgebundene Geschichte aus der Zeit nach dem Dreißigjährigen Kriege, ein Lob- und Preislied des schwäbischen Landes und des handwerklichen deutschen Menschen, dürfte vorzüglich als Beispiel für die vorhin erwähnte Meinung von der inneren Wandlung Taubes dienen. Wir sagten schon, der reife Mann sei selbstverständlich anders als der jugendliche; doch ein anderer ist er nicht! So wollen wir nur darauf hinweisen, daß der von unbändigem Adelsstolz geschwellte Löwenpranke (so erscheint er ja wohl?) als Burschen einen Metzgergesellen hat, und daß er diesen Burschen nicht gern fortschickt, wenn musiziert wird. Die Kluft zwischen dem feudalen Offizier und seinem Burschen ist hier viel weniger tief als in dem so volksnahen Roman die zwischen dem Gelehrten und dem Metzgerbuben — seinem Sohn.

Insofern allerdings hebt sich die „Metzgerpost" von den anderen Romanen ab, als sie unmittelbar erfahren, erschaut zu sein scheint. Das hat sie mit den „Wanderliedern" gemein, ebenso mit der „Geschichte unseres Volkes", die, so wie der Roman und die Lieder, erwandert und erlebt ist. Was könnte man Besseres zum Lobe einer Geschichte sagen, die kein Buch von und für Gelehrte sein soll, sondern ein Werk für das Volk? Daß sie überdies die Zusammenhänge des Blutes und des Geistes in der germanisch-christlichen Welt erkennen läßt, macht sie sonderlich wertvoll. Nicht umsonst nannten wir sie unter den Büchern, die zu lesen, verlangt werden muß!

An dieser Stelle müssen die Nebenschriften wenigstens erwähnt werden, die an vielerlei Orten erschienen sind. „Die baltischen Märtyrer" und „Wirkungen Luthers" sind im Buchhandel erhältlich. In letzterer Schrift wie in vielen Aufsätzen beschäftigt sich Taube mit dem Wesen der Deutschheit, immer wieder auf den tiefen Schatz ererbter Erfahrung zurückgreifend, über den er als dem nicht römisch-rechtlich verbildeten baltischen Deutschtum entstammend verfügt. Hoffentlich werden die Kindheitserinnerungen bald gedruckt, aus denen wohl ein zusammenhängendes Bild dieser Verhältnisse zu erwarten ist. Was im übrigen an wertvollen Anregungen auch in den inzwischen überholten Schriften enthalten ist, das mag wenigstens durch die Nennung einer angedeutet sein: „Zur Frage deutscher Siedlung auf neuerworbenem Gebiete", während des Krieges erschienen. Taube entwickelt dort Grundzüge einer Volksordnung (Erbrecht des bäuerlichen und des gewerblichen Besitzes) und einer Völkerordnung (Eigenverwaltung der Andersvölkischen, Reichsangehörigkeit der Deutschen), die in überraschender Weise Ereignisse der jüngsten Zeit vorwegnehmen.

Müssen wir es uns versagen, weiter auf das theoretische Schrifttum einzugehen, das wir allzu verstreut in Aufsätzen und Buchbesprechungen finden, so können wir doch nicht umhin, wenigstens einige Worte über Taube als Übersetzer zu sagen. Er hat als solcher Werke der englischen, der französischen, der italienischen, der portugiesischen, der spanischen und der russischen Literatur eingedeutscht. Manches darunter war Brotarbeit, wie er denn leider allzu oft durch Brotarbeit an anderem gehindert wurde. Alles aber ist Arbeit eines Mannes, der dem Geist der Sprachen mit Ehrfurcht und mit Liebe dient, ob er russische Märchen niederschrieb, oder die Blümlein des heiligen Franziskus deutsch wiedergab, oder die Sonette des Camoes, die Dramen der Spanier, das Soldatenbuch de Vignys. Von diesem sagten wir schon, wie sehr es dem Wesen des adligen deutschen Dichters entsprach, wie sehr seine Verdeutschung als ein ihm eigenes Werk erscheint. Über die verantwortungsbewußte Art seiner Übersetzungstätigkeit gibt es mehrere Zeugnisse in Nachworten. In dem zu einem philosophischen Werk des Russen Berdjajew prägt Taube den Satz: „Wie ein Volk denkt, so setzt es seine Worte." Er verlangt deshalb von der Übersetzung die gleiche Wortfolge wie des Urbildes, freilich ohne Verletzung der Gesetze der Sprache, in die übersetzt wird. — In einem anderen Nachwort, dem zu seiner Bearbeitung von Calderons „Schulzen von Zalamea", läßt sich Taube über den dramatischen Vers und den Tonfall des deutschen Verses aus. Was er dort sagt, dem wissen wir nur ein Gegenstück zur Seite zu stellen; Paul Ernsts Bemerkungen über seinen „Kaiserbuch"-Vers. Daß der Tonfall Pulsschlag des Verses und damit des Dichtwerkes ist, das haben beide Dichter klar ausgesprochen. Sie haben damit die theoretische Rechtfertigung dessen gegeben, was sie in ihren Werken — dem dramatischen Epos der eine, der Nachdichtung eines Dramas der andere — h ö r b a r geschaffen haben: deutsche Verskunst.

Überblicken wir das Werk von Taube, dann erscheinen uns als seine entscheidenden Merkmale: das aufrechte Mannestum, die adlige Gesinnung, die Bindung an das, was ihm durch seine Herkunft überkommen ist, Herrentum und Deutschtum, V o l k h e i t, vermittelt durch diese Bindungen. Die Fülle und Vielgestaltigkeit des Werkes selber ist deutsch, da Deutschheit nie und nimmer Einförmigkeit ist. Deutsch ist Wachstum, allzu leicht in Verwilderung ausartend, nie aber gestutzt und gehemmt. Die Gefahr der Verwilderung wird durch Klärung behoben; so erscheint Klarheit bei unverdorbener Urwüchsigkeit wesentlich für Taube: Klarheit, und doch das Wissen, daß Unerforschliches bleibt.

Wir erhoffen von diesem Manne noch viel! Er hat in seinen frühen Romanen Gegenwartsgeschichte durchsichtig gemacht. Vielleicht findet sich die Institution, die ihm die Südamerikareise ermöglicht, die er sich wünschte. Dann wird wohl noch der Roman um den oberbayerischen Bauernsohn geschrieben, der in den Pampas hinter Rinderherden lassoschwingend reitet. Dann wird auch spanische und südamerikanische Geschichte, für uns so bedeutungsvoll!, durchsichtig werden. — Vielleicht auch wird eine Neuauflage des Rasputin-Buches möglich. Dann wünschen wir uns hie und da noch weiteres Eingehen auf die Geschichte Rußlands; dann wird er, nach so langer Zeit, wohl auch die Namen der an den Sonderfriedensverhandlungen mit Rußland 1916 Beteiligten nennen können.

Wir wissen nicht, was Taube vorhat, nachdem er den zweiten Band der „Geschichte unseres Volkes" abgeschlossen hat. Doch wir erwarten noch viel von ihm!

Frühe Gedichte

Von Lucian Blaga

Frühlingstriebe

Ein Abendlüftchen
Im Westen liebestoll den Himmel küßt,
Zeichnet ihm blutrot Rosen ins Gesicht...
Ins Gras gelagert, ziellos träumend ins Blau
Zerbeiß ich, zart und grün,
Ein Knospenreis des jungen Frühlings...
Denk nach: „Wie bitter der Trieb
Und reift doch aus zum Kelch so honigschwer"...
Und heiß von Grund auf ich erbeb
Durchströmt von meiner Leiden bitt'rer Jugend...

Melancholie

Unsteter Wind auf Fensterscheiben trocknet
Kalte Tränen... Regen...
Verschleiert Trauern quillt in mir, doch fühl ich
Den nagenden Schmerz
Nicht in meinem Innern,
Im Busen drin
Und Herz,
Ich fühl ihn in des Regens Gerinn...
— Und aufgepfropft auf meines Wesens Sein die Welt ohn' Ende
Mit ihrem Herbst und Abendgrau
Mich schmerzt... wie... eine Wunde...
Gen Berge ziehn die Wolken prallen Euters...
...Und Regen...

Der Tropfstein

Das Schweigen ist mein Wesen —
Und reglos stehend, starr und friedlich
Wie aus Gestein ein Heiliger,
So scheinet es mir,
Ich wär ein Tropfstein in einer Höhle Riesenrundung,
Den Himmel drüber als Gewölbe:
Still,
Still,
Still — Tropfen heil'gen Friedens
Und Lichtgerieſel — fallen vom Himmel
Ohn' Ende —
Im Busen mir erstarrend...

Musikalische Feiergestaltung

Von Ludwig Schmidts

Immer stärker macht sich auch bei uns ein Mangel an formvollendeten Durchführungen unserer Feiern bemerkbar. Daran sind viele Gründe schuld. Einige liegen außerhalb unseres Willens. Andere Mängel wiederum ließen sich leicht abstellen. Wir verfügen oft nicht über die geeigneten Kräfte, die an den leitenden und ausübenden Stellen notwendig sind. Wie oft aber wird mit den Vorbereitungen zu spät begonnen, so daß man unvorbereitet oder mangelhaft vorbereitet an das Fest herangeht. Am bedauerlichsten ist es aber, daß wir die vorhandenen Kräfte und Mittel oft schlecht oder gar nicht ausnützen. An dem Beispiel aber, das wir aus dem Reich bekommen, wird klar, wie wichtig heute die Ausgestaltung unserer völkischen Feste geworden ist. Die Feiern, die wir im Rundfunk miterleben können, haben schon langsam eine gewisse einheitliche Form angenommen — ich denke dabei an den Reichsbauerntag, an den Parteitag, an den Heldengedenktag, usw. — die erkennen lassen, welche ungeheure Wichtigkeit dieser Ausgestaltung von höchster Stelle zuerkannt wird. Jedes Fest hat seinem Inhalt gemäß einen eigenen Rahmen, verläuft in einer vorher bestimmten Reihenfolge, die zugleich immer eine Steigerung darstellt und hat ihr eigenes Maß in Ausdehnung und Aufwand.

Damit sind auch für uns die Richtlinien gegeben, nach denen wir unsere Feste in unserem Rahmen aufbauen können. Ich gehe nun von einem Beispiel aus: Die Stephan Ludwig Roth-Feier in Mediasch am 10. Mai 1939. Sie bestand aus einem Auftakt: Der Begrüßungsabend; einer Schulung aller Anwesenden, d. h. ein Hinführen an die vielerlei Flächen des Lebenswerkes St. L. Roths und einem Abklang: der Schweigemarsch zum Grabe Roths. Ist diese Feier auch zu groß und so oder ähnlich nur bei außerordentlichen Anlässen, sagen wir alle 10 Jahre, möglich, so ist es doch aufs höchste zu begrüßen, daß von der Landesführung wie von der Kirche in gleicher Weise eine alljährliche Stephan Ludwig Roth-Feier angeordnet worden ist.

Wir wollen hier nun einige Punkte aufstellen, die in der Feiergestaltung nützlich sein können.

1. Die Zeit: Meistens ist die Zeit fest bestimmt. Das Fest kann im kirchlichen oder im bürgerlichen Jahr festliegen oder aus der Tradition heraus bestimmt sein. In den weitaus meisten Fällen kann bei uns keine Feier auf einen Wochentag fallen, wird also am nächstfolgenden Sonntag abgehalten werden. Es sind daher alle Voraussetzungen gegeben, die eine längere Vorbereitungszeit gewährleisten.

2. Der Ort: Im allgemeinen wird der Gemeindesaal der einzige Ort sein, in dem die Feste stattfinden können. In der Beziehung haben es unsere Gemeinden meistens viel besser als die Städte, die mit der Raumfrage oft in einer völlig unhaltbaren und unwürdigen Stellung stehen. Doch soll besonders hier noch auf die Möglichkeit hingewiesen werden, die Feste im Freien, an geeigneten Orten zu feiern. Oft wird sich dort sogar eine bessere Lösung erzielen lassen, als in den Sälen. Die Ausschmückung bleibt dem guten Geschmack des Leiters überlassen. Besonders muß man an der Auflockerung

der baulichen Gliederung unserer Säle arbeiten. Sie sind meist so gebaut, daß sie eine Guckkastenbühne enthalten, die im Bedarfsfall als Lichtspieltheater dient. Diese Anordnung entspricht überhaupt nicht mehr auch nur den geringsten Anforderungen, die man an einen Feierraum stellen muß. Es müßte daher hier eine grundlegende Änderung durchgeführt werden. Es wäre schon viel erreicht, wenn sich die Gemeinden, die einen neuen Gemeindesaal bauen, an die Beratungsstellen im Landeskulturamt wenden.

3. Wichtig ist auch die Verlebendigmachung überlieferter Bräuche der Landschaft, bzw. die Lebendigerhaltung noch bestehender Volksbräuche. Diese müssen sinnvoll in die Feste und Feiern eingegliedert werden. Schlecht ist es, Feierformen der Stadt im Dorf nachmachen zu wollen. So kommen wir zum nächsten Punkt:

4. Die Feiern müssen — so weit als möglich — aus eigenen Kräften gestaltet werden. In den meisten Fällen ist dies sehr gut möglich, wird aber nur selten ganz ausgenützt. Wir wollen einmal sehen, über welche Mittel bei uns ein Dorf verfügen kann. Es sind da: eine Blaskapelle, ein Gesangverein, die Bruder- und Schwesterschaften, die Jugend, die Schule. Das ist schon eine rechte Menge! Die Blaskapelle muß natürlich andere Wege gehen als sie es bisher gewohnt ist. Es geht also nicht, daß irgend ein Marsch, meistens ein tschechischer (!) als Einleitung gespielt wird, dann vielleicht ein Potpourri (zu deutsch „verdorbene Speise"!) zwischengeschaltet wird und dann die unvermeidliche Überleitung zum folgenden Tanz mit Walzer, Polkas und was noch viel schlechter klingt, mit Tangos und anderen modernen Rhythmen folgt. Die Blaskapelle kann erfolgreich mitwirken, wenn sie die Begleitung zu den gemeinsamen Gesängen bildet, wenn sie mit selbständigen feierlichen Liedsätzen oder Blaswerken steigernd oder unterstreichend die Handlung unterbricht. Solche Liedsätze und Blasmusiken kommen erfreulicherweise in immer größerem Maße heraus und ich verweise hier nur auf Verlage wie Ludwig Voggenreiter, Potsdam, Bärenreiter zu Kassel, u. a.

Dasselbe ließe sich von den Gesangvereinen sagen. Zum größten Teil ist ihr ersungener Chorvorrat als untauglich und dem Geist unserer völkischen Feiern zuwiderlaufend abzulehnen. Diese Vereine könnten wirklich aufbauende wertvolle Arbeit leisten, wenn sie, und ich meine damit bewußt die Chorleiter, sich von dem alten Schlendrian freimachen würden. Es gibt heute so wundervolles Liedgut, das aus der Bewegung stammt oder geistig mit ihm verwandt ist und in wuchtigen Bearbeitungen niemals seine Wirkung verfehlt. Hier erschließen sich, nicht nur den ländlichen Vereinen sondern auch den städtischen, Aufgabengebiete, von denen vielleicht ihre Lebensberechtigung überhaupt abhängt. Es ist selbstverständlich, daß die Jugend zum Singen bereit sein muß, so wie sie auch Fanfaren und Trommeln zu stellen hat. Das Bindemittel jeder Feier ist das einstimmig gesungene Lied, das zum mindesten am Anfang und am Ende jeder Feier zu stehen hat und ohne das keine Feier denkbar sein sollte.

5. Jede Veranstaltung muß unter einem bestimmten Leitgedanken stehen, dem sich alles unterzuordnen hat. Alle Teile der Feier müssen in engster Beziehung zueinander stehen.

6. Wenn von Einzelsprechern Texte gesprochen werden, so müssen diese ebenfalls tadellos und auswendig gesprochen werden. Bilden Reden den Hauptpunkt der Feier,

so müssen sie kurz sein, kräftig, von wirklichen Rednern gesprochen. Hier schlechte oder unvermögende Redner zu dulden, schadet nicht nur dem Feste sondern der gesamten Volksgemeinschaft.

So können auch wir mit unseren bescheidenen Mitteln Feste und Feiern ausgestalten, die uns würdig nach außen hin vertreten. Die Hauptsache ist eben, die einzelnen Kräfte zusammen zu fassen und sie ihren Möglichkeiten entsprechend zu verwenden.

Rundschau

Reichstagung der Paul Ernst-Gesellschaft vom 10. bis 14. Mai 1939

Die diesjährige Reichstagung der Paul-Ernst-Gesellschaft wurde am 10. Mai mit einer Veranstaltung des Deutschen Volksbildungswerkes eröffnet, die der stellvertretende Leiter der Volksbildungsstätte Leipzig, Pg. Waurick einleitete. Nach einer Begrüßungsansprache Will Vespers, des Vorsitzenden der Gesellschaft, zeichnete Dr. Erich Härlen-Stuttgart, in wenigen, aber wohlabgewogenen und sicher charakterisierenden Sätzen ein Bild des Dichters in seiner wesentlichen Bedeutung für die Gegenwart. Das Wollen des Dichters als des legitimen Erben des deutschen Idealismus und unserer „Klassiker", Goethe und Schiller, wurde in einer Weise aufgezeigt, die die naheliegende Gefahr einer Überschätzung des Dichters, nach dem sich die Gesellschaft nennt, als überwunden erkennen ließ. Der Redner bekannte freimütig, daß nicht alles tadellos und vollendet sei, was Paul Ernst geschrieben habe. Doch ist alles Leben schlechthin, wirklichste Wirklichkeit: die Aufgabe besteht für uns, sich dieses Werkes zu bemächtigen und es für uns und die kommenden Generationen fruchtbar zu machen. — Nachdem Tilla Schmidt-Ziegler drei Geschichten gesprochen hatte, las Dr. Härlen noch eine dramatische Episode aus dem „Kaiserbuch".

Der zweite Abend galt mit einer Feierstunde der HJ. der Jugend. Eberhard Wolfgang Moeller widmete seine längere Rede vor allem einem sachlichen Gedanken, der dem Wollen von Paul Ernst entspricht: daß die Kunst wirklich im Mittelpunkt des geistigen Lebens des Volkes stehen müsse. Die Bedeutung der Kunst für das Leben des Volkes unterstrich er in mahnenden Worten. Diese Forderungen erhob Moeller in Darlegungen, die von persönlicher Erinnerung an den Dichter getränkt waren. — Worte des Dichters, darunter ein längeres Selbstbekenntnis, umrahmten die Rede. Den Beschluß bildete die Lesung von Heinrichs I. Tod aus dem „Kaiserbuch" durch Dr. Erich Härlen.

Die Abende des 12. und 13. Mai widmete das städtische Alte Theater dem Werke Paul Ernsts: Am Freitag wurde das Lustspiel „Pantalon und seine Söhne" wieder aufgenommen; am Samstag Abend fand eine festliche Aufführung von „Demetrios" statt. Dieses erste große Trauerspiel von Paul Ernst ist nach der Erstaufführung am 13. Mai in den Spielplan des Theaters eingegangen und schon oft wiederholt. — Die festliche Aufführung am 13. Mai wurde durch programmatische Ausführungen des Reichsdramaturgen Ministerialdirigent Dr. Rainer Schlösser eingeleitet. Anknüpfend an einen Aufsatz von Paul Ernst, stellte Dr. Schlösser fest, daß es weniger auf die

poetische Begabung ankomme als auf die Persönlichkeit, den Charakter. Paul Ernst wirke seelenbildend durch sein Werk, das nur als Ganzes zu verstehen sei und von der jungen Generation aufgenommen werde.

Am Samstag nachmittag hatten die Vorstandssitzung und die Mitgliederversammlung stattgefunden, die von reger Arbeit der Gesellschaft und der Ortskreise zeugten. Besonders erfreulich ist, daß für die nächsten Jahre das Erscheinen von Nachlaßbänden in Aussicht gestellt werden konnte. — Am Sonntag kam in drei Veranstaltungen der Kämpfer, der Erzähler und der Kaiserbuch-Dichter zu Wort. Mit Absicht sollte Paul Ernst durch sein Werk selber sprechen, nicht über ihn gesprochen werden. In einer Morgenfeier lasen Dr. Leonhard Blaß-Berlin und Hans Finohr-Leipzig Stücke aus den theoretischen Werken: „Ein Credo" und „Grundlagen der neuen Gesellschaft" und aus den Dichtungen „Preußengeist", „Kaiserbuch", „Heiland", „Beten und Arbeiten". Am Nachmittag erzählte Tilla Schmidt-Ziegler wieder drei Geschichten, d. h. sie sprach sie frei. Außerdem gelangte die Vertonung von vier Spruchgedichten durch Johannes Hermann Müller zur Uraufführung. Der Abend bildete mit einer „Kaiserbuch"-Lesung durch Will Vesper den Ausklang der Tagung. Eingeleitet wurde die Abendveranstaltung durch die Grußworte von Stadtrat F. A. Hauptmann, den Leiter des Kulturamtes.

Abgesehen also von den drei Ansprachen von Dr. Erich Härlen, Eberhard Wolfgang Moeller und Dr. Rainer Schlösser bestanden sämtliche Veranstaltungen in Wiedergaben der Werke des Dichters. Wenn damit auch nicht die ganze Spannweite und Vielfalt seines Werkes ausgemessen wurde (dazu wäre beispielsweise außer den Aufführungen des letzten Lustspiels und des ersten Trauerspiels doch die noch anderer dramatischer Werke erforderlich gewesen), so dürfte doch ein weitreichender Bogen geschlagen sein, der die Bedeutung der dichterischen Persönlichkeit erkennbar machte. So und nicht anders muß die Tagung gewertet werden.

Eine besondere Aufgabe hatten hierbei die Sprecher. Diese Vermittler der Worte des Dichters erledigten sich ihrer in der verschiedensten Weise. Will Vesper las aus dem Kaiserbuch so, wie es der Vorstellung wohl der meisten Kenner entspricht: einfach, ohne Pathos. Es war nicht der Vortrag eines Sprechkünstlers, sondern eines Menschen, der nur etwas Übung im Lesen hat. Grundsätzlich wird der Hausvater, der abends etwa seiner Familie vorliest, nicht anders lesen. Im äußersten Gegensatz dazu stand die Lesung durch Dr. Erich Härlen. Sie zeigte, für manchen geradezu als Offenbarung, daß das Kaiserbuch nicht das ruhig fließende epische Gedicht ist, sondern ein durchaus dramatisches Epos ist, elementar, leidenschaftlich, gewaltig, erregend, einem heißblütigen und cholerischen Temperament entsprungen, und dann wieder überaus zart und behutsam oder in breiter, satter Lebensfreude malend. Wiederum den stärksten Gegensatz zu dieser Kaiserbuch-Lesung stellte die Nacherzählung der Geschichten durch Frau Tilla Schmidt-Ziegler dar. Diese Frau spricht auswendig; so erscheint das, was sie sagt, unmittelbar erzählt, wie gerade in ihr entstanden. Das übt eine sehr starke Wirkung aus, um so stärker, je stiller sie ist. So war die Lesung in dem kleineren Saal des entzückenden Gohliser Schlößchens das, was dieser Art der Darbietung entspricht, nicht so sehr der Vortrag im großen Saal.

Die Veranstaltung im Gohliser Schlößchen war wegen der Beschränkung in den räumlichen Verhältnissen, nur für eine kleinere Teilnehmerzahl bestimmt; es konnten an ihr etwa über hundert Personen teilnehmen. Im übrigen waren sehr große Säle gewählt worden, die auch erfreulicherweise jedesmal sehr gut besetzt waren. Durchschnittlich waren wohl immer mehr als fünfhundert Hörer anwesend.

Besonderer Erwähnung bedarf unter den verschiedenen kleinen Sonderveranstaltungen die Ausstellung in der Deutschen Bücherei, die den ganzen Mai über gezeigt wurde. Dr. Arthur Luther hatte in Zusammenarbeit mit dem Organisator der Tagung Ernst Metelmann hier etwas Ausgezeichnetes geleistet. Es wurde nicht nur das dichterische Werk von Paul Ernst in fast allen Ausgaben und vielen Handschriften gezeigt, sondern auch der größte Teil des theoretischen Werkes, darunter auch sehr vieles von den soziologischen Jugendschriften. Besonders wertvoll war die Leihgabe eines Leipziger Mitgliedes der Gesellschaft: die Dissertation von Paul Ernst mit Widmung für Dr. Rudolf Meyer, den Mann, dem die besondere Verehrung des von der Sozialdemokratie enttäuschten jungen Paul Ernst galt. — Sehr schön und reichhaltig war auch, was an Bildern ausgestellt war. Da waren Jugendbilder, Bilder des Elternhauses und der Heimat, dann Bilder aus der Weimarer Zeit, Bilder aus Sonnenhofen, wo Paul Ernst in der zweiten Hälfte der Kriegszeit und in den Jahren danach als Landwirt lebte, dann vor allem Bilder aus St. Georgen, dem letzten Wohnsitz des Dichters in der Südsteiermark. Es waren weiter viele Bilder von den Aufführungen der Dramen zu sehen.

Kleine Ausstellungen, die sich an Reichhaltigkeit natürlich mit der in der Deutschen Bücherei bei weitem nicht messen konnten, zeigten auch die Städtischen Bücherhallen, die Leipziger Volksbüchereien. Auch hatten die Buchhandlungen einen Schaufensterwettbewerb durchgeführt, so daß Leipzig tatsächlich einige Tage im Zeichen des großen Dichters stand.

Hasso Härlen

Zillichs „Weizenstrauß"

Unter den zehn Büchern, die Reichsleiter Alfred Rosenberg Adolf Hitler an seinem fünfzigsten Geburtstag in besonders kostbarer Ausstattung überreichte, befand sich auch Heinrich Zillichs letzter Roman: „Der Weizenstrauß".

Neue Bücher und Schriften

Reisen und Landschaft

Knud Rasmussen. „Mein Reisetagebuch." Verlag S. Fischer, Berlin. Preis etwa 5 RM.

Der berühmte dänische Polarforscher beschreibt seine erste Fahrt quer über Grönlands Inlandeis im Jahre 1912. Es sind über tausend Kilometer einsamer, beschwerlicher Eiswüste, die er mit drei Genossen auf Hundeschlitten von der West- zur Ostküste Grönlands unter ungeheueren Anstrengungen und in ständiger Lebensgefahr zurücklegt, um neues Land zu erforschen, und die er nach Erreichung des Zieles rückläufig wiederholt. Das Buch liest sich spannend und man kann es kaum aus der Hand legen. — Rasmussen schreibt ungemein anschaulich, dabei einfach und bescheiden, dichtet ein Heldenlied ohne Selbstlob, wie es nur ein innerlich vornehmer Mensch zustande bringt. Das Buch gibt sich nicht wissenschaftlich, bietet aber ungewöhnlich viel Wissenswertes auf den verschiedensten Gebieten, in erster Reihe Volkskundliches von den Eskimos. Das Tagebuch dürfte bei jedem Leser bleibende Eindrücke hinterlassen. Hans Lienert

K. P. Karfeld und A. Artur Kuhnert. Die Deutsche Donau. Mit 47 Abbildungen nach Agfacolor. Paul List Verlag, Leipzig 1939

In dem schön ausgestatteten Band wird in sehr persönlicher, launischer und gefühlvoller Weise von Kuhnert der Lauf und die Landschaft der deutschen Donau von ihren Quellen bis zur Grenze des Reiches geschildert. Was dem Buch seinen besonderen Wert verleiht, sind die herrlichen Aufnahmen, die den hohen Stand der heutigen Farbenphotographie überraschend verdeutlichen und mit gutem Sinn für die wunderbarsten Stellen der Donautäler ausgewählt worden sind. In einem Anhang wird Lichtbildfreunden eine Anleitung für die Farbenphotographie erteilt, die mit jedem gewöhnlichen Apparat möglich geworden ist. Das Buch eignet sich als Geschenkwerk hervorragend.

Heinrich Zillich

Geschichte

Francis Hackett. Heinrich VIII. Verlag Rowohlt, Berlin 1936

Unter den vielen Biographien geschichtlicher Persönlichkeiten, die in der Gegenwart gelesen werden, verdient dieses Werk des amerikanischen Verfassers, das sehr gut ins Deutsche übertragen wurde, einen Ehrenplatz, weil man spürt, daß Hackett an keiner Stelle die geschichtliche Treue verletzt, wenn er die Darstellung der Ereignisse mitunter fast romanartig belebt und die psychologische Ergründung des sinnlichen, tyrannischen englischen Königs, der dennoch die Kraft zum Umbau seines Reiches besessen hat, in den Mittelpunkt der Studie stellt. Man kann nur Achtung empfinden vor der Leistung des Verfassers, der die verwirrenden Einzelheiten der europäischen Konstellation zur Zeit Heinrich VIII. und seiner Mit- und Gegenspieler auf dem Kontinent Kaiser Karl V. und Franz I. von Frankreich mit leichter Hand, überlegener Kenntnis und geschickter Einordnung darbietet, darüber hinaus Geist und Milieu der Zeit wiedergibt, gedankenreich und einfühlungskräftig Menschen und Verhältnisse auslotet. Dem Buch sind gute Abbildungen, zum Teil nach Holbeinschen Gemälden, beigegeben. Heinrich Zillich

Emil Lauber. Metternichs Kampf um die europäische Mitte. Adolf Luser Verlag, Wien 1939

Metternich wurde viele Jahrzehnte hindurch von der liberalen Geschichtsschreibung mißdeutet, verkannt und herabgesetzt. Nachdem sich schon andere seine Ehrenrettung angedeihen ließen, unternimmt es nun der junge Historiker Lauber, gestützt auf eine sorgfältige wissenschaftliche Untersuchung der Zeitdokumente, Sinn und Ziel der Metternichschen Politik wirklich zu begreifen. Als Ergebnis läßt sich feststellen, daß die europäische und deutsche Bedeutung des Kanzlers nicht leicht überschätzt werden kann.

Als Reaktionär wurde er von den Liberalen verschrien, als galanter Hofmann von den Moralisten, als undeutsch von den Schwärmern und als österreichisch befangen von den wirklich einzelstaatlich Befangenen. Die Wahrheit vermochte sich der kleindeutschen Geschichtsschreibung nicht zu enthüllen, die nach der Gründung des zweiten Reiches bis in unsere Tage, blind vor der gesamtdeutschen Wirklichkeit, die Geschichtserkenntnis des deutschen Volkes beeinflußte. Erst die großdeutsche Geschichtsschau der Gegenwart befähigt uns mit Lauber, den gesamten deutschen Raum jener schicksalhaften Zeit, in der Metternich wirkte, in den tatsächlichen Bedingtheiten und Machtverhältnissen unparteiisch zu begreifen. Sie weitet uns den Blick für den Mann, der die beiden damaligen deutschen Hauptstaaten, Österreich und Preußen, in einer natürlichen und notwendigen Bezogenheit sah. Er erkannte, daß sie sich ergänzen müßten als Tragsäulen des gesamten deutschen Raumes, der europäischen Mitte, auf die sich seine Politik richtete und die zu schützen er sich zur Aufgabe machte; zu schützen sowohl gegen den Westen, dessen Angriff sich in Napoleon verdichtete, als auch gegenüber Rußland, das an die Stelle des Korsen um so leichter hätte treten können, als Preußen sich dem Zaren willfährig zeigte. Beiden Gefahren wußte Metternich erfolgreich zu begegnen.

Preußen dachte damals viel enger. Es war nicht reif für jene raumüberspannende Politik Metternichs, die das ganze deutsche Staatensystem mit allen von diesem bestimmten Gebieten, also den deutschen Lebensraum in weiter Ausdehnung, umgriff. Auf Metternich allein ruhte die deutsche und europäische Verantwortung und an ihr wuchs er in realpolitischer Bewährung zum gesamtdeutschen Führer. Mit seiner vorsichtigen, auf weite Sicht planenden Politik, die immer ein Verbluten der europäischen Mitte zu vermeiden suchte, schuf er die Voraussetzungen für den Erfolg der Befreiungskriege und die Staatenordnung der kommenden Jahrzehnte, die teilweise bis 1918 lebensfähig blieb.

Ganz anders als in Treitschkes bekannter Schilderung enthüllt sich in Laubers gesamtdeutscher Betrachtung die Bedeutung und Problematik des Wiener Kongresses und des Deutschen Bundes, der später immer abfällig beurteilt wurde, merkwürdigerweise am abfälligsten von jenen, die zwar ein neues Reich besaßen, aber sich darin einkapselten und von der Größe des deutschen Wirkens, das sich in Metternich verkörpert hatte, ebenso wenig begriffen wie von der Weite des deutschen Raumes, der in den langen Jahrzehnten, da Metternich als letzter deutscher Staatsmann das Schicksal Europas entscheidend zu bestimmen vermochte, tatsächlich noch im Deutschen Bund vereinigt war und dadurch erst dem Deutschtum innerhalb Europas eine so bedeutende politische Rolle zumessen konnte. Durch die besondere Wichtigkeit Österreichs im Bund blieb die Bedeutung des deutschen Gesamtvolkes, seiner Macht und Kultur, besonders

für die nicht- oder bloß teildeutschen Länder der Wiener Herrschaft, vornehmlich für Ungarn und Italien (welch letzteres gehalten werden mußte, weil es aus Mangel an eigenen italienischen Kräften sofort Frankreichs Macht zugefallen wäre) in ähnlicher Weise gewahrt wie in den Jahrhunderten des Ersten Reiches. Metternichs Zeit war darum, insbesondere für den Osten, noch eine „deutsche" Zeit.

Der Schluß des Buches von Lauber erscheint mir so wichtig, daß ich ihn zitiere: „Darüber hinaus war es Metternich auf diese Weise (durch Gründung des Deutschen Bundes) gelungen, eine Form zu schaffen, die den preußisch-österreichischen Gegensatz zu überhöhen vermochte und damit für die gesamtdeutsche Aufgabe fruchtbar zu machen verstand. Aus dieser Tatsache, daß Metternich Preußen als zweite deutsche Großmacht erst legalisierte, weil er sich keinen Illusionen darüber hingab, daß Österreich nicht mehr imstande sein würde, die Reichsaufgabe allein zu tragen, spricht eine tiefe Verantwortung vor dem deutschen Schicksal. Seine radikale These: ‚Wenn Österreich mitwirken würde an der Zerstörung der zweiten Mittelmacht, würde es unstreitig sein eigenes Todesurteil unterschreiben. Wären Österreich und Preußen gleicherweise unabhängig, so wäre ohne Zweifel das den Interessen Europas förderlichste politische System aufgerichtet; ein imposanter Grenzwall würde Frankreich und Rußland trennen', wie er sie im Frühjahr 1813 formulierte, bringt dies in aller Schärfe zum Ausdruck... Gerade weil Metternich die Neuordnung des gesamtdeutschen Raumes so locker bundesförmig faßte, blieb die Bahn frei für eine Entwicklung, die später zu einer leistungsfähigeren staatlichen Gestaltung geführt werden konnte. Mißt man so den Deutschen Bund von 1815 nicht am Idealbild eines Deutschen Reiches überhaupt, sondern konkret an der vorausgegangenen Staatenordnung und der dann von Bismarck an seine Stelle gesetzten, so vermag Metternich mit seiner Schöpfung durchaus zu bestehen. Wir müssen uns hinsichtlich der Bewertung dieser Zwischenstufe vom Ersten zum Zweiten Reich von dem befangenen Urteil frei machen, das der Nationalliberalismus in so vernichtender Schärfe aus seiner Stellung als Partei in dem Kampf für den nationalen Einheitsstaat des Zweiten Reiches nicht anders fällen konnte. Dessen Einseitigkeit, genährt und schließlich überwuchert von der unpolitischen Haltung dieses Jahrhunderts der Gebildeten, hat uns eine gewaltige Verengung unseres außenpolitischen Denkens beschert. Was bei Metternich noch in so hohem Maße als großlinig-europäisches und zugleich gesamtdeutsches politisches Bewußtsein vorhanden war, ist im Laufe des vergangenen Jahrhunderts fast restlos verloren gegangen. Schon Bismarck vermochte sich mit seinem in vielem so ähnlichen europäischen Denken nur mehr teilweise durchzusetzen. Und was diese politische Halbbildung des Jahrhunderts in der Epoche der Teilnahme des Zweiten Reiches an der Weltpolitik an Fehlleistungen vollbracht hat, stellte uns nicht zuletzt der Weltkrieg in brutaler Weise unter Beweis. Von diesem Bewußtsein der eigenen politischen Höhe gegenüber den nur in den inneren Problemen befangenen nationalen und liberalen Ideologen her muß Metternichs radikaler Kampf gegen alle diese unpolitischen Richtungen gesehen werden. In diesem Kampf stehen die beiden deutschen Staatsmänner des vorigen Jahrhunderts letzten Endes in einer Front, so sehr ihre Werke auf den ersten Blick einander aufhebend erscheinen mögen. Während Bismarck bereits mit diesen unpolitischen Mächten paktieren muß, um seine Aufgabe — das

Zweite Reich — zu schaffen, vermochte Metternich mit seiner Aufgabe noch als Letzter, von einer alten, echten politischen Tradition aus, sich im offenen Kampf dagegen zu behaupten. Über seinen schließlichen Mißerfolg war er sich dabei so wenig im unklaren, wie über die Unvermeidlichkeit seiner so gearteten Politik: ‚Mein geheimster Gedanke ist, daß das alte Europa am Anfang seines Endes ist. Ich werde, entschlossen, mit ihm unterzugehen, meine Pflicht zu tun wissen ... Das neue Europa ist anderseits noch im Werden; zwischen Ende und Anfang wird es ein Chaos geben.' Für uns heute, die wir als Erben dieses unpolitischen Jahrhunderts vor der Aufgabe stehen, aus dem Chaos, das nach der Auflösung des gesamtdeutschen Lebens- und Leistungsraumes hereingebrochen ist, ein neues Europa von einer erst im Aufbau begriffenen mitteleuropäischen Position aus zu schaffen, ist es deshalb unerläßlich, den Mann und sein Werk zu kennen, der als Letzter des alten Europas den Versuch unternommen hat, die Führung des Kontinents durch eine umfassende gesamtdeutsche Organisation noch einmal auf die Mitte zu stellen." Heinrich Zillich

Kurt Oberdorffer. Das Sudetenland in der deutschen Geschichte. Eugen Diederichs Verlag, Jena

Oberdorffer gibt auf gedrängtem Raum eine umfassende Schau über das Schicksal des Sudetenlandes und seines Deutschtums. Er zeichnet die politische, geistige, künstlerische und wirtschaftliche Leistung des Sudetendeutschtums im Auf und Ab der Geschichte, die Erfüllung von deutschen Aufgaben, die immer auch wegweisend für das Tschechentum waren. Oft setzen gerade in Zeiten, wo das Deutschtum politisch am schwächsten war, auf anderen Gebieten die stärksten Leistungen ein. Der Lebenswille des Volkes setzt sich durch und offenbart sich in Äußerungen, die diesen Raum zu einer Landschaft deutscher Geschichte prägen. Günther Krasser

Deutsche Literatur der Vergangenheit

Johann Gottfried Herder. Stimmen der Völker. Volkslieder nebst untermischten anderen Stücken. Eingeleitet von Josef Nadler. 1938. Im Verlag von Ernst Klett in Stuttgart

Es war ein überaus glücklicher Gedanke des Verlages, Herders berühmte Sammlung, von der so gewaltige Wirkungen weit über den Bereich der Literaturgeschichte hinaus ausgegangen sind, neu herauszugeben. Daß diese neue Ausgabe der ja von Herder nicht endgültig abgeschlossenen Sammlung von der gewohnten Zusammenstellung abgeht und sich bemüht, in allerdings sehr reicher Auslese das dichterisch Schönste herauszuheben, mag mancher bedauern, der ohne sich die große Suphansche Herderausgabe leisten zu können, gerne die Stimmen der Völker in ihrer ursprünglichen Gestalt besessen hätte. Daß aber die Absichten die diese Abweichungen von Herders Ausgabe hervorgerufen haben, nämlich „den Plan Herders so sichtbar wie möglich zu machen und, innerhalb dieser gegebenen Grenzen, das dichterisch Schönste zu sammeln", erreicht wurden, das muß dieser Ausgabe mit Dank und Freude bezeugt werden. Auch das Wagnis vor die einzelnen Teile der Auslese Prosaabschnitte aus verschiedenen Aufsätzen Herders zu setzen, ist sehr befriedigend gelungen. Ein besonderes Lob verdient Nadlers Vorwort, das Ursprung, Bedeutung und Wirkung der Sammlung Herders durchleuchtet, wie

das heute wohl Nadler allein vermag. Der Literaturgeschichtsschreiber der deutschen Stämme und Landschaften ist wohl der Berufenste in seiner geschichtlichen Stellung und Nachwirkung dieses Werk zu deuten, von dem letzten Endes auch seine eigene Auffassung von Volk und Dichtung ausgeht. Harald Krasser

Charles Sealsfield (Karl Anton Postl). Das Kajütenbuch. Bibliothek der Romane. 1939. Im Inselverlag zu Leipzig

Mit gutem Recht hat der Inselverlag das nun schon fast hundertjährige „Kajütenbuch" des sudetendeutschen Amerikawanderers in seiner ebenso wohlfeilen wie schönen „Bibliothek der Romane" neben die bedeutendsten Erzählwerke der Weltliteratur gestellt, dieses Buch, das mit seinem frühen Realismus der deutschen Literatur erst die Wirklichkeit des neuen Erdteils eroberte, dessen Landschaftsschilderungen Männer vom Range Stifters und Treitschkes begeistert haben und dessen erstes Stück von der „Prärie am Jacinto" auch heute noch die klassische Erzählung vom wilden Westen ist.

Harald Krasser

Ferdinand von Saar. Leutnant Burda. Novelle. 1939. Adolf Luser Verlag, Wien-Leipzig

Es ist ein Verdienst des Wiener Verlages, eine der schönsten Novellen Saars, der neben der Ebner-Eschenbach Österreichs Beitrag zum deutschen Realismus ist, aber neben seinen Zeitgenossen aus dem alten Reich und der Schweiz Storm, Keller, Raabe und Meyer oft vergessen wird, in einer würdigen Ausstattung vorzulegen. Diese Erzählung aus dem österreichischen Offizierskorps der fünfziger Jahre mit der tragischen Don Quichotte-Gestalt des bürgerlichen Leutnants, mit dessen adligen Allüren und Ansprüchen und seiner verstiegenen, unerwiderten und doch durch Zufälle in ihren Erfolgshoffnungen immer wieder bestätigten Liebe zur Prinzessin, die schließlich zu seinem Verhängnis wird, — verdient es um ihres erzählerischen Ranges willen und weil darin ein gut Stück des alten Österreichs stimmungsstark fortlebt, wieder gelesen zu werden.

Harald Krasser

Roman des Auslandes

Knut Hamsun. Mysterien. Roman. Albert Langen / Georg Müller Verlag, München 1939

In neuer Ausgabe erschien vor kurzem Hamsuns Jugendroman, der die Gründung des Verlags Albert Langen vor fünfundvierzig Jahren veranlaßt hat. Obgleich das Werk vielen unserer Leser bekannt sein wird, sei darauf verwiesen, denn dieser frühe Roman ist in jeder Hinsicht ein „echter Hamsun". Die gleichen Menschen, die wir in späteren Büchern kennen lernen, sind hier in derselben erschütternden Tiefe dargestellt, der seltsame junge Mann, der in der kleinen Hafenstadt erscheint, alle Welt verblüfft, ein Mädchen liebt, das einem anderen versprochen ist und das er nicht erringen kann, obgleich es sich zu ihm hingezogen fühlt. Die innerlich gebrochenen, ausweglosen, von Güte und Leidenschaft getriebenen, im innersten Wesen scheuen und darum oft auftrumpferischen Menschen — wir finden sie auch hier. Und die gleiche Süße des Lebens in seiner Bitterkeit und Unendlichkeit, seiner Trauer und der ewigen Nähe des oft ersehnten und gesuchten Todes — auch dies finden wir. Nur die furchtbare Kälte seines letzten Romans hat den jungen Dichter noch nicht ergriffen. Heinrich Zillich

Harald Hornborg. Das stärkere Blut. Roman. Übersetzung aus dem Schwedischen. 268 Seiten, Leinen 4,80 RM. Verlag Langen / Müller, München

Wer als Siebenbürger Sachse oder als Volksdeutscher diesen Roman liest, muß sich sehr eindringlich auf einige Tatsachen besinnen, um überhaupt mit dem Buch zurechtzukommen. Der bisher in Deutschland und im Bereich des deutschen Schrifttums unbekannte Dichter ist Schwede, aber hoher Staatsbeamter Finnlands. Er hat in Deutschland studiert und als Freiwilliger des Weltkrieges in der finnischen Legion des deutschen Heeres für die Befreiung Finnlands gekämpft. Er schreibt schwedisch, wird aber mit seinem Buch vom deutschen Verlag zur „heutigen finnischen Erzählkunst" gerechnet. Wieso? Mit welchem Recht? Wir würden uns als Siebenbürger Sachsen sehr wundern und entschiedenen Einspruch dagegen erheben, wenn etwa die deutsch geschriebenen Bücher eines in Ungarn lebenden siebenbürgisch-sächsischen Schriftstellers plötzlich zur „neuen madjarischen Erzählkunst" gezählt würden. Darum darf ich wohl feststellen: der Dichter schreibt schwedisch, ist seinem Namen und wohl auch seinem Blute nach Schwede, — hat also mit „finnischer" Dichtung gar nichts zu tun, — obwohl er in Finnland geboren ist, dort wohnt und finnländische Stoffe behandelt.

Von dieser verwirrenden Einstellung des deutschen Verlages ist dann freilich die Beurteilung des Buches mitberührt. Der erste Preis, den der Roman im skandinavischen Wettbewerb 1938 errungen hat, ist gewiß wohlverdient. Denn das Buch ist — soweit sich das nach der anscheinend guten deutschen Übersetzung beurteilen läßt, — vorzüglich geschrieben und der Verfasser versteht es, den Leser mit einfachen Mitteln in Spannung zu halten (z. B. das Testamentpäckchen, das erst nach langen Jahren geöffnet werden und sein Geheimnis verraten soll; die gestohlene Schmuckkiste und die Suche nach dem Dieb, das Rätselraten um die Väter zweier Mädchen, das sich lange hinzieht, und ähnliche Dinge). Auch die Kennzeichnung der Hauptgestalten des Buches wird man als stark und gelungen gelten lassen, wenngleich mir fraglich erscheint, ob sie in ihrer „Einmaligkeit" irgendwie als Typen genommen werden können. Jedenfalls haben sie mit bodenständigem finnischem Volkstum nichts zu tun, — denn der abgesetzte Pfarrer Tarvolander, seine Tochter Kristin und Pfarrer Ryselius sind Schweden, der abenteuerliche Gutsbesitzer und Rittmeister Wessing ist deutscher Abstammung; wo wirklich finnisches Volkstum gezeigt werden soll, bleibt es im Hintergrund und blaß. Die finnischen Bauern treten als solche gar nicht hervor; nichts erfahren wir von ihrer harten Bauernarbeit, ihrem Kampf mit Finnlands rauher Natur, — und Bauer sein in einem Landstrich, der „Ödmark" heißt, hat doch gewiß so vieles zu sagen, daß man es nicht mit Schweigen übergehen dürfte. Aber auch andere Tatsachen, die uns stark berühren müßten, fehlen ganz: wie steht es mit dem Völkisch-Blutmäßigen? Die Handlung spielt zwischen zwei großen Kriegen Schwedens mit Rußland im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts. Rußland hielt im ersten Krieg (bis 1721) ganz Finnland besetzt, seine Soldaten hatten im Land entsetzlich gehaust. Diese Dinge werden im Roman kaum angedeutet. Pfarrer Ryselius versteht sich mit der Gemeinde gar nicht, — aber es handelt sich dabei um seine zu milde Predigt und um Steuersachen, — wie weit ist dabei die Verschiedenheit des Blutes, — die Schweden sind Germanen, die Finnen sind Mongolen, — und der Sprache mitbedingend? Der abgesetzte Pfarrer Tarvolander

hingegen erscheint als mit den finnischen Bauern ganz verwachsen, zu ihnen gehörig. Wodurch? Wieso? Er ist doch auch Schwede, daher von ganz anderer Art. Dem Buchtitel nach müßte man vermuten, daß hier etwa die Verschiedenheit des Blutes zwischen Schweden und Finnen in Erscheinung träte, — aber es kommt nichts dergleichen vor...

Weil das Buch eine Menge Fragen aufrührt, also sehr anregend ist, haben wir ihm eine längere Besprechung zuteil werden lassen. Schade, daß der Verfasser diese Fragen nicht sieht oder sie bewußt unbeantwortet läßt. Hans Lienert

Svend Fleuron. Raben fliegen hoch zu Berg. Eugen Diederichs Verlag, Jena RM. 5.—

Der Gewinn aus diesem Buch ist ein doppelter: Vor der gedanklichen Schau des Lesers erhebt sich in reichen Farben die ganze Großartigkeit der nordischen Landschaft in einer Art, die naturgemäß fern steht der photographischen oder filmmäßigen Betrachtungsweise, die in das Wort übergeleitet ganz wirkungslos verstummen müßte. Allerdings, wenn der Dichter ausschwärmend die Schilderung dem Raben übergibt und in dessen Schau der See zum gebrochenen Auge eines Tieres wird und die Äcker und Rodungen zum eingetrockneten Bauch und Gerippe eines Aases absinken, fällt die Wahrheit durch die Verschwemmung der menschlichen Auffassung mit der tierischen zu einem wenn auch schönen Märchenspiel ab.

Das Tierleben des Raben ist eindrucksvoll geschildert, und man hält es ohneweiters der dichterischen Freiheit zugute, daß das Selbstbewußtsein des Göttervogels sich an den hohen Beschützer Odin erinnert. Das Rabenschicksal mit Geburt, Leben, Tod ist in die Landschaft eingebettet mit ihrem Frühling, Sommer, Herbst und Winter, so wie ja alles Naturgeschehen im großen Kreislauf des Lebens fließt. Wenn einige sehr gewagte Behauptungen und theatralische Szenen, wie z. B. der Sturz des Riesenelchs vor den Wölfen in den Abgrund und gleichzeitig die tödliche Erledigung zweier Wölfe durch den Adler in einer dessen Kräfte übersteigenden Weise, ernste Bedenken gegen den Wirklichkeitssinn einer guten Tiergeschichte erheben, so kann man sich doch wohl durch die mitreißende Vorführung der Möglichkeit an und für sich entschädigt finden — wobei allerdings das Dichterische sich weniger in der Verdichtung als vielmehr in der Erdichtung erweist. Emil Witting

Gerard Wolschag. Das Kind. Roman. Aus dem Flämischen übertragen von Martha Zechter. Eugen Diederichs Verlag, Jena

Mit dem breiten, behaglichen Pinselstrich flämischer Maler schildert der Dichter eine kleinbäuerliche Welt. Ein kinderloses Ehepaar nimmt sich eines verwaisten Nachbarkindes an und erzieht durch seine übergroße, alles entschuldigende Liebe aus dem begabten Knaben einen rücksichtslos egoistischen, sittlich haltlosen Menschen. Aber zum zweiten Male taucht das Problem des Kindes auf, und diesmal in versöhnlichem Sinne. Ein Kind führt den schon halb Verlorenen in geregelte Lebensverhältnisse zurück. Die derb-humorvollen Schilderungen werfen manch' helles Streiflicht auf die flämische Volksseele und das Verhältnis der Flamen zu Staat und Kirche. Vielleicht die interessanteste Gestalt des Buches ist der junge Priester, den es in eiferndem Drange immer wieder zu dem so sehr verschieden veranlagten Freunde hinzieht. Gerda Mieß

Das Land der letzten Ritter. Eine Erzählung aus den kaukasischen Bergen von Halil Beg Mussayassul. Aufgezeichnet von Luise Laporte. Mit 3 mehrfarbigen Aquarellen und 26 Zeichnungen des Erzählers. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, München-Berlin

Mit offensichtlicher Einfühlung in den eigenartigen Stoff hat Luise Laporte die Erzählung eines vom Bolschewismus aus seiner kaukasischen Heimat vertriebenen Awaren von seiner Heimat aufgezeichnet. Man lernt aus ihr einen uns Europäern kaum dem Namen nach bekannten Volksstamm kennen, der im Felsenland Daghestan ein seinen alten ritterlichen Idealen ergebenes von der Zivilisation unverfälschtes Leben bis in unsere Tage bewahrt hat. Kampf, Blutrache, Sippentreue, Gastfreundschaft, Verehrung der Frau bestimmen den männlich-harten Lebensstil dieser „letzten Ritter", bis auch diese letzte Insel einer mittelalterlich-adeligen Welt der Bolschewismus vergiftend und sinnlos zerstörend überschwemmt. Die Zeichnungen und Aquarelle des Erzählers geben eine deutliche Vorstellung vom rassischen Typus und der Tracht der Awaren und ergänzen glücklich die Erzählung. Harald Krasser

Roman und Erzählung

Ludwig Thoma. Der Jagerloisl. Eine Tegernseer Geschichte. Mit sechsundzwanzig Zeichnungen von Thöny und Julius Widmann. Albert Langen Georg Müller Verlag, München 1939

Aus den längst gesammelt vorliegenden Werken Thomas erscheint nun wieder eine Sonderausgabe einer der hübschesten Geschichten. Mit eifernder Liebe für seine Tegernseer behandelt Thoma den Gegensatz zwischen Berliner Sommerfrischlern und der eigenwüchsigen bayerischen Bauernwelt; eine Geschichte voll Heiterkeit, Satire und tieferer Bedeutung. Die Ausstattung des Buches ist der schönen Illustrationen wegen besonders zu beachten. Die Zeichnungen wurden von den Künstlern Thoma geschenkt, als sie die Handschrift der Geschichte gelesen hatten, und sind hier zum ersten Male veröffentlicht worden. Heinrich Zillich

Rose Planner-Petelin: Das heilige Band. Roman. Propyläen-Verlag, Berlin

Wer den Weltkrieg in der Nähe der russischen Front miterlebt hat, wird von diesem Buche tief ergriffen. Wir im Nösnerland sahen die jammervollen Züge der Flüchtlinge aus der nahen Bukowina über die Gebirgspässe kommen, mit den in Eile zusammengerafften Bündeln in den Händen, Not und Grauen im Blick. Es war ein buntes Völkergemisch, wie es der Zufall in den Grenzbezirken der alten Monarchie zusammengewürfelt hatte, das von Galizien her über die Karpaten nach Ungarn hineindrängte, Ruthenen, Polen, Juden, aber auch Deutsche. Denn überall in diesen Grenzländern gab es größere und kleinere deutsche Siedlungen, Kleinbauern und Waldarbeiter, die in zähem Fleiß schwer um ihre Existenz rangen, aber ihr Volkstum und ihren Glauben inmitten fremdblütiger Bevölkerung treu zu wahren wußten. Von einer solchen deutschen Siedlung in Galizien erzählt uns die Verfasserin. Den meisten Siedlern gelang die Flucht über das Gebirge nicht mehr; sie mußten umkehren und gerieten im Verlaufe des ersten Kriegsjahres in die Kampfzone zwischen der österreichischen und russischen Front. Einquartierung, Requirierung, Kosakenüberfälle, Raub, Mord und Brandstiftung rasten über die armen deutschen Siedler hinweg, aber je ärger Not und Leiden

wurden, um so inniger und fester schlossen sie sich in gegenseitiger Hilfsbereitschaft zusammen. Es ist ein Heldenlied volksdeutschen Schicksals, das da erzählt wird, und zu dem wir Siebenbürger Sachsen aus dem Jahre 1916 unsere Parallelen ziehen können. Erinnert uns nicht auch das Flüchtlingsblättchen, das der lutherische „Senior" aus der galizischen Kreisstadt in Ungarn erscheinen läßt, an die Zeit, da unser „Siebenbürgisch-Deutsches Tageblatt" als Beilage des „Pester Lloyd" erschien? Und dann die Freude und der unendliche Jubel, als im Frühling 1915 die österreichischen Truppen wieder vordringen und die verelendeten Siedler befreien! Wir können dies Buch nur mit tiefer Ergriffenheit lesen. Es gehört in die Hände aller Volksdeutschen, namentlich aber all' jener, die im gleichen Lebensraume ähnliche Schicksale miterlebt haben. Gerda Mieß

Ernst Kratzmann. Kampf unter den Sternen. — Ernst Kratzmann. Brangäne. Beide Adolf Luser Verlag in Wien und Leipzig

Der ostmärkische Dichter, dessen Faustroman in dieser Zeitschrift kürzlich besprochen wurde, wendet sich in diesen beiden Erzählungen wieder Gestalten der großen deutschen Dichtung zu: in der ersten Wallenstein, in der zweiten der Brangäne des Tristanstoffes. „Kampf unter Sternen" ist eine geschichtliche Novelle etwa in der Art Conrad Ferdinand Meyers, an den auch die Form der Rahmenerzählung erinnert: in der Nacht, da Wallenstein ermordet wird, erzählt in Eger ein friedländischer, aber protestantischer Offizier seinem schwedischen Freund rückblickend seine Lebensschicksale im Banne Keplers und Wallensteins seit seinem Übertritt aus dem Heere Gustav Adolfs in das des Friedländers. Das Hauptanliegen der Erzählung ist die Wesensdeutung der geheimnisvollgroßen Gestalt Wallensteins.

„Brangäne" erzählt den Tristanstoff von der treuen Freundin Isoldens aus, die hier ihre Liebe zu Tristan dem größeren Schicksal ihrer Herrin und des Geliebten zum Opfer bringt — eine eigenwillige Erweiterung der im berühmten Stoff liegenden Spannungen, die jedoch mit entsprechenden Mitteln: einer ruhigen leicht legendär getönten Sprache und einem klaren, ohne Umschweife auf sein Ziel lossteuernden Aufbau durchgeführt wird. Holzschnitte von Franz Wacik bereichern das Bändchen. Harald Krasser

Heinrich Sohnrey. Das fremde Blut. Erzählung. Deutsche Landbuchhandlung, Berlin SW 11

Ein Jugendwerk des nunmehr 80jährigen Dichters. Aus jeder Seite spricht seine Naturverbundenheit, namentlich seine Liebe zum deutschen Wald mit all' seinem Getier. Die beschwingte, oft humorvolle Art des Erzählers wird der Tragik des Geschehens und den Charakteren nicht immer gerecht. Dennoch bleibt das Ganze ein anmutiges Werk eines liebenswürdigen Dichters. Gerda Mieß

Theater und Laienspiel

„Martin Luthers Entscheidung." Ein Spiel von Josef Georg Kölli. 112 Seiten. Verlag Hermann Bählaus Nachfolger, Weimar. Preis RM 1,60 (im Ausland 1,20).

Kölli ist ein junger Grazer Dichter, dessen Name in kurzer Zeit bekannt geworden ist, — er ist in wesentlichen deutschen Zeitschriften heute schon öfter zu lesen. Er kommt vom Katholizismus her und hat sich offenbar in schwerem Ringen davon losgekämpft. Luther, dessen ragende Gestalt heute wieder weithin leuchtet, mag ihm dabei bedeutende

Helferdienste geleistet haben. So ist Kölli nicht nur zum hervorragenden Lutherkenner geworden, sondern es hat ihn auch dichterisch gereizt, den Durchbruch Luthers auf der Bühne darzustellen. Es ist dabei kein leichtes Spiel entstanden. Entsprechend dem ganz in geheimnisvolle Seelentiefen weisenden Stoff ist das Stück nur für geübte Leser, die bereit sind, auch schwierigen Gedankengängen zu folgen, und die fähig sind, Letztes, Unsagbares hinter dem Flügelschlag der sehr abgewogenen und weitschwingenden Worte herauszuhören und zu fühlen. Vor einer gewählten Zuhörerschaft, von ganz verständigen und großen Schauspielern dargestellt, könnte das Spiel eine nachhaltige Wirkung ausüben. Professor Emanuel Hirsch, der bekannte nationalsozialistische Theologe, gibt als Lutherforscher dem Stück eine glänzende Empfehlung mit auf den Weg; wir schließen uns ihr gerne an.

Hans Lienert

Laienspiel. Der Volksspieldienst des Verlages Albert Langen / Georg Müller legt uns drei neue, lustige Spiele vor: Heinz Steguweits Mädchenspiel „Das Mauerblümchen", Rudolf Otto Wiemer's prächtigen „Hauptspass", der mit einer saftigen Keilerei endet, „Die Verdunkelung von Schilda" und Margarethe Cordes treffliches Jungenspiel „Die Stiefel von Büffelleder"

Heinz Steguweit braucht nicht empfohlen zu werden, wir kennen ihn. Auch in seinem neuesten Spiel von dem „Mauerblümchen" ist er der alte geblieben, wenn er schon in der Beschreibung der handelnden Personen „Hulda, die entfernte Braut eines Husaren" oder die Magd „mit der Tuchfühlung" auftreten läßt. Wiemer hat mit seiner „Verdunkelung von Schilda" den Nagel auf den Kopf getroffen. Das Spiel wird Jubel und schallendes Gelächter auslösen, wo immer es gespielt wird, denn die braven Zuschauer werden selbst als Bürger und Bürgerinnen von Schilda mitspielen. Margarethe Cordes kennen wir auch schon lange. Ihre Spiele gehören zum besten, was wir an deutschem Volksspielgut besitzen. Ihr prächtiges Jungenspiel von den Stiefeln von Büffelleder bestätigen es uns wieder.

Es ist zu bedauern, daß in unseren Dörfern weithin immer noch der alte Kitsch einer überwundenen Zeit in Blüte steht. Neulich bat mich ein junger Mann um ein passendes Spiel für die jungen Leute seines Dorfes. Als ich ihm die angeführten Spiele zeigte, schüttelte er den Kopf und sagte: „Nein, das ist zu einfach. Wir möchten ein Familiendrama in vier Akten".

Unser Bauernvolk ist in seinem Geschmack völlig verbildet worden, von dem rührseligen Kitsch und den schlüpfrigen „Komödien" geschäftstüchtiger Kleckser und Verdiener. Ihm schmecken die natürlichen, volksverbundenen Spiele nicht mehr. So wartet hier auf den Lehrer und Jugendführer eine große, erzieherische Aufgabe.

Wir müssen dem Verlag des Volksspieldienstes dankbar sein, daß er uns seine prächtigen Spiele schenkt. Solches Spielgut brauchen unsere Jungen und Mädel.

Und wenn die Zuschauer noch so sehr nach „Familiendramen in vier Akten" lechzen, werden wir in der Jugend unerschütterlich unseren Weg gehen, den Weg, den uns das deutsche Volksspiel weist. Denn auch unsere Bauern müssen begreifen lernen, daß klares und lebendiges Quellwasser den Durst besser zu stillen vermag, als abgestandene, süßliche Limonade.

Arnold Roth

Mitteilungen der Schriftleitung

In diesem Jahr hat sich ein Vierteljahrhundert erfüllt, seit Friedrich Wilhelm Schuster, der der Generation unserer Väter als der größte sächsische Dichter galt, aus dem Leben schied — ein Neunziger, der zur Jugend von 1848 gehört hatte und erst am Vorabend der großen Schicksalswende einen völlig gewandelten sächsischen Lebens- und Geistesraum verließ. Des Jahrestages hat niemand in unserer Öffentlichkeit gedacht. Aber — wenigstens das steht fest — man hat sich die Abwendung von diesem großen Vertreter einer großen Generation zu leicht gemacht, und nicht nur die starke, eigenwillige Persönlichkeit und der Sammler unserer Volkslieder, auch das, was vom Dichter bleiben wird und bleiben muß, wird von unserem Geschlecht erst neu erworben werden müssen, um in seinen ewigen Besitz überzugehen. Die kleine Auswahl in unserm Heft will auf ihre Weise diesem Ziel dienen.

Der Aufsatz über den Handwerksgeist der mittelalterlichen Baukunst stammt aus den Werkstätten, in denen heute an der Wiederherstellung und Erneuerung der Schwarzen Kirche, einer unserer gewaltigsten mittelalterlichen Bauten gearbeitet wird. Vom Verfasser des Aufsatzes, dem Bildhauer E. R. Boege, sind die Heiligenfiguren der Bildbeilage geschaffen worden, die anstelle der verwitterten und beschädigten alten Figuren an den Chorstrebepfeilern Aufstellung finden.

Die Übertragungen aus dem ersten Gedichtband „Poemele luminei" des bedeutenden siebenbürgisch-rumänischen Dichters Lucian Blaga hat die große rumänische Pianistin Ana Voileanu-Nicoara besorgt, die schon als hervorragende Interpretin großer deutscher Musik den Dank aller um die Förderung der deutsch-rumänischen Kulturbeziehungen Bemühten verdient.

Das Sudetenland hat Mitte Mai seine erste Gaukulturwoche veranstaltet, die mit einem Dichterabend in Reichenberg abschloß. Im Juni fand unter der Schirmherrschaft des Reichsprotektors eine repräsentative Kulturwoche in Prag statt, in ihrem Rahmen wieder ein Vortragsabend, an dem mehrere Dichter aus dem Reich zu Wort kamen. An beiden Abenden hat Erwin Wittstock mit Lesungen aus eigenen Werken mitgewirkt.

Eines der nächsten Hefte unserer Zeitschrift wird in vergrößertem Umfang, ausschließlich den Daseinsfragen und dem geistigen Leben der Banater Schwaben gewidmet sein.

Herausgeber Dr. Heinrich Zillich, derzeit verreist
Allein verantwortlicher Schriftleiter Harald Krasser, Heltau-Cisnädie 92 bei Hermannstadt-Sibiu
Verwaltung Hermannstadt-Sibiu, Königin-Maria-Straße 23
Gedruckt durch die Krafft & Drotleff A. G.

Czell Special-Bier

wohlschmeckend und bekömmlich

Naturreine Weine

in grösster Auswahl

Erstklassige Liköre

FRIEDRICH CZELL & SÖHNE
f. GRUPPE CARL CZELL R. A. G.
KRONSTADT-BRAŞOV

Leipziger Neueste Nachrichten

Die große deutsche Tageszeitung

*

Bei allen Zeitungsverkäufern vorrätig
Einzelnummer Lei 8.—

*

Probenummern kostenlos
durch die Vertretung für Rumänien:
HERMANN SCHLOSSER
Hermannstadt, Huetplatz 13
In Bukarest durch: Nicolae Martonfi, Str. Costache Nicolau 18



Wandschrank-Füllung, 1843, Deutsch-Weißkirch

Aufnahme E. Morres

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
16. JAHR August/September HEFT 8/9

Mir geigt der Tod . . .

Von Octavian Goga

Mir geigt der Tod ein Lied am Fenster,
Wie Abendmesse klingt's gedämpft.
Er geigt von unsres Volkes Märe
Ein Spiel, drin Licht und Schatten kämpft.

Ich lausche ihm in nächtgem Schweigen;
Aus tiefem Innern wächst hervor
Mein ganzes hingegangnes Leben
Und steigt zu Häupten mir empor.

Ich fühle hinter heißer Schläfe
Die alte Welt sich jung erneu'n, —
Nicht was da war, kommt mir zu Sinnen,
Doch was da hätte können sein.

(Übertragen von Reinhold Scheibler)

Die Frauen vom Heidendorfhof

Von Margarete Sindel

Seit dem frühen Morgen brachten sie den Weizen durch das große Balkentor heim, das heute immer offen stand. Hell und bestimmt lief jetzt der Weg aus dem weiten Lande bis zu den Scheunen hin; kein Tor und kein Zaun war dazwischen. Und so war dieser Weg wie ein Zeichen, geradlinig und bestimmt, wie der Weg, den so ein Weizenkorn nimmt, von dem Keimen draußen in der Erde bis zu der fertig gereiften Frucht, die geborgen in den Scheunen liegt.

Sie waren dabei, unter dem Nußbaum im Grasgarten den langen Tisch für die Leute zu decken.

„Junge Frau, sie kommen!", rief die Magd, stellte den Krug, den sie gerade von der Erde hob, wieder hin und hielt die Hand schützend über die Augen. Leise zählte Eva Maria die Teller ab. „Was glaubst du, Martha, werden sie reichen?" „Sie kommen, sie kommen!" lachte die Magd. Glucksend sprang der Wein aus dem Tonkrug, den sie hielt, in die Kannen. „Herr Ehrmann von drüben ist auch dabei. Die alte gnädige Frau bat ihn darum." Mit flinkem Griffe stellte sie die Becher aus billigem Glase reihum. „Ja, wo so viel gedungenes Volk auf einem Hofe zusammenkommt, muß schon einer dabei sein, der achtgibt. Am besten ist das dann freilich ein Mann." Eva Maria holte ein Blatt aus den Zweigen, zerrieb es in der Hand und roch daran. „Ich glaube, es ist jetzt alles in Ordnung", sagte Martha, raffte die Körbe, die im Grase lagen, zusammen und lief davon.

Indessen waren die Wagen bis an den Rotbach gelangt, der an der Grenze zu dem Nachbarhofe floß. Das Land war flach, man sah sehr weit. Es waren sieben Wagen, und neben der ersten Fuhre trabte ein Reiter. Er saß anders auf seinem Pferd als ein gewöhnlicher Bauer. Einmal hielt er an am Straßenrand, ließ die Wagen an sich vorbeifahren und trabte dann wieder nach vorne hin.

Eva Maria kehrte sich hart von dem Tale ab, der Scheunenwand zu. Warm, wie von Kupfer durchsetzt waren die grauen Bretter, denn die Sonne ging gerade unter, matt und sehr rot, wie es zuweilen vor schweren Wettern ist.

Schobel Marx der Alte schlug die mächtigen Torbalken noch weiter auseinander und sah mit zusammengekniffenen Augen den schwankenden Fuhren entgegen. Die Mägde waren vorausgeeilt. Schwatzend wuschen sie an dem hölzernen Trog ihre staubigen Beine und die Arme bis zu den Schultern hinauf.

Als der erste Wagen über die Brücke fuhr, scheuten die Pferde. Wohl riß der Knecht die Zügel so hart an sich, daß ihm die Adern an der Stirne schwollen und doch wäre ein Unglück geschehen, wenn Ehrmann nicht rasch von dem Pferde gesprungen, und ein Kind, das neugierig aus dem Hofe lief und plötzlich vor den Hufen der Tiere lag, rechtzeitig von dem Boden gerissen hätte. Die Mutter, eine junge Zigeunerin, lachte unter Tränen und wollte Ehrmann die Hände küssen. „Sorg dir besser auf dein Kind", sagte er ruhig und schob sie beiseite.

Schobel Marz grüßte, als der erste Wagen auf den Hof fuhr. Demütig war dieser Gruß nun keineswegs, aber stolz, und doch lag etwas von Dank darin. Galt das nun seinem Gott, der reifen Frucht oder dem Mann, der die Ernte brachte und die Wagen ihm, dem ältesten Knecht, übergab? Die Fuhren waren jetzt alle auf dem Hof und Ehrmann zahlte die Leute aus.

Indessen ging Frau von Heidendorf prüfend um den langen Tisch unter dem Nußbaum. „Ist alles bereit, Eva Maria? Ich möchet, daß die Leute von allem reichlich bekommen. Eberhard sagt, sie hätten sich während der Ernte sehr wacker gehalten."

Eva Maria sah ihrer Schwiegermutter fest ins Gesicht. „Du meinst wohl Herrn Ehrmann, Mutter! War seine Hilfe denn nötig? Vier Knechte sind auf dem Hof und der alte Marz ist schon lange in unseren Diensten." Frau von Heidendorf zeigte mit der Spitze des Stockes über den Tisch. „Ich glaube, das Brot wird nicht reichen." Dann raffte sie ein Tuch aus dem Grase auf. „Ich habe Eberhard Ehrmann zu Tische geladen, auch Pfarrer Reichel wird kommen. Es kann also niemand sagen, daß ich ihn allein gebeten habe." Das klang so, als wäre eine Widerrede ganz ausgeschlossen. „Warum das, Mutter?" fragte Eva Maria herb. Frau von Heidendorf sah schweigend in das Tal hinaus, auf den still gewordenen Weg und weiter noch, dorthin wo die Eichen kraftvoll zu einem Walde drängten; es kann auch sein, daß sie über Acker und Wiesen hinweg sah, ganz weit, durch den dicht gewordenen Abend und alle Dinge, die er noch frei ließ, hindurch. „Er war mein Sohn, mein Kind!" sagte sie dann und ihre Worte schienen nicht für irgend jemand bestimmt zu sein. Von dem Hofe kam gedämpfter Lärm. „Ja, er war mein Sohn", sagte sie noch einmal laut. „Wir aber haben nach so vielen Jahren kein Recht mehr, auf ihn zu warten. Ich, seine alte Mutter, vielleicht noch, du aber nicht, Eva Maria. Dein junges Leben verbietet es dir." Sie sah jetzt wieder geradeaus, und ihr Blick schien noch schärfer geworden zu sein. Nur dunkler Wald und verhangenes Land waren noch zu sehen, kein einzelner Baum und keine Stoppel. Weit draußen flog ein Vogel. Dunkel war das bewegte Zeichen seiner gravitätischen Bahn. „Vielleicht lebt er noch, irgendwo in Rußland, in Sibirien. Er lebt dann dort sein eigenes Leben, weit weg von dir, Eva Maria, und du hast das deine." Die junge Frau schob einen Teller beiseite und legte den Kopf in die hochgehaltenen Hände. „Wenn wir doch länger zusammen gewesen wären. Ein Jahr oder mehr. Warum mußte es nur diese eine Nacht sein? Sie steht so fest in meiner Erinnerung, wie ein Tor, ein Zaun, über den ich nicht hinweg kann."

„Du hast Sibille. Sie ist für dich das lebendig Gebliebene jener Nacht."

„Ja, Sibille!" Gedankenlos rückte Eva Maria den Teller wieder zurecht. „Sie ist jetzt achtzehn, bald so alt, als ich damals war, und Ehrmann ist genau so alt wie ich."

„Er wirbt seit drei Jahren um dich, und der Hof braucht einen Mann."

Eva Maria antwortete mit einer müden Handbewegung. Dann schwiegen beide Frauen. Man fühlte die Kraft des alten Baumes. Breit bogen sich seine Zweige über dem Stamm. Die Blätter sah man nicht mehr. Und das Gras war kühl und reichte bis hoch zu den Knien hinauf.

Martha brachte drei Windlichter, stellte sie auf den Tisch und rückte noch einige

Dinge zurecht. Warm bewegt, schmiegten sich ihre Hände um die Rundung der Flaschen, in denen der Wein jetzt dunkel schwankte.

„Ihr könnt das Essen auftragen", sagte Frau von Heidendorf. „Auch unsere Männer werden warten, Eva Maria." Das Gras rauschte auf und schlug hinter der alten Frau wieder zusammen. An dem Zaune aber, dort wo der Hof beginnt, blieb sie stehen. Der Mond war aufgegangen. An dem Brunnen stand ein Mann. Er hielt den Arm mit dem weiten, hängenden Ärmel an dem Rad, das sich langsam drehte. Er trank. Eine Weile stand der Eimer vor dem hellen Himmel, dann goß der Mann das Wasser aus. Die Pflastersteine wurden schwarz. Frau von Heidendorf lauschte. Ja, Pfarrer Reichel hatte seine Geige mitgebracht. Und jetzt trat Sibille auf die Terrasse. Sie stand, einen Krug in der Hand, auf der obersten Treppe. „Seid ihr durstig?" fragte sie lachend die Männer, die sich um die unterste Stufe drängten, während die Frauen tiefer in den Mondschatten des Hauses traten.

Die Leute kannten Sibille von Heidendorf, mancher schon seit vielen Sommern. Vor Wetter und Armut hatte sie keine Furcht, und die Frauen konnten lächeln, wenn sie sahen, wie in die sorgenschweren Gesichter der Männer Freude kam, sobald sie Sibille sahen.

Pfarrer Reichel trat jetzt auf die Terrasse. Er hatte weißes Haar; gütig klopfte er Sibille auf die Schultern und ging dann wieder hinein. Auf der Schwelle aber begegnete ihm Ehrmann, und als dieser jetzt heraustrat, ging Sibille die Treppen hinab. Der Krug in ihrer Hand schwang mit dem leichten Kleide mit. Sie war gerade daran, den Leuten den Branntwein auszuschenken, als sie Ehrmann bemerkte. Er stand unter den Leuten, dicht neben ihr. „Wollen Sie wirklich auch einen trinken?", fragte sie lachend. „Natürlich, will ich das, und nicht weniger als die anderen Männer."

Sie schenkte ihm den ersten Becher voll. Er nahm ihn, reichte ihn dann aber Schobel Marx. Langsam trank der Alte daraus, und die Freude stand ihm still im Gesicht. Männer und Frauen sahen schweigend zu, so als geschähe hier eine feierliche Handlung. Dann schenkte Sibille den Männern Branntwein aus, reihum und immer in das eine Glas. Es ärgerte sie, daß Ehrmann dabei auf ihre Hände sah. Nachher verloren sich die Leute durch das hohe Gras, traten in den Schein der Windlichter, standen und bückten sich, bis das bewegte Bild wieder glatt und ruhig wurde. Nur die Mutter ging noch um den langen Tisch herum. Während Sibille noch allein auf dem dunklen Hof stand, kam Martha mit schnellen Schritten die Treppe herab. „Man wartet, Fräulein Sibille", sagte sie im Vorbeikommen.

Drinnen saßen sie um den ovalen Tisch. Und schon wieder klang die Gabel mit leiser Ungeduld an Frau von Heidendorfs Glas. Pfarrer Reichel sah auf seine Hände. Er hatte sie vor sich auf dem Tische ineinandergelegt. „Gut Ding braucht Weile, Frau von Heidendorf. Eva Maria wird mit den Leuten noch nicht fertig sein."

„Sie rauchen zu viel, Herr Ehrmann. Schon die dritte Zigarette jetzt vor Tisch", sagte Frau von Heidendorf rasch. Ehrmann stieß den Rauch in die Luft. „Während des Krieges habe ich viel mehr geraucht als heute. So eine Zigarette wirkt immer beruhigend und — es liegt doch immerhin ein schwerer, heißer Tag hinter mir." Reichel strich

über sein weißes Haar und tat die Hände dann wieder ineinander, sorgsam und still. „Schobel Marz war heute wieder sehr komisch, so in seiner Art", scherzte Sibille. Eberhard Ehrmann sah auf die offene Türe. Jemand ging gerade über den Hof. Sibille sprang auf, brachte einen Feldblumenstrauß und stellte den Krug mitten auf den Tisch. Hastig nahm Frau von Heidendorf ihre Serviette auseinander und legte sie wieder in die Bruchkanten zurück. Dieses tut sie nun zum dritten Male, dachte Reichel, schlug die Handflächen leicht aufeinander und eine Motte fiel auf seinen schwarzen Rock. Ehrmann hob die Hand. Langsam faßte sie nach der Weinkanne. Es war eine schmale und feste Hand. „Heuer ist die Ernte besonders gut geraten. Frau Eva Maria darf stolz sein."

Sibille stand auf. Hatten die Pelargonien wirklich kein Wasser bekommen? Sie schwang sich auf das Fensterbrett hinauf und tastete die Erde über den Wurzeln ab. Glatt und fest schmiegte sich das dünne Kleid um ihren Körper. Frau von Heidendorf sah die Enkelin an, eine ganze Weile. „Es scheint sehr windig zu sein", meinte sie dann betont. Auch Ehrmann stand jetzt auf. „Fräulein Sibille, soll ich nicht helfen?" Staunend sah sie herab, zögerte, wandte sich dann wieder um und hob die Kanne noch einmal von Wurzel zu Wurzel. Das Wasser lief von den Töpfen herab. „Sibille, geh, hol sofort deine Mutter. Sag ihr, wir warten nicht länger." Steil aufgerichtet stand die alte Frau an dem Tisch. Da sagte Martha, die gerade den Braten brachte: „Die junge Frau läßt bitten, man soll nicht auf sie warten, denn sie kann noch nicht kommen." Während sie dieses sagte, streifte ihr Blick flüchtig Schultern und Kragen von Eberhard Ehrmann, der plötzlich sehr lebhaft zu reden begann. Bedächtig goß Pfarrer Reichel den braunen Wein in die Gläser. „Es ist doch etwas Schönes um ausgereifte Dinge." Er hob den Becher in den Lampenschein. „Nie sollte man etwas voreilig brechen, denn es kann immer noch sein, daß eine andere Frucht daneben steht, die scheinbar kümmerlich, doch im Grunde die stärkere ist und sich dann plötzlich entwickelt, wenn ihre Zeit da ist. Zum Wohle, Frau von Heidendorf!" Sie stießen an, Frau von Heidendorf und der Pfarrer, Sibille und Eberhard Ehrmann. Sie taten es hastig und voll beschaulicher Ruhe, leise und mit hellem Klang.

Als Sibille dann die reifen Sommerbirnen auf einen Teller von Kirschholz türmte, trat Eva Maria aus der Dunkelheit in die offene Türe. Die Männer standen auf. Zwischen Ehrmann und Sibille war der leer gebliebene Platz. Eva Maria saß Frau von Heidendorf und dem Pfarrer gegenüber, aber sie sah nur den alten Mann. Ehrmann hielt eine Birne in der Hand. Er sah wohl auch, daß sie reif und schön war. Langsam schälte er die gelbe Schale ab. Er war schweigsam, seit die Frau neben ihm saß, das Gesicht über dem Teller, den Körper leicht nach vorne geneigt. Straff und jung war die Linie, die von ihrem Nacken bis zu den Hüften hinab lief. Eva Maria von Heidendorf hatte nur einmal geliebt und einmal geboren.

Die alte Frau hob die kleine Tafel auf, schneller als sonst. „Sibille, du gehst jetzt und bringst uns dann den schwarzen Kaffee." Frau Heidendorf nahm rasch einen Bogen aus dem Sekretär und entfaltete das Papier, indem sie glättend mit der Hand darüber strich. „Herr Ehrmann, Sie wissen, daß meine Schwiegertochter das Geschäftliche des Hofes erledigt. Hier hat Eva Maria eine Berechnung über die Umgestaltung der Weinberge aufgestellt. Vielleicht sind Sie so freundlich, dieses mit Ihrer reicheren Er-

fahrung in solchen Fragen einmal durchzusehen. Eva Maria wird Ihnen über das einzelne Aufschluß geben." Geschäftig rückte sie zwei Stühle vor dem Sekretär zurecht. Eigentlich wollte Ehrmann jetzt sagen, daß er gerne dazu bereit sei, aber Eva Maria sprach: „Ich denke, Herr Ehrmann tut das allein, ohne meine Hilfe, er hat doch auch die Leute heute allein entlohnt."

Ihre Stirne war noch leicht gekraust, als Sibille, eine silberne Tasse in den Händen tragend, hereintrat. Schalen und Teller klirrten aneinander. Pfarrer Reichel legte die Geige, die er gerade an das Kinn gesetzt hatte, wieder hin. „Nein!" sagte er nach kurzer Überlegung. „Ich halte mich lieber an den goldenen Trank. Es lebe die Jugend und kraftvolles Streben." Er hob seinen Becher und sah dabei Sibille an. Da stand auch Ehrmann auf und brachte seinen Becher und den, aus welchem Sibille getrunken hatte. Als die Gläser aber aneinander klingen wollten, setzte er plötzlich ab, ging noch einmal in das Wohnzimmer und brachte auch die Becher der beiden Frauen. „Danke, ich trinke nicht mehr." Schroff schob Frau von Heidendorf ihr Glas beiseite. Sie wandte sich Pfarrer Reichel zu, der aber trank schon wieder in seiner stillen, bedächtigen Art. Sibille hatte leicht gerötete Wangen. Eva Maria stand mitten in dem Zimmer. Ihr Blick, der groß und voller Staunen unverwandt an der Tochter hing, schien jetzt das einzige an dieser Frau zu sein. Eva Maria trat — den Becher in der Hand — an das offene Fenster. Kein Wind bewegte die Bäume, auch Stern war keiner zu sehen. Vor dem Monde lagen Wolken. Wesenlos schien diese Nacht zu sein. Eva Marias Hand wurde plötzlich naß. Eberhard Ehrmann hatte es wohl zu gut gemeint, als er ihren Becher vorhin bis zu dem Rande füllte.

Und jetzt klang die Geige. Eva Maria trat wieder zu den anderen hin. „Wir sind alte Nachbarn, Eberhard Ehrmann, und müssen jetzt einmal auf gute Nachbarschaft miteinander trinken. Der Tag war schwer, doch das ist jetzt vorbei; jetzt wollen wir lustig sein", sagte sie heiter. Ihre Hand aber zitterte ein wenig.

Frau von Heidendorf war sehr aufgeräumt, ließ den ältesten Wein aus dem Keller bringen. Ehrmann entkorkte die Flasche und goß erst Eva Maria ein. Sie trank sehr schnell und bat dann gleich um ein zweites Glas. Pfarrer Reichel spielte leise. Sibille räumte das Kaffeegeschirr zusammen und trug es hinaus. Lange blieb sie draußen, als sie aber wieder kam, hatte die Mutter ein aufgeschlagenes Buch auf den Knien und Ehrmann stand, die Hände auf die Lehne ihres Stuhles gestützt, dicht hinter ihr. Noch zweimal strich der Bogen über die Saiten. Es waren zwei feine Klänge. Pfarrer Reichel stand auf: „Kind, willst du mir meinen Mantel bringen?" Sibille ging gleich, und Ehrmann ging auch, um seinen eigenen Mantel zu holen. „Sonst halten Sie doch länger aus, Herr Pfarrer", sagte Frau von Heidendorf etwas ungehalten. „Mein Lied ist aus, Frau von Heidendorf, jetzt bin ich wieder ein alter Mann." Ehrmann und Sibille kamen langsam zurück. Er wollte Sibille den Mantel abnehmen, sie halfen dem alten Manne aber gemeinsam beim Anziehen. Eva Maria begleitete die Männer bis zu der Treppe. Das pflegt doch sonst immer Frau von Heidendorf selber zu tun. Reichel schlug die dünne Wolldecke fest um seine Knie. Die Pferde zogen an; die Nacht war noch nicht so schwarz, man sah sein weißes Haar, als er jetzt den Hut noch einmal hob. Der Wagen rollte zum Tore hinaus. Auch Ehrmann hatte indessen seine Stute bestiegen.

An dem Klappern der Hufe hörte man, daß das Pferd zu tänzeln begann. „Um neun Uhr dann, an der alten Birke vor dem Walde!" rief Ehrmann zu den Frauen hinauf. Das Pferd sprengte über den Hof. Funken sprangen aus den Steinen, dann sanken die Hufe in den sandigen Weg.

Eva Maria wandte sich um. „Um neun Uhr?" fragte sie langsam. Sibille stand an der Mauerbrüstung. „Ja, wir wollen reiten, Herr Ehrmann und ich." Sie riß ein Blatt von dem Weinstock, der an der Mauer wuchs, dann lief sie hinein. Als Eva Maria in die Diele trat, war Sibille schon in ihr Zimmer gegangen.

Es wurde still, für lange Zeit, bis wieder jemand über den Hof ging, scheu und doch beschwingt. Eva Maria lauschte. „Es ist eine Frau", dachte sie, während sie an das Fenster trat, „eine noch junge Frau." Sie neigte sich weit hinaus. Nirgends war ein Stern zu sehen, auch die mächtige Föhre sah man nicht. Die Schritte verloren sich im hohen Grase.

Eva Maria wußte, daß sie so da stand, wie sie aus dem Bette gestiegen war, und daß sie nur die leichten Schuhe an den Füßen hatte, und sie hörte ihren Schritt drunten auf den Pflastersteinen, aber sie verschloß ihre Sinne vor diesem Laut, bis die Torbalken hinter ihr zusammenschlugen und die Schuhe im leichten Sande versanken. Alles, was zu dem Hofe gehörte, lag jetzt hinter dem Tor. Da war jetzt nur noch die Nacht und der Weg und sie selber. War sie denn nicht all die Jahre allein gewesen und mit allem selber fertig geworden? Sie warf den Kopf in den Nacken zurück. So ging sie eine Weile auf dem Weg, dann trat sie plötzlich auf die Wiese hinab. Wußte sie, daß da noch Garben lagen, zu einem hohen Haufen getürmt? Tief fuhren ihre Arme zwischen die warmen Halme hinein. Sie zerrieb ein Weizenkorn zwischen den Zähnen. In so einer Sommernacht hatte sie Sibille geboren. Den Namen hatten sie gemeinsam bestimmt, schon lange vor der Hochzeit. Immer im Sommer müßten die Hochzeiten sein, dachte Eva Maria, und sie nahm noch ein Korn aus einer Ähre. Sibille war nun bald so alt, als sie selber damals gewesen war. Plötzlich sah sie einen Stern. Stille und Dunkelheit war gewesen und jetzt stand dieser helle Stern in dem weiten Raum. Die Weizengarben blieben zurück. Eva Maria ging auf Wiesenboden, dann fühlte sie Stoppelfelder unter den Sohlen, einen Sturzacker, wieder Wiesen. Und dann war der Rotbach da, die Grenze zwischen eigenem und fremdem Boden und doch etwas Gemeinsames, denn hier und dort bekamen die Pflanzen Wasser aus dem Rotbach. Hinter dem Bach standen die Pappeln an dem Weg, und wo er aufhörte, stand das Haus, niedrig und breit hingelagert. Es war schon dunkel. Eva Maria fühlte nur, was sie durch Sehen schon lange kannte, das Schützende der hohen Mauern, die warme Geborgenheit des breiten Daches. Nichts war an diesem Hofe verwahrlost. Heute morgen, als sie zur Ernte fuhr, war er über die Felder geritten. Ganz weiß waren die Fesseln der Stute und sie sprangen immer auf und ab über der dunklen Erde. Jetzt in der Nacht erkannte Eva Maria, daß es so gewesen war. Auch den Wald sah sie jetzt auf einmal. Im Sommer standen die Farne sehr hoch und dicht an seinem Rande und die einzige Birke davor hatte einen rauhen und weißen Stamm. Man sieht sie, wenn man unter dem Nußbaum steht, und auch ein Stück von dem Wege kann man sehen, der dort an der Birke beginnt und tief in den Wald

hinein schneidet. Hirten gehen ihn zuweilen und Frauen, wenn sie Beeren suchen, denkt Eva Maria rasch; auch Kinder spielen oft in dem Walde. Man kann ihn nicht einsam nennen, diesen Weg. War das nun der Wind, der die Weiden bewegte? Der Boden, auf dem sie stand, war fest und das Gras war feucht. Alles war so wirklich, als ob man feste Dinge in den Händen hielte. Der Rotbach hatte ein schmales Brett. Sein Wasser lief schnell und es war lauter als die Nacht. Aber jetzt stieß der Wind in die Bäume. Auch Eva Maria bog sich leicht. Es war ein Aufbäumen, das von dem Nacken über die Schultern hinab lief. Anders ist es, einen Toten zu lieben, Eva Maria. Er fordert nichts mehr von dir und auch du willst nichts mehr von ihm. Hatte jemand gerufen? Sie erschrak. Irgend ein Ton war doch da gewesen, nicht mehr in ihr, sondern draußen in der Nacht. Ein Tier? — Ein Pferd hatte gewiehert. Ganz links, über dem Rotbach muß es gewesen sein. Dort hinter den Kirschbäumen lagen seine Stallungen. Und der Stern, war der immer da gewesen, genau über dem Dach? Bei den Weizengarben hatte sie diesen Stern gesehen, dann wurde es so tief und warm, Nacht wurde es. Und jetzt hatte ein Pferd gewiehert, und auch der Stern war wieder da.

Ganz in der Nähe des Baches verlief der Sandweg. Wer hier zu Hause war, fand ihn auch jetzt bei Nacht. Und dieser Weg führte ganz gerade zu dem Balkentor, das weit vorne in der Dunkelheit lag. Frau von Heidendorf hatte ein weites Land. Aber der Sand war inzwischen kalt geworden; der Morgen kam wohl bald. Eva Maria fror es. Endlich war das Tor dann da, eine graue Wand, nach der sie hastig stieß, damit sie sich hineinstürzen konnte, in den Spalt, der sich langsam vor ihr auftat. Es war so gut zu hören, wie die Balken mit leisem Tone wieder zusammenschlugen. Man sah schon die Pflastersteine, vielleicht auch das Haus, die Stallungen, die Föhre. Eva Maria sah die Pflastersteine allein, jeden einzeln. Aber hatte nicht Martha an dem Brunnen gestanden? Nein, es waren nur die angstvoll geweiteten Augen einer Frau gewesen. Erschrocken sah Eva Maria von den Schultern bis zu ihren nackten Füßen hinab. „Eva Maria von Heidendorf", sagte die dann ganz laut in den grauen und kalten Morgen hinein, „du hast es so gewollt und — jetzt ist es für dich zu spät." Sie zog sich an. Martha trat aus einer Türe und ging über den Hof, schwingend und doch voll ruhiger Kraft. In deinem Leben war kein Tor und kein Zaun, und nichts hat sich dahinter gestaut. Martha ging, eine Sense geschultert, in der Hand einen Korb, zum Tore hinaus. Schobel Marz, der gerade aus dem Stalle trat, sah ihr nach, nahm dann einen Stein und schlug ein lose gewordenes Brett wieder an. Jeder Schlag war fest, keiner ging daneben. So begann Schobel Marz seinen Tag. Der eine braucht Brot, der andere ein Gebet, und Schobel Marz hatte an diesem Morgen Freude durch seine alten Augen. Jetzt kann er getrost sein Tagewerk beginnen.

Am frühen Morgen war der Himmel grau und eintönig; nach dem Frühstück wurde er dann so, als habe man Sand und lehmige Erde miteinander gemischt. Obwohl die Sonne nicht durchdringen konnte, war alles sonderbar grell beleuchtet. Schobel Marz trat aus dem Stall und sah nach den Wolken; zweimal sah er hinauf, dann ging er bedächtig um Scheunen und Stallungen herum. Er war ein alter Mann. Das Vorsorgen lag ihm im Blut.

Um halb neun führte Sibille ihren Falben, den sie schon seit zwei Jahren ritt, aus dem Stall. Eva Maria war tief drinnen im Hause, in der Kammer, in der sie Wolle, Flachs und andere Vorräte hielten. War man in dieser Kammer, dann war es so, als wäre man weit weg von dem Hof und seinen Menschen.

Als Sibille den Falben besteigen wollte, trat Frau von Heidendorf auf die Terrasse. Sie ging sehr rasch. „Du wirst doch nicht wirklich reiten wollen!" Ihr Atem flog ein wenig. Mehr brauchte sie nicht zu sagen. Grau und gelb und wie mit schweren Lasten behangen war der Himmel. Sibille schlug mit der kurzen Peitsche auf ihre hohen, schwarzen Schaftstiefel, dann sah sie lachend zu der Großmutter hinauf. Hoch aufgerichtet stand Frau von Heidendorf an der Mauerbrüstung. „Bitte!" sagte da jemand. Es war Georg, der Stallknecht, der seinen jungen Rücken gekrümmt vor dem Pferde stand. Leicht stützte Sibille die Hand auf seine Schulter. Dann saß sie auf dem Pferde, lachte noch einmal und winkte versöhnlich. Mehr hatte Sibille von Heidendorf wohl nicht nötig.

Schobel Marz stand, ein Lächeln in seinen guten Augen, an dem offenen Tor. Georg stand noch immer in der Mitte des Hofes, und beide Männer sahen in gleicher Richtung. Auch Frau von Heidendorf sah den Sandweg entlang, und es war so, als sagte sie etwas, worüber sie sich wunderte, dabei wendete sie ein wenig den Kopf rückwärts nach dem Hause zu.

Rötlichgelb hingen die Wolken über dem Walde, aber die Hufe sprangen wie Federbälle von der Wiese ab. Bräunlich dehnten sich die Felder über die Ebene hin. Es war nicht mehr Frühling. Regungslos lag der Wald unter dem schweren Himmel. Hart und ohne Glanz waren die Blätter an der alten Birke.

Sibille stieg von dem Pferde, und es tat nichts, daß sie vor dem Manne da war. Sie besaß noch das Vorrecht gerade gewachsener Menschen, jenen freien Stolz, der viel geben kann, ohne daß er gedemütigt wird.

Das Pferd durfte grasen. Sibille tastete über den rauhen Stamm. Fein, wie dünnes Papier war die weiße Rinde. Wer ein Stück davon in den Händen hielt, wußte nicht, daß es von einem alten Baume kam. Sibille sah in den Wald hinein und dann hinaus in das freie Land. Weit vorne in der Ebene war der Fluß. Nur an wenigen Stellen sah man das Wasser durch die Weiden blinken. Der Fluß war weit, aber der Rotbach war nahe und der Ehrmannhof, und weiter nach Osten reckten sich die alte Föhre und der Nußbaum aus dem flachen Land.

Ehrmann kam in leichtem Trabe über die Felder geritten. Als er Sibille sah, ritt er schneller. Wohl sah auch er, wie der alte Marz, nach den Wolken. Sorge und Bedächtigkeit aber waren noch nicht ein Teil seines Blutes geworden. „Sie haben es wirklich gewagt", sagte er nur. Vielleicht aber klangen seine Worte wie eine Aufforderung. Sibille gab dem Falben einen leichten Druck. Er setzte über den Straßengraben und war dann immer zwei Pferdelängen vor der Stute. Eberhard Ehrmann war viele Jahre in Rußland gefangen gewesen. Es ging ihm dort nicht schlecht. Drückte ihn zuweilen das Heimweh unmäßig oder verlangte er nach männlichem Schaffen, das seinem Willen gemäß war, ritt er weit in die Steppe hinaus. Zwei, drei Tage blieb er dann weg. Auf einsamen Höfen bekam er, was einfache Menschen besitzen und gerne zu geben bereit sind. Der

Bauer, dem er diente, verstand ihn auf seine Art; er wußte, daß er wieder kommen werde. Dachte er jetzt an diese Zeit und vergaß er darüber das junge Weib auf dem Falben? In langen Sätzen flog die Stute weit voraus. Trockene Äste knackten unter den Hufen. Dunkel flog die geschlossene Reihe der Bäume vorbei. Erst an dem äußersten Rande des Waldes hielt er die Zügel an, vielleicht durch den hellen Schein geblendet, der über dem Dorf und den Äckern lag. Auch jetzt drang die Sonne nicht durch, es lag aber doch ein Glanz über dem Lande. Sibille! Er mußte eine Weile suchen. Weit vorne in der Ebene trabte der Falbe dem Flusse zu. Kind, dachte Ehrmann, als er seinem Pferde jetzt mit kräftigem Ruck eine Wendung gab. Kind, dachte er, und die Stute flog nicht langsamer über die Felder, als jenes andere Pferd, das er in Rußland geritten hatte, wenn Sehnsucht in ihm war.

Sibille stand an dem Fluß. Sie sah auf das Wasser, das trübe und ohne Glanz war. Ehrmann berührte sachte ihre Hand. Da sah sie westwärts, dorthin, wo das Land freier wurde. Er aber hielt ihre Hand eine Weile. „Sibille, wir müssen jetzt reiten", sagte er dann, indem er ihr ruhig die Zügel abnahm und jetzt selber den Falben lenkte. Die Pferde liefen in leichtem Trabe nebeneinander; die beiden Menschen sprachen nicht. Sie saß sehr gerade auf ihrem Pferde, sah nach den Wolken und geradeaus über die Felder. Einmal nur sah sie dem Mann ins Gesicht und dann schnell wieder weg, auf die Mähne des Tieres, auf die Erde, dann saß sie noch gerader als bisher. Ehrmann hielt die Zügel sehr fest. „Gib mir mein Pferd jetzt wieder ganz", sagte sie dann leise und sie sah ihn jetzt an. Da gab er ihr den Falben frei, aber die Pferde blieben dicht beieinander.

Luft und Erde wurden glanzlos. Sie ritten schneller. Plötzlich wurde es düster und der Wind begann zu blasen. Als sie über die Rotbachbrücke ritten, bog der Sturm die Weiden bis zu der Erde. Nach links bog der Weg zu dem Ehrmannhof ab. Die Pappeln rauschten sehr stark. „Reit schnell", rief Sibille, „du hast es nicht mehr weit."

„Nur, wenn du mit auf meinen Hof kommst. Es wäre am klügsten so." Er sah sich um. Düster und voller Aufruhr war es über der Erde. Sibille zögerte, er sah aber von rückwärts, daß ihr Nacken dunkler geworden war. Dann lief der Falbe wieder vor, immer geradeaus auf dem Sandweg, der weit vorne zu dem Balkentor führt.

Als sie kamen, stand das Tor schon offen. Der alte Marz winkte besorgt, und Georg übernahm gleich das dampfende Tier. Auf der Terrasse stand Frau von Heidendorf. Ehrmann war bis an das Tor geritten. Noch grüßend riß er sein Pferd wieder herum, und als Sibille richtig auf dem Boden stand, war er schon ein gutes Stück zurück geritten. Man sah ihn kaum, so sehr erfüllten Sand und Staub die Luft.

In der Diele war es fast dunkel. Sibille erkannte zuerst das Gesicht der Mutter, dann ihre Hände. Eva Maria hatte rotes Garn um die Lehne eines Stuhles gewickelt. Der Knäuel war schon ziemlich dick und sie sah immerzu auf den Faden, damit er nicht wirr wurde. Frau von Heidendorf ging zwischen dem Kachelofen, der jetzt kalt war, und der Türe auf und ab. Sibille stand an dem Tisch. Inzwischen war es noch dunkler geworden; man sah jetzt fast nur noch die Gesichter und die Hände der Frauen. Hastig und voller Unruhe drehte Eva Maria den Faden um den dick gewordenen Knäuel. Sibille sah eine Weile zu, faßte dann nach ihren blonden Zöpfen. Hilflos, wie plötzlich erwacht,

hoben sich ihre Arme. Man sah von ihr mehr als von den beiden anderen Frauen. Sie hatten sehr helles Haar; vielleicht war sie jetzt auch blasser als die Mutter. Frau von Heidendorf blieb stehen. An dem kalten Ofen lehnte die dunkel gekleidete Gestalt und ihre Hände waren wie zwei Steine, die man auf frisch geackerte Erde warf.

Sibille ging, und gerade als sie die Türe hinter sich zuzog, brachen die schweren Wolken und das Wasser strömte in trüben Bächen über den Hof. Krachen und Sausen erfüllte die Luft, die Fensterscheiben klirrten. In der Diele war Nacht. Lautlos sank der Faden auf den Boden und der Knäuel rollte in eine Ecke. Eva Maria trat an das Fenster. Die linke Hand auf der rechten und beide um das Fensterkreuz geschlungen, so stand sie da.

„Du hättest sie nicht reiten lassen sollen. Du als Mutter hattest ein Recht, es ihr zu verbieten." Eva Maria bewegte sich ein wenig. Ihre Hände lagen jetzt anders übereinander und waren noch fester um den Griff verkrampft.

„Seit drei Jahren wirbt er um dich und du kannst ihn immer noch haben. Sibille hat noch lange Zeit." Der Teppich war sehr dick. Frau von Heidendorf aber war wohl näher getreten, ihr Atem traf Eva Maria fast schmerzlich. Auch sie tat noch einen Schritt weiter vor. Steil schien sie jetzt an dem Fensterkreuz empor zu wachsen. „Ich liebe Sibille", sagte Frau von Heidendorf leise. „Ihr Vater war mein einziges Kind." Der ganze Schmerz all der Jahre, die seit dem Kriege vergangen waren, schien sich jetzt in diesem alten Gesicht zu sammeln. Plötzlich besann sie sich, ihre Stimme wurde fester. „Ja, ich liebe Sibille, aber Ehrmann ist für dich." Eine kaum unterdrückte Erregung zuckte über Eva Marias Schultern, dann schien sie gehen zu wollen, aber, schon gewendet, trat sie noch einmal vor und sah gespannt auf den Hof hinaus. Jemand drückte, vergeblich mit dem Sturme kämpfend, von außen gegen die Türe, die neben dem Balkentor war. Endlich flog sie auf, schwankte in den Angeln und blieb dann offen stehen. Ein Mann trat herein. Er ging sehr gebückt und von seinen Kleidern floß das Wasser. Über Kopf und Schultern hatte er eine Decke gezogen. Erst als er an dem Brunnen vorbei der Küche zu wankte, erkannten sie den alten Schobel Marz. Ratlos sahen sich die Frauen an. Im nächsten Augenblick stürzte Martha herein. Auch sie war sehr blaß und ihr Atem flog. „Herr Ehrmann ist vom Pferde gestürzt", sagte sie erregt. „An der Rotbachbrücke war es. Das scheu gewordene Tier lief weiter, und Herr Ehrmann blieb an dem Wege liegen. Marz hat alles gesehen, von der Scheune aus, wo es ihn eingeregnet hatte. Er lief gleich hin, um Hilfe zu bringen." Martha war schon wieder draußen. „Gestürzt, und auf dem Hofe keine vernünftige Frau", sagte Frau v. Heidendorf fassungslos. Eva Maria stand eine Weile ganz still. „Man soll es Sibille nicht sagen", meinte sie dann tonlos, riß die hohen Wasserstiefel und den Regenmantel aus dem Kasten, vergaß aber trotz aller Eile auch die gelbe Rose nicht, die in einem Glase auf dem Tische stand. Wohl überlegte sie ganz kurz, ob sie reiten solle, sie ließ es aber dann.

Aufgewühlt und zerweicht war die Erde. Mühsam mußte Eva Maria Schritt um Schritt dem Wetter abtrotzen. Frau von Heidendorf trat an das Fenster. Nervös liefen ihre Hände an dem Balken auf und ab. Eva Maria hatte die Rose mitgenommen. Frau von Heidendorf spürte plötzlich die Zeit. Jede Minute wurde zu einer schmerzvollen Spannung.

Plötzlich wurde es wieder hell. Ziegelsteine lagen auf dem Hof, und der schönste Ast der Föhre war abgebrochen. Immer noch strömte das Wasser über die Steine, Stroh und Blätter schwammen mit; aber die Vögel begannen wieder zu fliegen und die Menschen traten aus den Türen. Frau von Heidendorf machte das Fenster auf. Es war so dumpf in dem Haus.

Ohne Zögern ging Eva Maria die Treppen hinauf und durch den langen Flur. Niemanden fragte sie, ob sie eintreten dürfe. Ehrmann war wach, er schien auf jemanden von dem Nachbarhofe gewartet zu haben. „Ich scheine eine Weile betäubt gewesen zu sein und bin jetzt nicht ganz in Ordnung", sagte er gleich. „Ich fühle aber, daß es nichts Arges ist." Eva Maria zog einen Stuhl an sein Bett heran, dann legte sie die Rose auf die Decke. „Sibille brachte sie gestern morgen aus dem Garten herein. Jetzt ist alles naß und verwüstet", sagte sie rasch. Er nahm die Rose, weder hastig noch gleichgültig; nur schien er jetzt mit dieser Blume allein zu sein. Eva Maria trat an die Glastüre, die auf einen kleinen Balkon hinausführte. „Sie war immer sehr klein", sagte sie hilflos. „Gestern morgen war sie doch noch ein Kind, und jetzt ist sie auf einmal so groß, so erwachsen." Sie setzte sich wieder und Ehrmann sah, weil sie den Kopf ein wenig geneigt hielt, daß graue Haare auf ihrem Scheitel waren. Hatte er diesen Kopf denn niemals geneigt gesehen? Sein Blick fiel wieder ab, irgendwohin. Sie zog den Mantel fester um die Schultern. Es war nach dem Regen doch kühler geworden. „Seit drei Jahren wirbt er um dich und du kannst ihn noch haben", klang es in ihr nach. Hatte sie gelacht?

Erstaunt sah Ehrmann auf; sein Blick aber fand nicht gleich zurück. Er hatte wohl vergessen, daß jemand an seinem Bette saß.

„Sibille weiß nicht, daß Sie gestürzt sind. Sie müssen jetzt bald gesund werden, sehr bald, noch bevor der Sommer ganz vorbei ist."

Langsam strich er sein Haar aus der Stirne. Es war dicht und braun. „Morgen bin ich schon wieder ganz munter." Er setzte sich auf. „Es ist so sonderbar", sagte er dann heiter. „Diese Räume waren mir immer sehr gemütlich, niemals wollte ich sie anders eingerichtet haben. Vor sieben Jahren starb meine Mutter. Seither blieb alles unverändert, nicht aus Pietät, sondern weil keine Frau da war, die meine Wohnung anders haben wollte. Heute nun scheint mir mit einem Male alles so leer und unwohnlich zu sein."

Eva Maria zog den Ring von ihrer Hand, sah eine Weile auf seinen inneren Rand und steckte ihn dann wieder an. „Vor achtzehn Jahren, um diese Zeit, war meine Hochzeit. Ich habe den Heidendorfhof damals auch ganz auf den Kopf gestellt, die Einrichtung gefiel mir nicht."

„Sibille liebt Licht und satte, frohe Farben", sagte Ehrmann.

Eva Maria stand auf. Hatte sie nicht schon zu lange dagesessen? Und als sie jetzt so vor ihm stand in Mantel und Stiefeln, so wie er sie oft auf dem Felde gesehen und immer schon von weitem erkannt hatte, kam ihm plötzlich in den Sinn, daß er um diese Frau lange Zeit geworben hatte. Da nahm er ihre Hand und dankte ihr, daß sie gekommen war.

Für Eva Maria von Heidendorf war dieses keine leichte Stunde gewesen. Sie ging jetzt hinaus, sehr gerade und sehr schnell.

Der Himmel war wieder hell. Erde und Luft waren voller Glanz von dem vielen Licht, das sich in den Wasserpfützen brach. Nur der hochgelegene Sandweg war wieder frei und ziemlich trocken. Die Wiesen aber standen unter Wasser, und es stieg immer noch auf der Ebene, die zwischen der Bistritz und dem Rotbach lag.

Hinter dem Stallfenster stand der alte Marz. Eva Maria sah nur sein Gesicht. Es war wie ein zerknülltes, gelbes Papier. Heute morgen hatte er ein loses Brett mit festen Schlägen angemacht. Sein Tag hatte gut begonnen.

Eva Maria ging durch die Diele an Frau von Heidendorf vorbei, die Treppen hinauf. Sibille lag still auf dem Bett, nur ihre Schultern bebten leicht. Sie war doch wohl kein Kind mehr. Schon lange hatte Eva Maria ihre Tochter nicht mehr weinen gesehen. Neben dem Bett lag eine Karte. Als sie diese jetzt aufhob, sah sie Karl von Heidendorf aus seinen klaren Augen an. Da wurde ihr Rücken noch gerader als in dem Augenblicke, da sie auf dem Ehrmannhof das Zimmer verlassen hatte.

„Du kannst mich ansehen, Sibille", sagte sie sehr ruhig.

Sibille bewegte sich ein wenig, blieb aber dann noch eine Weile liegen, bevor sie plötzlich den Kopf hob. Ihre Augen waren sehr dunkel und sie sahen die Mutter fremd, fast feindlich an. Dann griff sie hastig nach dem Bilde. „Gib her, das gehört mir, mir allein!" rief sie erregt. „Warum nahmst du ihn nicht schon früher, vor einem Jahr oder noch früher? Er wollte dich doch haben", brach es leidenschaftlich aus ihr.

Eva Maria sah auf das Bild, das sie immer noch in den Händen hielt. „Darum tat ich es nicht; nur darum allein. Und jetzt würde er wohl auch gar nicht mehr wollen." Sie lächelte ganz fein. „Sieh, und ich freue mich für dich, daß es so gekommen ist." Sie sagte dieses alles sehr ruhig. Langsam hob sich Sibille von dem Bett. Unsicher, beinahe forschend sah sie die Mutter an. Eva Maria trat an den Tisch. „Er ist vom Pferde gestürzt, an der Brücke. Es ist nichts Arges."

„Ich weiß es schon. Martha war da", sagte Sibille stockend, dann stand sie auf. Sie sah die Mutter jetzt an und ihr Mund war mit einem Male lebendig. Sie wollte wohl etwas sagen. Eva Maria strich langsam über die blonden Zöpfe. „Der Sommer ist noch lang. Ihr habt eine gute Zeit vor euch." Da ging Sibille schweigend hinaus.

Eva Maria setzte sich. Ihr Kopf sank auf den Tisch. Man sah jetzt sehr deutlich, daß sie einen grauen Scheitel hatte. Ihre Hand lag auf Karl von Heidendorfs Bild. Es war eine warme, lebendige Hand; sie bedeckte es ganz.

Bald nachher setzten sich die beiden Frauen zu Tisch. Vor Eva Marias Teller standen zwei rote Rosen in einem Glase. „Sibille fand sie versteckt, durch die Mauer geschützt. Sie mußte sehr lange suchen. Alles ist verwüstet."

„Wo bleibt denn Sibille?"

„Wir können beginnen. Sie ist in den Wald geritten. Sie tut, was sie will."

Dieses sagte Frau von Heidendorf mit hartem Spotte. Eva Maria nahm die beiden Rosen aus dem Glase, eine trug sie hinauf in Sibilles Zimmer.

In den letzten Stunden war ein starkes Leben auf den beiden Höfen gewesen. Es war an Frau von Heidendorf vorbeigegangen.

Als Sibille aus dem Walde kommend über die Brücke ritt, kam ihr die alte Wirtschafterin von dem Ehrmannhof händeringend aus der Pappelallee entgegen. „Vor zwei Stunden war er noch bewußtlos und jetzt sitzt er schon wieder auf dem Pferde. Nichts können sie ohne ihn." Sibille stieg die Freude warm in das Blut. Stumm zeigte die Alte in das Land hinaus. Die Wiesen standen hoch unter Wasser und an dem Ufer des Flusses, unweit von dem Meierhof, sah man zwei Männer in dem Wasser stehen. „Die Kinder sind in Gefahr." Brummend ging die Alte auf den Hof zurück. Sibille zögerte eine Weile, dann ritt sie auch durch die Pappelallee.

Ehrmann und ein Knecht waren, soweit es ging, an den Meierhof herangeritten. Aber noch ziemlich weit von dem Hause entfernt, mußten sie die Pferde an einen Baum binden und zu Fuß weiter waten. Ehrmann hatte Wasserstiefel, der Knecht streifte die Hosen über die Knie. Es war aber gleich, denn zum Schluß reichte ihnen das Wasser bis zu den Hüften. „Der Damm ist gerissen!" schrie Ehrmann. Der Fluß brauste, und das Wasser stieg, man sah es an der Mauer das Hauses. „Es ist gut, daß der Herr die Kähne bauen ließ. Es wird immer tiefer." Dann sprachen sie nicht mehr, denn sie brauchten alle Kraft, um mit dem Wasser fertig zu werden. Schwimmend erreichte Ehrmann einen der Kähne, die mit einer starken Kette an einer Weide befestigt auf dem Wasser schaukelten. Es war sehr mühsam den Kahn zu besteigen, und wahrscheinlich hätte er die Herrschaft über ihn verloren, wenn ihm nicht eine aufgefangene Stange als Ruder gedient hätte. Zweimal war es hart daran, daß der Kahn von der Strömung erfaßt und abwärts getrieben würde. Die Meiersleute waren in die Stadt gefahren und ihre vier Kinder hatten sich auf den Dachboden geflüchtet. Fritz, der Älteste, hatte es gar nicht leicht, die Kleineren, die vor Angst weinten und kopflos geworden, am liebsten in das Wasser hinunter gesprungen wären, zu bändigen. Nur der zweijährige Peter saß auf einem Heubündel und spielte mit einer toten Schwalbe. Als sie aber jetzt die Männer kommen sahen, glaubten sie sich gleich jeder Gefahr enthoben, riefen allerlei hinunter, und das Ganze begann für sie ein wohl aufregendes, aber doch angenehmes Spiel zu werden.

Das Haus war eine lehmbeworfene Hütte, an den Ecken durch hervortretende Balken gestützt. An einer solchen Ecke gelang es Ehrmann auf den Dachboden zu steigen und die Kinder einzeln angeseilt dem Knecht in den Kahn hinunter zu reichen. Dann ruderten sie mit der Strömung abwärts dem Sandwege zu. Müde geworden, kauerten die Kinder blaß und schweigsam in dem Kahn und die Jüngsten schliefen bald ein. Nur Fritz hielt sich gewaltsam wach, denn er wollte nichts von dieser Fahrt, die ihm ganz großartig zu sein schien, verlieren.

„In den Bergen muß ein gewaltiger Wolkenbruch gewesen sein." Ehrmann deutete auf die Hütte, die jetzt bis zu dem Dach in der Flut stand.

Als das Wasser seichter wurde, verließen sie den Kahn und trugen die Kinder auf dem Rücken weiter, nur Fritz ging selbst. Die braune Stute wieherte schon von ferne. Ehrmann klopfte ihr die Mähne ab, dann banden sie die Pferde los und ritten mit den Kindern auf dem Sandweg durch den rot gewordenen Abend.

Sibille hatte für warme Milch und heißen Tee gesorgt und ein breites Bett für die Kinder zurecht gemacht. Und wenn sie so durch das Haus ging, rückte sie wohl unbewußt hier und dort irgend ein Ding anders, so wie es ihrem Sinne besser gefiel. Immer wieder trat sie auf die Terrasse hinaus und sah zu dem Flusse hinab.

Auch der letzte rote Glanz schwand von dem Wasser. Jetzt war der Abend wirklich da. Dann kamen die Männer auf dem Sandweg geritten. Sibille ging hinunter und wartete an dem Tore unter der ersten Pappel. In Ehrmanns Augen trat ein kurzes, starkes Leuchten, als er sie sah. Sie gab ihm mit leichtem Druck die Hand. „Ich habe so sehr um dich gebangt." Dann neigte sie sich zu den Kindern hin. Das Kleinste nahm sie auf den Arm; die anderen drängten sich müde um sie. So ging sie auf den Hof zurück, während Ehrmann sein Pferd in den Stall führte.

Die Sterne kamen heraus. Langsam hob sich eine Eule von dem Scheunendach. Der Rotbach rauschte sehr stark. Sibille und Ehrmann saßen an dem breiten Bett. Die Kinder schliefen jetzt. „Ja, und Fuchsienstöcke möchte ich haben, und unter der alten Ulme soll im nächsten Frühjahr eine Bank stehen. Du weißt ja gar nicht, wie schöne Plätze es in deinem großen Garten gibt." Sie lachte leise. „Wie du siehst, wird deine Frau gar nicht so sehr bescheiden sein. Eigentlich solltest du dir alles aufschreiben, sonst vergißt du die Hälfte von dem, was ich mir so sehr wünsche."

„Ja, da war ein kleines Mädchen, die blonde Sibille von dem Heidendorfhof. Man sah sie gerne. Vielleicht dachte man auch zuweilen, dieses Kind wird einmal eine sehr schöne Frau werden, aber dann dachte man gleich wieder an Korn und Vieh. Und plötzlich ist dieses kleine Mädchen kein Kind mehr. Man spürt mit einem Male, daß es so ist. Jetzt wird auf dem Ehrmannhof alles ganz anders werden."

Ein Vogel flog aus dem Rotdornbusch vor dem Fenster. Schwere Tropfen fielen von dem Baum auf die Erde. „Komm, wir wollen zu meiner Mutter reiten."

Eberhard Ehrmann nahm sie fest in die Arme. „Ich glaube, ich könnte dich nicht so lieben, wenn du nicht ihre Tochter wärest."

Sibille stand auf. „Gestern sprach ich mit ihr. Seither ist es mir sehr schmerzlich, daß ich meinen Vater nie gekannt habe."

„Junge, kraftvolle Frauen sollen das Leben über der Erinnerung an einen Toten nicht zu sehr vergessen."

Sibille trat an das offene Fenster. „Sie hat meinen Vater sehr geliebt. Ich wußte das bisher nicht." Sie stockte ein wenig. „Gestern, als wir den alten Wein tranken, den Großmutter aus dem Keller bringen ließ, war sie mir so fremd, so, als wäre sie gar nicht meine Mutter, bis sie dann heute von meinem Vater sprach." Sie schwieg eine Weile. „Komm jetzt!" sagte sie dann mit leiser Ungeduld. Sie zog die Decke über den schlafenden Kindern noch einmal zurecht, dann gingen sie auf den Hof hinaus.

Pfarrer Reichel war in seinem leichten Jagdwagen herüber gefahren. Er war nach dem schweren Wetter ein wenig besorgt um die Frauen. Einmal war es so gewesen, daß Frau von Heidendorf beinahe als junge Frau auf den Pfarrberg gezogen wäre. Sie saßen um den ovalen Tisch. Frau von Heidendorf war schweigsam. Eva Maria trat oft an das Fenster. Es brannten sehr viele Sterne in dieser Nacht. „Sie scheinen zu kommen",

sagte Pfarrer Reichel gütig, denn er sah, daß Frau von Heidendorf ihren Teller beiseite schob. „Glauben Sie mir, es ist etwas Wunderbares um ausgereifte Dinge." Frau von Heidendorf stand auf, und als sie ging, rauschte das lange Kleid hinter ihr her.

„Ich war heute bei ihm", sagte Eva Maria. „Er liebt sie sehr, und seit ich dieses weiß, kann ich mich wirklich freuen. Gestern dachte ich noch zuerst an mich."

Pfarrer Reichel strich sachte über ihre Hand. „Eva Maria, es ist besser so, für jetzt und für später."

Hufe klapperten draußen auf dem Hof. Der alte Mann stand auf und ging in das andere Zimmer.

Sibille und Ehrmann blieben in der Türe stehen. Eva Maria stand unter der Lampe. Sie hielt ein volles Weinglas in der Hand. Langsam stellte sie es auf den Tisch und ging den beiden entgegen mit ihrem schnellen, leichten Schritt. Es war wohl gleich, ob braune oder graue Haare an ihrem Scheitel wuchsen. Ihr Gesicht war jetzt sehr schön, wenn auch anders als in jungen Jahren.

Die Zeit rinnt

Von Peter Barth

Ich richte gen Himmel mein Angesicht
Und blicke durch Lindenäste,
Das scheidende flutende Abendlicht
Baut lohende Flammenfeste.

Ein Bogen zieht über den blauen Wald,
Dran hängen schon Schleiernetze,
Es türmt sich ringsum die Nachtgestalt,
Rasch schwinden die lichten Plätze.

Die Nähe zerfließet, nur Meilen weit
Blinkt Silber auf Gipfelzinnen.
So still ist das Weltall, es geht die Zeit
Darüber, man hört sie rinnen.

Metaphysische Traurigkeit

Von Lucian Blaga

Für Nichifor Crainic

In Häfen, geöffnet der großen Wasser Geheimnis,
Sang ich mit den Fischern, hohen Schatten an den Gestaden,
Boote träumend, die mit dem Wunder
der Fremde beladen waren.
Neben Frönern, mit rostigen Ketten umgürtet,
schlug ich stählerne Brücken
über weiße Flüsse, über des reinen Vogels Flug
über tiefe Wälder —
und jede Brücke wölbte sich,
als wollte sie uns hinübertragen an einen sagenhaften Strand.
Lange verweilte ich zwischen Felsen
bei Heiligen, alt wie die Rätsel des Landes,
und wartete darauf, daß sich öffne
ein Fenster zu entfliehen
durch die gewaltigen Räume des Abends.
Mit allen und allen
mühte ich mich auf Wegen, an Ufern,
zwischen Maschinen und in den Kirchen.
Neben Brunnen ohne Grund
öffnete ich der Erkenntnis mein Auge.
In Hadern betete ich mit Taglöhnern,
mit Hirten träumte ich neben den Schafen
und harrte mit Heiligen in der Wüste.
Jetzt beuge ich mich in das Licht
und klage hin über die späten Reste
des Sternes, auf dem wir schreiten.
Mit allen Kreaturen
hab ich in den Wind meine Wunden gehalten
und gewartet: oh, daß sich kein Wunder erfüllen will!
Es erfüllt sich nicht, es erfüllt sich nicht!
Und dennoch wurde mit Worten so schlicht wie die unsern
die Welt geschaffen, die heiligen Verse, der Tag und das Feuer.
Mit Füßen wie unsre
wandelte Jesus über das Wasser.

(Übertragen von Harald Krasser)

Vom Dienst der Kirche an unserem Volk

Von Albert Klein

Pfarrer Hans Lienert hat im Aprilheft dieser Zeitschrift in seinem Aufsatz über „Die Volksverbundenheit der sächsischen Kirche Siebenbürgens" Gedanken ausgesprochen, die ein eigenartiges Licht auf das heute so bedeutsame Fragengebiet werfen. Er fügt den bekannten geschichtlichen Tatsachen, die die innere Einheit unseres Volkes mit seiner Kirche in der Vergangenheit bezeugen, zunächst die Feststellung hinzu, „daß den breiten Schichten unseres Volkes, besonders unsern Bauern, das Dogmatische, rein Bekenntnismäßige fernliegt oder unverständlich bleibt". Ihr Verhältnis zu Gott sei das „der kindlich vertrauenden Ehrfurcht, das Verhältnis zum Heiland mehr das der menschlich-innigen Zuneigung zu dem von göttlicher Kraft erfüllten reinen Menschenbruder". Er sieht darum „vom Herzen unseres Volkes keine besonderen Fäden einer näheren Beziehung hinführen zu der Bluttheologie des Kreuzes oder zu den Fragen der Rechtfertigung, Versöhnung und Erlösung" und führt zur Bekräftigung dieser Feststellungen einen Ausspruch von D. Adolf Schullerus an, der besagt, daß das Wesen unseres Volkes „auch heute noch im Grunde des altgermanischen Heidentums wurzelt". Schließlich kommt er nach einem Hinweis auf die volksverbundene Art der Predigt unserer Pfarrer zu der Feststellung: „Wer uns angesichts dieser Tatsache..... klarzumachen bestrebt ist, daß „Einzelseelsorge" die Hauptaufgabe der Kirche oder gar ihr einziges Anliegen als Kirche sei, der hat nie begriffen, worum es im Grunde genommen in jeder evangelischen Kirche zu gehen hat und worin der Dienst unserer sächsischen Kirche an unserem deutschen Volkstum Siebenbürgens seit jeher bestand."

Damit hat Lienert die Frage nach dem Verhältnis der christlichen Kirche zum germanischen Bluterbe unseres Volkes angeschnitten und hat versucht, die Aufgabe der Kirche im Volke angesichts dieses Bluterbes zu bestimmen. Weil ich aber glauben muß, daß er dabei Wesentliches außer acht gelassen hat, sei es mir gestattet, die gestellte Frage nun auch meinerseits zu beantworten.

1.

Es gehört zum Aufgabengebiet der deutschen Volkskunde, das Weiterleben uralter germanischer Überlieferung und die Reste heidnischer Kultformen aus der germanischen Frühzeit im Brauchtum, in der Volkskunst und in den Gemeinschaftsformen unseres Volkes nachzuweisen. Das Brauchtum unseres eigenen Volksstammes ist besonders reich an solchen Formen, die sich mühelos auf Kultformen oder Bräuche der vorgeschichtlichen Zeit zurückführen lassen. Ich erinnere nur an die zahlreichen Fastnachts- und Frühlingsbräuche, die hiefür besonders schöne Beispiele abgeben. In solchem Brauchtum spiegelt sich, wie auch im Hausbau, im Gemeinschaftsleben und in der Volkskunst, die Seele unseres Volkes, und weil sich all dieses trotz mannigfacher anderer Einflüsse durch die Jahrhunderte oft fast gleichbleibend erhalten hat, ja, weil es oft aus kümmerlichen Resten plötzlich wieder neu aufbricht, dürfen wir annehmen, daß all dieses in den unbewußten Tiefen unseres Blutes als ein gleichbleibendes Erbe unseres Volkes angelegt ist und die Eigenart unseres Volkes innerlich bestimmt.

Darum ist es verständlich, daß der beste Kenner unserer Volkskunde von einem solchen „Grunde des altgermanischen Heidentums" spricht, in dem unser Volk seine Wurzeln hat und dem es seine Eigenart verdankt. Er hat damit sicherlich nicht gemeint, daß der evangelische Pfarrer sich mit dieser Tatsache einfach abzufinden habe, sondern hat eine Seite des Volkslebens gekennzeichnet, der sich jede christliche Verkündigung gegenübergestellt sieht. Denn unser Volk wurzelt ja wirklich noch tief in seiner germanischen Eigenart, und es ist ein Zeichen seiner Lebensfähigkeit, daß es bewußt und unbewußt an diesem Erbe festhält, und daß es in uraltem Brauchtum noch einen lebendigen Ausdruck seines eigenen Lebensgefühls und seines Gemeinschaftswillens findet.

Diese Verwurzelung unseres Volkes in seiner germanischen Eigenart ist darum zunächst ein Zeichen seiner Gesundheit. Und weil sie sich besonders stark im Brauchtum und in den Gemeinschaftsformen auswirkt, verdanken wir sicherlich auch ihr die geschichtliche und gegenwärtige Volksverbundenheit unserer Kirche, deren klarster Ausdruck in unserem sächsischen Eigenkirchenrecht liegt, das den Gemeinden die Sorge und die Verantwortung für die Kirche überträgt.

Nun hat aber die blutgebundene Eigenart der germanischen Völker nicht nur ein arteigenes Brauchtum und arteigene Gemeinschaftsformen, sondern auch die arteigene Religion, das germanische Heidentum, hervorgebracht. In ihr spiegelt sich am klarsten die Seele des Germanentums, aus ihr werden aber auch jene Seiten der germanischen Eigenart deutlich, die das Gemeinschaftsleben nun von innen her wieder bedrohen und mit dem Ehrbegriff auch die Blutrache zu einem dunkeln, aber unausweichlichen Gesetz des germanischen Lebens machen. Wir erben nicht nur die Tugenden, sondern auch die Schwächen des germanischen Blutes und es wächst aus unserer Mitte nicht nur immer wieder arteigenes Gemeinschaftsleben, sondern es wird solches aus der gleichen Eigenart auch wieder in unversöhnlichem Bruderkampfe zerstört. Nicht nur ein empfindliches Ehrgefühl, sondern auch die Unfähigkeit zu vergeben gehört zu unserer Eigenart. Der tiefste Ausdruck des Weges, den der germanische Mensch nur seiner Eigenart folgend gehen muß, ist darum im Nibelungenlied und im Mythus von der Götterdämmerung zu finden. Die höchste Tugend des Mannes, die Treue, führt in „der Nibelungen Not" und in die Vernichtung hinein, weil sie die Schuld nicht vermeiden kann. Und selbst über den Göttern, an deren Seite der Germane im letzten Kampfe stehen will, sieht er ein blindes Schicksal walten, dem auch Odin nicht entrinnen kann.

Darum haben die germanischen Völker unter dieser Eigenart gelitten und es sind die gewaltigsten und echtesten Kunstwerke der germanischen Völker immer ihre Tragödien gewesen. Am ergreifendsten klingt aber die tiefe Not, in die die germanische Seele geraten ist, in dem Mythus von der Wiederkehr Balders auf. Hier wird es klar, daß der Germane erkannt hatte, daß alle durch das Blut bestimmten Wege schließlich doch in den Tod führen, der als eine gewaltige Schicksalsmacht am Ende aller Gedanken steht, so daß selbst Balder ihm zum Opfer fallen muß. Hier aber hört auch alle Ergebung unter das Schicksal auf, und wie ein Schrei der Sehnsucht löst sich die Hoffnung auf eine große Wende aus dem Dunkel des Götterverhältnisses. Balder wird wiederkehren und mit ihm kommt ein neues Zeitalter, in dem der Tod nicht mehr sein wird, in dem die Acker ungesät tragen werden und in dem Balder neben seinem Bruder, der ihn tötete,

am Tische sitzen wird, denn die Rache hat aufgehört und ein heiliger Friede waltet unter Göttern und Menschen.

So ist das Antlitz des germanischen Heidentums innerlich der christlichen Botschaft von der Vergebung und von der Erlösung zugewandt. Das Evangelium Jesu Christi erscheint als die Antwort auf die aus innerer Not geborene Sehnsuchtsfrage des Germanentums, die am Ende seiner Entwicklung auf arteigenen Wegen mit elementarer Gewalt aufbricht und damit anzeigt, daß die Zeit erfüllet war, was ja dann auch durch den Hergang der Bekehrung der weitaus größten Teile der germanischen Völker bestätigt wird; man denke an die Goten, die Franken und an die Isländer.

Hier sind die Anknüpfungspunkte der Fäden zu suchen, die „vom Herzen unseres Volkes" „zu den Fragen der Rechtfertigung, der Versöhnung und Erlösung" und damit zum Kreuz führen. Was damals ganze Völker erlebten, machen heute einzelne durch. Wir alle versuchen ja immer von neuem unsere artgemäßen, eigenen Wege durch das Leben zu gehen, und wo wir das mit der selben Wahrhaftigkeit tun, mit der es einstmals unsere Urväter taten, dort können auch wir der Erkenntnis der unausweichlichen Schuldverstricktheit unseres Lebens nicht ausweichen und finden uns früher oder später, wenn wir uns keiner Selbsttäuschung hingeben, als verlorene Söhne wieder, die nicht mehr weiterkönnen. Dort hilft uns dann aber auch keine „menschlich-innige Zuneigung zu dem von göttlicher Kraft erfüllten reinen Menschenbruder" mehr, wie sie im gesicherten Schoße unserer Volkskirche sicher oft aus echter Herzensfrömmigkeit auftaucht, sondern dort hilft nur die wirkliche Vergebung unserer Sünden, die Erlösung aus der Schuldverstricktheit unseres Lebens, wie sie uns von Gott durch seinen Sohn angeboten wird.

Daß es keine ungebrochenen Beziehungen des arteigenen Volkstums und damit unserer selbst zum Evangelium gibt, gilt nicht nur für unser Volk, sondern für alle Völker. Gott kann eben kein uneingeschränktes Ja zu unserer Menschennatur mehr sagen, es sei denn, daß wir uns wieder zu ihm hinwenden und im Glauben an seine Vergebung und an seine Führung jene Wege betreten, die er uns zeigt.

2.

Von hier aus ist nun auch ein Wort über den Dienst zu sagen, den unser Volk von seiner Kirche zu erwarten hat. Es scheint heute oft so, als könne die Kirche dem Volke nur dadurch dienen, daß sie sich einfach mit ihrer ganzen Organisation am völkischen Aufbau beteiligt, sich in den Dienst der völkischen Schulungs- und Erziehungsarbeit stellt und ihre Glieder und Angestellten mit besonderem Nachdruck in die völkischen Organisationen weist. Das alles wird geschehen. Der Kirche aber bleibt außerdem noch eine Aufgabe, die sie ganz allein zu leisten hat, weil nur sie dazu berufen ist.

Wir Menschen sind für den Dienst in der Gemeinschaft, besonders aber für den Dienst in der Volksgemeinschaft insofern brauchbar, als wir überhaupt dazu fähig sind, uns in eine Gemeinschaft einzuordnen. In jedem von uns gibt es aber einen Bereich der Einsamkeit. Eine Seite unseres Wesens ist der Gemeinschaft abgekehrt, trennt uns von ihr und hindert uns am Einsatz. Wir reden gerne von diesem Bereich unseres Lebens als von dem eigentlichen Privatbereich. Wo aber die Volksgemeinschaft von uns den

ganzen Menschen verlangt, darf es keinen Privatbereich unseres Lebens geben, und so haben wir auch kein Recht mehr, jenes dunkle Gebiet unserer Seele der Gemeinschaft vorzuenthalten, in dem wir manchmal vor unserem eigenen Egoismus, unserem Neid, unserem Ehrgeiz, unserem Zorn, unserer Unreinheit und vor allerhand Nervosität zurückschrecken, das Gebiet, in dem unsere menschliche Unzulänglichkeit oft so drastisch zum Ausdruck kommt, oder, wie die Bibel es nennt, unsere Sünde. Solange wir diesen Bereich unseres Lebens zu unserer Privatangelegenheit erklären, machen wir aus der Not unserer Einsamkeit eine Tugend. Denn dieses alles trennt uns von der Gemeinschaft, weil es uns von Gott und damit von allem Lebendigen trennt. Darum ist es eine Volksfrage, ob wir auf diesem inneren Kampfplatze unseres Lebens vorwärts kommen, ob wir aus der Ichhaftigkeit und aus allerlei inneren Gebundenheiten herausfinden in eine wirkliche Gemeinschaftsfähigkeit, oder ob wir nur versuchen, mitsamt dem unter den Schutz des Privaten gestellten Bereich unserer Schuld in die Gemeinschaft zu gelangen.

Man sollte denken, daß wir ja durch die Mittel der weltanschaulichen Schulung und der Gemeinschaftserziehung hier weiterkommen. Aber das ist nur in sehr geringem Maße der Fall. Wir öffnen uns solchen Einflüssen meistens nur soweit, als wir schon in der Gemeinschaft stehen, und nur selten dringt ein an die Gemeinschaft gerichtetes Wort bis in den Bereich unserer Einsamkeit und wirkt sich auf dem Kampfplatze unserer inneren Auseinandersetzung aus. Eine wirkliche Hilfe kann nur dort ansetzen, wo sie bis in diesen Bereich vordringt und den Menschen nun gerade in seiner tiefsten und geheimsten Not anrührt und der persönlichen Auswegslosigkeit einfach Gottes Vergebung gegenüberstellt. Denn weil wir uns unsere Schuld nicht selbst vergeben können und auch kein anderer Mensch das kann, darum ist hier allein noch Gottes Vergebung ein Weg zu neuer innerer Freiheit. Darum wendet sich auch Jesus so oft an Einzelne und rührt mit seiner seelsorgerlichen Hand gerade an jenen verschlossenen Bereich der tiefsten Einsamkeit, den der Mensch vor ihm verschließen will. Und er heilt durch das einzige Mittel, durch das Sünde getilgt werden kann, durch die Vergebung, die er uns im Namen des Vaters anbietet.

Hier liegt nun die seelsorgerliche Aufgabe der Kirche. Das Wort vom Altar und von der Kanzel dringt oft nicht bis in jene Tiefen der Einsamkeit, in die wir unsere Schuld und unsere innere Not verschließen. Wohl aber kann ein persönliches Wort des Bruders, der uns in Liebe und Geduld auf unserem Weg bis an die Schwelle unserer Einsamkeit gefolgt ist, helfen. Ja, es ist auch nicht immer ein Wort nötig. Wichtig ist es nur, daß jemand mit uns ist und uns auch dann nicht allein läßt, wenn wir aller Gemeinschaft den Rücken kehren möchten, weil wir mit uns selber nicht mehr fertig werden.

Solche Seelsorge bedeutet nicht, daß wir uns als ungebetene Berater jenen aufdrängen, die im Vollbewußtsein ihrer Kraft auf eigenen Wegen wandeln und der Kirche den Rücken kehren. Sie bedeutet nur, daß wir mit aller Liebe jenen zur Verfügung stehen, die auf ihrem Wege an jenes Ende gekommen sind, das Gott allen eigenwilligen Wegen früher oder später setzt. Sie ist ein Weg, den Menschen gerade in ihrer Einsamkeit Hilfe zu bringen und sie wieder fähig zu machen ihren Platz in der Gemeinschaft auszufüllen. Darum ist solche Seelsorge eine Hauptaufgabe der Kirche in unserer Zeit. Sie

geschieht in jeder lebendigen Gemeinde, in jedem christlichen Haus. Ihre Bedeutung wächst aber gerade in unserer Zeit immer mehr auch für das geistliche Amt.

So geschieht der Dienst, den die Kirche unserem Volke schuldig ist, nicht vor den Augen des ganzen Volkes. Die Kirche hat nicht den Ehrgeiz, daß ihre Mitarbeit am inneren Aufbau der Volksgemeinschaft jederzeit gebührend gewürdigt werde. Ihr Dienst beginnt dort, wo die Mittel der Gemeinschaftserziehung und der Führung nicht mehr ausreichen und hat die innere Befreiung der Männer und Frauen gerade auch für ihre Aufgaben im Rahmen der Volksgemeinschaft im Auge. Darum gleicht die Kirche im Volk jenem Eisengerüst, das einem Betonbau Halt und innere Festigkeit gibt. Ein Blick auf den vollendeten Bau verrät nichts vom Dasein dieses Eisengerüstes, und doch wird der Bau durch diese Stangen und Traversen zusammengehalten. So wird auch der Dienst der Kirche dem ferneren Beobachter des Volkslebens verborgen bleiben, und doch hat die Kirche keinen anderen Beruf als dem Volke zu dienen im Auftrage und in der Kraft Gottes.

Rogate

Von Michael Wolf-Windau

Betende Bauern in langen Reihn —
Sonne strahlt durch die Fenster herein.

In dem schlichten heilgen Haus
Klingt das Vaterunser aus.

Harte Gesichter, knochig und braun,
Auf zum Bild des Gekreuzigten schaun.

Junges Korn, das der Wind beweht,
Schließen sie ein in ihr Gebet.

In den Bänken in langen Reihn
Beten die Bauern um Korn und Wein.

Von der Ehre des Bauernhauses und der Heimatliebe

Von Johann Wolff

Aus „Unser Haus und Hof" (1882)

„Es ist überall gut, aber daheim ist's am besten." Und wie das Sprichwort allgemein ist auch unter uns, so ist die Heimatsliebe ein Grundzug unseres Volkes. Zu Klausenburg und Pest möchte man sie uns gerne wegdisputieren und verderben, aber wir hoffen, es soll ihnen nimmer gelingen.

Es war vor etlichen Jahren, als der berühmte Ästhetiker Friedrich Vischer mit freudiger Erklärung erklärte: „Die besten Deutschen wohnen in der Diaspora, und wieder in der Diaspora sind die besten die siebenbürgischen Sachsen. Und wie diese Sachsen ihre Heimat, ihr Vaterland lieben! Ich kenne niemanden, der sein Vaterlandslied mit solcher Innigkeit und Wärme, mit solcher Begeisterung gesungen, wie die siebenbürgischen Freunde zu meiner Studentenzeit ihr „Siebenbürgen, Land des Segens" gesungen haben." — So war es allezeit, so ist es trotz alles Drangs und Zwangs auch heute. Wie der akademische Jüngling in Spruch und Lied die süße „Heimat" preist, so auch singt der Bauernsohn in wehmutsvollen Tönen das Lied der Fremde. So schön, so gut ist es ihm nirgends auf der Welt als daheim, als in dem Hause, in das er gehört, in dem Hof und in der Gemeinde, denen er eingeboren ist.

„Es wohnt sich nirgends so gut", spricht unser Bauer, „als zwischen den eigenen Wänden." „Besser ein Haus auch noch so klein, als ein großes und nicht dein", schrieb ein Rätscher an den Hauptbalken des Gebühnes. Mags ein stolzes steinernes Haus sein, „das man Ihr heißen kann", oder eine kleine, lehmbeworfene Hütte, — sie ist sein, sie hält ihm warm und hält ihn trocken, sie umschließt ihn und seine Habe, deckt ihn und seine Kinder. Was sie ihm ist, man kanns kaum besser sagen, als es der Nimescher in einem Giebelspruch gesagt hat:

Arm und klein ist meine Hütte,
Doch ein Sitz der Einigkeit!
Gott erhöre meine Bitte
Und schenk mir die Zufriedenheit.

Sein Haus ist dem Bauern viel mehr als ein bloßer Not- und Lebensbehelf, es ist seine Freude, es ist sein Stolz; und darum tut er so viel er nur kann zu seiner Ehre und zu seiner Zier. Er tut's in seiner Art, ähnlich und doch auch anders als andere deutsche Landschaften und andere deutsche Stämme. Mit den kunstreichen Holzkirchen Skandinaviens und mit den malerischen Holzhäusern der Schweiz, des Schwarzwaldes und des Harzes will sich sein Wohnhaus nicht vergleichen; es will nicht gemessen werden mit den mannigfach dekorierten Gebäuden an der Mosel und am mittleren Rhein. Viel Zierrat und Kunst trägt es bei uns nicht zur Schau, es ist einfach und schlicht, auch darin ein Spiegelbild sächsischen Wesens.

Nur selten ist unser Volk im Sonnenschein des Glückes gewandelt; im harten Ringen mit dem Geschick blieb ihm der heitere Genuß, die Muße zu künstlerischer Tätigkeit versagt. Viel öfter hat es Eisen zu Waffen als Gold zu Geschmeide geschmiedet; viel besser gedieh im scharfen Luftzug die zornige Streitschrift als das herzfrohe Lied. Wer beständig auf der Wacht stehen muß, der wird ernst und bedächtig. Und bedächtig und besonnen (circumspecti ac prudentes) hat man allezeit unsere Väter genannt. Heißt man uns dazu ein nüchternes Völkchen, — in Gottes Namen; nur verschweige man nicht den anderen wesentlichen Zug, den tiefen Kern, dessen Widerschein wie Nüchternheit aussieht, den alle Versuchung und alle Schläge überdauernden Ernst.

Wie der sächsische Mann, so ist das sächsische Haus, dauernd und stark und deutsch durch und durch. Es ist ein hochgerichtetes, festgeschlossenes Ganze, in gleicher Weise verachtend die gebückte Demütigkeit und die eitle Entblößung. Die nüchterne weiße Anstrichfarbe läßt es sich nicht leicht nehmen. Selten nur gerät buntfarbiges Bildwerk in die Giebelnische; es würde dem Hause das Beiwort „walachisch" eintragen. Und doch, ganz abhold ist dem Schmuck und der bildenden Kunst überhaupt auch unser Bauer nicht. Seine Kirche ist groß, gar oft auch edel im Stil und prunkvoll in der Ausführung. Wie sie zu Hermannstadt mitten im Türkenkrieg die Türe des Pfarrhofes mit kunstvollem Steinornament schmückten, so zierte der Bauer zu Kelling sein Fenster mit meisterlich behauener Steinsäule. Und nur der Steinbau ist schuld, daß wir der Freude am Verzieren nicht öfter begegnen: wo der Holzbau geblieben, da lebt sie fort, zwar still und bescheiden, aber immer noch Hübsches und Bemerkenswertes erzeugend. Die Torsäulen und die Torflügel haben ihr Schnitzwerk; die Verschalung der alten offenen Galerien macht einen freundlichen, gefälligen Eindruck; die Fensterstöcke und sehr oft auch die Schwellen des Aufstieges sind mit Stemm- und Hohleisen und Dechsel sorgfältig geformt und hübsch gestochen und in den Einkerbungen mit roter oder blauer Farbe belegt.

Will der Bauer vom alten guten Schlage etwas von seiner eigenen besonderen Art dem Wanderer mitteilen, so setzt er's — unbewußt, aber um so sinnvoller — an die Stirne des Hauses, an den Giebel. Über oder auch unter das Gesimse schreibt er seinen Gedenkspruch, in die Giebelnische setzt er seinen Namen, dazu das Jahr, in dem er gebaut, und in kurzer Sentenz, was er erlebt und erfahren hat. Und was er erlebt und im Herzen erfahren hat, in Haltrichs schöner Sammlung „Deutscher Inschriften aus Siebenbürgen" kann es jedermann lesen. Habe ich recht gesehen, so bilden jene Hausprüche den Grundstock und die Regel, in denen der Tüchtige freudig das Wachsen seiner Kräfte und dankbar die Hilfe Gottes bezeugt. Solchen Bekenntnissen und solchen Wahrzeichen gegenüber ist die oft seltsame Ornamentik der städtischen Häuser wie ein Wind, ihnen gegenüber ist die mit mittelalterlichen und antiken, mit gespenstisch-phantastischen Dingen verquickte Dekoration städtischer Paläste eitel Humbug und Karrikatur.

Seite die Kunst des Schreibens auch auf den Dörfern zum Gemeingut geworden und städtische Art den bäuerischen Hausbau beeinflußt, kommt auch noch eine andere alte schöne Sitte ins Sterben. Nur noch an Giebeln alter Häuser trifft man die Wahrzeichen des besonderen Berufs. Der aufgebundene Weinstock mit den großkörnigen blauen Trauben ist selten geworden, noch seltener die Pflugschar und das Kulter, das

Wagenrad mit Schichtaxt und Säge. Die Hausmarke und die anderen symbolischen Zeichen sind nirgends mehr zu finden. Es ist wahrhaftig Schade darum. Der auf- und abgeklärte Geist der Dorf- und Vorstadtpaliere ist den schlichten Sinnbildern nicht gewogen und manch' gelehrtes Meisterlein schilt auch die altmodischen Denksprüche krähwinkelig und zopfig, vielleicht nur deshalb, weil er selber den begehrten Reim nicht finden und „frakturisch" nicht schreiben kann. Die neuaufkommende Zier mag ab und zu viel künstlerischer sein, verschnörkelter und darum auch moderner, aber das, was sie sein soll, ist sie nicht. Sie kündigt nicht mehr d e n Mann an, der im Hause schaltet, sie macht ihn geflissentlich zu einem anderen, trägt darum den Stempel der Unwahrheit an sich.

Man darf solche Neuerung tadeln, zumal dann, wenn sie affektiert und geschmacklos ist; aber den tiefen Grund, aus dem sie gewachsen, darf man nicht in allen Fällen und nicht kurzweg verurteilen. Es ist zumeist doch wieder die Freude am eigenen Hause, der Stolz auf das selbstgeschaffene Heim, die sich darin äußern. Die Bauluft der Sachsen geht als Sprichwort durchs Land und auf manchem Giebel steht es zu lesen:

Bessern und Bauen ist eine schöne Sach';
Wer mir's nicht glaubt, der tu' es mir nach.

Freilich, wenn's fertig ist, das neue schöne Gebäude, dann schreibt man oft genug sehr ärgerlich an die Wand:

Das Bauen ist eine schöne Lust,
Doch die Unkost' hab' ich nicht gewußt.

Sie lassen sich eben alle ihr Haus etwas kosten, ungewarnt durch das eigene Wahrwort: Fil bân, fil verdân, wer viel baut, vertut viel an Geld und Zeit, nicht selten auch etwas mehr, als gerade gut ist.

Der damit unzufriedene Nationalökonom mag uns erlauben, ein gutes Wort für diese unsere Baufreudigkeit zu sprechen. Sie ist aus demselben Geiste geboren, der die Wildnis zu fruchtreichen Fluren und Gärten umgewandelt hat, der die kleine Strohhütte in stolze Steinhäuser umgebaut, der die sächsischen Dörfer zu den saubersten und schönsten im Lande gemacht hat. Da ist in der Regel etwas ganz anderes tätig gewesen, als bloße Eitelkeit und Prahlerei; es ist die warme, kräftige Liebe zur Heimat. Sie sollen kommen, sie, die sich die „Herren des Landes", und sie, die sich die ältesten Landsassen nennen und uns friedbrecherisch zu „heimatlosen Fremden" machen möchten, sie sollen kommen und sollen zeigen, wo die Heimatsliebe schöner und mächtiger gewesen ist, bei ihnen oder bei uns!

So lange unsere Bauern Treue bewahren der angestammten Art und Maß halten im Verbrauch ihrer Kraft, mögen sie immerhin ihrer Bauluft sich freuen, denn immer noch bindet das mühevoll erworbene Gut fester als der leichtgewonnene Besitz, immer noch kräftigt und bewahrt die anstrengende Verbesserung und Verschönerung das Haus besser, als das bequeme Begnügen mit dem leicht zugefallenen Erbe.

Wer kein Haus ererbt hat, dessen erste und letzte Sorge ist die, daß er eines erwerbe. Es ist ein verachteter Bauer, der wie die Herren in der Stadt zur Miete wohnt. Und

wenn er selbst den Besitz eines eigenen Hauses nicht für etwas Notwendiges halten sollte, das Recht und die Sitte rufen es ihm alle Tage zu, daß der Bauer ohne Haus und Hof der Niemand ist im Dorfe. Das Sprichwort sagt: Eigner Herd ist Goldes wert; aber das gilt, meint der Bauer, nur für den Städter, für den Bauern muß es heißen, wie es zu Kelling angeschrieben steht:

Das eigne Haus, der eigne Herd
Ist mehr als Gold und Silber wert.

Und wenn es auch die elendeste Lehmhütte wäre, sie ist immer noch besser als der gemietete Palast. „drum laewer äm geschlôänen hous wae gänz dertous".

Mit der Innigkeit, die dem deutschen Gemüte eigen ist, hängt der Bauer am väterlichen Hause und an seiner Gemeinde. Ohne hartzwingende Gründe wechselt er den Heimatsort nicht. Und „wenn geschieden muß sein", wenn er hinaus muß in die Fremde, dann greift ihm der Schmerz der Trennung tief in die Brust und klagend tönt das Scheidelied heimwärts. Mags ihm da draußen noch so gut gehen, die Sehnsucht nach der Heimat erlischt nimmer, sie wird ihm zur Krankheit, zur gömerkrint, die manchem schon Glück und Leben verdarb. Der arme Mühlbacher Student, der Bauernsohn von Rumes, den die Türken weggeschleppt hatten, er vergaß in der Gefangenschaft die Muttersprache, aber nicht konnte er das Vaterland vergessen, und ob er's gleich auch in der Fremde zuletzt gut hatte, das Heimweh war stärker als alles Gemach, er kam wieder.

Warum aber kommen die anderen Söhne unseres Volkes nicht zurück, die zu Hunderten in Wien und in anderen ausländischen Städten verweilen? Ist der deutsche Heimatssinn in ihnen erstorben und die sächsische Treue in ihnen erloschen? Was rühmen sie sich ihres sächsischen Namens, so sie nicht den Mut haben, ihre Zugehörigkeit durch die Tat zu bezeugen? Seit wann darf man denn auch die sentimentale Beschaulichkeit und weichherzige Gelassenheit, die dem nationalen Entscheidungskampfe nur aus der Ferne zusieht, für Sachsenart ausgeben?

„Was auch draus werde, — steh zu deinem Volk,
Es ist dein angeborner Platz!"

Das ist das Lebensprinzip des sächsischen Volkes gewesen von der Väter Zeiten her, und — so hat es allezeit geheißen — wer sich nicht daran hält, ist keiner Ehren wert.

Der eine ist weggezogen, weil die Sorge um die tägliche Notdurft ihn zwang; der andere ließ sich von der Wanderlust, von der Sehnsucht nach dem deutschen Mutterlande fortreißen; der dritte aber floh, weil das wirre Gewoge des Kampfes, weil der politische Streitruf seine Seele schreckte, und den vierten, den schlimmsten, lockte der Gewinn und der Ehrgeiz in die Fremde oder gar ins deutschfeindliche Lager. —

„Verblendeter, vom eiteln Glanz verführt,
Verachte dein Geburtsland! Schäme dich
Der uralt frommen Sitte deiner Väter!"

Zwischen dir und uns gibt es keine Gemeinschaft; unser Volk ist nicht mehr auch dein Volk. Sprich nur immerzu: ubi bene, ibi patria, „wo es dem Menschen wohl geht, da

ist sein Vaterland; wo er am wenigsten geplagt wird, da blüht seine Freiheit". Und willst du das Weitere wissen, was dazu gehört, sieh, es steht auch für dich geschrieben in dem Arndt'schen Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann. Lies ihn einmal zu deiner — Erbauung.

Wer ein tieferes Interesse hat an sozialpolitischen und nationalen Fragen, der muß nach dem Grund dieser bösen Landflucht unserer Bürger- und Herrenkinder forschen. Warum schwärmen sie so leicht von dannen, und warum haftet der Bauernsohn viel fester am heimischen Land? Sind ihre Wege hier viel dorniger als seiner, werden sie schwerer geplackt als er? Keiner wird's behaupten. Aber der Bauernsohn hat einen Talisman, der tausend Stadtkindern fehlt: er ist nicht aus einer Mietwohnung in die andere gekommen; ihm ward das Haus nicht etwas Wandelbares und Zufälliges, ihm war das Wohnen ein Gewöhnen, ein Verweben und Verwachsen mit seinem Heim; er ist nicht aufgewachsen in der dünnen künstlich zersetzten Atmosphäre einer kunterbunten Allerweltssitte, er ist gewachsen in der reinen, herbkräftigen Luft seines Standes und seines Stammes; er hat sich kaum anders gesehen und nie anders gefühlt als untergeordnet einem leitenden Willen und verbunden mit einem festgegliederten Ganzen und zusammengefaßt mit dem Allgemeinen. Das ist es. Unser Bauer hat noch einen Kultus des Hauses, der bedingt und gegründet ist in der überlieferten Ordnung, in einer die Willkür bändigenden, die Schwäche deckenden, die Pflicht weckenden gemeinsamen Sitte. In ihr lebt er und mit ihm auch sein Haus; ihr ist sein wirtschaftliches und sein gesellschaftliches Leben eingeordnet, ihr auch ist er verpflichtet.

Anders steht es bei denen, die landflüchtig werden darum, weil ihnen — wie sie sagen — die Verhältnisse zu klein sind. Als ob nicht auch das kleinste Vaterland der größten Liebe wert sei! Anders auch bei denen, die vorgeben, daß sie von unseren erbärmlichen politischen Zuständen vertrieben worden seien. Als ob sie den Jammer der Lage schwerer und tiefer empfunden hätten als die Tausende, die ihn männlich auf sich genommen und ihn zu überwinden gewillt sind! Den wahren Grund sagen sie uns nicht, sie kennen ihn vielleicht selber nicht. — So ernst die Sache auch ist, wir müssen uns hier mit kurzen Andeutungen begnügen. Es ist nicht zufällig, daß das Fluchtfieber zu derselben Zeit in unsere Städte sich einschlich, als Hermannstadt „Klein-Wien" hieß. Der die Benennung zuerst brauchte, ahnte nicht, daß er damit den Ausbruch einer sozialen Krankheit bezeichnet habe. Die Überschrift des damals in die Mode gekommenen Treibens kann keine andere sein als: Verleugnung der festen, ehrbaren Familien- und Volkssitte, Verleugnung des sächsischen Hauses. Es ist eines der schönsten und wahrsten Worte Riehls: Solange die Familiensitten fest sind, halten sie auch den Mann im Hause fest; sind sie zerbrochen, da bindet ihn nichts mehr. Es ist ganz natürlich, daß die Leute auswandern, wenn ihnen mit der ordnenden Sitte das geordnete Heim, mit der Häuslichkeit die Haushäbigkeit und das Haus selbst verloren gegangen ist. Sind sie hier nicht mehr zu Hause, nicht mehr daheim, so sind sie hier heimatlos geworden; sie fliehen vor dem Orte und dem Lande, in dem sie den Geist der Häuslichkeit nicht zu finden vermögen, in dem sie fremd sind. Und sie merken es nicht, daß jeder von ihnen nichts anderes ist als eine Antwort auf die Frage des Horatius: Patriae quis exul se quoque fugit? Wer vor der Heimat flieht, flieht zuletzt immer auch vor sich selber.

Eine gründliche Besserung der politischen Verhältnisse wird den Strom der Auswanderung hemmen. Aber sie muß bald kommen, wenn das Heimatsgefühl nicht völlig zerstört werden soll, zerstört durch diejenigen, welche die Sittenverwirrung unserer Tage auf dem Gewissen haben, und durch diejenigen, welche dem einzelnen die freudige, opferbereite Teilnahme an den öffentlichen Dingen unmöglich machten. Für uns aber gibt es zu dieser Zeit kein anderes Heilmittel gegen die ansteckende Krankheit als Wahrung und Festigung der nationalen Sitte und des nationalen Hauses. Wer dawider arbeitet, macht sich des Volksverrats schuldig.

Es steckt eine kluge Berechnung hinter dem Bestreben unserer Gegner, die überkommenen Einrichtungen und Bräuche unter uns zu zerstören, die soziale Verwirrung auch in unseren Dörfern zu mehren. Bisnoch ist ihnen das Sündenwerk nicht überall gelungen; unser Bauer hängt mit solch herzlicher Liebe, mit so grundehrlicher Treue an dem angestammten Hause und an seiner Art, daß er nicht so leicht wird hinausgelogen und hinausbetrogen werden können. Ist es doch selbst den Studierten unseres Volkes, wie sehr sie sich auch Mühe gegeben, doch nicht einmal gelungen, den „dummen Aberglauben" von der Wiederkehr der Gestorbenen zu vernichten. Auf jedem Dorf und wohl auch in jeder Stadt halten viele gläubige Seelen fest daran, daß selbst selig Gestorbene von Zeit zu Zeit „heimkommen", weil sie sich — wie man sagt — unmöglich trennen können von ihrem Hause.

Alle Welt weiß es, daß ein tiefer Sinn in alten Bräuchen liegt, und doch ist man mit nichts so leicht fertig, als mit den Beiworten: abergläubisch, lächerlich, unsinnig. Dabei merkt man freilich nicht, daß man oft sehr ehrbare Heiligtümer mit roher Hand zerschlägt, daß man die zartesten Gefühle der Pietät zerreißt. So ein Weltkluger und Erzgescheiter sollte sich doch einen Augenblick besinnen, ehe er spottet darüber, daß in Rode der Bräutigam die Braut gerade auf dem Türpfahle seinen Eltern vorführt, daß in Johannisdorf Braut und Bräutigam nach vollzogener Trauung gerade auf der Hausschwelle an den Händen zusammengebunden werden und alsdann ein Glas Wein und ein Stück Brot gemeinsam genießen, und daß an einem anderen Orte der angetrauten Braut auf der Hausschwelle goldene Kornkörner in den Borten gegossen werden. Es bezeichnet eben unserem Bauer die Türe noch immer den Eingang in ein Heiligtum, das man zwieträchtig nicht beschreiten darf; es ist ihm die Türschwelle noch immer die geweihte Grenze seiner Hausgewalt, seines Hausfriedens und Hausfegens. Darum besitzt sie ihm mancherlei heilsame Kraft; sie befreit die Wöchnerin, die sich versah, von ihrem Gebrechen, und ein Span aus ihrem Holz heilt das berufene Kind. Ich meine, wer den Sinn und die „Handschaft" dazu hat, der könnte uns ein prächtiges Büchlein über den Türpfahl des sächsischen Hauses schreiben.

Nichts als törichter Aberglaube soll es sein, daß mancherorts der Bräutigam die angelobte Braut nach dem Kirchgang dreimal um den häuslichen Herd führt. Die aber, die den Brauch erhalten, die glauben mit und in ihm etwas besseres zu tun, und sie tun in der Tat etwas besseres, sie wahren treuen Herzens eine uralte schöne Sitte. Da ist dem Herde noch etwas geblieben von dem, was er vor langen Zeiten überall und allen gewesen ist. Der Herd, „das Herz des Hauses", der Hüter des belebenden, leuchtenden, nährenden Feuers, er war in seiner ersten Entstehung zugleich Altar; die Be-

deutung dieser Tatsache ist vorbildlich für alle Zeiten; sie überdauert die wechselnden Formen der religiösen Vorstellung und Anbetung. Wo das Haus sein Heiligtum verliert, verliert es auch sein Dach, seine schützenden Mauern und seine bildende Lebenskraft. Das Scheitern einzelner Haushaltungen, welches wir täglich erleben, wie die Auflösung häuslichen Lebens und häuslicher Sitte in ganzen Epochen der Frivolität und Gottvergessenheit sind dessen Zeuge.

Unter sinnigen Bräuchen zieht man ins neue Haus ein; der Rätscher trägt Brot und Salz voraus, mit Brot und Salz empfängt der Hauswirt in einer Zekescher Gemeinde an der Türschwelle die wertesten Gäste.

Noch setzen sie in mancher sächsischen Bauernstube Abend für Abend der Hausschlange einen Teller voll Milch hin, daß sie das Haus vor Feuer und allem Unglück bewahre. Sie bringen dankend dem schirmenden und segnenden Hausgeiste ihr Opfer. Und solange sie auf ihn nicht vergessen, solange sie ihm dienen in der Einfachheit und Schlichtheit ihrer Herzen, in ernster Lebensführung und tapferer Arbeit, in einmütigem Zusammenstehen und im Vertrauen auf die Geleitschaft Gottes, solange wird er heil halten ihr deutsches Haus, wird es schützen vor den Stürmen, die von außen, und vor den Gärungen, die von innen kommen.

*

Unser Bauer pflegt alle seine Glück- und Segenssprüche zu schließen mit der Bitte: „daß Gott uns wolle erhalten bei unsern Häusern und seinen Segen bescheiden unsern Höfen und unserer Gemeinde". Unsere Häuser, unsere Höfe und unsere Gemeinde, was in diesen drei Bitten inbegriffen liegt, ist nicht allein ein Glaubens- und Lebensbekenntnis des sächsischen Bauern, es ist der Grundriß unserer National- und aller Sozialpolitik. Des Hauses Eck- und Grundstein ist die Gebundenheit in Treue und in Gehorsam, die unbedingte Hingabe an die sittlich-natürliche Gemeinschaft. Der Hof aber, im Sinne der alten Verfassung als der Inbegriff des Grundbesitzes gefaßt, er gewährt die Mittel zur Erfüllung der äußern Lebensbedingungen, er bindet seinen Eigentümer an die Heimat, er zwingt ihn mit und durch das zugehörige Bauland zu strenger Ordnung und Regelmäßigkeit, er lehrt ihn Maß halten in allen Dingen und festhalten an dem, was „von Erben an Erben gebracht" ist, er pflanzt ihm die Ehrfurcht ein vor jenen Gewalten, welche den Erfolg seiner Arbeit und damit seinen Bestand beherrschen. Und aus der dritten Bitte spricht die Weisheit einer langen Erfahrung: die Gemeinde ist es gewesen, die hier das deutsche Haus gebaut hat und es erhalten hat dadurch, daß sie sein Einzelrecht dem Gesamtrecht einfügte; „die Einigkeit unseres Volkes ist nächst Gottes Providenz die einzige Ursache" gewesen, „daß nach so vielen Staatsveränderungen unsere Nation gleich wohlen noch stehet".

Die volkstümliche Möbelmalerei der Siebenbürger Sachsen

Von Julius Bielz

Die volkstümliche Bemalung des Holzwerkes in unsern Kirchen und der Weichholzmöbel im städtischen und bäuerlichen Gebrauch geht auf alte Überlieferung zurück. Am Gestühl, an Emporenbrüstungen und an Decken der Kirchen sind volkskunstnahe, ornamentale Bemalungen noch aus spätgotischer Zeit erhalten. In Nachahmung der Flachschnitzerei, die die Schreiner der Gotik zur Verzierung anwenden, wird die Malerei schwarz oder auch farbig mittels Schablone auf Blankholz aufgetragen (Repser Kirche). Später setzt sich die Pflanzenornamentik der Renaissance in gedämpfter Farbigkeit (Chorgestühl der Draaser Kirche von 1634) und vor allem die Blumenvase durch, die durch Jahrhunderte in unzähligen Abwandlungen das Hauptstück der Möbelmalerei bleibt. Ihre Verbreitung und ihre Bevorzugung in der Bauernkunst wird neben der Schmuckhaftigkeit des Motivs in der nachwirkenden Deutung als Sinnbild des Lebensbaumes, des Wachsens und Gedeihens von Geschlecht zu Geschlecht, und vom Brauchtum her (Maibaum, Hochzeitsbaum) zu verstehen sein. Der Bestand solcher elementarer Grundformen in der sich nur langsam wandelnden Bauernkunst ist groß und ergibt sich aus dem durch Jahrhunderte gleichbleibenden bäuerlichen Lebenszuschnitt mit seinem Brauchtum und aus dem durch Generationen vererbten Besitz an Haus, Hof und Hausrat. Wie sehr die Form vergangener Stilperioden lebendig bleiben kann, zeigt sich besonders in den siebenbürgisch-sächsischen Dach- oder Stollentruhen, die die Art des Zimmermanns auch noch im 17. Jahrhundert in uralter Form und Technik zusammenzimmerte und die mit farbigen Darstellungen von Fabeltieren verziert wurden, die auf romanische Vorbilder zurückgehen, wie wir ihnen auf Bodenfliesen des 12. und 13. Jahrhunderts begegnen.

Die Einführung des Rauchfanges im Bauernhaus, wodurch der Innenraum rauchfrei wurde, schuf die Voraussetzung für die reichhaltigere Verwendung bunter Farben in der Möbelmalerei. Zunächst bleibt die Farbwahl ruhig und gedämpft. Die wenigen erhaltenen, bemalten Möbelstücke des 17. Jahrhunderts, die mit großzügigen Blatt- und Blumenranken, großformigen Tulpenkelchen und runden Blüten nach Art gotischer Vierpaßrosetten verziert sind, beschränken sich meist auf ein stumpfes Rotbraun und Grün, schwarz konturiert und etwas mit Weiß gehöht. Diese zurückhaltende Farbengebung ist nicht zuletzt auf den Einfluß der Zünfte zurückzuführen. Es ist uns ein Beschluß der am „Tag Margreten Anno 1701" in Mediasch versammelten Union der Tischlerzünfte der sächsischen Städte überliefert, worin gegen „die unöhtige und schädliche Malerey" Stellung genommen und beschlossen wird, die Möbel nicht anders zu bemalen, als nur mit „schlechten Tulipanen, oder mit dem Pater noster, oder aber mit der gedrehter Leisten, aber keine Rosen dazwischen, doch auch mit Laubwerck. Der Grundt, darauf zu mahlen, soll sein Braun, Weiß und Blau, sonst keine fremde, teure Farb, als Lazur und dergleichen darzwischen". Im 18. und noch im 19. Jahrhundert setzt

sich die Bauernmöbelmalerei mit einer reichen Palette großer Farbenfreudigkeit als eigenständige Bauernkunst durch, wobei sich landschaftlich getrennte Farb- und Zeichnungsunterschiede ergaben. In dieser Möbelmalerei erreichte — im Zusammenhang mit dem allgemeinen Hochstand sächsischer Volkskunst — die Ausdruckskraft der aus der Gemeinschaftskultur erblühten bäuerlichen Zeichnung und Farbwahl eine besondere Höhe, die zweifellos auch auf die mitbewohnenden Völker einen entscheidenden Einfluß ausübte. Der Wortlaut des schon oben erwähnten Beschlusses der Tischlerzunftmeister von 1701, wonach: „Bey Verteilung der Stücker auf den Ungrischen Jahrmärkten, sollen dieselbige Meyster, welche zum ersten anlangen, verpflichtet sein zu warten bis Mittags, des Vorjahrmarcks", erweist, daß die sächsischen Tischler ihre bemalten Möbel auf sämtlichen, auch den ungarischen Jahrmärkten des Landes feilboten und sie sonach allgemein auch in das rumänische und ungarisch-seklerische Bauernhaus Eingang fanden.

Eine scharfe Trennung zwischen städtischer und ländlicher Erzeugung ist nicht möglich. In überwiegendem Maße ist es handwerkliches Schaffen, das zum Teil aus bäuerlicher Lebensgemeinschaft erwachsen und in lebendigem Zusammenhang mit ihr die Möbel in volksverbundenem Geschmack bemalt. Dabei ist sicherlich auf Werkstattzeichnungen als gemeinsame Vorlagen gegriffen worden. Andererseits hat sich aber im Dorfe manche geübte Malerhand gefunden, die aus innerer, seelischer Haltung heraus für ganze Gegenden richtunggebend gestaltete und — parallel vielleicht mit Zierformen der Tracht, der Webereien und Stickereien und der Hauszier — ihre Art mit einem bleibenden Bestand an bäuerlichen Grundformen für Generationen volkstümlich machte. Dabei ist die Erwägung nicht von der Hand zu weisen, daß die von Personen einer fest umrissenen Gemeinschaft getroffene Farbwahl ein bisnoch wenig beachtetes und wenig untersuchtes Mittel zur seelischen Charakterisierung der Gemeinschaft eines Ortes oder einer ganzen Landschaft abgeben könnte.

Grob gesehen, lassen sich drei landschaftlich geschiedene Gruppen unserer bemalten Bauernmöbel unterscheiden. Die Möbel der Hermannstädter Gegend mit dem Unterwald und dem Harbachtal, die des Nösnergaues und die der Schäßburg-Repser Gegend mit Ausläufern in das Burzenland. Die letzte Gruppe ist ihrem erhaltenen Bestand und ihrer Art nach die weitaus reichste. Meeburg, Katzendorf, Draas und Deutsch-Weißkirch ragen besonders hervor. Aus ihrem Bereich sind auch einige Namen viel beschäftigter Dorfmaler aus der ersten Hälfte und Mitte des 19. Jahrhunderts überliefert, wie Georg Roth und Georg Schenker in Draas und Johann Jakobi, Vater und Sohn, in Katzendorf. In Deutsch-Weißkirch hat sich bis in die Gegenwart die Sitte erhalten, daß die Burschen den Mägden selbst gemalte Spinnrocken und Spinnwirtel als Minnegaben überreichen. Aus dieser Gemeinde stammen auch die Möbelmalereien auf den beigegebenen Farbtafeln. In verschwenderischer Fülle bemalt der Dorfschreiner, der meist auch der Maler ist, die rohen Brettflächen der aus Fichtenholz verfertigten Möbel und selbst der Zimmertüren mit buntem Blumenschmuck. Naturholzmöbel sind nicht gebräuchlich. Die Bemalung mit Leimfarben unterscheidet Rahmen und Füllungen, die gegeneinander durch andersfarbige Bänder oder auch durch profilierte Leisten abgesetzt sind. Nicht selten wird die Zeichnung mittels aufgeleimten Schnitzwerkes plastischer gestaltet. Auch hier weisen die frühen, vom Anfang des 18. Jahrhunderts erhaltenen Stücke unter

dem Einfluß bürgerlichen Handwerks eine ruhige Farbgebung auf. Meist wird ein stumpfes Grün oder Grau als einheitliche Grundfarbe bevorzugt, auf die zwischen dunkle, regelmäßig gewundene Blattranken große rotbraune, mit Weiß und Schwarz leicht gehöhte Tulpenblüten, auch Narzissen und Nelken gesetzt sind. Mit dem ausgehenden 18. Jahrhundert wird aus einem gesteigerten bäuerlichen Lebensgefühl heraus die Farbe und die Zeichnung vielfältiger und kräftiger. An Stelle der einfarbigen Gesamtgrundierung werden die Rahmen und häufig auch die Füllungen mit verschiedenen, nebeneinander gesetzten Farbflächen grundiert, auf denen die Blumen und Ranken üppig wuchern. Vor allem aber ist die Blumenvase oder in deren Abwandlung das Herz, aus dem der dreigeteilte Blütenstrauß sprießt, als Sinnbild des Lebensbaumes, beziehungsweise als Wunschbild des Gedeihens des neuen Hausstandes, auf dem Hochzeitsgut das selten fehlende Motiv. Die Farbskala ist ungemein vielfaltig. Als Grundfarbe werden unbekümmert Blau, Grün, Braun, Schwarz, Weiß und Gelb nebeneinandergesetzt, wodurch eine leuchtende Buntheit entsteht, die durch das Rot, Gelb, Weiß und Blau der Blüten und das Grün der Ranken noch gesteigert wird. Durch Verkleinerung des Einzelmotivs der Blüten, unter denen neben der bevorzugten Rose und Tulpe sternförmige Narzissen, Nelken und Maiglöckchen, die in Katzendorf und Draas „Schilerleljen" genannt werden, erscheinen, wird eine starke Dichtigkeit des Blumenschmucks erzielt. Aus der Stilform der Zeit übernommenes Muschelwerk an Truhen und Betten deutet auf Einflüsse des Rokokos, und eine Gruppe abstrakter Ornamente, wie S-Ranken, Wellenlinien und sich schneidende Halbkreisbögen, die vornehmlich zur Verzierung schmaler Leistenstücke an den Möbeln verwendet werden, erweitern den Zierbestand der Möbelmalerei dieser Landschaft. Besitzernamensaufschriften finden sich schon zu Beginn des 18. Jahrhunderts und fehlen fast niemals, lassen bei vererbten Stücken zuweilen auch eine spätere Änderung durch Übermalung erkennen. Die Pflanzenornamentik mit der Blumenvase ist in der Bemalung der Möbel vorherrschend, das Architekturstück tritt nur vereinzelt auf. Es geht auf die bürgerliche Einlegearbeit zurück, wird aber als Darstellung der Kirchenburg mit ihren Tortürmen rasch in volkskunstnaher Art verarbeitet. Ganz selten sind figürliche Darstellungen, die ausschließlich unmittelbarer städtischer Beeinflussung zugeschrieben werden müssen. Diese lebendige Farbigkeit der Möbelmalerei hält sich gerade in dieser Gegend bis zum ausgehenden 19. Jahrhundert in unmittelbarer Frische und Lebendigkeit. Seit der Jahrhundertwende weichen aber auch in den Dörfern der Schäßburg-Repser Gegend, die noch am zähesten am Althergebrachten festgehalten hatten, die bemalten Möbel dem Eindringen neuzeitlicher Fabrikware in zunehmendem Maße und werden in den allerletzten Jahren in geradezu katastrophaler Weise von dem Althandel aufgesogen.

Die Schmuckmotive der älteren, uns erhalten gebliebenen bemalten Möbelstücke des 18. Jahrhunderts aus der Hermannstädter Landschaft haben mit den gleichzeitigen der Schäßburg-Repser Gruppe viele verwandte Züge. Unter dem bestimmenden Einfluß der Stadt bildet sich aber seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts eine Möbelmalerei heraus, die gegenüber der vorher behandelten Gruppe die frohe Lebendigkeit bäuerlichen Farbensinnes sich nicht voll entfalten läßt. Die Grundierung überzieht einheitlich Rahmen und Füllung des Möbelstückes und ist ursprünglich meist hellblau,

später dunkelblau. Als Verzierungsmotiv herrscht die Rose vor. Rot, mit viel leuchtendem Weiß schattiert, in knollig geballter Form, leuchtet sie zwischen grünen Ranken und Blättern und im sprießenden Blütenstrauß auf. Häufig ist sie in klassizistische Blattwerkgirlanden gebunden, die der Stilform der Stadt entnommen sind. Die Jahreszahl der Hausstandsgründung fehlt fast niemals, Besitzernamensaufschriften sind hier jedoch seltener. Früher als in der Schäßburg-Repser Gegend und in größerem Umfang sind die bemalten Bauernmöbel aus dem Bauernhaus der Hermannstädter Landschaft verschwunden und beschränken sich heute meist nur auf eine zurückgebliebene Truhe, Almerei oder Lehnbank.

Die bemalten Möbel des Nösnergaues tragen durchwegs eine dunkelgrüne Grundierung. Die zu Blumensträußen gebundenen Blüten in kugeliger Form, oder die um Herzen gewundenen Kränze sind leuchtend rot, gelb und blau. Auch hier ist die Rose bevorzugt. Besitzernamen und Jahreszahl sind in zarter, schwarzer Kursivschrift angebracht.

Der Besitzstand an bemaltem Möbel und Hausgerät, der einst die sächsische Bauernstube füllte und von dem reichen Farben- und Formensinn und der Sinnbildhaftigkeit des Gemeinschaftslebens lebendiges Zeugnis ablegte, ist in bedrohlichem Ausmaße, in manchen Gegenden schon gänzlich, geschwunden. In noch erhaltenen, guten Beispielen geben sie dem Sebastian-Hann-Verein die Vorbilder ab für die von ihm gepflegte Wiederbelebung bäuerlicher Wohnkultur und Möbelmalerei.

Stiller Herbst

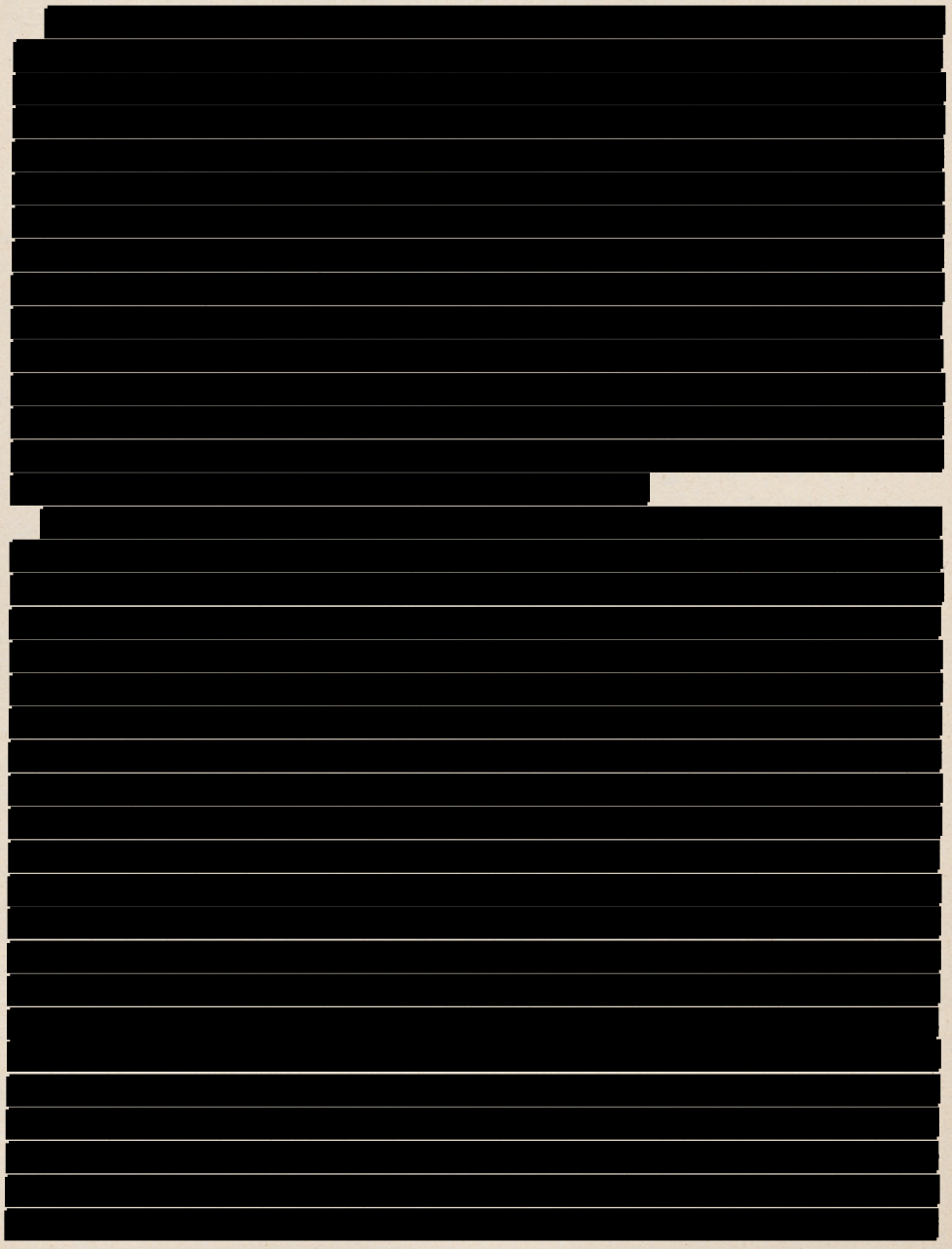
Von Hermann Klöß

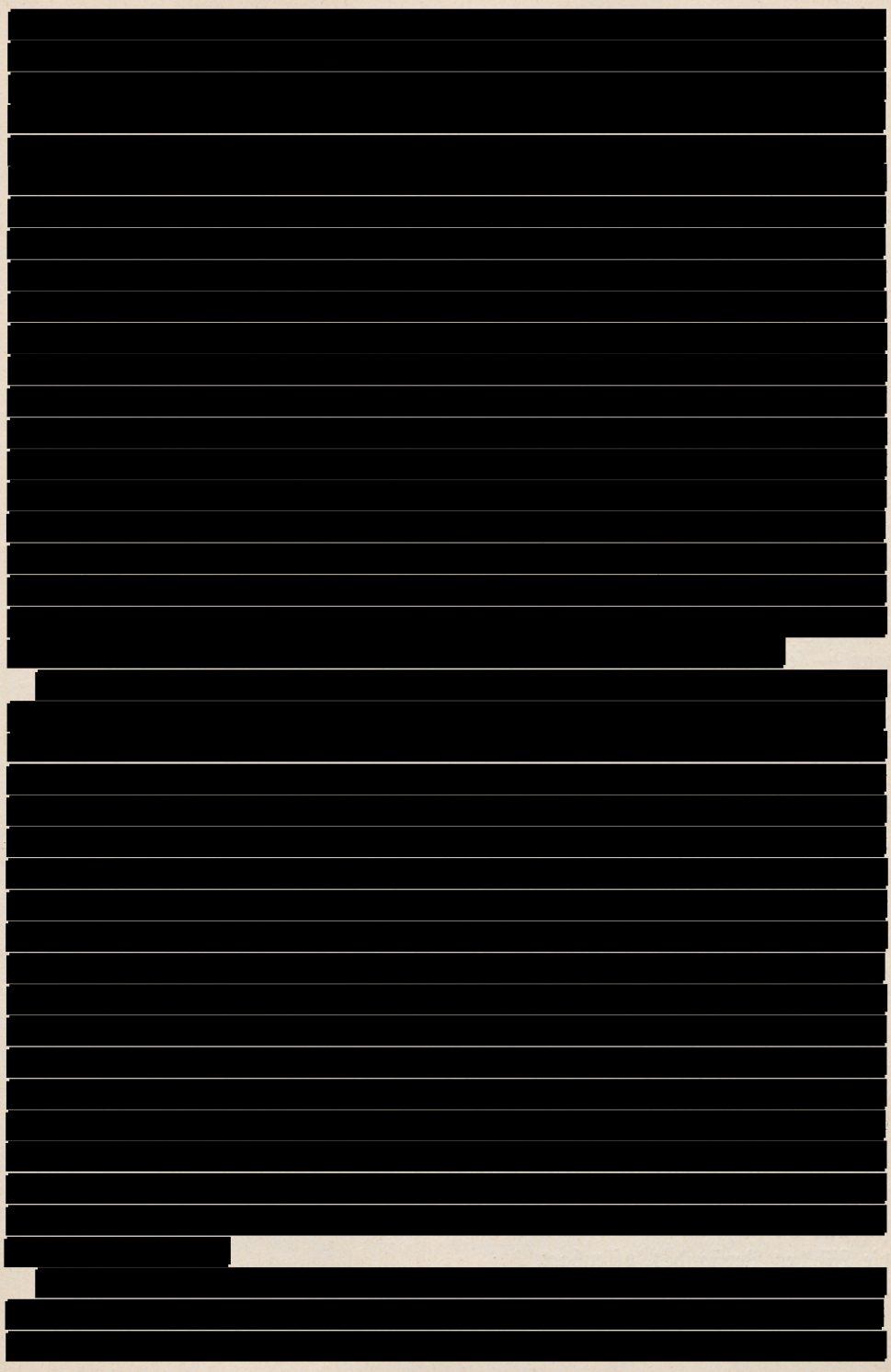
Diese Tage klarer Freude
Edlen Reifens, goldner Fülle
Reihn sich wie kristallne, große
Perlen durch des Herbstes Stille.

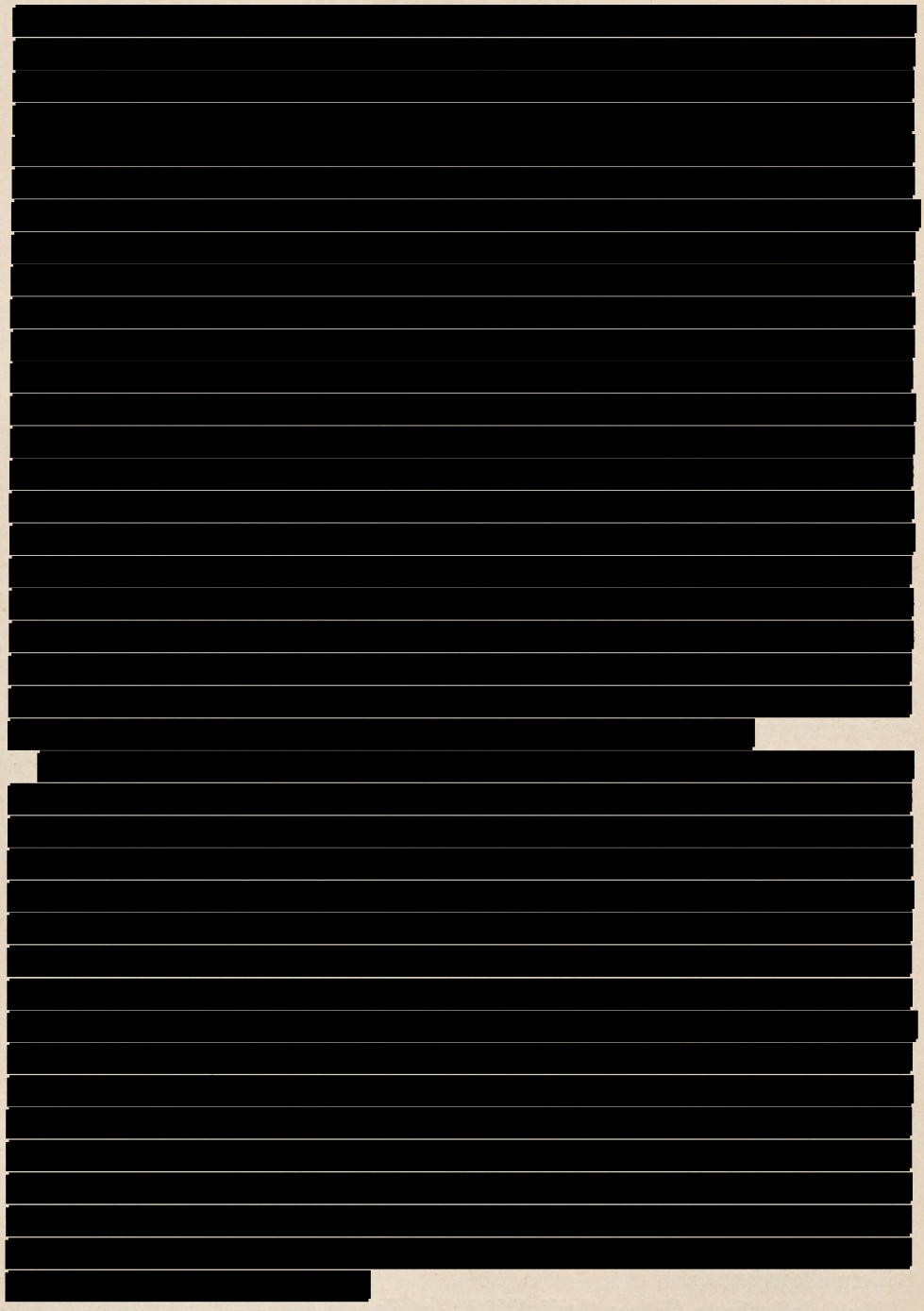
Während Früchte, selbst sich lösend
Sterne schweigend niederfallen,
Hör' ich fern im tiefen Lande
Deinen letzten Schritt verhallen.

E. G. Kolbenheyers Roman „Das gottgelobte Herz“

Von Rudolf Hollinger







Neue Bücher und Schriften

Stephan Ludwig Roth

Stephan Ludwig Roth. Der Schwabenkönig. 6. Band der Gesammelten Schriften und Briefe. Aus dem Nachlaß herausgegeben von Otto Folberth. Verlag der Krafft & Drotleff A.G., Hermannstadt 1939.

Mit diesem Band, dem vorletzten der Gesamtausgabe, legt uns Folberth die Briefe, Tagebücher und Reden Roths aus den Jahren 1837—1847 vor. Es ist das Ergebnis einer außerordentlich mühevollen und treuen Arbeit, deren Schwierigkeiten sich sowohl aus der Sammlung und Entzifferung der Handschriften — eine beigelegte Schriftprobe gewährt Einblick in die Schwere der Aufgabe — als auch aus der Deutung der zahllosen Einzelfragen und der Feststellung der vielen Personen ergaben, die Roth in seinen Aufzeichnungen erwähnt. Folberth hat hier wieder ein Werk vollbracht, für das ihm Gegenwart und Nachwelt Dank und Anerkennung schulden.

Der Band enthält vorwiegend persönliche Bekenntnisse Roths aus jenen reifen Jahren, in denen die schon früher von Folberth veröffentlichten großen Schriften entstanden sind, die sich nun in einem Teil dieser Aufzeichnungen gleichsam wie im Herzen des Verfassers spiegeln. Doch wichtiger als seine Bezugnahme auf die Schriften erscheint uns das Bild der Schwabeneinwanderung, das wir aus den Briefen, Zeitungsaufsätzen und dem Württemberger Tagebuch herausheben können.

Die letzte Einwanderung von Deutschen in den Südosten ist Roths Werk gewesen, das er mit Aufzeichnungen begleitet hat und das sich uns nun in diesem Nachlaß ein Jahrhundert später durch die Mittlerschaft Folberths blutig lebendig vor Seele und Auge stellt. Wenn wir Roth oft als den größten Volkserzieher bezeichnen, den die Siebenbürger Sachsen jemals hatten und Zeit seines Lebens verkannt haben, so steigt er aus diesen Blättern auch als vorausschauender Politiker und zwar als Politiker in einer tieferen Bedeutung, als wir dem Wort gewöhnlich zumessen. Was er wollte, ist so einfach, daß es der Verkennung der Zeitgenossen fast mit Naturnotwendigkeit ausgeliefert wurde, denn das Einfache und wahrhaft Schöpferische wird von der Zeit nur dann sofort verstanden, wenn ihre Not so groß ist, daß sie alle Schranken des Herkömmlichen vergessen läßt und die Sinne öffnet für das rettende Neue. Sein Plan, die deutsche Ostkolonisation wenigstens im Rahmen des Königsbodens zu beleben, stellt ihn in die Reihe der bedeutsamsten Erscheinungen deutscher Ostbewährung. Man ist versucht, anzunehmen, daß nach einem geheimen Gesetz in ihm der Geist der ersten Ostlandfahrer und die Weisheit eines Prinzen Eugen erwachten.

Welche Mittel aber standen Roth zur Verfügung? Nichts, kein weithin wirkendes Amt, keine Gefolgschaft, keine Macht. War seine Einsicht auch richtig, so mußte er doch die Mittel ergreifen, die ihm seine Zeit bot; und diese waren für einen Landpfarrer so gering, daß sie sich in Zeitungsaufsätzen und in der Werbung von Mensch zu Mensch erschöpften. Es klingt fast wie eine, des Humors nicht entbehrende Erfindung, daß ein Dorfgeistlicher aus Siebenbürgen allein nach Schwaben fährt, um eine Bauerneinwanderung in seine Heimat zu veranlassen. Man liest in seinem Tagebuch, wie die Anwerbung verläuft, wie er unermüdlich hin- und hereilt, den und jenen spricht, eine Über-

fülle von Personen zu beeinflussen sucht, und vermißt bei allem nur, daß in den knappen Notizen bloß selten seine Gespräche mit den Einwanderungslustigen wiedergegeben werden, denn in diesem persönlichen Einwirken auf die Bauern lag ja die eigentliche Leistung, nämlich die, daß es ihm tatsächlich gelang, mehr als tausend Menschen auf den Weg zu bringen. Er hat dabei keinem ein Paradies versprochen und war stets bei der vollen Wahrheit geblieben, was wir an den Zeitungsaufsätzen nachprüfen können, in denen er Siebenbürgens Verhältnisse schildert.

Was den Aufzeichnungen neben diesem Inhalt und dem menschlichen Wert, den auch sie ausstrahlen wie alles, was uns Roth hinterließ, besonderen Reiz verleiht, ist die Darstellung der württembergischen Zeitverhältnisse, vornehmlich der damals dort stark um sich greifenden deutschkatholischen Bewegung. Roth mochte sich zu ihr im Anfang etwas hingezogen gefühlt haben, obschon er sich bald davon fernhält und aus politischen Rücksichten selbst den Anschein vermeidet, als ob er sich solchen Bestrebungen genähert hätte, mit deren Führern er indessen wochenlang verkehrt hat. Man spürt in dieser Vorsicht sowie in den späteren Rechtfertigungsschreiben, die er seiner Einwanderungsmühe nachfolgen lassen mußte, die Klugheit eines Untertanen aus der Zeit des Fürsten Metternich, dessen Bedeutung erst von der heutigen Geschichtsschreibung wieder erkannt worden ist, während die Schattenseiten des nach ihm benannten, damals allgemeinen europäischen Regierungssystems die lebendigen Köpfe der Zeit, Roth nicht ausgeschlossen, bedrückten und den Haß der Freiheitsliebenden herausforderten. Roth, der sich allen Angriffen und den Anfragen der Behörden gegenüber geschickt und voll Menschenkenntnis verhält, steht dabei eindeutig zu seinen Plänen und Taten mit einem Mut, der uns als eine schöne Bestätigung seines Wesens und in der Form, in der er sich äußert, als die Sprache des reifen Mannes berührt, der wenige Jahre später den Tod mit beispielhafter Größe zu erleiden vermochte.

Mit unseren Anmerkungen zum vorliegenden Bande ist dessen inhaltlicher Reichtum keineswegs umrissen. Jede Zeile Roths gibt einen Beweis dafür, wie er sich auch auf dem einsamen Pfarrsitz immer in der Lebensmitte seines Volkes fühlte und dessen kleinste Regung mit einer Empfindlichkeit verzeichnete, die nur einem Politiker eignet, der zu erkennen wie zu helfen weiß, obschon seine Hilfsbereitschaft nur selten angenommen wurde. Ob es sich um die Hebung der Bauernarbeit handelt und um den Ausbau des noch recht unzulänglichen Landwirtschaftsvereins; ob er die siebenbürgische Verfassung kritisiert und die Gefahren des unerwünschten Zustroms der Fronbauern ins freimachende deutsche Gebiet ausmalt und vor ihnen warnt, oder ob er sich mehrmals als Österreicher bekennt und dazu ein Recht hat aus dem ihn erfüllenden gesamtdeutschen Bewußtsein, das ihn bewegt, das alte zerborstene, einst in Wien gipfelnde erste Deutsche Reich heraufzubeschwören; ob er in Audienzen bei Erzherzögen und Ministern seine Pläne vertritt, oder ob er sich um die Wahl des Sachsengrafen kümmert, stets enthüllt sich der Deutsche, der große Zusammenhänge überblickt und in ihren Ring die kleine Insel in Siebenbürgen gestellt sehen will. Ein gesamtdeutsches Volksgefühl leitet ihn, und man würde keiner gedanklichen Spielerei verfallen, wenn man dieser Haltung wegen Roth als einen Nachfahren reichhaften Denkens und einen Vorfahren der heute wieder reichhaft gewordenen deutschen Gesinnung bezeichnete.

Seine Gedankenwelt ist dabei jenseits aller Schwärmerei. Sie ist von einer Nüchternheit, die dem Lebensalter entspricht, dem seine Aufzeichnungen entstammen, und dem Werk gemäß bleibt, dem er sich widmete. Auch hierin hebt er sich ab von der verworrenen Romantik seiner Zeit und weist in die Zukunft hinaus. Wieviel günstiger wäre die Lage der Siebenbürger Sachsen heute, hätten unsere Urgroßväter Roths Genie erkannt und seine Pläne mit aller Kraft ausgeführt! Heinrich Zillich

Otto Folberth. Stefan Ludwig Roth şi raporturile lui cu Românii. Conferinţă ţinută la Braşov (16 Martie 1939). Institutul sud-est european. Bucureşti 1939. **Otto Folberth. Stefan Ludwig Roth şi legăturile lui cu Românii.** Conferinţă ţinută la 16 Martie 1939 în cadrul Institutului de cultură român-german la Braşov. Lanuri. Mediaş 1939

Das ungewöhnliche Interesse, das Folberths in ihrem wesentlichsten Teil in unserem Maiheft in deutscher Fassung wiedergegebene Kronstädter Rede in rumänischen Kreisen erweckt hat, wird nicht nur dadurch bewiesen, daß sie im Bukarester Rundfunk in rumänischer und deutscher Sprache wiederholt wurde, sondern auch durch die Tatsache, daß sie heute schon in zwei Ausgaben auf rumänische Initiative hin gedruckt vorliegt. Der eine Druck ist ein Sonderabzug aus einer in Mediasch erscheinenden rumänischen Zeitschrift, der andere eine von Prof. N. Jorga veranlaßte Broschüre, die vom Südosteuropäischen Institut herausgebracht wurde. Der Vortrag, der die Bedeutung Roths für sein eigenes Volk und vor allem seine Beziehungen zum Rumänentum in einer durch die Redezeit gebotenen Zusammenfassung darstellt, hat sich somit nicht nur als ein gewichtiger Beitrag zur Rothforschung, sondern auch als ein wirksames Mittel der Werbung für ein möglichst breites Verständnis der Persönlichkeit des großen Mannes erwiesen. Harald Krasser

Erzähler

Siegfried von Vegesack. Die baltische Tragödie. Eine Romantrilogie. Carl Schünemann Verlag. Bremen 1934

Vegesack unternahm es, das Epos seines Stammes, die furchtbaren Schicksale der Balten, niederzuschreiben und damit ein Geschichtsbild der Ereignisse zu geben, die seit Beginn unseres Jahrhunderts bis zum Ende des Weltkrieges eine viele Jahrhunderte lang von Deutschen geprägte und kultivierte Landschaft an der Ostsee völlig neuen Daseinsformen unterwarfen. Im ersten Teil des Werkes erfahren wir, wie behäbig, wie satt und in sich versponnen das Leben auf den großen Gütern im Baltenland ablief; im zweiten wird uns ein Gemälde der ersten russischen Revolution geschenkt, in der die Balten schon viel zu leiden hatten und zwischen die Mühlsteine des Aufbegehrens der Letten und Esten gerieten, während sich der russische Druck, der seit Jahrzehnten auf ihnen lastete, ohne allerdings die überlieferte ritterschaftlich-deutsche Ordnung Kur- und Livlands gänzlich zu beseitigen, weiter verstärkte; im dritten Teil wird die Zeit des Weltkrieges, des Bolschewismus, die Heldenkämpfe der baltischen Landwehr und schließlich das bittere Ende, die Enteignung der alten Besitztümer, geschildert. Der Roman stellt dies vielfältige, erregende und große Geschehen im Rahmen einer Familiengeschichte dar, die zweifellos die Erlebnisse Vegesacks selbst und seiner Angehörigen ist.

Der Verfasser besaß nicht immer die Kraft, das Nebensächliche zugunsten des Wichtigen wegzulassen. Die unzähligen Personen seines Werkes sind oft ohne Figur, sie tauchen auf und verschwinden, um später wieder erwähnt zu werden, ohne daß man mit jeder eine plastische Vorstellung verbinden könnte. Man hätte es begrüßt, wenn die großen Fragen des baltischen Raumes in weniger Gestalten eindeutiger vor uns getreten wären und das Private, überall Mögliche und nicht typisch Baltische weniger breit behandelt würde. Das Buch ist nicht so politisch und geschichtlich durchgestaltet, wie es der Stoff erheischt und leidet darum an einer Zweigesichtigkeit. Aber wenn es uns damit auch als politisches Werk und als Dichtung nicht ganz erschüttern kann, der Stoff selbst ist groß, tausend Einzelheiten haben Duft und unmittelbare Herzensgewalt. Es ist erlebt, was hier beschrieben wird, es ist wahr und gibt der Phantasie zur Ausmalung der übrigen Geschehnisse jener Zeit Nahrung. Und darum ist es ein wichtiges Werk, das seiner Aufgabe, Kunde zu geben von deutschem Schicksal, deutscher Bewährung und deutscher Not, entspricht. Heinrich Zillich

Friedrich Griese. Bäume im Wind. Roman. Verlag Langen/Müller, München. In Leinen RM. 5,80·—

Der Bauernsohn Friedrich Griese, wohl selber einer von denen, die von der Scholle her in die Stadt kamen, hat ein Anliegen: zu zeigen, wie die Bauern „dazu dienen müssen, die Städte des Landes mit tüchtigen Menschen zu bevölkern", wie jedoch diese Menschen, der Scholle entfremdet, dann doch den sturmzerzausten „Bäumen im Wind" gleichen und oft genug im Sturm zerbrechen. Dies Schicksal erfüllt sich im Roman an den unterschiedlichsten Gestalten, — auch mit verkehrten Vorzeichen, wo ein junger Mann der Stadt entläuft und zur Bauernerde zurückfindet. Die Sprache Grieses ist auch in diesem Buch wie eine volle Garbe schwer und dicht, sie spricht von den Menschen wie von einem letztlich doch unfaßbaren Geheimnis, und dies Geheimnisvolle legt sich über alles Geschehen, von dem der Dichter handelt. Kein Buch für flüchtige Leser, die in einem Roman bloß Kurzweil und Zerstreuung suchen. Hans Lienert

Hans Reisiger. Ein Kind befreit die Königin. Roman. Verlag Rowohlt, Stuttgart-Berlin. In Leinen RM. 6,80·—

Die Geschichte der ersten Gefangenschaft der schottischen Königin Maria Stuart und ihrer Befreiung durch einen Knaben. Gut und unterhaltend geschrieben, wenn auch oft etwas „romanhaft" in der Ausdrucksweise. Ich frage mich, wozu heute Bücher aus solchem Stoffkreis geschrieben werden. Schottland und seine jugendlich-schöne Königin erweckt wenig inneren Anteil beim deutschen Leser. Zustände voller Lug und Trug in der Diplomatie, voller Verruchtheit und Gewissenlosigkeit beim Adel und der höheren Gesellschaft könnten in ähnlicher Art allenthalben gezeigt werden. Da könnte man meinen, es werde nun etwa dargestellt das Bewußtsein der jungen Königin von tieferem Berufensein zum Königtum oder ihre Sendung zur Rettung der Kirche vor der Reformation, — aber nach beiden Seiten hin gibt's nur Andeutungen und Worte, aber keinerlei Vertiefung in die großen Zeit- und Ewigkeitsfragen... Wozu läßt der Verlag Unterhaltungsromane in lateinischen Buchstaben drucken? Er dürfte damit keinem Menschen einen Gefallen tun. Hans Lienert

Eugen Gagarin. Die Gewesenen, Russische Schicksale, und **Der verwehte Weg.** Novellen. Beide bei Kösel-Pustet. München 1939

Eugen Gagarin ist ein junger, als Emigrant in Deutschland lebender und deutsch schreibender Dichter aus alter russischer Familie, der in seinen zwei schmalen, vor kurzem erschienenen Erstlingsbänden Schicksale von Angehörigen der früher wichtigsten Ständen seiner Heimat, des Adels, der Offiziere, der Bauern, schildert, von Menschen, die aus Rußland nicht flohen und nun dort leben, ohne Sinn, verfolgt oder völlig unbeachtet, in Hunger und Armut, aber innerlich noch bewegt von den Werten einer roh vernichteten Zeit. Etwas Altmodisches, entsetzlich Vergebliches, eine letzte Nutzlosigkeit kennzeichnen alles, was diese Menschen und ihre Kinder sprechen, fühlen, tun und tun dürfen. Es gibt für sie keine Möglichkeit, sich in den geänderten Verhältnissen wirklich tätig zu bewähren. Ihnen bleibt nur eines übrig, sich selbst ganz aufzugeben und das heißt, fast immer seelisch unterzugehen oder aber einmal doch von der Not, von der Verzweiflung, von den Schergen leiblich vernichtet zu werden. Die Revolutionsschrecken liegen schon weit. Gagarin schildert diese krassen und grauenhaften Ereignisse nicht, die im Dasein all seiner Gestalten die jene Wende bedeutet haben. Er stellt nur Ausschnitte aus der Gegenwart dar, die äußerlich meist wenig dramatisch sind, aber um so tiefer in den dauernden Schrecken des sowjetrussischen Lebens hineinleuchten, der den inneren Adel vieler seiner Opfer dennoch nicht zu brechen vermag.

Gagarins Kunst und Menschenkenntnis, seine von Einseitigkeiten des Urteils freie und reine Menschlichkeit sind bedeutend. Die zwei Bücher gehören zweifellos zum Besten, was wir in der letzten Zeit an Novellen lasen. Heinrich Zillich

Musik- und Dichtungsgeschichte

Ernst Borkowsky. Johann Sebastian Bach. Deutsche Reihe Nr. 88. Eugen Diderichs. Jena

Die Tätigkeit unserer Bachchöre hat in immer stärkerem Maße die Aufmerksamkeit unserer Bevölkerung auf Bachs und, darüber hinaus, überhaupt auf barocke Musik gelenkt. Eine wirklich volkstümliche Biographie wird daher bei allen unseren Bachliebhabern einem Bedürfnis entsprechen, da die großen Biographien oft zu teuer und zu umfangreich sind. In der schmucken Sammlung der „Deutschen Reihe" ist nun ein Bändchen von Ernst Borkowsky erschienen, das unseren Musikliebhabern entgegenkommt. Es gibt ihnen ein lebendiges und anschauliches Bild von Bach, seinem Leben, seiner Familie, seiner Tätigkeit und seinem unsterblichen Werk. Ludwig Schmidts

Erna Brand. Max Reger im Elternhaus. Verlag Albert Langen/Georg Müller, München. RM. 2·80·—

Max Reger ist uns hier in der siebenbürgischen Heimat noch ziemlich fremd. Dann und wann ein Lied, eine Orgelkomposition, ein Klavierstück. Das ist natürlich viel zu wenig, um Reger bei uns wirklich lebendig zu machen. Es ist also da noch viel zu tun. Das Buch von Erna Brand möchte ich als echt weiblich bezeichnen. So wie die Kinder und die Jugend überhaupt mehr der Mutter überlassen bleiben, so können auch die Frauen viel tiefer und umfangreicher von den Kindern berichten. Mit mütterlicher Liebe zeichnet hier Erna Brand das Leben des Knaben nach, von seiner Geburt bis zum Ein-

tritt in die Musikschule in Sondershausen, wo dann Hugo Riemann seine Ausbildung übernahm. Auch der Stil des Buches ist so echt weiblich, wie wir ihn selten finden. So bietet dieses Büchlein nicht nur ob seines Inhaltes viel Belehrendes, es ist auch literarisch ein eigenartiges und wertvolles Dokument. Ludwig Schmidts

Franz Lennartz. Die Dichter unserer Zeit. 275 Einzeldarstellungen zur deutschen Dichtung der Gegenwart. Alfred Kröner Verlag. Stuttgart

Dieser neue Band aus der handlichen Reihe von Kröners Taschenausgaben ist als ein Nachschlagewerk für Bücher- und Zeitungsleser, wie für Rundfunkhörer und Theaterbesucher gedacht und wird diese Aufgabe recht gut erfüllen. Die alphabetische Anordnung nach Dichternamen ergab sich aus diesem Zweck, die Reichhaltigkeit der Daten entspricht ihm durchaus. Die Charakteristik der Dichter und Werke bleibt öfter in recht oberflächlichen Waschzettelwendungen stecken. Besonders halten wir es auch für wenig angebracht, mit einer gleich auf den Namen folgenden Etikette („ein stiller und einsamer Dichter", „ein erfolgreicher Kriegsdichter" usw.), die Dichter oft sehr einseitig auf eine bestimmte „Spezialität" festzulegen. Unter den Verstorbenen, deren Werk — dem Auslesegrundsatz entsprechend — die deutsche Gegenwart unserer Tage noch unmittelbar berührt, hätte Stefan George oder der große Bauerndarsteller Ludwig Thoma, aber wohl auch Rilke nicht fehlen dürfen. Von den Lebenden vermissen wir vor allen Ernst Bertram und Rudolf Alexander Schröder, die neben so vielen weit geringeren Namen unbedingt hätten behandelt wurden müssen. Harald Krasser

Kulturgeschichte — Zeitgeschichte

Österreich und der Südosten

Der Adolf Luser Verlag in Wien gibt seit einiger Zeit eine „Reihe Südost" heraus, die ähnlich wie andere wohlfeile Bücherreihen wertvolles Dichtungsgut und wichtige Stellungnahmen zu Lebensfragen unseres Volkes in die breite Leserwelt trägt. Entsprechend der Zielsetzung des Verlages sind dabei der Südosten und Österreich in den Mittelpunkt der Betrachtung gestellt. Wir verweisen auf einige neue Büchlein der Reihe. Zunächst sei das von Emil Lauber verfaßte Lebensbild Metternichs erwähnt. Lauber, dessen kürzlich erschienenes umfassendes Buch über Metternichs Politik während der Befreiungskriegszeit zu den wesentlichsten politischen Büchern der Gegenwart gehört, stellt hier auf begrenztem Raum Metternichs Wirken als gesamtdeutsche Leistung dar. — Heinz Scheibenpflug behandelt im Bändchen „Donau und Donauraum" mit seltener Klarheit ein Thema, das uns besonders am Herzen liegt, und zeigt die Gesetze unseres Lebensraumes überzeugend auf. — Willkommen ist uns auch eine Darstellung Altwiens von Emerich Schaffran „Vormärzliches Wien", die ebenso wie Alexander Witeschniks „Die Dynastie Strauß" eine Zeit lebendig macht, deren kulturelle Ausstrahlung in den Südosten nicht hoch genug und nicht werthaft genug veranschlagt werden kann. — Welche ungebrochene und bewußte deutsche Gesinnung allezeit in Österreich lebte, ergibt sich aus der von Wilhelm Stiehler besorgten Sammlung deutscher Aussprüche und Bekenntnisse,

die das Bändchen „Deutsches Wort aus Österreich" füllen. — Eine kleine Geschichte der „Salzburger Protestanten" und ihrer Emigration ließ in dieser Buchreihe Hermann Gollub veröffentlichen. — Heinz Kindermann, der bekannte Literaturhistoriker, dem wir auch ein jüngst erschienenes umfangreiches Werk über das Burgtheater verdanken („Das Burgtheater", Adolf Luser Verlag, Wien), gibt uns einen Auszug dieses Buches im Bändchen „Der Lebensraum des Burgtheaters". — Schließlich sei noch auf ein letztes Bändchen aufmerksam gemacht, das eine ausführlichere Besprechung in dieser Zeitschrift wohl noch erfahren wird, auf die mit Lichtbildern von Kurt Hielscher geschmückte Darstellung unserer Heimat von unserem Landsmann Andreas Matthiae: „Siebenbürgen".

Heinrich Zillich

Wyndham Lewis. Der mysteriöse John Bull. Ein Tugendspiegel des Engländers. Aus dem Englischen übertragen von Hans Rudolf Rieder. Essener Verlagsanstalt. Essen 1939.

Lewis kennt seine Landsleute und hat eine sehr ergötzliche, geistreiche Art, ihr Wesen satirisch zu betrachten, wenngleich mitunter die Geistreichelei zum Selbstzweck wird. Viele Feststellungen des Verfassers leuchten sofort ein, so besonders die Erklärung des englischen Menschenschlages aus seiner Blutmischung. Vergnüglich ist vor allem das Kapitel, das sich mit der politischen Veranlagung John Bulls befaßt und nachzuweisen versucht, daß es diesem an politischem Sinn völlig gebricht und das englische Weltreich lediglich eine Leistung von Abenteurern sei, deretwegen den englischen Bürger keine Schuld treffe. Die scharfe Standestrennung zwischen der Herrenschicht und den Volksmassen wird von Lewis eingehend untersucht, woraus er den wohl auch bloß satirisch zu wertenden Schluß zieht, daß es einen englischen Typ, einen John Bull, gar nicht gebe, denn die Klassen des Volkes seien sich viel zu fremd. Wenn man dieses Buch auch als Satire liest, als die es geschrieben wurde, wird man dennoch manche Belehrung empfangen, für die man dankbar sein kann.

Heinrich Zillich

F. W. von Oertzen. Das ist Polen! Albert Langen/Georg Müller Verlag. München 1939

Als vor acht Jahren Oertzens Buch herauskam, wurde es im „Klingsor" sofort besprochen. Seine leidenschaftslose, auf Tatsachen beruhende Darstellung der Entwicklung Polens seit dem Weltkrieg und der inneren Vorgänge in diesem Staat, erregte damals schon größtes Aufsehen und scheuchte auch in Polen die Geister auf. Der Inhalt des Werkes wurde in seiner unbestreitbaren Wahrheit gerade von entscheidender publizistischer Seite Warschaus bestätigt. Polen verbot das Buch nicht nur, es bestraft jeden, der es innerhalb seiner Grenzen besitzt, mit Gefängnis. Mit kräftigerem Nachdruck kann die Glaubwürdigkeit Oertzens nicht unterstrichen werden. Die nun erschienene Neuauflage ist um die Schilderung der Ereignisse seit dem Jahre 1931 bis zur Gegenwart bereichert. Die brüske Absage Warschaus an die von Marschall Pilsudski gegenüber Deutschland eingeschlagene Politik und die sich daraus nährende europäische Spannung heben das Buch vollends ins Licht allgemeiner Bedeutung. Welche größenwahnsinnigen Vorstellungen heute Polen bewegen, ist bekannt. Welche Gefahren sich daraus entwickeln können, braucht nicht näher berührt zu werden. Wer sich über das Wesen des polnischen

Volkes, seine Fähigkeiten und seine Einstellung anderen Völkern gegenüber ein Bild machen will — eine Pflicht, die keinem Deutschen der Gegenwart erlassen sein darf —, wird bei Oertzen die Tatsachen finden, an denen er sich ein Urteil bilden kann. Er lese, wie Polen entstand, wie es der verstorbene Marschall steuerte, wie es mit beispiellosen Methoden, die an die trübsten Zeiten der altrussischen Geschichte erinnern, die Ukrainer niederhält und in zehn Jahren achthunderttausend Deutsche aus dem Land trieb (heute ist die Zahl der Verjagten bei weitem größer!). Es genügt, diese Tatsachen zu erfahren. Die Folgerungen, die sich daraus für Polen einmal ergeben müssen, liegen auf der Hand, wenn es sich der Wirklichkeit weiter entgegenstemmt und seine nichtpolnischen Volksgruppen fernerhin foltert.

Heinrich Zillich

Mitteilungen der Schriftleitung

Drei wesentliche Aufsätze dieses Heftes gelten Fragen unserer völkischen Lebensform: Albert Kleins gewichtige Stellungnahme zu Hans Lienerts Aufsatz über die Volksverbundenheit unserer Kirche, Julius Bielz' sachkundige Ausführungen über ein wichtiges Gebiet der materiellen Kultur unseres Bauernvolkes, und Johann Wolffs, des großen Meisters siebenbürgisch-sächsischer Volkskunde und Sprachforschung (gestorben 1893) Äußerung, die, als Schlußkapitel seiner kulturgeschichtlichen Arbeit „Unser Haus und Hof", „Hausehre und Heimatliebe" überschrieben ist. Wir wollen nicht müde werden, auf das dem Bewußtsein unseres Volkes noch zu wenig einverleibte Werk des großen Mannes hinzuweisen.

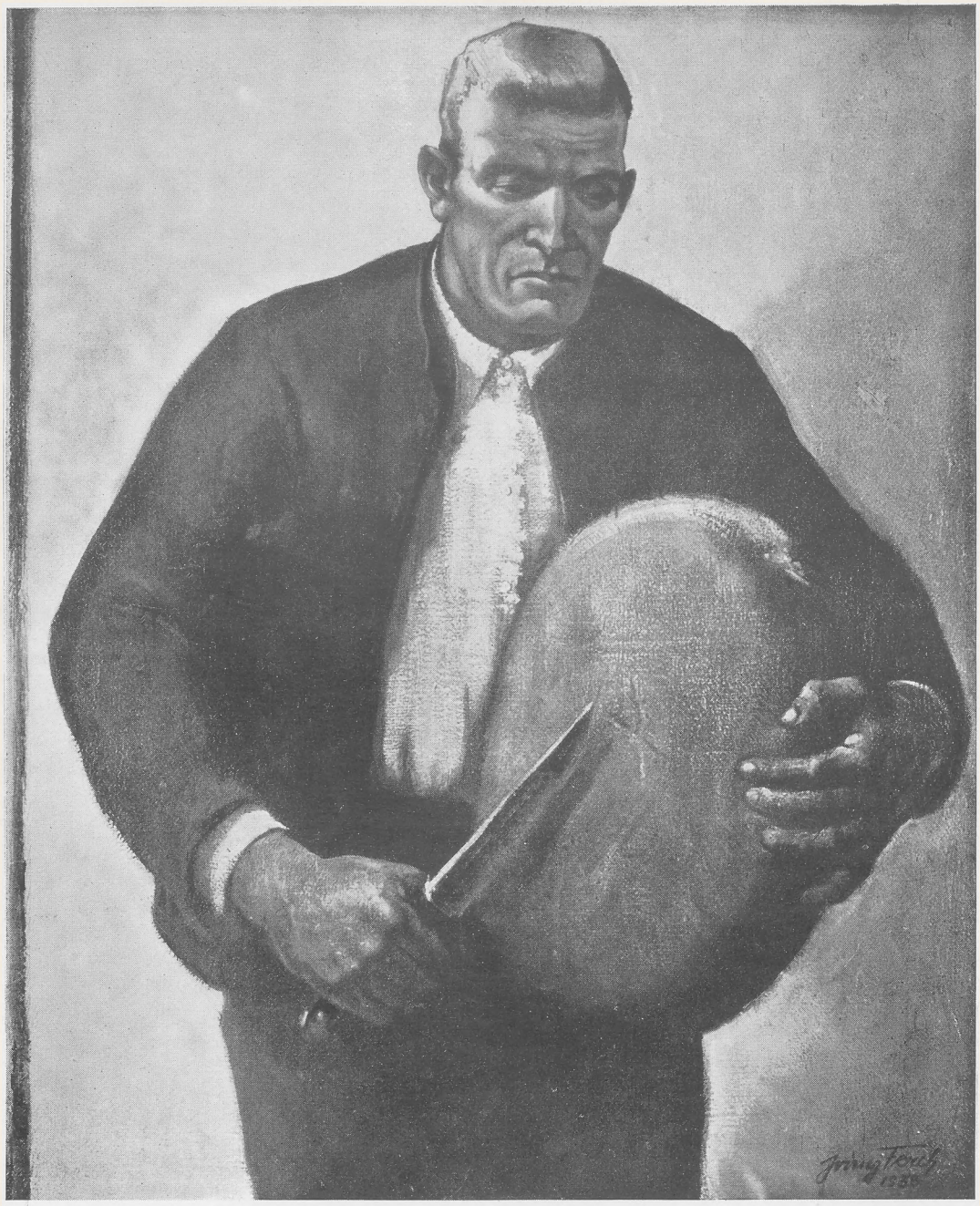
Das Gedicht Octavian Gogas, das unser Heft einleitet, hat der große rumänische Dichter und Politiker auf dem Krankenbett, wenige Tage vor seinem Tod geschaffen. Die Übersetzung verdanken wir einem als Mittelschullehrer in Bessarabien lebenden, um die Übertragung rumänischer Lyrik ins Deutsche verdienten Volksgenossen. Das Gedicht des siebenbürgischen Dichterphilosophen Lucian Blaga, der uns auch wegen seiner zahlreichen Berührungen mit deutschem Geistesgut nahesteht, findet sich in seinem früheren Gedichtband „Lauda somnului" („Lob des Schlafes").

Zum ersten Male arbeiten an unserer Zeitschrift die Erzählerin Margarete Sindel — die durch ihren Geschichtenband „Aus Gottes Bilderbuch" bekannt geworden ist — und Rudolf Hollinger, eine der wesentlichsten Kräfte des jungen Banater schwäbischen Geisteslebens, mit.

Eine ausführliche Würdigung des kürzlich verstorbenen großen Geschichtsschreibers und sächsischen Mannes Georg Adolf Schuller behält sich die Schriftleitung für ein späteres Heft vor.

Das Erscheinen dieses Heftes wurde dadurch verzögert, daß der Schriftleiter schon seit längerer Zeit durch Einberufung zur Waffenübung von seiner Arbeitsstätte ferngehalten wird.

Herausgeber Dr. Heinrich Zillich, derzeit verreist
Allein verantwortlicher Schriftleiter Harald Krasser, Heltau-Eisnädie 92 bei Hermannstadt-Sibiu
Verwaltung Hermannstadt-Sibiu, Königin-Maria-Straße 23
Gedruckt durch die Krafft & Drotleff A. G.



Franz Ferch

Brotschneider

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
16. JAHR Oktober HEFT 10

Gedichte

Von Josef Gabriel d. J.

Der Schnitter

Ermüdet lehnt der Schnitter wie ein Held
Nach schwerer Schlacht sich an die Sense die er schwang.
Die Garbenkreuze dunkeln rings um ihn im Feld
Und Grillen stimmen schon zum Nachtgesang.

Der Tag entfernte sich in trägem Flug
Gleich einem Falter, einem spielesatten,
Nun überzieht der Abend still den Bug
Des Himmels mit tiefgrauen Schwebematten.

Der Schnitter lehnt an seiner Sense Schaft,
Zu seinen Füßen liegen Krug und Napf.
Er trank daraus, es trank der Tag von seiner Kraft,
Ein Stoppelfeld liegt unter seinem Stapf.

Der Schnitter denkt: der Tag hat abgeschirrt,
Und nimmt die Sense, schultert sie und geht
Dem Dorfe zu, dem Haus, das unbeirrt
Gefügt inmitten seiner Welt dasteht.

Sonett

Sie wähnen Gott wie einen Hintersassen,
Der tief in einem Walde Hausstatt hält,
Und nicht mehr teilnimmt an des Menschen Welt,
Weil man den altgegang'nen Weg verlassen.

Sie blicken wissend zu den dunklen Toren,
Und wollen dieser Zeit Ihn wieder bringen.
Sie wissen viel von Ihm und Seinen Dingen,
Und suchen — doch wer sucht, hat was verloren!

Im Herbstwind raschelt jedes dürre Blatt.
Es redet viel von Gott der Preisgegebne.
Es schweigt, wer nur ein Körnlein von Ihm hat —

Wie eine Mutter ihre Frucht verschweigt,
Und eine Ahnung läßt ihn froh erbeben:
Er wirkt, vor dem er sich in Demut neigt.

Sommers Ende

Von Annie Schmidt-Endres

Der Sommer geht. Das Welschkorn stößt
Schon Kolben, und verblassend läßt
Sein Rot der welke Mohn.
Zu Haufen liegt die Hafermahd
Im Feld. Dort fern das Sonnenrad
Hängt rot im Abendton.

Da rafft sich schwer vom Abendgrund
Der Tag noch eine letzte Stund,
Liest Ähren auf im Wind.
Ein Bettler mit zerzaustem Haupt
Irrt stoppelwund, des Wegs beraubt
Am Raine, schicksalsblind.

Sprüche

Von Peter Blickling

Der Fortschritt in der Sprache

Einst mußte man — als Urmensch — um nur ein Wort hervorzubringen, etwas Großes erlebt haben. Heute können wir, auch wenn wir gar nichts denken und gar nichts fühlen, große Worte gebrauchen.

Der Fortschritt in der Sitte

Früher hieß sittlich sein, anständig sein. Heute heißt es, die Sitte befolgen.

*

„Würde ist Bürde", sagen die Schlauen, stecken sie wie eine Feder auf den Hut und stolzieren damit herum wie ein Pfau.

*

Seht ihr die Jagd der Vielen nach Ämtern und Titeln? Denkt nicht, es stecke nichts dahinter. Das tolle Treiben hat einen gar tiefen Sinn: die Ehrsüchtigen glauben, wem Gott ein Amt gibt, dem gebe er auch Verstand.

Ruhm

Durch Ruhm werden mehr Menschen vernichtet, als dadurch groß werden, weil diejenigen, die ihn besitzen, eher geneigt sind, ein Leben lang davon zu zehren, als für neuen zu arbeiten. Die Gesellschaft aber, die Instanz, die über die Verleihung des Ruhmes entscheidet, benötigt die Arbeit ihrer Besten. Indem sie nun mit dem Ruhme geizt und ihn gerade den Besten nur nach ihrem Tode verleiht, oder doch sehr spät, handelt sie aus einem gesunden Instinkte heraus und zwingt diese zu Höchstleistungen, die andernfalls meistens nicht zustande gekommen wären. Diese Tatsache müßte genügen, um alle „verkannten Größen" über ihr Schicksal zu trösten.

Eine Grabschrift

Du hast es bewiesen, daß Leben Kampf ist. In der Jugend galt Dein Kampf der Langeweile, im Alter dem Tode. Wohl Dir und allen übrigen, daß Du Deine Ruhe gefunden.

Der Weg zur Demokratie

Als Herzöge und Könige schlecht geworden waren, und man deshalb die Leitung der allgemeinen Belange keinem einzelnen mehr anvertrauen zu können glaubte, weil der durchschnittliche Bürger in seiner Verkommenheit, in die er gleichzeitig geraten war,

sich die Tugenden eines wirklichen Führers nicht mehr vorstellen konnte, da hat man diese Leitung allen durchschnittlichen Bürgern in ihrer Verkommenheit übertragen. Das war ein Weg aus dem Regen in die Traufe.

Gerechtigkeit

Der Professor für Rechtsphilosophie: Es gibt außer der physischen Welt noch eine ideale Welt des Rechtes, die Welt der Beziehungen zwischen Mensch und Mensch und zwischen dem Menschen und der Gesellschaft. Mit dieser Welt wollen wir uns beschäftigen.

Der Student: Das ist der Wirklichkeit gewordene Traum aller Juristen, worin sie als Richter und Advokaten ein Schlaraffenleben führen.

Gedichte

Von Heinrich Erk

Nachtlied

Nun ist mein Atem ganz allein im Raum
Und keines meiner Worte reicht zu dir.
In mir ist Warten. Wächst nicht über mir
Hoch in die Sterne meiner Sehnsucht Baum?

Ganz tiefe Stille. Nur dein Name klingt
Aus diesem großen Herzen, das ich bin.
Dein Name nur. Doch alle kosen ihn
Und allen Dingen ist er unbedingt.

Sieh meine Hand. Sie trägt noch deinen Druck
Und noch ein leiser Duft ist ihr zu eigen.
Sie soll mir nächstens auf dem Herzen liegen.

So spricht sie mir von dir. Und im Versiegen
Der frohen Stunde ist ein Traum genug,
In den sich alle deine Träume neigen.

Letzte Rosen

Noch blühn die letzten Rosen an den Wegen
der toten Gärten in Novembertagen.
Ihr Rot ist kalt und dunkel, und sie tragen
uns ihren schmalen Hauch verwirrt entgegen.

Wie schlank sie ihre braunen Stengel schwingen!
Hat auch der Frost mit schwerer Hand verwundet,
noch sind sie nicht zur Erde weggerundet,
und in ihr Sterben schwillt es wie ein Singen

der sieggewillten Knospenballen, welche
dem fahlen Tag ihr letztes Rot verleuchten.
Mag auch ein dünner Nebel sie befeuchten,
sie blühn und leben, diese trunknen Kelche.

Doch eines Abends lösen ohn Beschwerde
die zarten Blätter von dem Leib sich los
und fallen sanft und sterbend in den Schoß
der mütterlichen und bereiten Erde.

Deutsche Kunst im Banat

Von Robert Reiter

Wiener Wandermaler, die gleichsam den Spuren des großen Deutschenzuges nach dem Süd-Osten gefolgt waren, tauchten wiederholt in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts im Banat auf. Bürger von Temeschburg, die es damals schon zu einem erheblichen Wohlstand gebracht hatten, gaben ihnen gerne Bildnisaufträge, durch die sie auf längere Zeit, einige sogar auf Lebensdauer, hier festgehalten wurden. Dies waren die erster Anfänge einer weltlichen Malerei im Banat, das die Waffen des deutschen Kaisers und die nicht erlahmende Kraft der deutschen Kolonisten dem abendländischen Kulturkreis zurückgewonnen hatten. Religiöse Gemälde und Standbilder für die neuerbauten Kirchen wurden meistens aus Wien bezogen. Auf manchem Altarbild kann man den Namenszug eines namhaften Künstlers der Kaiserstadt lesen.

Der erste deutsche Maler, der dem Banater Boden entwuchs, war der Porträtist Anselm Wagner, von dem mehrere Bilder bekannt sind. Ihm folgte Karl Brocky, von dessen Vater man nicht genau weiß, welcher Volkszugehörigkeit er war. Vom Sohne steht jedenfalls fest, daß er von früher Kindheit an in engster Berührung mit deutscher Kultur stand. Als Knabe trat er oft auf der Bühne des deutschen Theaters auf, wo sein Vater als Friseur sein Brot verdiente. Eine gute deutsche Schulerziehung wurde dem Jungen zuteil, und die Gönnerschaft eines deutschen Bürgers von Temeschburg, der seine Begabung erkannte, ermöglichte ihm ein lange dauerndes Malstudium in Wien. Nach vielen Jahren übersiedelte er nach London, wo er 1855 starb. Von den Magyaren, deren Sprache er kaum verstand, wird er als einer ihrer bedeutendsten Maler aus der Biedermeierzeit genannt. Einige Jahrzehnte nach Brocky ging ein anderer Banater deutscher Maler über Wien den Weg ins Ausland: Adolf Humborg, ein Künstler von hoher Begabung. Die letzten, denen die Heimat zu eng geworden war und die den gleichen Weg einschlugen, waren der Weißkirchener Franz Schuster, der in Wien früh seine Grabstätte fand, und der vor einigen Jahren in München verstorbene Josef Ringeisen aus Steierdorf. Beide hinterließen ein Gesamtwerk von Bedeutung. Dazwischen liegt das Schaffen des Temeschburger Bürgers Ludwig von Versuder, der sich aus Passion der Malerei widmete. Porträts und geschichtliche Themen (Rudolf von Habsburgs Ausrufung zum deutschen Kaiser) bildeten sein Arbeitsfeld. Seiner reinen Hingabe an die Kunst gesellte sich ein ziemlich hochstehendes technisches Können zu.

Als Vorläufer einer fest im Boden der Heimat verwurzelten, vom deutschen Volkstum befruchteten Malerei ist der Hatzfelder Stefan Jäger zu bezeichnen. Sein in der Vorkriegszeit entstandenes Einwanderungsbild, ein dreiteiliges Monumentalgemälde, die Ankunft der Kolonisten im Banater Land darstellend, ist als Kunstdruck ein beliebter Wandschmuck vieler deutscher Häuser. Mehrere Landschaftsbilder zeigen Jägers Empfänglichkeit für die Schönheiten der schwäbischen Heide, ihrer windgewiegten Ährenfelder und ihres Himmels. In die von ihm gebrochene Bahn trat im Zuge der seelischen Neuformung, die das Banater Deutschtum in den Jahren nach dem Zusam-

menbruch von 1918 erlebte, eine junge Generation von bildenden Künstlern, die bewußt den Sendungsgedanken herausstellte, eine heimatgebundene, sich aus den besten Kräften des Volkstums nährende Kunst zu vertreten. Ungemein viel Gläubigkeit und noch mehr Wille gehörte dazu. Das Dreigestirn der Brüder Rudolf, Andreas und Franz Ferch, Emil Lenhardt und der Bildhauer Sebastian Rothschingk vermochten diese Kunstgesinnung durch ihre Werke überzeugend zu dokumentieren.

Rudolf Ferch, ein Graphiker mit scharfer Pointierungskraft, entnimmt der völkischen Problematik die Gegenstände seiner Bilder. Auf dem gegensätzlichen Pole steht Andreas Ferch, ein Lyriker und Träumer, dessen Aquarellandschaften von zarter Innerlichkeit sind. Ihr Urheber ist ein tiefbewegter Liebhaber seines Heimatlandes. Emil Lenhardt bringt seine ersten Bilder aus der deutschen Kleinstadt mit ihren idyllischen Krummgassen und wird zum Sucher alles Malerischen im schwäbischen Volksleben. Klare Formung und eine wohlausgeglichene Gestaltungskraft zeigen die Skulpturen Sebastian Rothschingks. Mit der „Garbenbinderin", einem seiner größten Erfolge, fanden die heimatlichen Motive Eingang in die Plastik. Franz Ferch, der heurige Träger des Prinz Eugen-Preises, ist als der bedeutendste Maler des Donaudeutschtums über die Banater Grenzen weit hinausgewachsen. Über ihn, seinen Werdegang und sein Werk soll nun ausführlicher gesprochen werden.

Franz Ferch ist in einem wahren Wetterwinkel des Banates geboren, in der Ecke, die von der Theiß und der Donau gebildet wird. Auf der Landkarte sieht sich das an, wie wenn ein Arm schützend die Ebene umschließen würde, in Wirklichkeit aber bedeutet es oft ein würgendes Zugreifen des Hochwassers. In Rudolfsgnad, einem deutschen Vorpostendorf an der Theiß, war sein Vater Notar. Nur durch gespannteste Wachsamkeit konnte dieser Landstrich mit seinen Häusern und Menschen gegen den zur Zeit der Schneeschmelze mächtig anschwellenden Fluß beschirmt werden. Adam Müller-Guttenbrunn hat in einem seiner Romane dem heroischen Ringen deutschen Pioniertums in dieser Gegend ein unvergängliches Denkmal gesetzt. Häufig stellte die Naturgewalt deutsche Menschen hier an die Grenze zwischen Leben und Tod. Hier empfing Franz Ferch das Vermächtnis der Landschaft auf seinen Lebensweg: die Schwingungen eines Sturmgeläutes begleiten ständig das deutsche Kolonistenvolk. Diese Lehre der Landschaft stieß in seinem Blut auf ein Erbe, das von dem künstlerisch veranlagten schwäbischen Dorflehrer Eisenkolb ausging und über Geschlechter in Franz Ferch seine Vollendung fand. Die Landschaft lehrte ihn den deutschen Menschen des Banates in seiner tiefsten Eigenheit erfassen: als Kämpfer mit Pflug und Spaten, als Vollstrecker einer wahrhaft geheiligten Mission, Zeugenschaft abzulegen von nicht zu erschütternder Schaffenskraft auf einem Boden und unter einem Himmel, denen mit ungemeiner Hartnäckigkeit alles abgetrotzt werden muß. Was an dem Musiker und Lehrer Eisenkolb unsterblich war und sich aus einer Blutbahn in die andere ergoß, das Gebot der Gestaltung aus der Seele, das formte zusammen mit dem Auftrag der Landschaft Franz Ferch zu dem Maler des Banates, der mit allen Wurzeln im deutschen Volkstum steht.

Ursprünglich dazu bestimmt Offizier zu werden, erlebte Franz Ferch 1918 als Fähnrich den Zerfall der alten staatlichen Ordnung und nahm als achtzehnjähriger Frontsoldat, gezeichnet vom Ernst der Zeit, den Weg in die Heimat, wo er sich eine neue

Lebensgrundlage schaffen wollte. Er wurde in Perjamosch Tischlerlehrling und arbeitete dann als Gehilfe, zog 1922 ins Reich, um sich in Dresden im Kunstgewerbe auszubilden, und landete schließlich in München. Was bis dahin nur Sehnsucht der Seele war, stand nun wie eine unverrückbare Gewißheit vor ihm: Maler werden. Als Schüler von Karl Marr und später von Franz Stuck verbrachte er zwei Jahre in München. Die Knappheit der Daseinsmittel brachte ihn 1925 zurück in die Banater Heimat. Aber wie groß war der Unterschied zwischen dieser Rückkehr und jener im Spätherbst 1918! Er hatte einen Lebenszweck, er war Maler, freilich einstweilen noch schwer beladen mit dem, was er in München gelernt und gesehen hatte. Er malte Bilder mit Böcklin-Motiven und überließ in der Auffassung Franz Stuck das Wort. Eine Welt der Farben feierte Feste unter seinem Pinsel, die von einer suggestiven Wärme war. Doch diese Farben trug nicht der Boden der Heimat, nicht ihre Bäume trugen sie und auch ihre Menschen nicht. Allmählich begannen sie sich zu wandeln und verloren in dem Maße ihre Fremdhaftigkeit, wie die heimatlichen Themen hervortraten. Das Leben der Deutschen im Banat ist spröd und der Kern steckt in einer nicht leicht durchdringlichen Schale. Es ist das Große an Franz Ferch, daß er dieses spröde heimatliche Leben in die Sphäre des künstlerischen Schaffens emporzuheben verstand. Die ersten Versuche unternahm er von der volkskundlichen Seite her und von der Geschichte aus. Das „Banater Mädchen", seine Schwester in zart-farbenfroher schwäbischer Volkstracht, und „Die Wacht", ein großes Gemälde, das deutsche Kolonisten des 18. Jahrhunderts auf der Nachtrast um ein Lagerfeuer zeigt, sind die ersten Früchte des Ringens um ein bodenständiges Thema. Von hier aus verläuft seine Entwicklungslinie mit geringen Abweichungen des Suchens, das der konstruktiven Vereinfachung der Form und der Zähmung des Feuers der Farben galt, in die große Erntezeit der Jahre zwischen 1931 und 1937. Ein römisches Intermezzo flocht sich in diese ein, ohne seinen neuen Weg abbiegen zu können.

Vor der Romreise schuf er den „Pflüger": ein Bauer über den Sterz seines Pfluges gebeugt, groß daherschreitend, und hinter ihm laufen die von ihm geackerten Furchen in die Unendlichkeit, aus der er selbst gekommen scheint. Ganz im Vordergrund des Bildes ist er festgehalten wie ein Symbol der unzähligen schwäbischen Bauern, die seit der Ansiedlung mit ihrem Pflug über die Banater Erde hinzogen. Er malte in dieser Zeit den „Brotschneider", dem das Anschneiden des frischgebackenen Laibes eine Weihezeremonie ist. Mit solcher Inbrunst kann das Brot nur ein Mensch in der Hand halten, der selbst das Korn gebaut hat. „Jung und alt" — ein Jung- und ein Altbauer in vertieftem Gespräch, ein Dokument der weltanschaulichen Auseinandersetzung um die Erneuerung unseres Volkes, drängend und fordernd der Junge, zurückhaltend und doch merklich angezogen der Alte. Im politischen Leben jener Jahre steht der Bauer bei der „Abstimmung", den Hut unter den linken Arm geklemmt und in der Rechten die Stampiglie, mit der er seinen Willen auf den Stimmzettel aufdrückt. Von jedem Gesichtszug ist es abzulesen, daß der einzelne hier im Namen der Gesamtheit spricht. Aus der Zeit nach Rom stammt eine zweite Fassung des „Pflügers". Der „Siedler", der den ersten Baum pflanzt, wie ein Siegeszeichen im eroberten Neuland, ein kleines Mädchen in schwäbischer Volkstracht und das Bildnis

eines Altbauern sind die weiteren Werke der Jahre 1936 bis 1937. Den Höhepunkt stellt das Bild „Der junge Bauer" dar, ein junger, fertiger Mensch vor dem Tore des Lebens, aus der mütterlichen Erde aufragend wie der Baum neben ihm. Verheißung von Kraft und innerer Sicherheit strömt diese meisterhaft erfaßte Gestalt aus, die, ein Typ des neuen schwäbischen Bauerngeschlechtes, in die heimatliche Landschaft hineingestellt ist.

Die Lobpreisung alles dessen, was die Heimaterde zeugt und trägt, ist bei Franz Ferch ein Bekenntnis der Seele. Er braucht die Luft, die über die bestellten Banater Felder streicht und in der Schwäbischen Türkei den deutschen Menschen mit dem gleichen Säuseln umweht wie in der Batschka, er braucht die Riesenausdehnung der Banater Heide, die wie eine endlose Schale ist, vollgegossen mit Licht und den Säften des Lebens. Am Ufer der Marosch, eine Stunde Weges von Perjamosch, in einem Häuschen, an dessen Bau er selbst mit Hand angelegt hat, lebt er, der Stadt und ihrem Tumult entflohen, das Dasein eines Siedlers. Wohin er den Blick auch immer wendet, die urhafte Ordnung im Kommen und Gehen allen Lebens kann ihm hier nicht entschwinden.

Rüstet zum Schnitt!

Von Hans Wolfram Hockl

Nun sind die Tage hell und heiß,
Reif wogt das hohe Korn.
Holt eure blanken Sensen vor,
Den Wetzstein und das Horn!

Der Bauer geht mit heitrer Stirn
Und scheu geschlossner Hand:
Gib deinen guten Segen, Herr,
Schon uns vor Blitz und Brand!

So geht sein Flehn aus kargem Mund.
Dann strafft er seinen Schritt,
Denn Bauernwerk ist Gotteswerk.
Wohlan zum frommen Schnitt!

Die Tage sind schon hell und heiß
Und reif das hohe Korn.
Holt eure blanken Sensen vor,
Den Wetzstein und das Horn!

Abenddämmerung

Von Peter Barth

Mit einem Mal
verläßt das Abendlicht
das Blau und alle Gegenstände;
die Fluren werden fahl,
der Strom verhüllt sein Angesicht
und Geister wallen im Gelände.

Kein Baum sich rührt,
kein Blatt am Strauch erbebt,
die Halme wispern sacht;
der Abendhauch die Rüche führt,
ein Falter sich erhebt
zu Jagd und Liebe in die Nacht.

Wie schummerlich
sind überdeckt im Rund
die Dörfer alt und klein.
Es schwingen sich
aus schwarzem Scheunenmund
die Fledermäuse in den Dämmerschein.

Am Himmelsrand
blinkt hell, wie Silber blinkt,
der erste Stern.
Durchs weite Heideland
ein Sang, ein Seufzer dringt,
der Ruf der Liebsten fern.

Und ich steh da
am Gitterzaun und lausch hinaus
ins nachtversunkne Feld;
Du bist mir nah,
Du wehst um Hof und Haus
und Du erfüllst die Welt.

Ein Dorf entsteht

Von Karl von Möller

Die folgende Geschichte ist dem soeben im Verlage Enßlin und Laiblin zu Reutlingen erschienenen Volks- und Jugendbuche Karl von Möllers „Reiter im Grenzland" entnommen. Möller gestaltet darin die Eroberung des Banates durch den Prinzen Eugen, die Landnahme durch die „Schwaben" und die Schicksale der Ansiedler im achtzehnten Jahrhundert.

Im Jahre 1766 bietet der Pfälzer Pfarrer Sebastian Plenkner aus Sien einem kaiserlichen Agenten in Trier seine Dienste an. Er könne, sagt er, dem Kaiser vierhundert Kerle zuführen, zum Teil mit Frau und Kind. Aber man müsse sie in einem Ort anpflanzen und ihn als ihren Seelsorger bestellen.

Die Wiener Hofkammer ist damit einverstanden, und alsbald laufen in der Pfalz, im Trierschen und im Mainzischen Wahlmänner mit Listen umher, worein sich Auswanderungslustige einzutragen haben.

Aus Saarburg im Trierschen ist ein Dominik Jung unter denen, die es in die Ferne treibt. Er macht seinen Hof und seine Felder zu Geld, packt 's Weib und die vier Kinder auf, dazu etwas Hausrat, und zieht, nicht ohne daß die Frau Tränen vergießt und auch er ein wenig schlucken muß, aus dem schönen Städtchen zum Sammelplatz in der Stadt Trier.

Dann geht es zu Fuß an die Donau nach Günsburg. Auf den Wagen sind die Kranken verladen und die mitgeführte Habe; ab und zu sitzen ein paar Kinder auf.

In Günsburg werden die Auswanderer — es haben sich zweitausend Familien bereit erklärt, im Banat zu siedeln — auf Donauplätten, auf Ulmer Schachteln, verstaut. Ist das ein Spaß für die Kinder! Aber auch die Erwachsenen gucken mit großen Augen um sich.

Die Schar des Pfarrers Plenkner legt zu Wien an der Roßauerlände an. Der Hofkammerpräsident Graf Hatzfeld hat zur Anlegestelle Beamte geschickt. Sie rufen die Namen auf, verbuchen sie und folgen den Kolonisten Geld aus.

Hernach führen sie die Leute durchs Schottentor in die Innere Stadt, damit sie einen Begriff bekämen von der Macht Ihrer Majestät und ihrer Größe.

Die Bauern durchschreiten in Gruppen die Schottengasse, die Freiung, schlendern den Hof entlang auf den Graben und halten offenen Mundes vor dem gewaltigen Dom zu Sankt Stefan.

Etwas später umstehen sie die Hofburg. „Ihre Majestät, unsere große Kaiserin, ist jetzt nicht darinnen", erklärt ein Beamter, auf die Hofburg deutend, „sondern im Schlosse draußen zu Schönbrunn. Dort hat sie eine Menagerie, in der Löwen brüllen und Tiger und Affen springen."

Darüber verstummen sogar für eine Weile die Zänkereien, die ein paar Streithansel schon im Reiche vom Zaun gebrochen hatten.

„Wie soll euer Ort heißen?" fragt man nachher in der Hofkammer die Wahlmänner, also die Führerschaft.

„Landestreu", antwortet Pfarrer Plenkner.

„Nix da Landestreu! Mir bitte den Herrn Kammerpräsius, Grafen Hatzfeld, daß mir Leut aus dem Trierschen unser Dorf, wohlgemerkt: unser Dorf, Hatzfeld heißen derfe."

Graf Hatzfeld bewilligt die Bitte.

Die Gruppe um Plenkner indes versteift sich, für den Dorfteil, worin sie wohnen werden, beim Namen Landestreu zu bleiben.

Auch das wird in Gottes Namen bewilligt.

Dann gleiten die Plätten stromabwärts.

An der ungarischen Grenze fängt es aus grauen Wolken zu tröpfeln an. „Es sudelt", sagt da Frau Jungen und weist die Kinder unter Dach.

Von Raab an sudelt es nicht mehr, sondern es regnet aus bleiernem Himmel in dicken Strähnen auf das Ungrische hernieder. Zu Ofen finden sie den Schloßberg samt den Schwabenberg in Nebel gewickelt vor, später dann, als man zwischen einer nicht zu überblickenden Wildnis von Schilf abwärts fährt, ist es, als ob sie in bodenlose Feuchtigkeit glitten, tief hinein in einen grauen Sack, gewoben aus Wasserdunst und Nebelschwaden.

„Das kann noch gut werden", knurrt einer, und die anderen starren schweigend nach der Einöde ringsum.

„Wo sind denn die deutschen Gemeinden an beid n Ufern", fragt schließlich jemand, „über die man uns so viel vorgemacht hat?"

„Ersoffen", antwortet trocken ein Spötter.

Aufs Foppen und Spotten verstehen sie sich überhaupt, die auf den Schiffen. Schon heißt die Hatzfelder Partei die andere um den Pfarrer statt Landestreuer Landstreicher.

Und sie fahren an Belgrad vorüber, das am rechten Donauufer hochgezogen aus einer Wirrnis von Basteien aufsteigt, nach Pantschowa am linken. Weidengestrüpp säumt die Donau, und Schilf wiegt sich im Tanze mit einer leichten, kalten Windsbraut.

Die Auswanderer werden beim Orte vor dem Schanzwerk des festen Platzes „kontumaziert".

„Damit mir kee Krankheit ins Banat schleppe", erklärt Dominik Jung das einem Alten.

„Und wie lang solle mir in dene Baracke do mitten im Dreck leie bleibe?" wollen vor allem die Weiber wissen.

„Sechs Wochen."

„Heiligi Maria und Joseph!"

Aber man ist gnädig und verringert die Quarantänezeit auf vier Wochen.

Während dieser Zeit regnet es fast ununterbrochen. Am 3. Juni aber geht das sanfte, faule, ausdauernde Rieseln gar in einen dreitägigen Wolkenbruch über.

„Die Sintflut", deuten die Kinder es altklug aus und lugen mit nicht geringer Neugierde ins Land.

Viele Ansiedler sind erkrankt, sie vertragen das Flußwasser nicht, das sie trinken. Mehrere drohen da mit der Rückkehr; die Wahlmänner bieten aber alles auf, um das zu verhindern; sie beschwören das Volk, sich doch nicht der Lächerlichkeit preiszugeben. Wie würde man ihrer im Reiche spotten!

Und weil die Sonne endlich obsiegt, fassen die meisten neuen Mut.

Immerhin kehren dreiundvierzig Familien zurück, als der Großteil der Schar sich am 9. Juni von Pantschowa landeinwärts aufmacht. Jetzt glüht wilde Sonne nach ihnen, als sollten sie gebraten werden.

Nach zwei Tagen treffen sie am Prädium Tschombol ein. Steppe, wohin das Auge schaut, Gestrüpp, Tümpel. Den Einzugsmarsch quacken Tausende von Unken und Frösche.

Und mit den Häusern waren die Betrauten nicht fertig geworden, obwohl Herr von Hildebrand schon am 1. März die zuständigen Forst- und Verwaltungsbehörden zur Bereitstellung des Holzes und von 450.000 Büschel Deckstroh am Dorfgrund angewiesen hatte und auf dem Prädium einige hundert Arbeiter versammelt worden waren.

Schweigend, mit gedrosselten Kehlen schleichen die Leute umher; dabei stoßen sie auf einen kahlen Friedhof. Einhundertachtundsiebzig Tote liegen hier: Arbeiter; alle während der letzten Monate gestorben. Kaum, daß ihre Leichen von der Erde bedeckt sind! Es verbietet sich eben, tiefere Gräber allda auszuheben: man stößt auf Wasser!

„Schau dir die Felder an!" sagt der Kappches Toni zum Strunk Bernhard aus Itzig im Luxemburgischen. „Nix wie Unkraut un Schilf!"

„Halts Maul!" gibt Bernhard Strunk zur Antwort. „Mir were es uns schon herrichte, wie mir es brauche."

Sie fangen an, selber die Mauern für ihre Häuser zu stampfen, und weil es mit der Zufuhr des Deckrohrs nicht klappt, leitet Herr Hildebrand das für die Dörfer Billed und Mercydorf bestimmte Rohr hieher, wo aus zerwühltem, kaulenumkränztem Boden die einander mißgünstigen Dörfer Hatzfeld und Landestreu Schulter an Schulter entstehen wollen.

Und Pfarrer Plenkner fordert eine Kirche dorthin gezaubert, wo die Gemeinden einander berühren. Hildebrand verspricht Gewährung. Als der Priester am 24. Oktober seine erste Messe darinnen liest, führt bereits eine breite, schnurgerade Hauptstraße von Osten nach Westen, eine andere, ebenfalls breite und gerade, schneidet sie bei der Kirche senkrecht. Dazu gibt es Ansätze von Kreuz- und Quergassen.

Nun kann der Priester die Toten im Gotteshause einsegnen, vorher mußte er es am Friedhof tun. Mit dem Sterben ist es schon im Monate, als sie ankamen, im Juni, losgegangen. Sieben Ansiedler meinten, im Himmel sei es besser, und verschieden. Im Juli folgten ihnen zwölf nach, im September gar fünfundsechzig, und als die rauhen Nächte das Wolfszeug rundum heulen machen und die Sonne sich wendet, liegen zweihundertfünfzehn Kolonisten knapp unter der Erdkruste. Die meisten davon sind dem Sumpffieber zum Opfer gefallen.

„Gott sei Dank", sagt Dominik Jung im Jahre 1767, „jetzt fängt es an, besser zu werden, schon sterben weniger Leute."

Aber zwei Jahre später geht wieder ein Totentanz los. In diesem Jahre und im darauffolgenden segnen fünfhundertdreiundfünfzig das Zeitliche. Von den Ansiedlern war also innerhalb von vier Jahren mehr als die Hälfte gestorben.

„Es ist schon so", meint Bernhard Strunk, „wie das Sprichwort es sagt: Der erste im Banat hat den Tod, der zweite die Not, und erst der dritte sein Brot."

„Ja, aber man kennt auch ein anderes Sprichwort:

Wer net arbeite kann wie e Pferd,
und net fresse wie e Sau,
und net belle wie e Hund,
der wird im Banat net gsund."

„Auch das isch wahr", bestätigt der Strunk Bernhard. „In den anderen Gemeinden soll es aber net besser zugehen als bei uns. Der Peter Lay aus Billed hat mir erzählt, daß in dem Dorf zweihundertfufzich Hausgerechtigkeiten ausgemessen worden sind für tausend Menschen aus unserer Heimat. Von diesen tausend sind im ersten Jahr sechsundneunzig gestorben, im zweiten hundertsechsundsechzig, und nach vier Jahren waren siebenhundertvierunddreißig tot. Die dreihundert aber, die am Leben und im Dorf geblieben sind, wollen vor keinem Teufel zruckweiche."

„Mir in Hatzfeld sind a net schlechter."

„Gott sei Dank!"

Gedichte

Von Hans Wolfram Hockl

Am Abend

Heimwärts fahr ich von der müden Flur.
Meine Rosse dampfen in den Sielen,
Mückenschwärme auf den Wegen spielen,
Die Sonne sinkt.

Jeden späten Abend ist es so:
Westwärts hingeballte Wolken bleichen.
Überm Dorfe steht als helles Zeichen
Der Abendstern.

Wer verleiht der Stunde solche Zier?
Wer versenkt die Sonne in das Dunkel?
Wer entzündete das Sterngefunkel
In dieser Nacht?

Weit ist, was mir tags so nahe schien.
In der Dämmrung wird die Nähe trauter,
Wird der Wunsch im Herzen immer lauter
Nach nahem Ziel —

Plötzlich ist ein großer Schatten da.
Kürzer muß den lockern Zaum ich fassen,
Und die Pferde biegen in die Gassen
Des stillen Dorfs.

Weitgeöffnet ist das Tor des Hofs,
In den Ställen lärmet das Gesinde.
Und mein liebes Weib mit unserm Kinde
Hat mein geharrt.

Nach neuem Land

Mein lieber Sohn, heut fährst du mit ins Feld,
Als Fuhrmann darfst du auf dem Wagen sitzen.
Wenn auch die Hand, die straff die Zügel hält,
Noch zittert, deine Augen seh ich blitzen.

Mein lieber Sohn, die Mutter stand am Tor
Und deine Brüder und die jüngste Schwester.
Sie schauten alle groß zu dir empor,
Und Mutter rief: Halt nur die Riemen fester!

Mein lieber Sohn, denk stets an diese Fahrt!
Du darfst zum ersten Mal den Pflugsterz packen.
Ich weiß, du bist von rechter Bauernart,
Ich seh's dem Griff an, dem gehobnen Nacken.

Die Pferde wiehern und die Peitsche knallt.
Das sind uns Stunden, wie noch keine waren
Für dich und mich. Die Faust ist hart geballt.
So mag kein König und kein Kaiser fahren.

Die ersten Körner wirfst du in die Saat,
Mein Sohn, mit deinen vierzehn Lenzen.
Dein Pflug bricht Brache, die kein Fuß betrat,
Die ohne Enge ist und ohne Grenzen.

Nach diesem Land soll einst dein Wille greifen,
Ihm weihe jetzt schon deine junge Kraft.
Denn Jahr für Jahr soll dort dein Weizen reifen
Und dein Geschlecht in stolzer Bauernschaft.

Gedichte

Von Hans Diplich

Derweil bei euch die Fahnen wehn...

Derweil bei euch die Fahnen wehn,
Und alles sich schart um Standarten,
Werden wir hier im Ostland stehn
Und unsern Kunfttag erwarten.

Wir teilen die Nöte gleich zu gleich,
Geschwister von ferne, wie alle Erben.
Wir bleiben doch immer in einem Reich
Und wenn auch tausend von uns sterben.

Und müßten wir auch überm Erdenrund
Den Samen streuen in fremdeste Brache —
Noch führen die Mütter mit klingendem Mund
Die Kinder in die Heimat der Sprache.

Im alten Friedhof...

Im alten Friedhof reiht sich Stein an Stein,
Und viele Namen sind dort eingemeißelt,
Und um die Grabesblumen summen Bienen,
Das Käuzchen schläft im morschen Glockenstuhl.
Großvater ruht schon an die sieben Jahre...
Aus dem Akazienbaum, der vor dem Hause
Vor seinem Fenster stand, hab ich ein Kreuz
Geschnitten. Stehe, Kreuz! wie jener stand
Der fiel, und falle auch zu deiner Zeit.
Die Spuren aber seines Erdenwandels
Sind in mein Herz geschrieben, und sein Bild
Erhebt sich jung und froh in unsern Knaben.

Ein gerechtes Heimweh
nach heimischen Seelen
und verschwisterten Herzen...
F. L. Jahn

Wir waren damals noch des Dorfes Knaben
Und spielten ohne Zeit. Nur unsrer Glocken
Verwunschner weiter Hall erscholl der Heide
Und schwang die erste Sehnsucht in das Land.

Bald ging ich oft in heller Heidenacht
Die Straße lang. Der Weg nur war mein Ziel.
Ich war allein mit meinem einzgen Bruder,
Dem auch der Väter Sucht im Blute trieb.

Wir gingen auf den schmalen Fährten, spät,
Da schon die Sonne sank und ihre Gluten
Erloschen mit dem kühlen Abendwind.
Die Ähren hielten schwer auf schwanken Halmen,
Wie vor der Mahd zum Streich der Schnitter reif.

Er war mit mir, und meine Hand ergreifend
Maß er die Fernen bis an jenen Rand,
Wo sich der Himmel mit dem Land vereinigt.
Tonloser Nächte ungeheurer Raum
War überall verbreitet. Nur die Sterne
Standen zum Preis des Herrn angezündet.
— — —
Das Dorf lag schon im Schlaf, als wir den Heimweg
Dann langsam mit verborgnem Gram betraten,
Verstummend vor dem Fug so weiten Landes,
Wo sich der Männer Blut im Lichte mengt,
Wo schön und einfach unsre guten Frauen
Im Hause ihre stillen Taten tun.

Von Volksart und Volksleben der Banater Schwaben

Von Hans Diplich

In manchen Kreisen unserer akademisch Gebildeten bedarf es noch immer einer Rechtfertigung, wenn von der Volkskunde die Rede ist. Im allgemeinen richtet sich der Blick dieser Menschen auf gewisse naheliegende Zweckmäßigkeiten, auf den Erwerb und auf das endliche Wohlergehen, wie es der gesättigte Heidebauer auch weiß. Dieses Verhältnis zur Volkskunde und dann in weiterem Sinne zum eigenen Volkstum überhaupt, ist nichts anderes, als das Ergebnis einer Schule, die wir langsam, aber sicher zu überwinden haben. Für uns ist die Vertiefung in das engumgrenzte Leben unseres Dorfes eine viel wichtigere Beschäftigung, als die unverbindliche Neigung zu den großen Gedankensystemen und gelehrten Theorien.

Auf dem Wege der natürlichen Betrachtung unseres Dorflebens werden wir uns eher jenem sinnvollen Ganzen nähern, als auf dem Umweg der Probleme und Systeme. Die Bildung und vor allem der höhere Grad der Bildung setzt einen gewissen wohltuenden Zwang, vom Gemeinschaftlichen her, voraus, damit die Aneignung und Bewahrung sprechender Formen und Inhalte zu einer notwendigen Selbstverständlichkeit werden. Das Dorfleben muß nicht wissen; es ist. Der Bauer denkt mit dem Herzen. Wie kümmerlich sieht aber jenes Leben aus, das berufen ist zu wissen und nicht weiß und einseitig oder zu wenig weiß; wo doch der Geist, der entwickelte mit dem Anspruch auf Herrschaft begabte Geist, zu Hause sein soll. Durch die im Nachfolgenden aufgeworfenen Fragen möchten wir einen kleinen Beitrag liefern zu dem geistigen Gut, das, von unserem Dorfe kommend, dem künftigen nationalen Wachstum Nährboden werde. Dem Betrachtenden ergibt sich ein Bild vom Leben der Donauschwaben, das von den Verhältnissen anderer Siedlungsgruppen und -stämme verschieden ist. Daher besteht für den Forschenden die besondere Aufgabe, unsere Menschen zu erkunden, ihre Vergangenheit und Gegenwart zu beleuchten, um dann die Ergebnisse neugewonnener Einsichten im Kampf um die Zukunft unseres Volkes zu gebrauchen.

*

Schauen wir auf unser Dorf. Wie ein Geschenk aus der gütigen Hand Gottes steht es da. Nicht einzeln; Hunderte von deutschen Dörfern dehnen sich in die Weite des Banater Flachlandes, schmiegen sich in die Bergtäler oder umkränzen die Ufer des Donaustromes. Als die Geschichte schon lange versagte und sich um diese Dörfer nicht mehr kümmern konnte, da blieben diese Dörfer und mußten und müssen so lange sie von Deutschen bewohnt werden, Zeugnis ablegen von den Taten und von dem Leben deutscher Menschen. Unsere Dörfer geben Zeugnis von dem Lebenswillen und von der Kraft unserer Vorfahren. Und wenn wir die Spuren dieser Menschen verfolgen und die sichtbaren Zeichen ihrer gesunden Haltung und Sittlichkeit heute noch wahrnehmen und also beschreiben können, tun wir es nicht aus romantischer Fernsucht, sondern um dem Heutigen hinüber zu helfen in eine aussichtsreiche Zukunft.

Da wäre zunächst die äußere Geschichte der deutschen Siedlungen im Südosten mit den Erkenntnissen unserer neuzeitlichen Herzen darzustellen. Adam Müller-Guttenbrunn hat, wie in allen geistigen Dingen, die sich auf unser Leben beziehen, den Anfang gemacht. Mit der doppelten Absicht erstens unserem Stamme seine eigene Geschichte vor Augen zu führen und zweitens ein eigenes, deutsches Geschichtsbewußtsein dem Madjarischen bewußt entgegen zu setzen, hat Müller-Guttenbrunn einen für alle Zeit gangbaren Weg gezeigt; uns fällt allerdings die keinesfalls leichtere Aufgabe zu, diesen Weg zu gehen. Der Umstand, daß der Deutsche anderen gegenüber eine Rechtfertigung seiner Anwesenheit in diesem Lande noch immer nötig hat, verpflichtet uns. Das ehedem sehr wirksame Mittel der Verdächtigung unwürdiger Herkunft hat seine Kraft verloren. Auch die Deutschen Ungarns wissen, daß ihre Ahnen nicht aus Asien kamen, sondern vom Rhein. Was wir den zahllosen Anfeindungen der Fremden, aber vor allem den jungen Menschen aus den eigenen Reihen vorhalten müssen, ist eine allbekannte, aber auch allzu oft vergessene Tatsache, die wir hiemit festhalten wollen für immer: Am Anfang unseres deutschen Lebens in diesem Raum steht die Tat Prinz Eugens von Savoyen. Ja, wahrhaftig nichts geringeres! Es gibt nichts was unserem Stammesbewußtsein und unserem geschichtlichen Gefühl mehr überzeugende Kraft und Berechtigung verleihen würde als die reichsherrliche Gestalt des Savoyarden.

Schon seit mehr als zwanzig Jahren predigt man unseren Leuten vom Sumpf, von Pest und Cholera und den vielen Gefahren, die am Anfang zu überwinden waren. Aber das genügt nicht. Wir tun gut, die Kolonistenarbeit unserer Ahnen hinter die Kriegstaten Eugens zu stellen. Der gewaltigen Leistung und dem Opfer, das gebracht werden mußte, tun wir dadurch kein Unrecht. Ja, mir will scheinen, als erstrahle die Siedlertat der Väter erst dann in ihrem vollen Lichte. Wie ein Wunder steht dann dieses deutsche Dorf in der pannonischen Steppe auf. Wir fragen nicht, ob sich die gekrönten Häupter befehdeten und Brüder stritten — wir sehen nur das Reich in seiner unendlich abgestuften Vielfalt des Lebens, wie es auch in diesem Lande Früchte ansetzt und sich hindehnt in den südöstlichen Raum.

Eine Banater deutsche Sage bezeichnet in einer einfältigen schönen Art den Prinzen Eugen als Heilbringer. Sein Heer lag, so berichtet die Sage, in der versumpften Gegend vor Temeswar. Im Lande hatten Feuer und türkische Zerstörung gehaust. Es gab nichts zu essen, und was noch schlimmer war, in der ganzen Umgebung konnte kein genießbares Wasser ermittelt werden. In einem verzweiflungsvollen Augenblick stieß Prinz Eugen sein Schwert in die Erde und als er es wieder herauszog, folgte dem Eisen ein heller Strahl Wassers. Alle tranken von dem guten Quell und erquickten sich vor der entscheidenden Schlacht.

Als Heilbringer verbleibe der ‚Edle Ritter' auch künftig in unserem Gedächtnis.

*

Die Bauern sagen:

„Der Erste hatte den Tod,
der Zweite die Not
und erst der Dritte das Brot"

und umschreiben damit das Siedlerlos unseres Stammes. Der Urahn mußte an diesem Lande sterben. Sein Blut hatte sich noch nicht jene Gegenkräfte geschaffen, die ihn vor dem Tod hätten beschützen können. Wir Heutigen verstehen den Schrecken und die Todesnot nicht, von der die Menschen vergangener Jahrhunderte befallen wurden. Was können wir auch über große Seuchen, wie Sumpffieber, Pest, Cholera und Typhus sagen, wir, die den Ursachen des Todes ganz anders gegenüberstehen als unsere Ahnen? Unsere zahlengewohnte Epoche wird auch vom Hundertsatz der Sterbefälle nicht mehr sonderlich angesprochen und begreift das Opfer unserer Vorfahren in seiner Größe und Schwere nur halb. In unseren bäuerlichen Siedlungen wurden keine Schlachten geschlagen; es hat sich keiner vor dem anderen ausgezeichnet. Jedem dieser Mutigen war der Weg zum Boden vorgeschrieben. Willig und still vollbrachten die Ahnen ihre Taten. Jeder sank namenlos vom Pfluge weg in die Erde. Aber vergessen wir nicht: hier lagen nicht die trägen Nutznießer von Gottes Welt, die so viel nehmen als ihnen die Läufte der Zeiten schenkten; hier standen und fielen zunächst Fordernde, im Dienste unserer Ordnung. Mit unseren Vätern kam ein neues Gesetz in das Land. Und für dieses Gesetz sind sie gestorben.

*

Begleiten wir unsere Vorfahren durch das Jahr, so finden wir zwischen den Tagen der Mühe und Arbeit auch die Festtage. Der Schaffenskreis ist durchwoben von Bräuchen und Volkssitten, und jeder Lebensumstand ist Anlaß zu vollgültigen Äußerungen. Es wird dem rechnerischen Sinn der Gegenwart ein Rätsel bleiben, welche Mächte hier am Werke waren, als unsere Dörfer entstanden. Nur Menschen, die von einem starken Glauben durchdrungen waren, hatten die Fähigkeit Dörfer zu gründen und die Geheimnisse des Unerforschlichen in die schlichten Worte ihrer Sagen zu kleiden oder im Liede zu offenbaren. Es sind ganze geschlossene Naturen gewesen, die sich in dieser Urlandschaft Bahn brachen und sich die Erde untertänig machten. Heute ist die Herrschaft des Menschen über das Land leider fast grenzenlos.

Aber nun kommt auch der Rückschlag. Das ertragreiche Land mußte mit der Zeit den fetten Heidebauern und dessen Unternehmertum hervorbringen. Das Gefahrlose und Ergiebige unserer Landschaft mußte den Typus des Erwerbsmenschen und Unternehmers zeitigen, der die Dinge seiner Umwelt meistens nur soferne liebt, als sie seinem Vermögen einen Zuwachs versprechen.

*

Bedeutender erscheint uns die Kraft des kämpfenden und schaffenden Vorfahren, der sich seinen Boden erst erobern mußte, als die Erscheinung des klugen, etwas erschlafften Erben, der diesen Boden sein gesichertes Eigentum nennt. Zwischen diesen beiden Erscheinungen liegen aber einige Generationen gesunden Bauerntums, ungebrochen und entwicklungsfähig. Erst als man (um 1880) bei fortschreitendem Feldmangel daran ging, auch die letzten Bodenreserven der Dorfgemarkung, die Wiesen, mit dem Pfluge aufzureißen, nahm man der Landschaft den letzten Rest des Anfangzustandes. Man entfernt sich vom Naturzustand des Landes und beginnt die Einengung des Lebensraumes,

was die Abschnürung des bäuerlichen Lebens zur Folge hatte und damit eine Verkümmerung unseres Volkstums.

*

Mit der Veränderung des Arbeitsgeräts geht die rapide Umstellung der Arbeitsweise und damit eine Änderung des herkömmlichen Lebens Hand in Hand. Denken wir nur an die Entwicklung des Pfluges. Mit dem primitiven Ackergerät aus Holz wird der Boden urbar gemacht. Es ist die Zeit des Anfangs. Der Rhythmus dieser Arbeit war so hart, daß alle, die in seinen ehernen Gleichtakt geboren von ihm erzogen wurden. Wir hatten damals noch keine Schulen mit fachgelehrten Erziehern; aber die Zucht dieser Menschen war eine andere. Das neu heranwachsende Geschlecht wurde durch die Arbeit erzogen. Man hatte buchstäblich keine Zeit zum krankwerden. Unsere Dorfärzte wären in jener Epoche ebenso fragwürdige Erscheinungen gewesen wie die neuzeitlichen Pädagogen. Der Bann- und Zauberspruch tut noch seine Wirkung.

Und welch ein solides Verhältnis des Staates zu diesen Bauern. Man betrachte nur das alte Geld aus dem 18. Jahrhundert. Das große Format, die massive Prägung einer Kupfer- oder Silbermünze in der Hand des Bauern: welch ein gültiger Ausweis, welch ein dauerhaftes Symbol seiner Arbeit! Das Geld legt sich in die Hand, als ob der Kaiser es selbst hineingedrückt hätte. Was ist dagegen unser Kleingeld? Geschaffen um durch die Finger zu gleiten; als ob man die Geringschätzung geprägt hätte, mit der man die besten Kinder des Staates bedacht hat.

Während man noch vor dem Krieg die Gemeinde und ihr Recht unangetastet ließ, ist der Eingriff des Staates in die inneren Verhältnisse des Dorfes jeden Augenblick möglich. Man denke bloß an die klägliche Rolle des Dorfrichters in der Gegenwart und an die Verantwortung heischende Stellung, die ihm durch Wahl oder Zuruf der Gemeinde in der Vergangenheit zuteil wurde. Daß der Notär praktisch vor dem Richter steht, widerspricht nicht nur unserem Rechtsgefühl, sondern verletzt den Sinn für das Gemeinsame, für den Staat letzten Endes, der sich doch aus solchen Dorffamilien zusammensetzt.

Der verbürgerlichte Heidebauer, der ein sehr verzweigtes von seinem Stande abgeglittenes, individualisiertes Eigenleben führt, kam häufig auf den bösen Gedanken, daß sein Bauerntum ein zu überwindender Standpunkt sei. Er büßte vielerorts seinen Standesstolz ein, und gerade was ihm allein eignete, die im Herkömmlichen wurzelnde sichere Haltung geriet ins Wanken. Er verließ den Geist der Scholle, wenn er auch ihr Nutznießer blieb.

*

Im Hause ist die Autorität des Familienvaters gesunken. Früher siezten die Kinder ihre Eltern und jeden Erwachsenen des Hauses. Heute ist das Duzen schon sehr häufig geworden. Das Verhältnis der Kinder zu den Eltern hat sich zu Ungunsten hergebrachter Sitten und Gepflogenheiten verschoben; die Stellung der Kinder im Hause ist eine andere geworden. Früher hieß der Knabe „mei Knecht" und das Mädchen „mei Maad" und man brachte die künftige Berufung damit zum Ausdruck; denn was sollte aus dem

Knaben werden als ein erster Knecht des Hofes: ein Bauer? Und die künftige Mutter des Hofes: die erste Magd!

In engster Beziehung zu der geschwächten Autorität des Familienhauptes steht auch das ganze Knecht- und Dienstbotenproblem. Es wurde viel über dieses Problem auch bei uns gesagt, geschrieben. Es wurden Vorschläge gemacht zur Lösung dieser „Arbeiterfrage". Aber wie verkehrt hat man das Problem angefaßt, da man nur die wirtschaftliche Seite desselben besprochen! Auf diesem Weg dürfen wir keine Lösung erhoffen. Der Knecht und die Magd müssen wieder wie früher zu Tisch und Haus des Familienvaters gehören, sie müssen zum Hof gehören, wie jeder der auf ihm lebt, dann hat das Problem ein ganz anderes Gesicht, auch für den Bauern. Man erinnere sich bloß an die autoritäre Stellung des „Vormanns" bei der Arbeit und wird finden, wie notwendig die Wiederherstellung der Autorität im Bauernhause geworden ist.

*

In die Gesamtheit unserer Dörfer gehören auch die Handwerker, die in vielen Gemeinden sehr zahlreich waren und die Träger spätbürgerlicher Gesittung gewesen sind. Sie lebten in den herkömmlichen Formen ihres Standes neben den Bauern und waren durch das ganze 19. Jahrhundert noch die Verbindungsmänner zum großen Binnenraum des deutschen Volkes. Die Wanderburschen zogen alle, der Zunftordnung gemäß, den Weg donauaufwärts nach Wien und weiter, nicht selten bis an den Rhein. Eine rege Wechselbeziehung zwischen Kolonie und altem Heimatsitz können wir aus Wanderbüchern und anderen Schriften noch um 1860 nachweisen. Der Handwerker hielt auch die Beziehungen zur Stadt aufrecht. Der Bauer kannte die Stadt höchstens als Umschlagplatz seiner Erzeugnisse, der Handwerker wurde genötigt einige Zeit dort zu leben; auf ihn dringen die Strömungen jeweiliger Gegenwart ein, er bringt neue Moden und Formen aus der Stadt in das Dorf. Neben dem altschlägigen Bauer saß also der beweglichere, Wandlungen zugänglichere Handwerker und Bürger. Wo es viele Meister gab, stand neben dem bäuerlichen Richter ein Bürgermeister. Das Dorf hatte den lebendigen Zusammenhang mit der Urheimat nicht aufgegeben. Rund, in sich ruhend und doch weltweit, so müssen wir uns das Banater Heidedorf bis 1850 vorstellen. Das Wissen, selbst die Mitte zu sein, selbst Herr zu sein, verläßt den Schwaben erst nach 1890, als der ungarische Staat ihm jede Möglichkeit zu eigenständiger, arteigener Entfaltung nimmt. Lange Zeit machten ihn die Gutsherren rechtlos. Und die erneute Sorge, man könnte ihm wieder den Weg zum Aufstieg verlegen, näherte den deutschen Bauern dem Ungarntum. Politische und soziale Beweggründe drängen das Volksmäßige ganz zurück. Weil man verständnisloserweise das ganze Problem der Madjarisierung als eine Banater Schwäche hinstellen möchte, sei jedem gesagt: Die Madjarisierung beginnt nicht in einer kränklichen Epoche unseres Dorflebens. Dort war zu der Zeit viel Bewegung, Zielstrebigkeit, Kampf und Erfolg. Denn wie hätten sonst Männer wie Eugen Hubay (Huber), wie Franz Herczeg (Herzog) usw., usw. aus unserem Blute hervorgehen können. Nein, wir waren damals nicht schwach, und nicht das Banater Dorf allein hat hervorragende Männer verloren, sondern das ganze deutsche Volk. Nicht unsere deutschen Dörfer versagten, sondern der deutsche Staat hatte schon längst versagt. Kei-

nerlei staatliche Machtmittel kamen unserem Dorfe zu Hilfe, als es seine erste Reife eben vollendet hatte.

*

Weit wie das Land, welches so viele Völker durchzogen, muß auch das historische, traditionelle Empfinden des Dorfmenschen gewesen sein. Karl v. Möller hat den Namen des französischen Mordbrenners General Melac (17. Jahrhundert) in einem Dorfe gefunden, wo er erklärlicherweise nur als Hundename weiterlebt. Der Gebrauch zweier Redensarten: „wie a Osman" und „du Harambascha", erinnern heute noch an die Türken. Johann Szimits hat sehr aufschlußreiche Verse über die „Banater Landsleut". Ein Dokument, das das bunte Völkergemisch unserer Landschaft während der K.=u.=k.=Zeit aufzeigt und zugleich das Verhältnis des Schwaben zu diesen Völkern beleuchtet. Das Banat war und bleibt ein Durchgangsgebiet aller Nationen, die im Raume zwischen Prag, der Gottschee und Kronstadt wohnen.

*

Zum Gesamtbild unseres Lebens gehören schließlich auch die adeligen Großgrundbesitzer. „Geadelte Griechen und Viehzüchter", wie ein Reisender der Zeit bemerkt. Vom Leben des Dorfes nach 1848 gesondert, doch geachtet und im Glanze der Franz Josef-Zeit gedeihend, so dürfen wir die Landsitze der Grafen und Barone als Ausstrahlungszentren einer höheren, gepflegteren Lebensweise betrachten. Es gehört zu unserem Wienertum, daß in vielen Dörfern „englische Gärten" angelegt wurden; daß einige Herren sich eigene Hoftheater mit Musikkapellen leisten konnten; daß sich eigene Formen des gesellschaftlichen Lebens behaupteten, deren Nachwirkungen heute noch zu spüren sind; und daß endlich durch die Musterwirtschaften der Adeligen den Bauern auf den Gebieten der Landwirtschaft und Viehzucht Vorbildliches gezeigt wurde; zu schweigen von dem Nutzen, den solche Wirtschaften auch für die Gesamtheit abwarfen.

*

Auf der schwäbischen Heide sieht man nur selten alte Bäume und keinen einzigen Wald. In Zukunft wird man dem alten Baum eine Art gesetzlichen Schutz angedeihen lassen müssen, damit auch hier der Zweckmäßigkeit eine Schranke gesetzt werde. Kleine Baumpflanzungen am Dorfrand würden das Bild der Siedlung nicht nur vorteilhaft verändern, sondern auch den Menschen, besonders den Kindern, zur Sommerzeit Erholung und Zuflucht gewähren. In der wasserarmen Heide scheinen solche Ziele noch erstrebenswerter als in anderen Gebieten unserer Heimat. Nicht zu reden von dem glücklichen Zustand, da unsere Nachkommen im Baum auch das Geschöpf erblicken werden und nicht nur den Holzertrag für winterliche Stuben. In den südwestlichen Ausläufern der Karpaten, im Banater Bergland, wird auch der Urwald niedergelegt. Das Wald- und Hirtenleben ist vor dem Geschäftsgeist und Zugriff der jüdischen Händler nicht mehr sicher. Vor einigen Jahren konnte man noch sechshundertjahrealte Nadelhölzer aus den Bergen führen; bald wird es solche nicht mehr geben. Und es ist nicht einerlei, ob der Mensch mit der stummen Größe eines tausendjährigen Baumes Zwiesprache hält oder nicht. Mit dem Verlust des Urwaldes ist dem Menschen für sehr

lange Zeit ein bedeutender Weg zum Schöpfer verlegt. Mit dem Walde sind auch seine Sänger, die Vögel, dahin.

Vor dem vordringenden Ackerbauer weichen die großen Steppenvögel, die Trappen, zurück. Schon können wir die Trappen auf der Heide zählen.

Der Karpatenbär und die Gemse sind Seltenheiten geworden. Wir können dies alles gleichgültig oder besorgt hinsagen; aber was sich hier vollzieht, betrifft eine nicht allzu ferne Zukunft.

*

Als unsere Ahnen dieses Land betraten und es sich zum Teil unterwarfen, waren noch gewisse Urzustände und Mächte des natürlichen Lebens wirksam, mit denen sich die neuen Ankömmlinge auseinanderzusetzen hatten. In ihr gläubiges Innere sind neue unerhörte Stimmen eingegangen. Heute müßte ein Stammesgenosse schon jahrelang im aufgelösten Treiben der Großstädte gelebt haben, wenn er die Stimme der Heimat zum Schweigen bringen wollte. So sehr hat sich das Bild der neuen Landschaft im Nachfahren jener Kolonisten festgesetzt. Das Heimweh überwindet Alter und Gewohnheit, wenn auch nur für kurze Zeit, und das vergessene, hinter dem schwelenden Atem der Großstadt längst versunkene Dorf der Heimat steht wieder auf und r u f t, wenn es auch meistens nicht mehr h a l t e n kann. Wir haben es mit Altersgenossen und älteren Verwandten erlebt, daß sie nach jahrzehntelangem Aufenthalt in Amerika, oft unter schwierigen Verhältnissen, wieder ins Heimatdorf zurückkamen; hier wie Kranke dem Bild jahrelanger Sehnsucht nachhingen, um dann die Heimat haltlos und entwurzelt, wieder zu verlassen. Wer kann dieses Dorf ausdeuten, mit seiner unsichtbaren Mitte, die uns immer wieder anzieht, so sehr wir uns auch von ihr entfernten?

*

In dankbarer Zuneigung gedenken wir der Frauen und schwäbischen Mütter. Sie vor allem schufen ja und hielten den Geist des Hauses aufrecht. Sie bewahrten unsere Sitten und Gebräuche. Ihnen verdanken wir die alten Trachten, die sich bis in die Gegenwart erhielten. Als die Männer ihre deutsche Tracht ablegten und ungarisch verschnürte Kleider anlegten, taten unsere Frauen n i c h t das Gleiche. Sie hielten an der Stilform ihrer alten Ordnung fest. Die Männer legten mit der Zeit das Ungarische wieder ab, die Frauen aber blieben beim aufgebauschten, strenggefalteten Rock früherer Zeiten. Unseren Frauen verdanken wir auch die große Zahl alter Lieder. Die konservative schwäbische Frau hat nicht nur die alten Balladen des 16. Jahrhunderts in unseren Spinnstuben gepflegt und aufbewahrt, sie hat auch einen wohltuenden dauerhaften Einfluß auf das ganze Gemütsleben des Dorfes ausgeübt. Scherz- und Gesellschaftslieder sprechen davon.

*

Vor dem Krieg haben ungarische Autoren eine Liederarmut bei den Schwaben feststellen wollen.[1] Der Grund zu einer solchen Feststellung ist uns heute leicht erkennbar.

[1] Siehe das Heft des Verfassers: Das deutsche Volkslied im Banat, und „Arad vármegye és Arad szab. kir. város leirása." 1912. S. 392.

Hatte der materialistische Schwabe keine eigenen Lieder, oder war das meiste schon verloren gegangen, da war es gut, ihm neue, madjarische zu bringen. Ein Beispiel, wie man auch im kleinen und kleinsten ungarische Propaganda zu machen verstand. Unverständlich bleibt uns, warum der Deutsche selber, schon vor dem Krieg, eine Liederarmut feststellen möchte.[1] Die handschriftliche Sammlung der Merzidorfer Lieder von Josef Gabriel d. Ä., zeigt uns annähernd, was um 1900, also vor vierzig Jahren noch, in unseren Dörfern zu finden war. In den damaligen Verhältnissen war weder eine Sammlung noch eine wissenschaftliche Untersuchung des deutschen Liedes im Banat möglich. Im Reich wußte man kaum von unserer Existenz. Die gelehrten Söhne unserer Dörfer gingen fast ausnahmslos auf den Wegen ungarischer Erziehung hinüber in das besser- und höhergeglaubte Volkstum der Madjaren. Unser Dorf, dieses wunderbarste Gebilde, das noch unter dem Schutze des heiligen Reiches Wurzel fassen und wachsen durfte, war nach den geschichtlichen Ereignissen des 19. Jahrhunderts ganz allein geblieben, auf sich selbst gestellt. Staunend erkennt der Betrachtende heute die Kraft, die sich nach der Ansiedlung zu entfalten begann. In kaum 150 Jahren versiebenfacht sich die Seelenzahl der Siedler! Reich stehen die Bauernhäuser da und der Bodenhunger greift weit in die Gemarkungen der fremden Nachbargemeinden hinein. Häuser und Geräte, Kleidung und Schmuck verraten beginnenden Reichtum, der aber noch immer vom bäuerlichen Leben her Sinn und Wert erhält. Der Ablauf des dörflichen Daseins vollzieht sich in den Grenzen einer strengen Gesittung. Bräuche und ungeschriebene Gesetze, uraltes Rechtsgefühl und eine umfassende bäuerlich-geistige Erbschaft nennt der Bauer sein Eigentum.

*

Ein Vergleich unseres Volksliedes mit den Liedern der uns umgebenden Völker führt uns auf den Unterschied zwischen diesen und jenen. Man darf nicht den Mangel im deutschen Lied etwa aus dem eingeschränkten Verkehr mit der Natur ableiten, ohne zu bedenken, daß das deutsche Dorf von Anbeginn anderen Gesetzen unterworfen ist als das fremde Dorf. Daß also auch die Bewohner der verschiedenen Dörfer sich in ungleichartige Ordnungen fügen. Geselligkeit und Spiel, Spott und Scherz ebenso wie die gesamte Gesittung werden in unserem Dorf auf eine höhere Ordnung bezogen und stehen mit einem größeren Ganzen im Zusammenhang. Es mag bedauerlich erscheinen, wenn wir die Bildkraft und die naturnahe schwermütige Gefühlswelt des Rumänen, den übersprudelnden Mutwillen und die frische Sinnlichkeit des Ungarn oder die Heldenlieder vom Kraljewitsch Marko mit unseren Liedern vergleichen und das Vorteilhafte auf der Seite unserer Nachbarvölker sehen. Wir spüren aber zugleich wieviel Ursprung für eine höhere Ordnung hingeopfert werden muß, um diese Ordnung aufrecht zu erhalten, der unsere Nachbarn nicht angehören können.

*

Die neue Umwelt stellte an unsere Siedlervorfahren ganz andere Anforderungen als die Urheimat. Diesem Umstand verdanken wir, neben einer nicht geringen Anzahl noch

[1] Siehe Otto Alschers Aufsatz in „Die Karpathen". 5. Jahrg., S. 545.

nicht gesammelter Sagen, die vielen Räubergeschichten. Diese Erzählungen sind geeignet, uns in die Lebensverhältnisse unserer Väter einzuführen. Sie zeigen uns, wie hart und kampfbereit unsere Ahnen sein mußten, wenn sie hier bestehen wollten. Die Gefahren des Anfangs waren bezwungen; das Bandenwesen der Nachtürkenzeit aber blühte. Dem schweifenden Diebsvolk setzten unsere Väter ihre Abwehrbereitschaft entgegen und scheuten sich selbst vor Totschlag nicht, wenn es galt, ihr Gut zu verteidigen. Schon der Knabe hörte von den Alten solche Geschichten und lernte jene finstern Mächte kennen, die auch er einmal abzuwehren hatte. Unsere Maistube war — von der Zeitung und den „Neuigkeiten" abgesehen — noch während des Krieges fast ausschließlich von den Räubergeschichten beherrscht.

*

Wer unsere Verhältnisse aus der Ferne betrachtet, sagt: Die Banater haben auch eine Stadt und das ist Temeswar. Es wäre einiges darüber zu sagen, wie sehr diese Stadt nicht mehr uns gehört, trotz ihres deutschen, wienerischen Charakters. Hinter den Mauern der Festung Temeswar wohnten einmal fast lauter Deutsche. Sie sprachen ein Wienerisch, das sich bis heute erhalten hat. Das Wiener Barock der Kirchen und Bürgerhäuser aus dem 18. Jahrhundert zeugt noch von dem Geist, der hier wohnte. Aber die Restbestände dieser Baudenkmäler zeigen zugleich an, daß der Deutsche nur vorübergehend in dieser Stadt geherrscht hat. Wohl brachte es der deutsche Bürger im 19. Jahrhundert zu einer nennenswerten Blüte, aber sehr bald sehen wir denselben Temeswarer Bürger welken und verfallen. Ohne lebendige Verbindung zum dörflichen Hinterland, losgelöst vom organischen Wachstum Wiens, verkümmerte dieses Bürgertum (nach 1850) national, wirtschaftlich und gesellschaftlich. Das Judentum und die ungarische Gentry traten das deutsche Erbe der Stadt an. Was aus diesem Erbe geworden ist, sehen wir heute. Das Stadtbild ist charakterlos geworden. Es wäre möglich gewesen, den alten Festungskern unberührt zu lassen. Die bauliche Geschlossenheit der inneren Stadt wäre bewahrt geblieben und Temeschburg hätte heute einen Stadtteil, der eine Sehenswürdigkeit wäre, mit seinen stillen Gassen, den Steinverzierungen an den alten Häusern, den gemeißelten Portalen und den Kirchen, die in ihrer Gesamtheit das wienerische Gepräge verliehen. Nichts hätte z. B. gegen die baulichen Notwendigkeiten des Gesamtplanes gesprochen, wenn man die schönen Festungstore und mehrere Abschnitte der gewaltigen Basteien hätte stehen lassen. Aber mit diesen Mauern verband sich der Geist und die Kraft deutscher Menschen und darum mußten jene Denkmäler, die keineswegs an die madjarische Vergangenheit erinnerten, fallen. Trotz der vielfachen fremden Überlagerung des Stadtbildes ist der alte Geist noch nicht ausgestorben. Wir spüren, daß gerade das Beste jenes Geistes nicht vernichtet werden konnte und glauben an seine Auferstehung.

*

Nach dem Weltkrieg blieb keine Lebensform in ihren starren Schranken bestehen. Weder der Bürger oder Arbeiter in der Stadt, noch der Bauer im Dorf hat das Alte dermaßen bewahrt, daß er den neuen Lebensformen nicht zugänglich sein könnte. Daß die politische Bewegung jeden erfaßt hat, daß sich viel innere Unruhe und Aufgeschlossen-

heit zeigt, ist ein sicheres Zeichen für die Neuordnung einer nahen Zukunft. Warum wir uns dennoch mit dem Vergangenen beschäftigen?

Weil wir glauben, daß der Lebende auch die Erfahrungen von gestern und ehemals in sich einschließen muß, und daß es ihm niemals an der Liebe fehlen darf, an der großen Liebe für jene, deren Erbe er angetreten.

Das Leben

Von Heinrich Erk

I. Junges Mädchen

Das Leben ist ein aufgetanes Buch
Mit leeren Seiten. Und ich soll es füllen.
Mir bringt die Sonne Tag, und der Geruch

Von Blumen Sonne. Ohne meinen Willen
Verrinnt die Zeit. Und sie ist voll von Dingen,
Die mir gefallen. Und die Zeiten hüllen

Sich ins Gewand von Tag und Jahr. Sie bringen
Mich sacht ins Alter, wo ich tätig bin.
Die Greise sprechen mir von den geringen

Erfahrungen. Ich habe immerhin
Gelebt! Und war mein Leben nicht wie ihres?
Doch ich bin jung, und Jungsein ist der Sinn

Des Lebens. Und sie sagen, ich verlier es?
Oh, kann man es verlieren? Ist man nicht
Auf ewig jung? Dies Haar hier, ich berühr es

Mit leichtem Finger, wird es einmal licht?
Doch nein, ich weiß: man braucht ja nur den Mut,
Zu lächeln. Und das macht uns das Gesicht
So jung. Dann ist das Leben schön und gut.

II. Greisin

Das Leben ist ein aufgetanes Buch
Mit vielen Seiten. Ob es schön gewesen?
Ich weiß es nicht zu sagen. Doch der Spruch

Ist recht: es hat vom Guten wie vom Bösen
Mir viel geschenkt. Und manchmal nehme ich
Das Buch und blättere. Ich kann es lesen,

Als handle es von fremdem Tun. Es schlich
Die Zeit und nahm mich mit. Nun bin ich alt.
War ich denn einmal jung? Und hab ich mich

So sonderbar benommen und gelallt,
Wie es die Jungen tun? Ich kanns nicht denken.
Doch es war dies: in meiner Jugend galt

Ein anderes. Man wußte einzuschränken,
Zu dulden und aufs Ganze nur zu achten.
Jetzt reden sie mit List und vielen Ränken

An sich vorbei. Die Welt beginnt zu nachten.
Denn sie wird alt. Drum will ich balde sterben.
Doch meine letzten Tage will ich trachten,
Mir jenes Heil, das große, zu erwerben.

Mond über der Waldschlucht

Von Otto Alscher

Das trostlose Grau des Februartages verlischt völlig und geht in ein gespensterhaftes Schimmern der alten Hartschneedecke über. Je tiefer die Felsschlucht rechts im Schwarz versinkt, um so mehr wächst das fahle Bleichen des Schneehanges links, mit dem kurzen Eichenwald darüber an. Aber dann kommt der Mond. Noch hält ihn der Wald hoch oben am Kamm fest, nun löst sich die noch matte Scheibe, wird voller, runder, schwebt dann kleiner und immer ferner rückend über der Schlucht.

Gerade gegenüber steigt eine Felswand breit und zerschrammt jäh zum Bachgrund hinab. An ihrem Fuße fällt das Wasser mit eisigem Klirren über Blöcke, glitzert wie eine starre Platte in rundem Becken, schlängelt sich schmal weiter und bildet wieder einen kleinen Teich, in dem sich still der Mond spiegelt. Und nichts ist zu hören als dieses helle Klirren des Wassers, das winterliche Singen und Flüstern der Wellen.

Ist jedes Leben in dieser Einsamkeit erstorben? Harrt es unter Schnee und Eis auf fernes, kaum erhoffbares Erwecken?

Da verdunkelt ein Schatten den breiten Glanz des Mondlichtes. Erst ist es nur ein grauer Fleck, der fern sichtbar wird, dann vergrößert er sich rasch, und nun, in geisterhafter Lautlosigkeit schwebt ein Uhu die Schlucht heran, groß und deutlich huscht er vorbei, blockt in den Wipfel einer alten Eiche auf, wo er schwarz und reglos gegen den Mond steht.

Die Winternacht hat ihren ersten Atemzug getan.

Schon kommt ihr zweiter Pulsschlag. Über ein Schneefeld jenseits gleitet ein schlanker Schatten. Wie eine Welle schwingt er in der Felswand hin, verhofft auf unsichtbarem Halt, sichert hochaufgerichtet, verschwindet auch schon in einer Runse, ist gleich wieder da, schwebt an der glatten Wand hinauf, schnellt mit einem Sprung tiefer und verschmilzt mit dem Schatten einer Felsnase. Eine Weile bleibt er verschwunden, doch plötzlich ist der schlanke Leib des Marders mit dem zierlichen Köpfchen an einer mondbeglänzten Stelle wieder da, wo er reglos verharrt, als erwarte er einen Befehl von der Nacht, um seinen Weg fortzusetzen.

Kaum ist Weißkehlchen, der Steinmarder verschwunden, tönt ein Pfiff tief aus der Klamm. Hell und mit einem lebensvollen, frühlingshaften Laut ist der Klang, ihm folgt ein seltsames Kichern und schon durchrinnt ein Fischotter einen der silberglänzenden Tümpel, ein zweiter, stärkerer Otter jagt ihm nach, wieder kichert die Fey im verliebten Spiel und verschwindet jäh unter der metallenen Wasserfläche. Verdutzt hält der Rüde an, schiebt sich eine Steinklippe hinauf, späht aus, um sich mit einem Plumps ins Wasser werfend, der wiederauftauchenden Gefährtin zu folgen.

Die Nacht weitet sich immer mehr, je höher der Mond steigt. In einem reglosen, gespannten Harren wartet das Waldtal.

Links, wo eine Zunge niederen Eichenbuschwaldes in das Schneefeld vorstößt, hoppelt ein Hase den Gestrüpprand entlang und sucht nach karger Äsung. Doch in ihm ist Un-

ruhe, ist erregtes Ahnen, das den Hunger nicht zur Geltung kommen läßt. Immer wieder reckt er sich zum Kegel auf, knabbert nur flüchtig an Ginster und Brombeergerank und hoppelt endlich, wie zu einem Entschluß gekommen, dem Bache zu.

Plötzlich schießt dort aus den Haselsträuchern ein anderer Mümmelmann heraus, fällt über den ersten her, eine kurze Balgerei, wobei Wolle stiebt, dann preschen beide den Hang hinauf und verschwinden im Eichenjungwald.

Der Mond steht klein und fern über den Bergen. Er legt Unendlichkeit zwischen sich und die winterstarre Wildnis. Und doch beherrscht er sie in seiner bleichen Unwirklichkeit, nur der Schein des Mondes ist es, der diesen Bergen, Wäldern und Felsen ausdrucksvolles Eigenleben gibt.

Wie jetzt, ganz hoch oben am Berge ein zitterndes Heulen erwacht, gleichsam nicht von dieser Erde kommend, ist dies wie ein müder Sammelruf der Wildnis zur Abwehr gegen den alles ertötenden Frost. Und da knirscht auch schon der Schnee von eiligem Geläuf, das rasch näher kommt, den Bach überfällt und jenseits in den Eichenwald hineintaucht. Plötzlich treten schwarz und gedrungen drei Wölfe in den hellen Mondschein des schneelosen Südhanges aus. Einer voran, zwei andere dicht nachdrängend, die massigen Schädel gegeneinander gekehrt, mit fletschenden Fängen und zeitweilig einem bösen Knurren. Wie aber die Wölfin vorne einen Augenblick Halt macht und unwillig zu ihnen zurückblickt, fallen die zwei Rüden einander an, suchen sich zu fassen, zu überwältigen. Der Reif des Wiesenhanges splittert, die Gebisse schnappen, ihr Grollen klingt tief und gefährlich — bis sie plötzlich merken, daß die Wölfin weitergeeilt ist, schon im Wald des Steilhanges links verschwunden, nur mit dem Knistern ihrer sich rasch entfernenden Schritte noch hörbar. Da wenden sie sich voneinander ab und ziehen ihr einmütig und hastig nach.

Ist es nicht seltsam, daß gerade in der harten Hungerzeit des Winters, die Geschlechter der Tiere ihre hohe Zeit der Vereinigung haben? Geschieht dies nur deshalb, damit das werdende Leben mit dem sich öffnenden Jahr in die Welt eintreten kann? Oder hat dies der Wille aller Schöpfung darum so eingerichtet, daß es nur jenen Tieren, die Not und Hunger zu überstehen vermochten, den Kampfbewährten und von Kampftrotz gestählten vorbehalten bleibt das kommende Geschlecht zu zeugen?...

Wie mit klopfendem Pulsschlag umfängt die Stille der Winternacht die Einsamkeit der Berge. Ein Summen ist über dem Walde, als würden aus endlosen Tiefen keimende Säfte emporquellen, um einen noch fernen, langsam erwachenden Tag vorzubereiten. Oder, war dieses geheime Raunen nur der Schwingenschlag des Uhu, der auf einmal wieder da ist, dunkel und breit schattend zwischen den Felsen durch die Klamm sich entfernend, dem Osten zu, der ihn, immer kleiner werdend, aufnimmt.

Der Uhu ging den Morgen zu holen...

Neue Bücher und Schriften

Erzähler

Käthe Lambert. Die Meister von Ulm. Stuttgart, Fleischhauer und Spohn, 188 Seiten, 1939

In diesem Buch wird uns die Entstehung des deutschen Doms geschildert. Aus den seelischen Tiefen einer kranken Bürgermeisterstochter entsteht in visionären Umrissen der Ulmer Dom. Durch die Willenskraft ihres Vaters wird die Arbeit an dem Dom, dessen Plan er mit der Tochter verfertigte, aufgenommen. Das Wachsen des Domes wird verwoben mit der Schilderung von Menschenschicksalen. Das Holzschnitzergeschlecht der Syrlin, dessen Schicksal mit dem des Domes eng verflochten ist und in dem sich Gradheit und Seelentiefe deutscher Prägung in harmonischer Weise vereinigen, und das Geschlecht eines begabten Gesellen leben in Generationen dauernder Feindschaft. So wie sich die Begabung von Geschlecht zu Geschlecht vererbt, so wird auch der abgrundtiefe Haß weitergegeben. Was das Buch auszeichnet, ist die natürliche Wärme der Sprache, die psychologisch-formvollendete Wiedergabe des Seelenlebens und die fließend lebendige Ausdrucksweise. Die oft erkannte und heute oft genug mißverstandene Wahrheit, daß der deutsche Dom seinen Ursprung aus letzter und tiefster Bindung menschlicher Seelenkraft mit den ewigen Wahrheiten christlichen Erlebens genommen hat, findet hier seinen romanhaften Niederschlag. Helmut Klima

Fanny Wibmer-Pedit. Der goldene Pflug. Verlag Josef Müller, München

Wir lernen in Fanny Wibmer-Pedit eine Tiroler Volks- und Heimatdichterin kennen, der die enge Verbundenheit mit Landschaft, Geschichte und Menschen ihrer Heimat den Namen „Wibmer-Mutter" eingetragen hat. Gibt es eine schönere Anerkennung für das Wirken und Schaffen einer Frau? Wenn wir die drei Erzählungen des vorliegenden Buches lesen, so ist es uns wirklich, als säßen wir in der Dämmerstunde zu Füßen einer mütterlichen Erzählerin, die alte Sagen vor uns neu entstehen läßt. Einfach und groß heben sich die Gestalten, ihre Handlungen und Leidenschaften von dem Hintergrunde einer großartigen, unbändigen Naturgewalten unterworfenen Landschaft ab. Dies gilt besonders von der Titelerzählung „Der goldene Pflug", die ein Loblied auf bäuerliche Arbeit und Lebenshaltung ist, zu der auch der irregeführte Goldsucher endlich wieder zurückfindet. Wie ein inniges deutsches Märchen liest sich „Das Frauenbrünnl", während die letzte Erzählung „Die Seele des Meisters" einen mittelalterlichen Künstler im Kampfe gegen die niederziehenden Kräfte von Welt und Alltag überzeugend zu schildern weiß. Die drei Erzählungen eignen sich vorzüglich zum Vorlesen in Heim- oder Spinnstubenabenden unserer weiblichen Jugend. Gerda Mieß

Maria Borély. Mistral. Aus dem Französischen übertragen von Walter Gerull-Cordas. Vorwort von Jean Giono. Verlag Scientia A. G./Zürich

Schon Gionos Vorwort führt uns in die eigenartige Landschaft Südfrankreichs und bringt uns mit deren bäuerlichen Menschen zusammen, die so einfach, naturverbunden und gütevoll sind. Aber ein Schicksal schwebt über ihren Häuptern, bestimmend und unentrinnbar: der Mistral! Auf starken Schwingen braust dieser Sturmwind über

das Land, fegt den Himmel klar und macht die entferntesten Bergspitzen sichtbar. Doch hat er verheerende Gewalt auch über die Seelen der Menschen, verwirrt ihre Gedanken, steigert jedes Leid zu Schwermut und Tiefsinn, treibt die Schwachen in Irrsinn und Tod! Vielleicht sind die Menschen dieser Landschaft gerade im Bewußtsein dieser Unentrinnbarkeit so gütig und verständnisvoll zueinander, so hilfsbereit, gastfreundlich und liebenswert. Maria Borély jedenfalls weiß uns sie nahe zu bringen in ihrem Wesen und Handeln. Es sind arme Menschen, denen ein karger Boden wenig Erträgnisse gewährt. Die Mandel- und Olivenernte sind ihre Haupteinnahmsquellen. Wir verfolgen mit Interesse den Ablauf ihrer Tages- und Jahresarbeit, ist doch die Dichterin mit der Klarheit und Ruhe ihrer gereiften Erzählungskunst der beste Anwalt für ihr Werk.

Gerda Mieß

Geschichte und Politik

Herbert Volck. Öl und Mohammed, 1938, und Odyssee für Deutschland, 1939. Beide im Wilh. Gottl. Korn Verlag, Breslau

Es hat Jahre gedauert, ehe die Leistungen von Konsul Waßmuß und Ritter von Niedermayer, jenen beiden kühnen deutschen Männern bekannt wurden, die im Weltkrieg mit wenigen Begleitern den Engländern in Persien und vor den Toren Indiens viel zu schaffen gemacht haben. London allerdings begriff schon damals die Gefahr, die dem englischen Weltreich von diesen Helden drohte. In Deutschland aber unterstützte man weder Niedermayer noch Waßmuß so, wie es ihre weitgespannte Zielsetzung verdient hätte. Daß zu jener Zeit noch andere Deutsche großen Möglichkeiten für die Zukunft ihres Volkes im Orient unter Einsatz des Lebens und fast völlig aus eigener Entschlußkraft nachspürten, beweist das Buch „Öl und Mohammed" von Herbert Volck.

Volck, ein Deutschbalte, der im Weltkrieg als deutscher Dragoneroffizier an der Westfront schneidige Ritte wagte, dann als Flieger in russische Gefangenschaft geriet, ist einer der Männer, deren Weg ununterbrochen durch das Abenteuer führte. Es leitete ihn dabei der innere Drang, Deutschland zu helfen. In dem Buch „Odyssee um Deutschland" schildert er sein Leben, das in einem reichen Hause idyllisch begann, aber schon früh durch die erste russische Revolution erschüttert wurde. Nach dem Weltkrieg ist Volck Gründer des ersten deutschen Freikorps; er ficht gegen die Bolschewiken in seiner Heimat, kehrt ins Reich zurück, unternimmt als erster Vortragsreisen durch Amerika, wo er den Versailler Friedensvertrag in zahllosen Vorträgen bekämpft; später finden wir ihn unermüdlich für das nationale Erwachen Deutschlands wirken, besonders eindrucksvoll in der Zeit der Holsteinschen Bauernbewegung, als deren Führer er im Bombenlegerprozeß eine langjährige Zuchthausstrafe erleidet. Dieses unruhige, der Idee der deutschen Volksgröße gewidmete Leben stellt Volck packend in eigenwilliger und leidenschaftlicher Weise dar. Die Fülle seiner Erlebnisse ist allerdings so bedeutend, daß er große Abschnitte seines Wirkens, die in anderen Werken behandelt werden, überspringen muß, was zwar berechtigt ist, den Leser aber dennoch enttäuscht.

Der vielleicht wichtigste Teil seines Kämpfens wird in dem Buch „Öl und Mohammed" wiedergegeben. Nachdem Volck aus der russischen Gefangenschaft geflohen war, unternimmt er es, ein junger Leutnant, ohne jeden Auftrag für Deutschland den

Kaukasus zu erobern. Er will die sich befehdenden Stämme dieses Landes, dem das beste Ölvorkommen der Welt in Baku gehört, zu einem Aufstand gegen Rußland aufputschen, wobei ihm ein Österreicher, Dr. Reiß, hilft. Es gelingt den beiden auch, ernsthafte Kräfte der Kaukasier zu interessieren, aber die Unterstützung des Reiches wird ihnen versagt, obgleich Volck sowohl bei Falkenhayn, der damals in Palästina kommandierte, wie auch bei Hindenburg und Ludendorff zum Vortrag erscheinen darf und die Heeresstellen seinen Plänen Gehör schenken. Das politische Zaudern der Wilhelmstraße vereitelt schließlich ein energisches Handeln. Bei dem Wettlauf um das kaukasische Öl gewinnen vorerst die Türken, dann die Engländer und endgültig die Russen.

Es ist erschütternd zu lesen, wie dieser junge Mann an der richtigen Erkenntnis, daß Deutschland bei tatkräftigem Zugriff sich im Kaukasus festsetzen, das Baku-Öl und die mohammedanische Welt für sich gewinnen kann, mit heldischer Unentwegtheit hängt, furchtbare Mühen sich auferlegt, die bequeme Rückkehr in die Heimat meidet, immer tiefer ins Abenteuer eindringt, von Agenten verfolgt wird, die Stämme einzeln bereist und aufwiegelt, und schließlich an der politischen Blindheit der Heimat scheitert.

Heinrich Zillich

Axel Schmidt. Ukraine. Land der Zukunft. Verlag Raimar Hobbing, Berlin, 1939

Die Bedeutung des ukrainischen Volkes von insgesamt 45 Millionen und des von ihm besiedelten Gebietes, das sich heute unter der Herrschaft von vier Staaten befindet, muß nicht besonders unterstrichen werden. Wenn kleine Völker wie Esten oder Letten selbständige Staaten in einer günstigen geschichtlichen Stunde schaffen konnten, so ist es nicht verwunderlich, daß ein so großes Volk wie das ukrainische, das überdies eine alte politische Überlieferung hat und nicht bloß in grauer Vorzeit große Ländereien souverän regierte, sondern immer wieder mit wechselndem Glück staatliche Unabhängigkeit zu erringen wußte, unverändert auf seine Freiheit sinnt. Die Versuche zur Errichtung einer Großukraine nach Ende des Weltkrieges scheiterten trotz heftiger Kämpfe teils an der inneren Unreife und Gespaltenheit der Ukrainer selbst, teils an der Macht der Großrussen. Indessen hat jene Zeit ebenso wie die unter tschechischer Herrschaft möglich gewesene kulturelle Wiederaufrichtung im karpatenukrainischen Gebiet, das früher von Ungarn völlig vernachlässigt und unter madjarische Entrechtung gestellt worden war, die nationalen Bestrebungen des Gesamtvolkes wesentlich gefördert. Ob dieses einmal stark genug sein wird, sich den eigenen Staat zu bauen, hängt nicht von seinem Willen allein ab, sondern von der allgemeinen europäischen Lage. Zweifellos hat die deutsche Besatzung im Weltkrieg die ukrainischen Bewegungen nicht entsprechend begriffen und die deutschen Möglichkeiten, die sich damals dort boten, unausgenutzt gelassen.

All diese Fragen behandelt das vorliegende Werk von Axel Schmidt mit großer Kenntnis und Sachlichkeit, doch beschränkt es sich nicht allein auf die politischen Probleme, sondern gibt auch ein anschauliches Bild vom Wesen, von der Kunst und vom Brauchtum der Ukrainer. Vor allem erfahren wir manches von den tiefgehenden und unüberbrückbaren Unterschieden, die dieses slawische Volk von den Großrussen trennen. Sehr bemerkenswert sind auch die Hinweise auf die Gründungsgeschichte der ersten ukrainischen Staaten, die auf Germanen zurückgehen. So blieben z. B. die Fürsten

von Kiew sehr lange Zeit bewußte Waräger, die durch Generationen germanische Namen trugen und sich ihre Frauen mit Vorliebe aus Schweden holten. Damit haben auch diesem Volk nordische Eroberer den ersten staatlichen Sinn eingeflößt.

Axel Schmidts Buch wird in unseren Tagen auf besondere Beachtung rechnen können, obgleich es die jüngsten geschichtlichen Ereignisse natürlich noch nicht behandelt.

Heinrich Zillich

Bücher aus der Ostmark

Dr. Wilhelm Czermak. In deinem Lager war Österreich. Die österreich-ungarische Armee, wie man sie nicht kennt. Wilh. Gottl. Korn Verlag, Breslau, 1938

Unter den Deutschen des Altreiches sind oft erstaunlich falsche Urteile über die Leistungen der österreichischen Armee im Weltkrieg verbreitet, die alle auf eine Unkenntnis der Schwierigkeiten zurückzuführen sind, mit der schon im Frieden die österreichische Heeresleitung zu kämpfen hatte, der die Parlamente die notwendigen Mittel versagten, Schwierigkeiten, die sich dann im Kriege vervielfachten, als nach der Selbstaufopferung der ersten Armeen vor der Übermacht der Russen die gutausgebildeten Truppen gefallen waren und sich nun die immer gegebene unendlich schwere Aufgabe, ein Vielvölkerheer zu führen, ins Maßlose steigerte. Dennoch gelang es, sie in einem unwahrscheinlich hohen Grade zu meistern. Die österreichische Armee erfüllte — von den übertriebenen wenigen Ausnahmefällen abgesehen, wo slawische Truppenteile versagten — ihre Pflicht unter weitaus ungünstigeren Verhältnissen als jedes andere Weltkriegsheer und besser als manche Armee, gegen die sie kämpfte. Sie bestand dabei ungeschlagen und siegreich so fürchterliche Schlachten wie die am Isonzo, und wies Blutverluste auf, die zu den höchsten der Weltgeschichte gehören.

Czermaks Verdienst ist es, auf knappem Raum all dies einfach und überzeugend dargestellt zu haben. Seinem Urteil, seiner Kritik an der Kriegsführung der Mittelmächte, seiner tiefen Verbundenheit mit den Kameraden und Toten der versunkenen Armee wird jeder zustimmen, der seine Ausführungen las. Heinrich Zillich

„... es wird ein Wein sein." Die Aufzeichnungen des Weinbauers Berndl Poldl. Herausgegeben von Karl Hans Strobl. 1939. Adolf Luser Verlag in Wien und Leipzig

Diese Lebenserinnerungen, die ein niederösterreichischer Weinbauer Strobl anvertraut hat, waren ursprünglich nicht für die Veröffentlichung, sondern gut altväterlich für Kind und Kindeskind bestimmt. Strobls Meinung aber, daß sie es verdienten, über diesen ihnen zugedachten Leserkreis hinaus bekannt zu werden, muß man zustimmen. Nicht weil sie etwa Ungewöhnliches berichten oder im schreibenden Bauern eine „literarische Begabung" offenbaren, sondern weil hier ein „gebildeter", aber unverbildeter bäuerlicher Mensch herzhaft frisch, ein wenig aufklärerisch-liberal, aber mit ungebrochen gesundem Lebensinstinkt österreichisches Dorfleben und mitten drin einen mehrfach typischen Lebenslauf vor der großen Zeitwende schildert. Ein verschmitzter, trockener Humor verbindet sich mit einer scharfen Beobachtungsgabe, um die Darstellung doppelt reizvoll und unterhaltsam zu machen. Harald Krasser

Mitteilungen der Schriftleitung

Dieses Heft ist unseren schwäbischen Volksbrüdern im Banat gewidmet und enthält ausschließlich Beiträge ihrer Dichter und Schriftsteller. Es soll ausgiebiger und lebendiger, als es bisher in dieser Zeitschrift möglich war, einen Eindruck geben vom völkischen Dasein, vom Geistesleben und besonders auch von der Dichtung der Banater Deutschen.

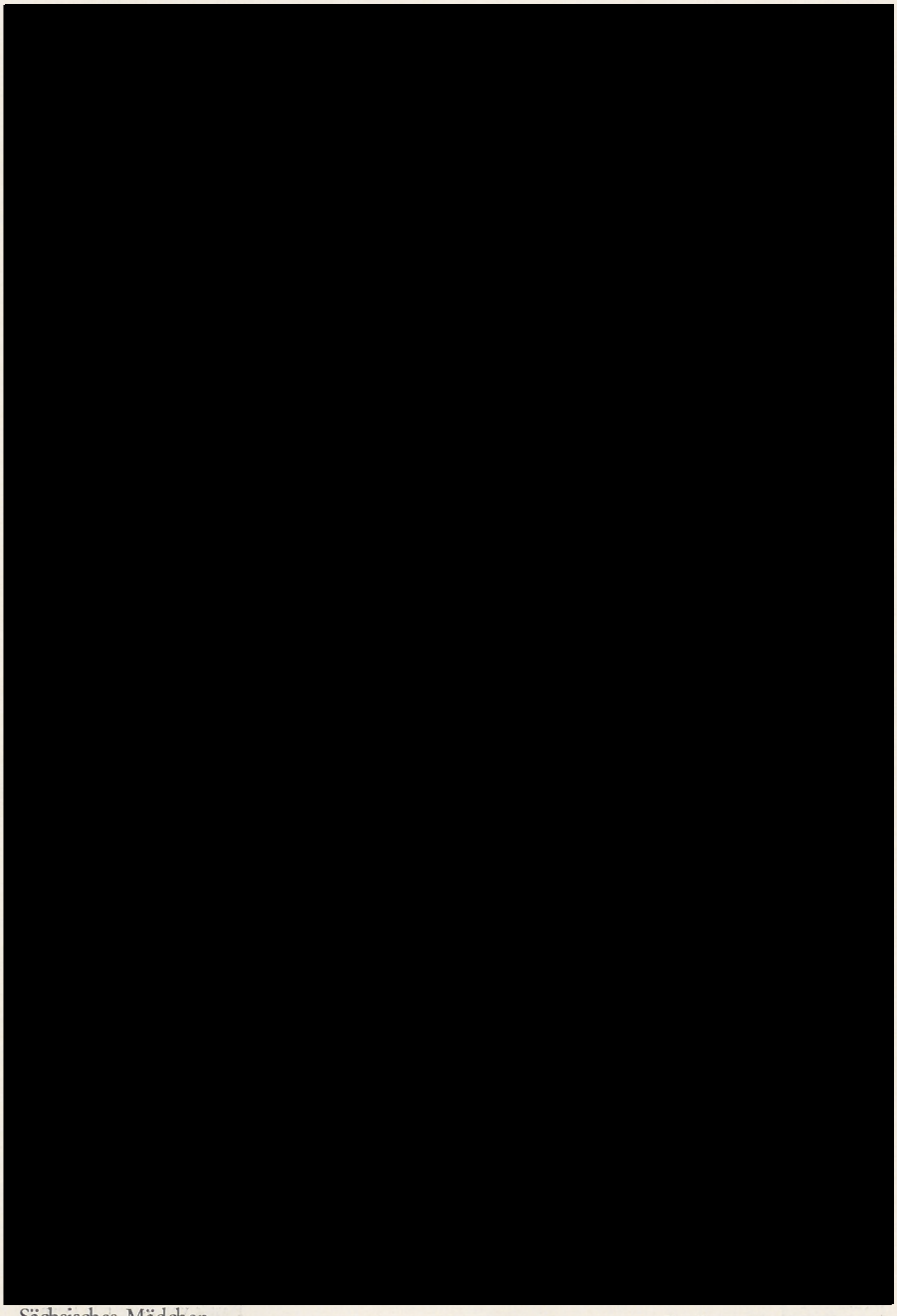
Außer Karl von Möller, dem zum Donauschwaben gewordenen Ostmärker, der mit seinen auch im Reich verbreiteten Romanen „Die Werschetzer Tat", „Grenzen wandern" und „Die Salpeterer" die epischen Traditionen Adam Müller-Guttenbrunns wieder aufgenommen hat und dem bewährten Darsteller der Tierwelt und der Banater Berge Otto Alscher, einem alten Mitarbeiter des „Klingsor", gehören die Beiträge dieses Heftes der jungen Generation an. Einige sind den Lesern aus unserer Zeitschrift schon bekannt: Peter Barth, dessen dichterischer Rang als Lyriker gerade im Kreis um den „Klingsor" zuerst voll erkannt wurde — er ist nun zum ersten Mal auch mit einem erzählerischen Versuch vertreten —, die Lyrikerin Annie Schmidt-Endres, der junge Heinrich Erk, den wir von seinem ersten literarischen Erfolg an begleitet haben.

In den Gedichtbeiträgen dieses Heftes wird wohl die erstaunliche Entfaltung der jungen Lyrik des Banater Schwabentums sichtbar, die demnächst in einer sehr sorgfältig ausgewogenen Sammlung neben die siebenbürgischen Auslesen der letzten Zeit gestellt werden kann. Ihre wesentlichen Merkmale — und zugleich die Gegenpole, nach denen sie sich ausrichtet — sind eine ursprüngliche Boden- und Bauernnähe und ein auffälliges Streben nach festgefügter, oft sehr streng gebundener Form, durch die in mehreren Fällen die Züge Georges sichtbar werden. Da steht neben den Obengenannten Josef Gabriel, bäuerlichen Ursprungs und bäuerlicher Haltung, Hans Wolfram Hockl, dessen Gedichte gleichfalls aus bäuerlichem Ahnenerbe sich nähren, und Hans Diplich, dessen Verse aus Georges überwältigendem Bannkreis zu selbständiger Eigenart heranreifen, ohne den schönen Gewinn an Sprachkultur aufzugeben. Diese offenbart sich auch in Diplichs Prosabeitrag und bestimmt auch wohltuend die kulturpolitisch wertvolle Reihe der von ihm betreuten „Banater Blätter", die, in zwangloser Reihe erschienen, in ihren schmalen Bändchen eine ansehnliche Ernte geistiger Leistung des deutschen Banates umfassen und neben Anton Vallentins periodisch erscheinenden „Banater Monatsheften", ihrem Grundsatz gemäß aber mit höherem Wertmaßstab und in geschlossenerer Form zum gültigen Spiegel des geistigen Lebens der jungen Banater Generation zu werden sich anschicken.

Rudolf Hollingers tiefgreifende Gedankengänge, Robert Reiters kunstgeschichtliche Überschau und Peter Blicklings Sprüche, sind nicht weniger dankenswerte Beiträge zu diesem Abbild des geistigen Lebens unseres Bruderstammes.

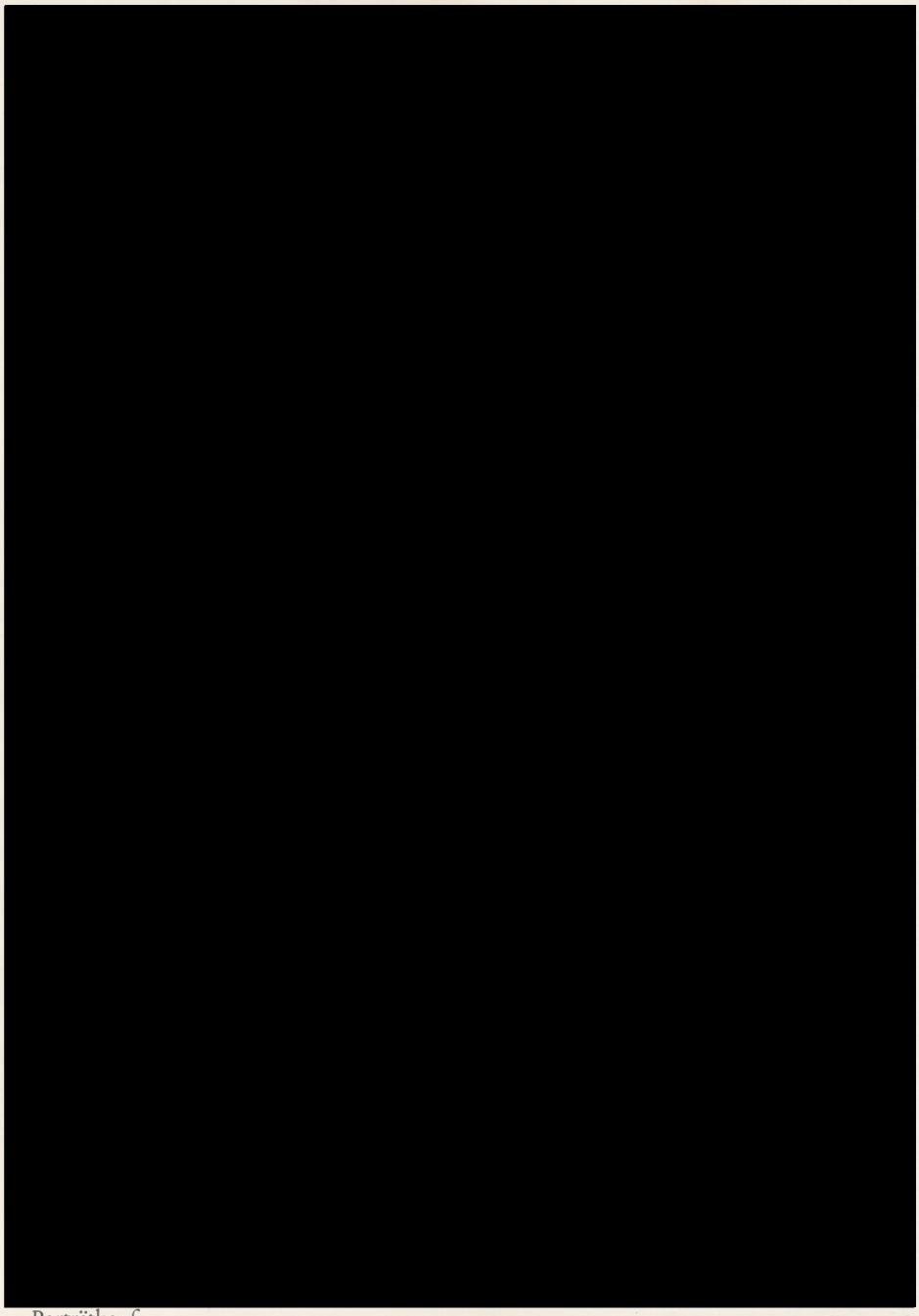
Der „Klingsor" hat sich seit langer Zeit bemüht, ein solches „Banater Schwabenheft" zusammenzustellen. Wir sind froh und dankbar, daß es diesmal gelungen ist, und festen Willens diesen Versuch zu wiederholen.

Herausgeber Dr. Heinrich Zillich, derzeit verreist
Allein verantwortlicher Schriftleiter Harald Krasser, Heltau-Cisnädie 92 bei Hermannstadt-Sibiu
Verwaltung Hermannstadt-Sibiu, Königin-Maria-Straße 23
Gedruckt durch die Krafft & Drotleff A. G.



Sächsisches Mädchen

Plastik von Margarete Depner



Porträtkopf

Plastik von Margarete Depner

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
16. JAHR November/Dezember HEFT 11/12

Grußwort des Deutschen Jugendbundes in Siebenbürgen an die Deutsche Nationalversammlung in der Frankfurter Paulskirche im Jahre 1848

Dieses Grußwort wurde nach der Gründung des Deutschen Jugendbundes in Siebenbürgen in den Augusttagen des Revolutionsjahres 1848 der in der Frankfurter Paulskirche tagenden Deutschen Nationalversammlung zugesandt. Der Entwurf stammt von Heinrich Wittstock, unterzeichnet hat es der Führer des Jugendbundes Stephan Ludwig Roth und Johann Fabini, der Bruder des in der Revolution gefallenen Jugendführers Theodor Fabini — so stehe es denn hier am Abschluß des Stephan Ludwig Roth-Jahres als ein ewiggültiges Dokument unserer Geschichte.

An die hohen Vertreter des Einen deutschen Volkes in Frankfurt
die siebenbürgisch-deutsche Jugend

Hohe Versammlung!

Was lange Jahre sehnsüchtigen Verlangens und mühevoller Anstrengung nicht erzielen konnten, das hat die großartige schaffende Gegenwart in wenigen Wochen geboren, und bald steht das Gebäude einheitlicher Verfassung für alle Deutschen fest und wohnlich da, stark im Innern und nach Außen; für das gesamte europäische Bürgerthum ein Bollwerk, und zugleich ein Schutzwall abendländischer Gesittung und Bildung gegen wälsche Leichtfertigkeit und morgenländische Herrschsucht, Rohheit und Knechtschaft.

Auch wir siebenbürger Sachsen, seit Jahrhunderten ein vorgeschobener Posten im Osten, begrüßen mit Begeisterung dies Morgenroth der schönen Zukunft unseres großen Mutterlandes und folgen mit gespanntester Aufmerksamkeit jedem Schritt, der von der hohen Versammlung in Frankfurt gethan wird, um das zerstückelte und zerrissene Deutschland zur Einigkeit und Einheit zu bringen. Segen vom Himmel flehen auch wir auf die hohe Versammlung herab, die berufen ist, jenen herrlichen Neubau zu begründen und zu vollenden! Wir, die entfernten Söhne der Mutter Germania, legen hierfür die wärmsten Wünsche kund und legen dadurch auch unsere tiefste Hochachtung dar. An ein großes Werk ist die Hand gelegt: Besonnenheit und Begeisterung, Unerschütterlichkeit und Thatkraft wird auf dem begonnenen Wege fortschreiten und ein Gebäude vollenden, das als ewiges Wohnhaus aller vereinigten Deutschen stark und frei dastehe,

einer großen und deutschen Nation würdig, und Euch, die Ihr es geschaffen, wird die Dankbarkeit und Bewunderung eintragen in das goldene Buch der Geschichte und in die Herzen des Volkes.

Wir aber erblicken in der Vollendung des begonnenen Neubaues auch eine Bürgschaft unseres eignen nationalen Fortbestandes, eine Stütze unserer eigenen deutschthümlichen Fortentwicklung. Das große deutsche Volk hat seine Wurzeln unter Meeren und Gebirgen weithin ausgebreitet. Alle Welt ist deutscher Kinder voll. Auch wir sind Sprößlinge dieser Wurzeln. Geographisch getrennt und auf der Oberfläche des Bodens ohne sichtbare Verbindung mit dem Mutterlande leben wir doch durch die Presse, durch die Universitäten, durch Wanderungen unserer Gewerbsleute, durch Erinnerungen der Vergangenheit und Hoffnungen der Zukunft — mit und durch Deutschland. Unser Stolz ist dahin, wenn Deutschland zerbröckelt wird — wir werden stark, wenn Deutschland es ist. Wir können uns rühmen unserer Treue gegen die ungarischen Könige, deren Vorfahren uns vor mehr als 700 Jahren hieher beriefen; wir können uns rühmen, in diesem selbstgewählten und innigstgeliebten Vaterlande unsere hiesige Stellung klar begriffen und vollkommen darnach gehandelt zu haben. Vom Mutterlande Jahrhunderte hindurch außer Augen gelassen, als Protestanten oft gehaßt und mißhandelt, dem Adel als Bürgervolk ein Dorn im Auge, hat uns nur unsere germanische Verfassung erhalten können— unsere Erhaltung bleibt immer ein Wunder in der Geschichte der Völker.

Die Väter und Vertreter unseres Volkes werden in der großen Gegenwart sorgen, so viel sie können, wir vertrauen ihnen: uns aber, den Jüngern, bleibet die Zukunft als Aufgabe und Ziel, darum haben wir uns am 13., 14., 15. und 16. August l. J. zu einem deutschen Jugendbund zusammengethan, um in uns, an uns und durch uns dem deutschen Volk und Vaterlande Siebenbürgen für die Zukunft, wenn die Alten schlafen gegangen, Männer heiliger Gesinnung, kräftiger Leiber, hellen Wissens und thatlustigen Willens heranzubilden. Wir wollen sein und bleiben, was wir immer gewesen sind, ein ehrlich deutsches Volk und auch ehrliche treue Bürger desjenigen Staates, dem wir angehören. Eines verträgt sich sehr gut mit dem Andern: ja, Eins ist u n s nur möglich b e i dem Andern.

Diese Jugend nahet sich in Ehrfurcht der hohen Versammlung in Frankfurt, ergreifet die werthen und theuren Hände der erleuchteten Volksvertreter und Volksmänner und leget in sie alle Gelübde der Unterthanentreue gegen ihre jetzige und künftige Obrigkeit, sie leget darein alle Gelübde der Deutschthümlichkeit: Heiligkeit des Wortes, Ehrlichkeit des Wandels, Lust nach Licht und Wissenschaft, Gottesfurcht, Gemeinsinn und Freiheitsdurst, Gemüthlichkeit und Verträglichkeit und was sonst noch den Deutschen zum Deutschen macht: sie leget aber auch in diese werthen und theuren Hände den Wunsch und die Bitte nieder: „Der entfernten Kinder nicht zu vergessen!“ —

Heil unserm Muttervolk!
Heil dem Reichsverweser!

Heil der Versammlung, die ein einiges, starkes und freies Deutschland gründen soll für immer und ewig!

Im Namen des deutschen Jugendbundes in Siebenbürgen.
Stephan Ludwig Roth, Johann Fabini

Deutsche Kultur und Sprache im Osten

Von Heinrich Zillich

Die Ordnungsaufgabe, die das deutsche Volk mit der Schaffung des Ersten Reiches für das Abendland übernommen hatte, stellte es in alle geistigen und politischen Bewegungen des letzten Jahrtausends so tief hinein, daß kein geschichtliches Ereignis in Europa ablaufen konnte, ohne sich auf die Mitte des Erdteils und damit auf die Deutschen auszuwirken. Dies ist oft beklagt worden, aber wenn auch manche tragischen Folgen daraus für unser Volk erwuchsen, die machtvollen Handlungen, die unvergänglichen Leistungen und der Ruhm der Ahnen wären ohne eine solche verantwortungsbeladene Bindung an das abendländische Geschick unmöglich gewesen. Völker ohne schöpferischen Anspruch mögen sich mitunter aus den Händeln der Zeit fernhalten können, aber den Preis zahlen sie dafür meist mit dem Absinken in noch größere Bedeutungslosigkeit.

Die räumliche Grundlage, auf der das deutsche Volk fußte, als es nach der Völkerwanderungszeit die Lose Europas zu bestimmen begann, war schmal. Im Norden, Westen und Süden konnte es sich nur reichhaft, aber nicht siedlungsmäßig auswirken; so suchte es seinen Einfluß auf Italien zu erstrecken, eine kulturell gewinnbringende, sonst tragische und schwere Aufgabe, die durch viele Jahrhunderte, ja bis ins letzte hinein, nicht verleugnet werden durfte, ehe die Italiener wieder zur einheitlichen Selbstregierung fähig geworden waren und selbst die Gefahr bannten, daß anstatt der deutschen die französische Macht ihr Land besetzte und dann von dort die Erdteilmitte ebenso gefährlich wie von Westen bedroht hätte. Mußte also das deutsche Volk politisch in den Süden ausgreifen, seinen Siedlungsraum vermochte es doch hier nicht zu vermehren. Es wäre bei einem solchen Versuch, gleichwie im Westen und Norden, auf bodenverwurzelte Völker von abendländischer Leistungsfähigkeit gestoßen.

Alle Kämpfe mit diesen Nachbarn blieben daher Machtkämpfe. Wenn sich dabei auch kleine Verschiebungen des Volksbodens ergaben, so bildeten sie den eigentlichen Sinn der Auseinandersetzungen doch nicht. Hätte er sich wirklich darin verdichtet, wären die schöpferischen Völker Europas wohl nie zur wichtigsten, ihnen gemeinsam übertragenen Leistung reif geworden, den Erdball dem weißen Menschentum zu gewinnen.

Nur der Osten bot dem deutschen Volksboden eine Ausdehnungsmöglichkeit, und diese wahrzunehmen, wurde auch im Einklang mit der gesamteuropäischen Weltaufgabe zur Pflicht. Weit und endlos flutet er aus dem asiatischen Erdteil heran und bildete von je das Aufmarschgelände der vernichtendsten Gefahren für das Abendland, dessen Grenze der Ostsaum des deutschen Volksbodens war. Je weiter sich dieser hinausschob, um so weiter rückte die Gefährdung des Erdteils.

Die östliche Gefahr gleicht nicht jener, die jedes große europäische Volk sonst von seinen Nachbarn erwarten konnte. Im Westen veränderten sich in Kriegen die M a c h t gebiete, wodurch kein Volk vernichtet wurde; vor allem die europäische Kultur erlitt dadurch keine tödliche Wunde. Im Osten aber ging es um die V e r n i c h t u n g des Abendlandes. Hätte nur einer der Anstürme der Mongolen, der Ungarn, die ungestalte Wut der Polen oder der Türken das deutsche Volk überrannt und wehrlos gemacht, so wäre von der Welt-

bedeutung der Franzosen und Engländer wenig übrig geblieben. Es gehört zur Tragik der Deutschen, daß sie bei der Aufteilung der Erde vornehmlich deshalb zu kurz kommen mußten, weil sie, die ständig an jeder Grenze zu kämpfen hatten, im Osten überdies noch die gefährlichste Front hielten, hinter der die anderen ihre Ausfahrt vollziehen konnten. Gewiß hätte das deutsche Volk diese Aufgabe leichter bewältigt und sich daneben einen angemessenen Teil an der Weltbeute der Weißen zu erringen vermocht, wenn es jederzeit einig gewesen wäre. Aber gerade seine Verflechtung in alle Auseinandersetzungen, auch in die geistigen, störte den Volks- und Reichszusammenhalt, förderte die Eigensucht der Teilstaaten und lähmte die gemeinsame Kraft. Waren die Bündnisse der Franzosen mit den Türken ein Verrat an Europa, so gab es auch deutsche Fürsten, die ihnen nicht nachstanden und ein patriotisches Gefühl bei ihren Untertanen pflegten, das sich keineswegs auf das Deutsche schlechthin bezog. Die Verengung wirkte sich sogar noch auf jene idealistischen Vaterlandsfreunde um 1848 aus, die, zwar wieder deutschfühlend und die Kleinstaaterei hassend, von der ordnenden Reichsaufgabe im Osten doch nichts mehr wußten und es für ihre Pflicht hielten, in das von ihnen ersehnte, allerdings nicht verwirklichte Reich Millionen von Deutschen nur deshalb nicht einzubeziehen, weil diese in Österreich Gebiete beherrschten, die zwar deutsch durchsiedelt waren, aber auch große fremde Volksteile umfaßten. Man traute sich nicht mehr zu, andere Völker zu regieren.

Bismarck, der dann das kleindeutsche Reich wirklich schuf, das wir heute als Übergang zur großdeutschen Erfüllung der Gegenwart begreifen, konnte aus den Gegebenheiten seiner Zeit keine andere Lösung erstreben, die ihm, dem Genialen, durch die noch recht lebendigen kleinstaatlichen Selbständigkeitswünsche nicht eben leicht gemacht wurde. Mit seiner Tat aber hatte er die Umkehr zum gesamtdeutschen Bewußtsein eingeleitet, obgleich auch das zweite Reich den reinstaatlichen Geist weiter nährte. Ja, damals erst vollzog sich trotz der auch innerlich fortschreitenden Überwindung der Kleinstaaterei der tiefste Niedergang des volksbezogenen Denkens. Vom Osten wußten die Binnendeutschen außerhalb Österreichs wenig. Die meisten hatten nichts von den Millionen Deutschen jenes Raumes gehört und ahnten nicht, daß kein Bürgerbrief, sondern Zeugung, Blut und Sprache Völker schaffen. Nie erlitt das Deutschtum im östlichen Volkstumskampf größere Verluste als in den Jahrzehnten, da das kleindeutsche Reich stark genug war zu helfen und es nicht tat.

Dennoch brach die Volkstumsfront im Osten nicht zusammen, denn die dort lebenden Deutschen hielten sie, vom Mutterland vergessen, unter unsäglichen Verlusten. Um diese Bewährung zu begreifen, muß ein Blick auf die deutschen Wanderungen in den Osten geworfen werden, die vor einem Jahrtausend begannen. Ihre Formen sind sehr mannigfaltig, denn es handelte sich ja oft nicht um bewußte Aktionen deutscher Stellen, sondern um ein Hineindrängen des Volkes selbst in den drohenden Raum.

Stets ging es um zweierlei, um die Hinausschiebung des Volksbodens, wodurch die Ostgefahren äußerlich weiter hinausgedrückt wurden, zweitens um die geistige Erziehung und kulturelle Gewinnung des Ostens, dessen Unruhe auf solche Weise innerlich gebändigt werden konnte.

Große Landstriche jenseits der Saale, bis zu der die Slawen schon vorgestoßen waren, wurden erobert, eingedeutscht und dem Binnenraum zugeschlagen. Das gleiche erfolgte in

Preußen und war schon vorher mit der Schaffung der Ostmark geschehen. Der deutsche Volksboden hatte damit eine wesentliche Verbreiterung erfahren. Vor seinen neuen Grenzen aber dehnte sich immer noch die Weite des Ostens, und auch dorthin strömten nun deutsche Siedler, Kaufleute und Städtebauer. Sie blieben nicht in Tuchfühlung mit den Siedlungen des Binnenraumes, sie zogen Hunderte, ja Tausende von Kilometern hinaus, mitten in die fremden Landschaften, legten Inseln deutschen Lebens an, bewehrten und verteidigten sie. Meist kamen sie von östlichen Fürsten als Lehrmeister gerufen, im eigenen Recht gesichert. Aus ihrer Hand entstanden zwischen der Ostsee und den Südkarpaten fast alle Städte, die Burgen, die wehrhaften Dörfer, an denen sich, als an den Vorposten Europas, die ersten Oststürme der Mongolen, Türken und Tartaren brachen, lang ehe diese den geschlossenen deutschen Volksboden erreichten. Unerhörte Kriegsbewährung zeichnete manche solcher Siedlungsgebiete aus, wie zum Beispiel das siebenbürgische Freitum, wo in jedem deutschen Dorf Burgen oder befestigte Kirchen entstanden.

Es erscheint uns, als hätte in jener Frühzeit des kulturell brachen Ostens dessen Boden selbst nach den Deutschen geschrien, damit sie ihn aus der Gestaltlosigkeit erlösten. Darum wurden Freiheit, Gebietsherrschaft, Stadtmacht, Handelsgerechtsame und jede Art geistiger Entwicklungsmöglichkeit den Siedlern gern eingeräumt. Selbst die Bauern drückte keine Fron. Und da den leistungsfähigen Einwanderern Luft und Acker zur ungehemmten Arbeit gegeben wurden, aus der freiwilligen Einsicht der Ostfürsten, bewährten sie sich auch und hoben einen halben Erdteil aus dem Abgrund der Barbarei. Dies ging nicht kampflos vor sich, nicht ohne Neid und Gier der Umwohnenden, nicht ohne Blut, Schrecken und schauerliche Aufstände der Leistungsschwächeren, denn immer werden sich in Gebieten, wo das wertreiche Volk inselhaft lebt und die schöpferischen Kräfte noch unerwachter Völker zu wecken beginnt, die Dämonen von Zeit zu Zeit regen, um das Chaos zurückzuerobern. Dies gilt bis zum heutigen Tag.

Der Kampf um die geistige Gewinnung des Ostens für den europäischen Geist, der hier nur der deutsche sein konnte, weil sich der kühnen Aufgabe allein Deutsche unterzogen, prägt sich in der Verbreitung ihrer Sprache klar aus.

Mochte das Latein des Mittelalters in ganz Europa eine wichtige Rolle in den Wissenschaften spielen, in manchen Gegenden besonders Ungarns auch in der Verwaltung, so war es doch eine Sprache der Gebildeten und des internationalen Verkehrs, wie Jahrhunderte später das Französische die Höfe und Salons eroberte. Doch beide drangen nicht in die eigentlichen Befruchtungsfelder ein, auf denen sich die deutsche Kulturarbeit im Volkstum der östlichen Länder auswirkte. Zuerst kamen ja nicht die deutschen Lateinlehrer und Humanisten, es kamen die Bauern, Städtegründer, Kauf- und Gewerbeleute, und die sprachen alle genau so wie die Fähnleinführer und Amtsleute deutsch.

Ihre Arbeit war in jenen weiten Gebieten eine Besämung des ganzen Lebens; sie rodete Acker, fügte Bauten, trieb Handel, schuf Werkstätten und Festungen. Solche Leistungsvielfalt quillt nur aus dem warmen Grund der Muttersprache.

Es gibt kaum eine Stadt im Osten bis ins Russische hinein, in der die ältesten Stadturkunden nicht deutsch wären. In zahllosen Orten, die durch fremdes Volkstum später überflutet wurden und in denen kein einziger Deutscher mehr lebt, ja die infolgedessen ihre kulturelle Gestalt oft wieder verloren haben, verkünden etliche Bauten, die dem Zerfall

trotzten, meist auf dem Marktplatz, Geist und Volkstum der Gründer. Die herrlichen gotischen Formen sprechen es deutlich aus und die alten Stadtakten geben die Bestätigung dazu. Sollten die Pergamente aber lateinisch verfaßt sein, so verrät der deutsche Namen der Bürgermeister und Ratsherren in der Unterschrift, wer das Gemeinwesen aus der Wildnis stampfte. An weitbekannte Städte, wie Krakau, deren Bedeutung mit den Deutschen erst zu strahlen begann, oder gar an die Orte, die heute noch eine starke deutsche Bevölkerung aufweisen, braucht nicht erinnert zu werden. Aber neben ihnen sind viele Hunderte von Gemeinden, die längst kaum eine Spur davon aufweisen, einst von Deutschen geschaffen oder aus der Belanglosigkeit gehoben worden. Um nur ein Beispiel zu nennen: die während der Septemberkämpfe in Polen erwähnte Stadt Neu-Sandetz mit ihren 30.000 Einwohnern, unter denen sich dreihundert Deutsche befinden, hatte noch 1470 einen deutschen Rat, die Nachbarstadt Alt-Sandetz schon 1273 deutsches Recht. Ähnliche Feststellungen ließen sich bei ungezählten Städten und Dörfern in Kurland, Livland, Westrußland, Polen, in Ungarn und in der Slowakei machen.

Über all diese Länder zog sich im Mittelalter inmitten deutscher Dörfer ein dichtes Netz deutscher Städte, die nach deutschem Recht lebten und richteten, Kirchen bauten und Schulen. Die deutsche Sprache verband sie miteinander, begleitete den Handel und erfüllte die Werkstätten. In den Kontoren von Warschau wurde sie ebenso gesprochen wie in Riga, Hermannstadt oder in Ofen. Daß die Muttersprache der Ostjuden noch heute ein verballhorntes Deutsch ist, beweist, welche Sprache damals die wirklich grenzüberschreitende, überall verstandene war.

Freilich dort, wo die Deutschen volksfremde Zuwanderung in die Siedlungen ohne Einschränkung erlaubten — und dies geschah keineswegs selten —, versank ihre Sprache und ihr nationales Bewußtsein allmählich in der Übermacht. Nur ihr Blut kreist weiter in den Adern der anderen. Durch solche deutsche und slawische Blutmischungen verloren die Ungarn, die sich nach ihren im Reich erlittenen Niederlagen zur Seßhaftigkeit bekehrten und als einziges asiatisches Reitervolk durch Anschluß an die abendländische Lebensform in Mitteleuropa zu erhalten vermochten, ihre mongolischen Rassemerkmale außer der Sprache fast gänzlich und gelten jetzt mit Recht als ein europäisches, der Kultur nach aus deutschem Quellgrund genährtes Volk.

Wo sich größere Siedlungsgebiete das Recht zur Selbstverwaltung zu erringen wußten, wie zum Beispiel im Baltenland, in der Zips, in Siebenbürgen, schützte sich ihr Deutschtum durch Gesetze, Macht und ein ehernes Volksbewußtsein, das bis zur Gegenwart ihren Bestand ermöglichte.

Es lag im Sinne der deutschen Aufgaben im Osten, Schulen in möglichst großer Zahl zu gründen, denn mit der Wehrhaftigkeit allein war das deutsche Leben in der Ferne noch nicht gesichert. Es mußte g e i s t i g geschützt werden. Daher finden wir das erste allgemeine Volksschulwesen der Welt, das jedes Dorf erfaßte, nicht im Reich, wir finden es im deutschen Freitum in Siebenbürgen, wo der Schul z w a n g 1722, hundertfünfzig Jahre vor England und Frankreich eingeführt wurde. Schon 1319 stand die Domschule in Reval und 1430 beriefen sich die Bauern in Groß-Schenk bei Hermannstadt gar einen Rektor aus Regensburg, ein Beweis dafür, wie eng der unmittelbare geistige Verkehr zwischen dem Reich und jenen fernen Siedlungen war, der in der Reformations-

zeit noch inniger wurde. Alle wichtigeren Städte hatten bedeutende, zum Teil berühmte Erziehungsstätten, die oft den Rang einer Hohen Schule erreichten. Prag, das als Hauptstadt eines Kurfürstentums nicht zum Osten zu rechnen ist, besaß, am Rande des deutschen Volksbodens gelegen, die erste deutsche Universität, die im gleichen Sinne in den Osten hinauswirkte wie die Schulen in Kronstadt, Krakau oder Dorpat. Auch die fremden Fürsten unterstützten gern solche Anstalten. Selbst in der Moldau, wo manche später überfremdete Stadt von den siebenbürger Deutschen errichtet wurde, unterhielt ein rumänischer Fürst in Kotnar eine Lateinschule, an der Melanchthons Schwiegersohn Kaspar Peucer unterrichtete. Kein Wunder, daß diese Lehrstätten deutsche Art und Sprache besonders nachhaltig verbreiteten.

Oft hatten die östlichen Fürsten deutsche Generale oder Truppen, oft eine deutsche Frau, die höhere Gesittung mit sich brachte und ein Gefolge aus der Heimat. Die Prinzen gingen meist für einige Zeit zum Besuch ins Reich, ebenso die führenden Männer. Mit ihren landschaftlichen Sprachen hätten sie sich außerhalb ihrer Herkunftsgebiete nicht bewegen können. So wurde ihnen die deutsche ein Führer, die von der gebildeten Welt im ganzen Osten beherrscht oder wenigstens verstanden wurde, wenn sie nicht gar bei Hof Verwendung fand. Am polnischen Hof wurde im 16. Jahrhundert sonntags deutsch gepredigt. Selbst seine Abdankungsurkunde ließ König Kasimir 1618 in dieser Sprache abfassen.

Aus dem Deutsch der Handelsleute, Handwerker, Landsknechte und Bauern drangen zahllose Lehnwörter in alle Ostsprachen ein, besonders solche, die einen Gegenstand bezeichnen, der erst durch die Deutschen bekannt wurde. So heißt der Pflug im Rumänischen plug, der Pflüger plugar, der Maurer im Polnischen murarz, das Meisterstück maystarstzyk, der Wochenlohn wochlon, der Bäcker im Ungarischen pék, die Schraube fróf, im Rumänischen surub.

Auch die ersten Druckereien des Ostens wurden von Deutschen errichtet, nicht viel später als im Reich. Von ihnen ging eine neue Welle des Kultur- und Spracheinflusses aus, der ungeheuere Bedeutung gewann, denn nun konnten sich deutsche Humanisten, meist von religiösen Beweggründen geführt, noch eindringlicher als früher an die anderen Völker wenden. Sie taten dies sogar in deren Sprache und schufen damit einigen von ihnen die Schrift, woraus sich später das allmähliche nationale Erwachen des Ostens ergeben mußte. Die Reformation griff auf die Völker im Baltenland, in Ungarn, Böhmen und Siebenbürgen über. Für lange Zeit schöpften auch die nichtdeutschen evangelischen Pfarrer, die sich schon kraft ihrer Glaubensentscheidung dem deutschen Kulturkreis verbunden fühlten, unmittelbar aus den Druckwerken Luthers und anderer Reformatoren und gaben deren Geist weiter.

Als vollends nach der Vertreibung der Türken die verwüsteten Provinzen und Länder des Südostens der kaiserlichen Macht unterstellt wurden, schien die Gelegenheit nicht bloß für eine neue Auswanderung gekommen, sondern auch dafür, den geschlossenen deutschen Volksboden in diese menschenarmen Weiten vorrücken zu lassen. Die Einwanderung begann, die letzte große sendungshafte, die von der Wiener Hofburg geleitet unter weit günstigeren Bedingungen für die Siedler ablief als frühere. Wäre damals das Reich einig gewesen, hätte es die Möglichkeiten erkannt, die sich ihm hier boten, das Reich

hätte sich um mehr als tausend Kilometer in den Osten ausdehnen können, das deutsche Volk damit eine weltgeschichtliche Rolle sondergleichen übernommen und die heutige Raumknappheit nicht erdulden müssen. Aber das Reich war innerlich brüchig. Zwischen Wien und Berlin begann der langandauernde Kampf um die Vormacht. Wohl wanderten viele Deutsche in die verwüsteten Gebiete und brachten sie bald zum Blühen; die Nachfahren der Siedler zählen heute Millionen in der Batschka, im Banat, um Ofen und in der schwäbischen Türkei; aber der geschlossene deutsche Volksboden wurde mit diesen Gebieten nicht verbunden, der siebenbürgische nicht erreicht.

Dennoch sind die Früchte jenes Vorstoßes reich. Die Staatsführung über dem ganzen Südosten war nun, obschon nicht ohne provinzielle Zwischenschaltungen, unter der kaiserlichen Standarte dem Reichsschicksal eng verbunden. Oben im Polnischen mochte manche der im Mittelalter noch deutschen Städte überfremdet worden sein, im Baltenland die Souveränität der Ritterschaften Einbußen erfahren haben, hier entstanden Tausende deutscher Dörfer, deutsche Städte, deutsche Kreise und Provinzen.

Dies alles geschah in einer Zeit, als französischer Geist die deutschen Höfe beeinflußte, als die Vornehmen nach Pariser Art lebten und sprachen. Im Südosten aber bestimmte der kaiserliche Beamte und Soldat, hier wurde deutsch gesprochen und verwaltet, Generation um Generation, angefangen von den Tagen des Prinzen Eugen bis tief ins 19. Jahrhundert hinein.

Auch die Teilung Polens wirkte sich auf die deutsche Ostwanderung günstig aus; nach Galizien und in die Bukowina zog die Hofburg Siedler, in Westpreußen aber, das Friedrich der Zweite erworben hatte, glückte seinem Genie eine beispielhafte Kolonisation, die auf begrenzterem Raum als die kaiserliche und in unmittelbarem Anschluß an den geschlossenen deutschen Volksboden diesen selbst auszuweiten vermochte. Trotz ihrer überragenden Bedeutung sollen die Siedlungsmaßnahmen des 18. Jahrhunderts, die letzten großen, nicht zur Annahme verleiten, als ob damit die Ostwanderung beendet gewesen wäre. Ebenso wie sie seit Karl dem Großen bis zu Josef dem Zweiten ununterbrochen, obschon in wechselnder Stärke, gedauert hatte und heute, wo uns kleindeutsche Gesichtspunkte nicht mehr den Blick trüben, nur als eine einzige zusammengehörige, gewaltig vom Baltischen Meer bis zu den Südkarpaten sich erstreckende Erscheinung unserer Geschichte und unseres Volkslebens betrachtet werden darf, blieb sie auch nachher im Gange, wenngleich ihr große Kolonisationen nicht mehr Vorschub leisteten. Die staatlichen Siedlungsversuche des 19. Jahrhunderts in Preußen und Österreich sind unerheblich, wohl aber drängt das Volk selbst einzeln und verzettelt immer noch, sogar heute, in den Osten hinaus, was freilich angesichts der ungeheueren Verluste in den letzten siebzig Jahren kaum noch beachtet wird.

Welche Ausdehnung die deutsche Sprache im 18. Jahrhundert erlebte, können wir uns nur schwer vorstellen. Josef der Zweite, der 1775 in Lemberg die erste deutsche Normalschule Galiziens eröffnete, der viele andere nachfolgten, sprach es klar aus, „daß die teutsche Sprache verbreitet, das Volk dadurch mit unserer Lebensart und unseren Sitten mehr vertraut und durch einen genauern Umgang mehr verteutscht und mehr verbrüdert wird, und so das nächste Menschengeschlecht weniger roh, weniger der Trunkenheit und dem Müßiggang ergeben, weniger bigott und Sklave".

Über den polnischen Adel schrieb der zeitgenössische Schriftsteller Kratter: „Die meisten Edelleute wenden izt alle Kosten auf, ihre Kinder in der teutschen Sprache und anderen Wissenschaften unterrichten zu lassen". Und noch 1841 berichtet J. K. Kohl aus Lemberg, das ihn eine deutsche Stadt zu sein dünkte: „Die deutsche Sprache ist so allgemein in Galizien verbreitet, daß fast jeder einigermaßen gebildete Pole sie spricht".

Die österreichische Armee, in der deutsch kommandiert wurde, trug zur Verbreitung unserer Sprache in den breiten Massen bis zum Jahre 1918 vielleicht am meisten bei. Sie wandte sich an jeden Mann der südöstlichen Völker, sie stellte den Hirten ebenso wie den Arbeiter und Bauern unter eine der gültigsten Lebensformen deutschen Wesens, unter die soldatische, aber sie erwies sich auch als Liebhaberin der Künste, besonders der Theater, die in vielen Garnisonen gebaut wurden. Überhaupt entstanden im Südosten damals unter Wiener Einfluß zahlreiche deutsche Theater, die unserer Sprache Flügel anzauberten, daß sie von Herz zu Herzen flog.

Der ungarische Hochadel, der sich wie die Esterházys in Totis, die Károlyis in Megyer, die Batthányis in Rohonez deutsche Privattheater hielt, fühlte zwar ständisch-ungarisch, seine Kultur und Sprache aber waren vorwiegend deutsch; das gleiche gilt für Adel und Bürgerschaft der Tschechen. Auch die russische Aristokratie, unter der die Deutschbalten eine für das Zarenreich wichtigste Rolle spielten, stand deutschen Kultureinflüssen offen. Noch war die Bewohnerschaft der meisten Städte Ungarns in der Mehrheit deutsch. Als 1848 der ungarische Aufstand gegen Wien losbrach, da befanden sich unter den ungarischen Heerführern viele Deutsche; der Generalstabschef der Revolutionsarmee Oberst Burger konnte nicht einmal ungarisch sprechen. Daß Deutsche an dieser Erhebung, die sich gegen den Kaiser — es war schon Franz Josef — richtete, teilnahmen, ist daraus zu begreifen, daß sich freiheitlich-romantische Ideen mit den national-ungarischen mischten. Man bekämpfte die „Reaktion", während es im Grunde wider die deutsche Herrschaft ging. Lediglich die Siebenbürger Sachsen erfaßten dies und standen auf kaiserlicher Seite, wogegen viele schwäbischen Siedlungen den Ungarn halfen. Das mangelnde politische Bewußtsein des deutschen Binnenraums hatte also auch hier in der Gefahrenzone eine Entsprechung. Die Herrschaft der deutschen Sprache wurde davon noch nicht angetastet.

Wie hätte dies auch sein können, wenn 1857 in Ungarn neben 4,947.134 Madjaren 1,484.048 Deutsche lebten und in Budapest, das einen durchaus deutschen Eindruck machte, schon seit 1774 ein deutsches Theater spielte! Im Jahre 1812 wurde dort als „Nationaltheater" sogar die damals größte deutsche Bühne eröffnet. Viele deutsche Zeitschriften und die Werke von Brentano, Hebbel, Stifter, Grillparzer, Rosegger und manchen anderen erschienen in Budapester Verlagen. Die östlichsten deutschen Universitäten standen in Lemberg (bis 1871) und Czernowitz in der Bukowina (bis 1918). Noch wurden das sächsische Freitum in Siebenbürgen und das Banat deutsch verwaltet.

In Rußland, wohin im 18. Jahrhundert eine große Zahl Siedler gegangen war, wuchs an der Wolga eine deutsche Provinz, lebte das deutsche Verwaltungsleben im Baltikum, blühte die deutsche Universität in Dorpat, entstanden in einer Breite von 100 bis 300 Kilometern längs des Schwarzen Meeres die deutschen Siedlungen um Odessa bis ins Bessarabische hinein. In manchen Städten gab es deutsche Kolonien, wie solche ja schon

im 13. Jahrhundert in Kiew und an anderen Orten besonders durch die Hanse gegründet worden waren.

Unter der österreichischen Herrschaft steigerte sich das deutsche Leben und mit ihm die Bedeutung unserer Sprache im Südosten bis über die Hälfte des 19. Jahrhunderts ohne Rückschlag. Wenn in Binnendeutschland die politischen Folgerungen daraus nicht gezogen wurden, so nahm man es doch als selbstverständlich hin, daß dieser Teil Europas innerhalb des deutschen Lebensraumes lag und daß bis Bukarest, bis tief in den Balkan die beginnende Industrialisierung hauptsächlich durch Deutsche erfolgte. Deutsche Prinzen bestiegen die Throne von Rumänien, Griechenland, Bulgarien; die verwandtschaftlichen Beziehungen aller östlichen Höfe, selbst des russischen, mit Deutschland förderten dessen Kulturausstrahlung. So war die Führung deutschen Geistes und deutscher Sprache über den Osten fast vollkommen und ersetzte auch die Reste jener, bloß auf kleine Kreise begrenzt gewesenen italienischen und französischen Einflüsse, die in der Barockzeit in künstlerischer Hinsicht Eingang gefunden hatten.

In die gleichen Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts fiel allerdings das nationale Erwachen der Ostvölker, das ohne das Vorbild und die Romantik der Deutschen, die auch hier das landschaftliche Brauchtum und Liedergut entzückt entdeckten, kaum so heftige Fortschritte gemacht hätte. Die Ungarn und Polen wurden davon zuerst ergriffen. Wahrscheinlich wäre es, wenn die Wiener Macht keine Schwächung von außen erlitten hätte, gelungen, die berechtigten Selbstverwaltungswünsche der kleinen Völker und ihre kulturellen Bestrebungen in Einklang zu halten mit den gesamtstaatlichen Notwendigkeiten und damit auch die deutsche Führung zu sichern. Aber der Machtkampf zwischen Berlin und Wien war noch nicht beendet; als Österreich 1866 seinen Rückhalt in Süddeutschland verlor, woher es bisher immer Zufluß von Begabungen und Hilfskräften gezogen hatte, mußte es, da die Gesamtzahl seiner Deutschen kaum ein Viertel der Staatsbevölkerung ausmachte, den Ungarn die östliche Staatshälfte zur selbständigen Regierung überlassen; aus Österreich wurde Österreich-Ungarn.

Damit begann für die zwei Millionen Deutschen der Osthälfte die nationale Bedrükkung. Mehr als tausend deutsche Schulen, alle deutschen Theater bis auf eins, das deutsche Freitum in Siebenbürgen, die deutschen Stadtverwaltungen mit geringen Ausnahmen fielen bald der Madjarisierung zum Opfer. Der deutsche Volksfriedhof Ungarns füllte sich Jahr um Jahr bis in die Gegenwart hinein. Lediglich die Siebenbürger Sachsen konnten, wenn nicht ihre Autonomie, so doch ihre deutsche Kultur retten und ihr uraltes Schulwesen.

Nach kurzem erhoben auch die Tschechen und Polen in den von ihnen stark bewohnten österreichischen Ländern immer weitergreifende Forderungen — was den Ungarn recht war, erschien ihnen billig. Die Lemberger Universität wurde polnisch; die deutschen Schulen verringerten sich. In Rußland setzte die gleiche Entwicklung ebenfalls ein, die Balten mußten schwer und verlustreich dagegen kämpfen.

Überall war der Osten zum Angriff gegen das Deutschtum aufgestanden, das durch die Gaben seiner Kultur das nationale Bewußtsein der andern erst geweckt, aber niemals versucht hatte, ihr Volkstum zu rauben. Schon früh hatten die Balten lettische und estnische Schulen gegründet, ihnen in der Muttersprache predigen lassen und es aus-

drücklich abgelehnt, sie zu entvolken, weil es gegen Gott sei, jemand die Muttersprache zu nehmen. In der Verwaltung hatten alle Völker Österreichs ihre Sprache gebrauchen dürfen.

Der Dank bestand nun in der Umkehrung dieser Grundsätze. Schöpferisches Volkstum hinterläßt bei den von ihm erweckten Völkern leicht ein Gefühl der Zurücksetzung, das sich bei den Polen sogar in ein Empfinden der Minderwertigkeit steigerte. Die furchtbaren Ausbrüche solcher Triebe erfuhr das deutsche Volk jüngst in Bromberg, die deshalb so abgründig waren, weil sich dort das regierende Volk am unterworfenen rächte und damit seine Unfähigkeit zur Herrschaft über andere bewies. Aber auch wo solche chaotische Triebe nicht am Werke waren, wie etwa in Ungarn, verfiel das nun die Macht ausübende Volk in eine Überschätzung seiner Bedeutung und Möglichkeiten. Es entwickelte sich, unfähig, das Fremdvölkische, das hier mit Einschluß der Deutschen, Slawen und Rumänen fast die Mehrheit bildete, in seinem Rechte zu belassen und ein gerechtes Nebeneinander mit ihm herbeizuführen, zum Unterdrücker der natürlichen Volkstumsbelange.

All dies konnte nur geschehen, weil das deutsche Volk selbst die seit einem Jahrtausend ausgeübte Rolle einer unaufdringlichen und natürlichen kulturellen Führung nicht mehr zu spielen bestrebt war. Das kleindeutsche Reich begriff diese Aufgabe nicht. Wien war zu schwach dazu geworden, seitdem es aus dem deutschen Bundesraum hatte ausscheiden müssen, und nun in jene zwielichternde Stellung hineinzugleiten begann, von der die letzten Jahrzehnte seiner Herrschaft gekennzeichnet werden: ein ewiges Vermitteln, ein Paktieren mit slawischen Forderungen, mit ungarischen, mit italienischen, ein ewiges Suchen nach einem Halt und, auf einen Nenner gebracht, ein häufiges Nachgeben zu Ungunsten der Deutschen.

Und dennoch — immer noch war die Zentrale vorwiegend deutsch, ihre Sprache deutsch, das große Erbe der deutschen Schöpfung, die dieser Staat darstellte, wirkte nach und ließ sich nicht in wenigen Jahren vernichten. Mochte es an allen Enden Volkstumskämpfe geben, in der Westhälfte des Landes, im eigentlichen Österreich, war durch deutsche Einsicht eine so gerechte Regelung der Volkstumsfragen erreicht worden, wie sie kein anderes Volk im Osten nach dem Weltkrieg zu schaffen willens und fähig gewesen ist. In allen Schulen des ganzen Staates, auch in den nichtdeutschen, wurde die deutsche Sprache unterrichtet. Der Deutsche selbst hatte noch im öffentlichen Leben ein auf Leistungen beruhendes, seine Zahl übersteigendes Gewicht. Dies gilt vornehmlich für die Armee, deren Offiziere zu drei Vierteln Deutsche waren. Aus den Garnisonen kehrten die Soldaten heim mit einem obschon geringen, so doch unvergeßlichen deutschen Sprachschatz. Es gab niemand, der nicht einige Brocken Deutsch verstand, keinen Gebildeten, der nicht deutsch sprechen konnte, keinen, der die verbindliche Wiener Lebensart, die sich überall durchsetzte, nicht geliebt hätte. Die politische Rolle des deutschen Volkes war durch die Gleichgültigkeit des Binnenlandes zwar furchtbar geschwächt worden, und dies in wenigen Jahrzehnten, aber seine kulturelle Bedeutung blieb, denn was war die Literatur, die Philosophie und Wissenschaft der Ostvölker anders als in landschaftliche Sprachen übersetzte deutsche Schöpfungen? Wie stark die deutsche Klammer den Vielvölkerstaat noch

zusammenhielt, bewies der Weltkrieg, in dem die österreichische Armee vier Jahre lang ihre Pflicht tat.

Als der große Staat zusammenbrach, blieb bis zum heutigen Tage überall dort, wo seine Grenzen einst verlaufen waren, eine Kulturgrenze mitten zwischen den Völkern. Sie prägte sich unverkennbar ins Antlitz der Landschaft und zeigt an, bis wohin deutsche Herrschaft jahrhundertelang fruchtbar gereicht hatte. Es drückt sich dies in den Häusern, Äckern, Straßen, in den Menschen und in ihrer Lebensform aus.

Die Nachkriegszeit setzte nur eine Entwicklung verstärkt fort, die vordem schon begonnen hatte. Furchtbar war der Ausbruch des ungestalten Ostens in Rußland, im Baltikum, in Polen. Millionen von Deutschen wurden von Grund und Boden vertrieben, enteignet, entrechtet. Das deutsche Volk erntete hier die Folgen seiner staatlichen Verengung in grauenhaften Garben. Die Dämonen des Ostens stehen sofort auf, wenn der Deutsche schwach wird.

Indessen, wenn nun auch neuerlich Tausende deutscher Schulen verschwanden, Kulturvereine versanken, Theater schlossen, Universitäten entdeutscht wurden, der Wechsel der Herrschaften im Osten weckte auch deutsches Volkstum aus dem nationalen Schlaf. Die deutschen Siedler der Maria Theresia und Josefs des Zweiten, die in Südungarn zwischen 1866 und 1918 alle deutschen Schulen verloren und fast ihre ganze gebildete Schicht an das Madjarentum abgegeben hatten, nun wurden sie ihres Deutschtums wieder bewußt. Die neuen Machthaber, Rumänen und Südslawen, wehrten ihnen im allgemeinen die Neuerrichtung deutscher Schulen nicht. Die deutsche Sprache, vom Bauern nie verleugnet, wurde wieder Sprache vieler deutschblütigen Städter. Hier allein im ganzen Osten hat der Weltkrieg einen deutschen Gewinn gebracht.

Zwar flohen bloß aus dem besonders hart bedrängten, früher preußischen und baltischen Raum große Massen von Deutschen ins Reich, während sich im einst österreichischen die Deutschen kaum irgendwo vertreiben ließen, aber der Verlust an Siedlungsboden ist überall ungeheuer, wohl größer als der Flächeninhalt Bayerns und Württembergs.

Damit aber sank auch die Verbreitung unserer Sprache im Osten. Vorbei sind die deutschen Garnisonen des österreichischen Heeres, vorbei die deutsche Selbstverwaltung der Balten. Deutsche Schulen gibt es viel weniger als im Jahre 1918. Der deutsche Sprachunterricht an fremden Schulen wurde beschnitten. Die deutschen Bauern und Städter erlitten manche wirtschaftliche und völkische Not, der deutsche Großgrundbesitz ist enteignet. Ach, diese Aufzählung könnte endlos fortgesetzt werden.

Eines nur ist dem deutschen Volk aus dem gebärenden Schoß der Not in den letzten zwanzig Jahren zugewachsen: der staatlich-verengte Geist des zweiten Reiches wurde abgelöst durch die Volkserneuerung und wich einem starken Gemeinbürgschaftsgefühl aller Deutschen für einander, wo immer sie siedeln mögen. Und daraus stieg nicht nur die Macht des Reiches, sondern auch die Bedeutung des deutschen Volkes für den Osten. Weltgeschichtliche Folgerungen sind in den zwei letzten Jahren daraus gezogen worden.

Die deutsche Ostmark, die sich zum Reich durchkämpfte, drängte mit ihrer Heimkehr das Wissen und Gewissen des ganzen Volkes erst recht wieder in den Osten. Wie einst treten ihm die Deutschen als ordnungsschaffende und schöpferische Kraft gegenüber.

Die Errichtung des Protektorates in Böhmen und Mähren bewies ihre Achtung vor jedem anderen Volkstum eindeutiger und durch Taten schlagkräftiger als die Phrase von den „nationalen Minderheitenrechten", die man zwanzig Jahre lang ableierte, während Tag für Tag Volkstum wehrlos gemacht und in manchen Gegenden gefoltert wurde. In Polen aber, wo staatliche Unfähigkeit und Überheblichkeit grausam eine einjahrtausendalte europäische Arbeit zu vernichten drohte, ist der deutsche Anspruch auf Ordnung auch mit der Waffe in weniger als drei Wochen durchgesetzt worden und hat sich damit die Möglichkeit zu einer Neugestaltung dieses Raumes geschaffen, die dem Rang und der Bedeutung des deutschen Volkes entspricht und es gegenüber der polnischen Begehrlichkeit endgültig sichert. Zwei geschichtliche Wenden — und sie verraten, daß der Geist Prinz Eugens noch lebt.

Aus der Kraft seiner Erneuerung und aus dem geistigen Erbe seiner Bewährung ist das deutsche Volk noch immer der wichtigste kulturelle Sämann für die Völker und Staaten im ganzen Osten. Die Sprache, die es spricht, ist diejenige, in der noch heute, trotz vielen Verlusten, trotz dem Versinken von Hunderttausenden seiner Angehörigen, obwohl sein geraubtes Blut in fremden Adern sich oft gegen es selbst kehrt, alle Ostvölker sprechen, wenn sie einander verstehen wollen.

Man sagt oft, der oder jener Oststaat sei nach Paris ausgerichtet, man rede dort gern französisch. Wer spricht in Wirklichkeit diese Sprache? Eine kleine Schicht von Diplomaten und deren Salon. Niemand sonst! Der Handel spricht deutsch, wenn er sich über die Staatsgrenzen erstreckt, und sehr oft auch innerhalb der Grenzen. Wer einen Schuhputzer im Osten französisch anredet, wird dessen offenen Mund betrachten können. Spricht er deutsch zu ihm, so erhält er eine vielleicht merkwürdig verstümmelte, aber immerhin eine deutsche Antwort.

Die deutsche Kulturausstrahlung drang von jeher ins Volk. Sie wird getragen und ununterbrochen genährt von den Millionen Deutschen, die nicht in Salons sitzen, sondern mitten im Osten den Pflug oder die Feder führen, Warenballen heben und Maschinen bedienen und diese auch zu bauen wissen. Kein anderes der großen europäischen Völker hat im Osten bodenverwurzelte, seit Jahrhunderten dort lebende Gruppen, nur das deutsche.

Der deutsche Einfluß strömt heute doppelt kräftig aus der großen weltanschaulichen Einheit, die alle Deutschen der Welt umschließt und die in dem immer noch jungen Osten, der ungebändigten Urtrieben manchmal allzu willfährig nachgibt, auf tieferes Verständnis stößt, als es der Westen glauben will. Schon, daß auf ein englisches Wort drei französische und zehntausend deutsche im Osten kommen, ist ein Beweis dafür, daß eine tausendjährige Kulturarbeit voll Blutopfern, Mühe und Treue, aus der dem deutschen Volk Ehre, Ruhm und Stolz gebühren, nicht vergehen kann und ihre schönsten Früchte vielleicht erst im zweiten Jahrtausend zur Reife bringt.

Gebirge und See

Von Georg Maurer

Alpenfahrt

Behütet Tal! — Ihr Wärter Berge hüllt
in Himmelsnebel euer Haupt und blitzt
nur hier und dort ein Gletscherwort hinab,
das funkelnd-irr im Mittagsgrauen sitzt.

Ihr, Wasser, fallt besinnungslos dem Aufprall zu!
Schon seh ich euern schnee'nen Ursprung — und was fällt,
ist unter mir nur Klamm noch, Schrunde, Wasserstaub und Weg. —
Hier blüht das Eis getrennt von der gewohnten Welt.

Der Nebel Bärte fegen seine Stufen grau.
Aus tausend Wolkenmündern stürzt der Strahl
und greift aus dem Zenith noch eine Wand hervor
mit geiergrauem Hals, behängt mit Eiskristall.

O Tanz in Stein und Wolke! Spiegelsaal des Lichts!
Glashaus des Windes! — Wo ist Ende hier, Beginn
von Luft und Erde? Steiler türmen sie zuhauf —
und ewige Nebel rätseln her und hin.

Aus Ahnung nur wächst noch das Gipfelhaupt. Im Brau'n
der Dampfesworte spricht es mit sich selbst und stillt
— so wie ein Dichter — seine Höhn mit eigner Welt,
während aus seinem Gletscherfinger Segen quillt.

Das Gebirge

Wirf dich vors Tal, du Herde Gottes! Lagre
geruhsam dann und unverrückbar! Hebe
die goldnen Hörner in die Abendsonne, senke
die Felsenstirne, daß sie furchterregend niederstrebe!

Der weiße Atem steigt aus euern Nüstern, mächtig
lang hingestreckte knochenrückige Tiere!
Auf eure Weide schaut ihr ohne Gier. Gesättigt
dampfen die Flanken euch, ihr feuergebornen Stiere!

Das Grollen rollt aus euren Felsenmäulern
und gelb steigt euer Zorn auf. Blitze kränzen
die Hörner euch — und aufgeregt verwühlen
die Stürme sich im wilden Busch an euren Schwänzen.

Ich kenne euern Herrn, an dessen Hörnern
die dampfbeschuhten Hände höchster Götter
sich halten — und auf dessen schneegeduldigem Rücken
die Göttin sitzt: den Herrn der irdischen Wetter.

Umlagert ihn, ihr Stiere, Kühe, sanftre Kälber!
Brüllt auf zu seinem Ruhm und malmt mit Felsenzähnen
die Tannen! Springt lawinendonnernd auf, wenn Menschen
ihm nahn, daß unbezwinglich sie den Herren wähnen!

Das Waldgedicht

Hier lauschst du heimlich, grünes Waldgedicht,
dem eignen süßen Quellenstrophengang!
Die Tannen ziehn die Brauen buschig-dicht
und kommen sacht herab am Quellenhang.

Die Kräuter schaun gedrängt und voll Bedacht,
das Blumenaug' ins Rinnen ohne Ruh.
Des Farnenfächers aufgetane Pracht
neigt windesstill dem Quell sich zu.

Hier schließt der Busch vor Glück sich selber ein.
Ein wenig blauer Wanderhimmel hängt
in dieses Nest von Tausendgrün herein;
sonst hat ihn Tann und Erlendach verdrängt.

Der Wind saust leise überm Quellenton.
Die Sonne schleicht sich in die Gräsernacht —
und hat in einer jungen Erlenkron
ein strahlend-grünes Feuer angefacht.

Der Abend findet hier sein Dämmerbett.
Die Zweige neigen leicht sich seiner Last.
Die Tannen dunkeln ihm. Das Nachtgebet
spricht ihm der Quell voll Worte ohne Rast.

Der See

O Stille dieser Erde! — Sanftes Auge,
darein die freien Wolkenhimmel und die blauen
besternten Sommernächte und die Trost
bedürftigen Menschenaugen niederschauen.

Die Lider deiner Ufer tragen Schattenwimpern.
Die sanftgeschwungnen Brauen deiner Hügel leiten
hinüber zu der Ahnung deiner Alpenstirne,
von der die langen Blitze lautlos niedergleiten.

Der Jupiter schaut königlich in deine Fluten.
Und unterm herrlich hingeworfnen Sternenschleier
atmest du schlafbeseligt deinem Tag entgegen
und glühst entzückt zum morgendlichen Nachtbefreier.

Im ungetrübten Spiegel der Vollendung haltet
ihr beide euch und tauscht die seligblauen Farben,
bis nach dem stillen Mittaggrün im Abenddämmern
die letzten rosigen Wolkenküsse starben.

In deinen Tiefen tauf ich meinen Leib mir wieder —
und seh in deinen tausendfarbigen Wellenblicken
das e i n e Sonnenspiel in hochgeschwungner Bahn
vom Aufgang bis zum Niedergange rücken.

Nacht am See

Auf goldnem Wolkenhochgebirge glüht dein Schnee,
uralte Sonne, die du flüssigen Purpur legst
in Königsstreifen über den violettnen See
und deine Pracht im Untergange doppelt hegst.

Im dienenden gebleichten Silber schaut der Mond
und sucht im See sein zitternd blasses Spiegelbild,
während die Nacht im Tannbusch undurchdringlich wohnt.
Ihr Atem nur ist schmeichlerisch und friedensmild.

Den kühlen Lippen dieses Sees kann ich mich nicht
verschließen in so wunderschöner Sommernacht:
Ich gleit in meines Leibes dämmerfahlem Licht
in seinen Arm und fühl am Herzen seine Macht.

Er trägt mich auf geduldigem Rücken. Und mein Haupt
werf ich zurück, den Wellen lasse ich mein Haar.
Da seh ich über mir den Himmel sternbelaubt:
Ein Wald von goldenen Blättern wunderbar!

Ein Silberstaubweg zieht sich durch. Und Schwan
und Adler fliegen ätherfroh durchs Lichtgezelt!
Gestirn und Auge sehen tief entzückt sich an:
Da glaube ich an einen Frieden dieser Welt!

Das Nachtgedicht

O schreib mit deiner Silberfeder, Mond,
die du in diese blauen Wolken tauchst,
aufs mattgewellte seidene Gebreit
des Sees: das Nachtgedicht, das du enthauchst!

Die Silberpappeln schaun in Ehrfurcht zu,
wie Zeil um Zeile flimmernd niederfließt
und hell und heller jede Strophe sich
aufs leuchtende Gebreite golden gießt.

Jetzt strahlen die Gedanken, eben noch
verhüllt durch Wolken ringend, frei und rein.
Du stehst am Himmel königlich gestillt
und Schätze schaukelnd schwankt im See dein Schein.

Schon nahn die Wolken deinem Siegeslauf
und legen bleiern dumpf sich vor dein Licht.
In das Geheimnis flieht, aus dem es kam,
ins Dunkel leis verzitternd das Gedicht.

Doch nicht verlosch es. Feierlich gedämpft
teilt es der Seele wie dem See sich mit.
Betroffen sieht das Aug den Schimmer fern,
der friedensmild sich durch die Wolken litt.

Das deutsche Theater in Hermannstadt

Von Julius Bielz

Der Anfang deutscher Theaterkunst in Hermannstadt, dem deutschen geistigen und kulturellen Mittelpunkt Siebenbürgens, reicht sehr weit zurück. Im Jahre 1582 fand auf dem Großen Ring, der in seiner ganzen Ausdehnung als Bühne diente, ein groß angelegtes Gemeinschafts-Festspiel statt. Den Anlaß dazu gab der Friedensschluß zwischen dem polnischen König und siebenbürgischen Fürsten Stefan Báthori und dem russischen Großfürsten Basilius. Zünfte und Studenten bestritten die ihnen zugefallenen Szenen. Schon früher (1575) und bis ins ausgehende 17. Jahrhundert werden regelmäßig bescheidene Schülerkomödien, meist biblischen Inhaltes, bezeugt, die bei festlichen Anlässen im Rathaussaale, bei Zunftfestlichkeiten oder in vornehmen Häusern gespielt wurden. Im Jahre 1691 kam Siebenbürgen unter das Haus Habsburg. In der Folge wurde Hermannstadt Landeshauptstadt, Sitz des Guberniums und des österreichischen Kommandierenden Generals. Als Gefolgschaft der katholischen Beamten und Militärs kamen die Jesuiten in die evangelisch-sächsische Stadt. Sie stellten das Jesuitentheater, eine der stärksten Bewegungen der Theatergeschichte, in den Dienst ihrer gegenreformatorischen Bestrebungen. Mit barockem Pomp führten sie zu Beginn des 18. Jahrhunderts öffentliche Schauspiele alttestamentarischen, mythologischen oder geschichtlichen Inhaltes auf, darunter 1721 das allegorische Stück: „Hochzeit des Siebenbürger Genius mit der goldenen Zeit", das die adligen Zöglinge der Patres spielten. Unruhige Zeiten, die Pest und wohl auch die äußerst beschwerlichen Reisemöglichkeiten — um 1754 verkehrte der Postwagen nur einmal monatlich zwischen Wien und Hermannstadt — mögen die Veranlassung gewesen sein, daß das fahrende Volk deutscher Stegreif-Komödiantentruppen erst 1752 den Weg nach Hermannstadt suchte und in einer Bretterbude auf dem Kleinen Ring durch einige Monate Vorstellungen gab. Als dann 1761 von Temeschburg aus Gertraut Bodenburgerin, die siebenbürgische Neuberin genannt, beim Magistrat um Spielerlaubnis ansuchte, wurde sie zunächst abgewiesen. Erst auf Verwendung des Gubernators Grafen Kemény wurde ihr „bei der Eisgruben" — Ecke Winter- und Armbrustergasse — eine Hütte zu bauen erlaubt. Später, in den Jahren 1765 und 1766, erhielt sie für ihre Bude einen Platz vor dem Heltauer Tor und endlich auf Fürsprache des Kommandierenden Generals, Grafen Andreas Hadik, den auch heute noch erhaltenen großen Raum über den Fleischbänken auf dem Kleinen Ring, der bis dahin als „Habermagazin" gedient hatte. Die Bodenburgerin führte wohl schon eingelernte Stücke auf, doch liefen nebenher die Hanswurst-Possen. Zu ihrem Personal gehörten ihre Schwiegersöhne Johann Brockmann, der später berühmt gewordene Wiener Schauspieler, und Josef Hasenhut, der in der Folge selbständiger „Prinzipal" wurde und mit Wiener Schauspielern abwechselnd in Temeschburg und Hermannstadt in einer Hütte „auf der Wiesen" spielte. Die unzulängliche Raumfrage wurde etwas gebessert, als 1769 der „Theaterintendant", Gubernialrat Lambert Baron Möringer, den Quertrakt im Hofe seines Hauses auf dem Großen Ring, dem damaligen Land- und Ständehaus und späteren „Blauen Stadthaus", der Komödie zur Verfügung stellte. Es wurden

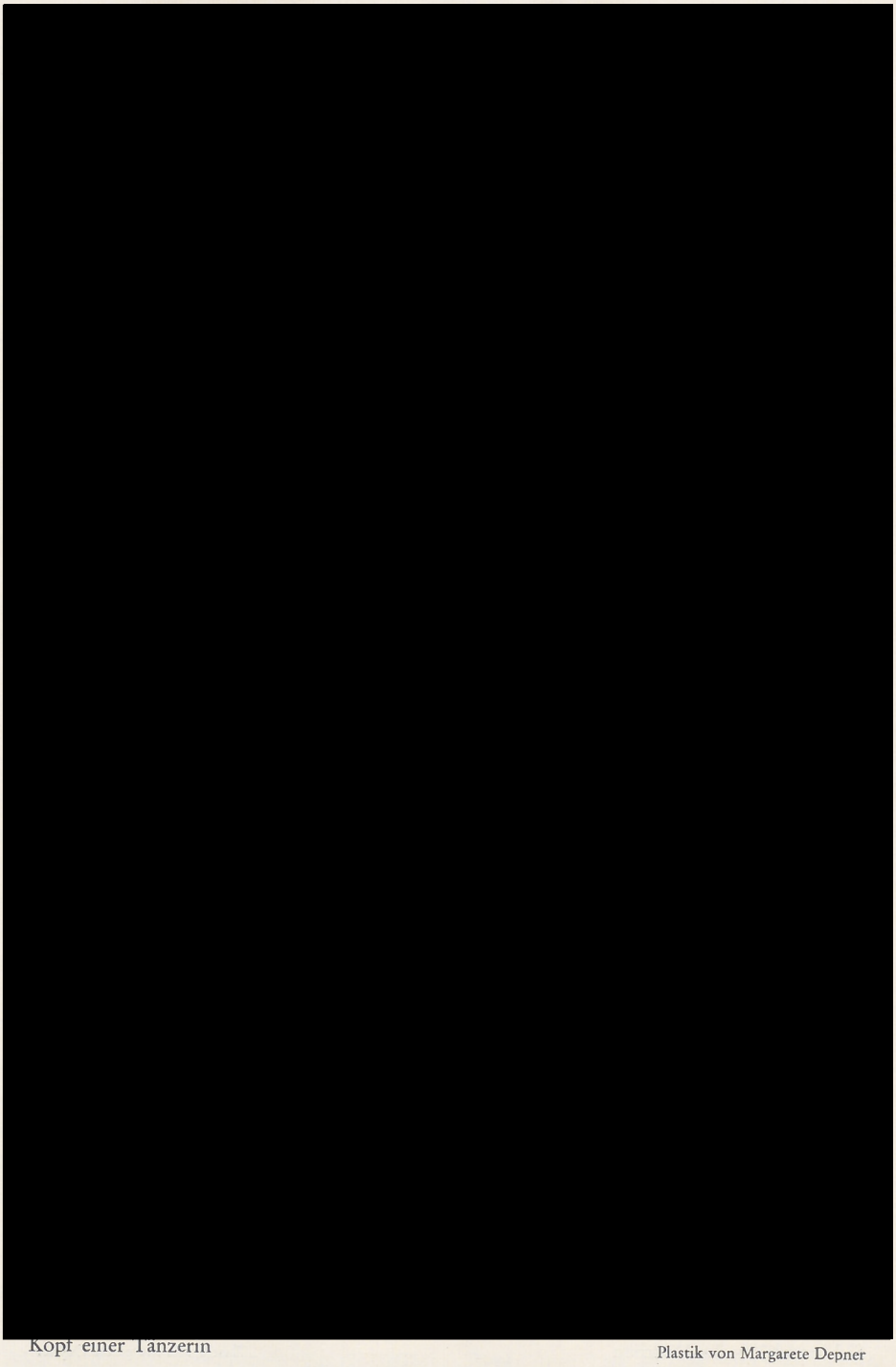
in diesem engen Raum ein schönes Parterre, eine Galerie, ein geräumiger letzter Platz und eine sauber ausgemalte Loge eingebaut und zugleich zwölf geschmackvolle „Veränderungen" besorgt. Hieher brachte 1772 der Impresario Livio Cinti erstmalig eine italienische Operngesellschaft, ohne jedoch auf seine Kosten zu kommen. Besser scheint es seinen Nachfolgern Tremeri, besonders aber Josef Hilverding gegangen zu sein, unter dem die deutsche Schaubühne in Hermannstadt einen bemerkenswerten Aufschwung nahm. Hilverding spielte vom 20. April bis 9. August 1778 an vier Tagen der Woche mit 7 „Akteurs" und 4 „Aktricen". Dem von Lessing und Iffland angebahnten Fortschritt auf dem Gebiete der deutschen dramatischen Kunst ebnete er im Südosten die Wege mit „Emilia Galotti", die er am 24. April und 4. Juli 1778 aufführte. Das Lustspiel wurde aus Wiener Theatern übernommen, Beaumarchais „Barbier von Sevilien" in einer Hermannstädter Übersetzung gebracht. Von den Schauspielern Hilverdings wurde auch die erste deutsche Zeitung Siebenbürgens „Theatralisches Wochenblatt für das Jahr 1778" herausgegeben, das gegen die Hanswurstkomödie für Moral, deutsche nationale Kunst und Geschmack in kritischen Aufsätzen eintrat und sogar schon den Gedanken der Theaterschulen aufwarf. Die Erwartungen des Wochenblattes erfüllten sich aber nicht, seine Absichten wurden mißdeutet und Hilverding mußte seine von idealer Kunstauffassung durchdrungene Bühne schließen. Die Aufgabe, deutsche Schauspielkunst und damit deutsche Kultur nach dem Südosten zu tragen, wurde dann wieder von dem in Worms geborenen Christoph Ludwig Seipp aufgenommen, der 1782, später wieder von 1788 bis Ende 1790, in Hermannstadt spielte. Ab 1783 wurde nicht gespielt, Baron Möringer hatte das Theater in seinem Hause eingehen lassen und als die Düwaldsche Truppe im Juni 1787 die Konzession erlangte, mußte sie sich mit dem Raum über den Fleischbänken und sogar mit dem städtischen Reithaus an der Stadtmauer nächst der Hallerbastei begnügen. Mit Düwald schließt die Zeit der Wandertruppen in Hermannstadt ab.

Am 11. Juni 1787 schloß der Hermannstädter Bürger und Buchdrucker Martin Hochmeister d. Ä. mit dem Magistrat von Hermannstadt einen „Bestand und Zinskontrakt" ab, der ihm „den Raum zwischen dem Töpfer- und Schlosserturm mit Inbegriff des sogenannten dicken Turmes" sicherte und damit die Erbauung eines deutschen Schauspielhauses, des ersten und einzigen in Siebenbürgen, ermöglichte. Diesen Bau förderte Hochmeister aus eigenen Mitteln so rasch, daß Hermannstadt seit 1. Juni 1788 eine würdige und bleibende Heimstätte für deutsche Theaterkunst besaß. Es wurde damals „unter die vorzüglichsten Schauspielhäuser Deutschlands" gerechnet. Der Zuschauerraum enthielt zwei geräumige Parterres, deren vorderes sich links und rechts unter die auf Pfeilern ruhenden Logen der beiden Stockwerke ausdehnte. Im I. Rang gab es 23 Logen mit einer geräumigen Fremdenloge gegenüber der Bühne, im II. Rang 20 Logen nebst der Galerie, dem sogenannten Paradies. Die Bühne war 15 Meter breit, 14 Meter tief und 8 Meter hoch und hatte zwei heizbare Künstlergarderoben und einen Requisiten- und Kostümraum angeschlossen. Im neuen Theater übernahm Christoph Ludwig Seipp, gerufen von dem theaterliebenden Gouverneur Siebenbürgens, Grafen Georg Bánffy, die Direktion. Seine Gesellschaft bestand aus zehn Schauspielern, sechs Schauspielerinnen, dem Einsager, einem Theatermaler, dem „Kasser", zwei „Billiet-

einnehmern" und aus dem Orchester mit dreizehn Mann. Wien beherrschte den Spielplan. Gespielt wurden im Jahre 1788: 84 Lustspiele — darunter „Minna von Barnhelm" und von Molière „Tartüff" und der „Geizige" — 24 Trauerspiele und 15 Schauspiele — darunter Goethes „Clavigo", Schillers „Räuber" und „Kabale und Liebe", Shakespeares „Hamlet" und „Heinrich IV." —, endlich 5 Opern, 15 Singspiele und 1 Operette ohne besondere kunstgeschichtliche Bedeutung. Hermannstadt zählte zu der Zeit etwa 15.000 Einwohner. Während es aber der sächsische Kernbürger noch für unschicklich fand, ins Theater zu gehen, unterstützten und förderten die Gouverneure und Kommandierenden Generale freigebig die Theaterunternehmungen und die in der Landeshauptstadt, besonders während der siebenbürgischen Landtage zahlreich weilenden, vorwiegend deutsche Bildung besitzenden ungarischen Aristokraten und Beamten und die österreichischen Offiziere waren ein sicheres und dankbares Publikum.

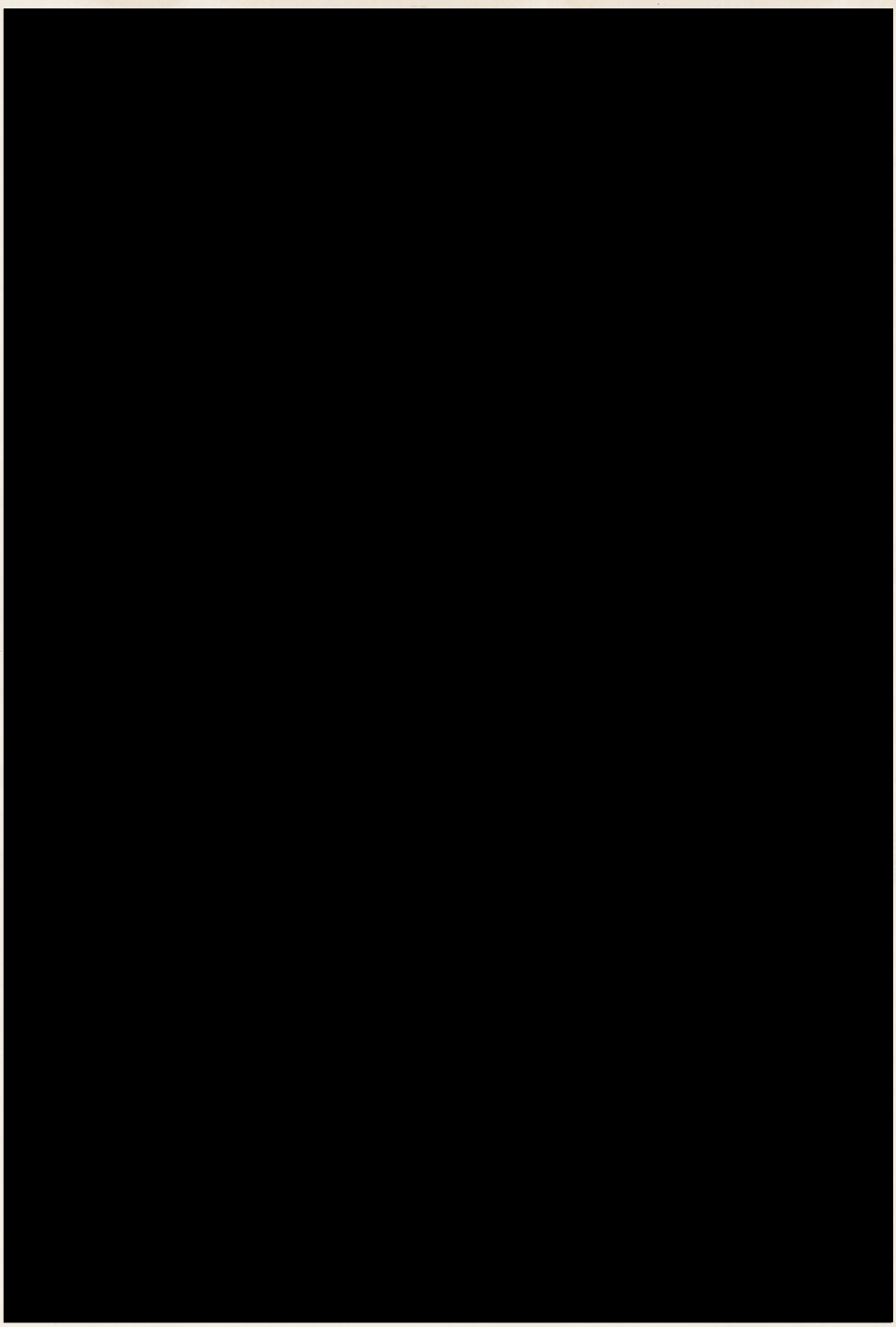
Die günstigen Zeitverhältnisse, unter denen Seipp in Hermannstadt zu spielen begann, hielten nicht an. Kriegerische Ereignisse in der Walachei und die Verlegung der hohen Landesämter nach Klausenburg taten dem Theater erheblichen Abbruch. Seipp verließ Ende 1790 Hermannstadt. Schon vorher hatte er eine Einladung ins Hauptquartier des Prinzen von Koburg nach Bukarest ausgeschlagen. Statt seiner nahm eine in Kronstadt weilende kleine Schauspielgesellschaft an und spielte dort zwei Monate in einem „ganz artigen, schnell zugerichteten Schauspielhause". Es war dies das erstemal, daß in Bukarest deutsch gespielt wurde. Nach einer kurzen Sommerspielzeit unter der Direktion Joh. Chr. Kuntz in den Jahren 1791 und 1792 wird unter der Leitung von Franz Xaver Felder von 1794 bis 1796 in Hermannstadt wieder besseres Theater geboten, dessen Repertoire, schon mit Rücksicht auf die verschärfte Zensur, von dem des Wiener Nationaltheaters (Kotzebue) und den dortigen Vorstadtbühnen abhängig war. Felders Nachfolger: Franz Xaver Rünner (1797—1801) hinterließ keine nachhaltigen Spuren. Die Stille und geistige Erstarrung, die sich um die Jahrhundertwende über das Land lagerte, ergriff auch das Theaterleben Hermannstadts, an dem die kurze Direktion Franz Seicher, 1802—1803, und Constantin von Paraßkowitz, 1804—1806, nichts zu ändern vermochte. Allmählich fanden aber neben den Offizieren und Militärbeamten auch weitere Bürgerkreise größeren Gefallen an dem Theater. Zunächst kam es aber zu der geplanten Winterspielzeit nicht und es blieb dabei, daß wie bisher im Sommer in Hermannstadt, im Winter in Temeschburg gespielt wurde. Daran hielt sich auch Direktor Ludwig Bladl, der während der Jahre 1806—1808 in beiden Städten spielte. Wie unter seinen Vorgängern, so beherrschten auch unter ihm Kotzebue und Zschokke das Schauspiel und Lustspiel, welches Repertoire er durch Einschaltung von Balletts zugkräftiger zu gestalten versuchte.

Über die Gepflogenheit, abwechselnd in Hermannstadt und Temeschburg Vorstellungen zu geben, setzte sich Johann Gerger hinweg, der ab 1814 während der Wintermonate Kronstadt besuchte. Gerger pflegte besonders die bis dahin vernachlässigte Oper und zählte zu seinen Mitgliedern die hochbegabte Sängerin Christine Marescalchi, eine Enkelin des Hermannstädter Bürgermeisters Joh. Hoßmann von Rothenfels. Ein lokales Interesse im Spielplan befriedigte die Schriftstellerin J. Franul von Weißenthurn mit dem romantischen Schauspiel „Der Wald bei Hermannstadt", das bis in die 60er Jahre



Kopf einer Tänzerin

Plastik von Margarete Depner



Sich entkleidendes Mädchen

Plastik von Margarete Depner

gespielt wurde. Bemerkenswert ist das Bestreben der Direktion, durch die Aufführung des Lustspiels „Die gefährliche Nachbarschaft" von Kotzebue in rumänischer Sprache am 5. Mai 1815 auch der rumänischen Vorstadtbevölkerung das Theater nahezubringen. J. Gerger wurde 1821 durch eine italienische Operngesellschaft abgelöst, welche vor der in der Walachei ausgebrochenen Revolution nach Kronstadt und Hermannstadt geflüchtet war. Im Jahre 1823 übernahm Josef Kreibig und 1824—1826 Karl Slavik die Leitung des Hermannstädter Theaters. Im Spielplan erscheinen als wertvolle Erscheinungen der neueren dramatischen Literatur Körners Zriny und Grillparzers Ahnfrau und Sappho. Auch das vom einheimischen Dramatiker Christian Heyser verfaßte Drama „Hans Benkner oder der lebendig Begrabene" ging 1825 unter Slavik zum ersten Male über die Bühne. In der Nacht vom 5. auf den 6. August 1826 brannten die ganze innere Einrichtung des Theaters und der Dachstuhl ab. Dank der Opferbereitschaft des Sohnes und Erben des Erbauers, des Bürgermeisters von Hermannstadt Martin von Hochmeister, war das Theater schon am 1. März 1827 wieder hergestellt. Auf den neuen Vorhang hatte Franz Neuhauser „Hermannstadt mit seiner schönen Gegend trefflich abgemalt".

Unter der Direktion Joh. B. Hirschfeld und Franz Herzog erneuerte sich das günstige Wechselverhältnis zwischen Hermannstadt und Temeschburg. Der Theaterbesuch wurde durch niedrige Eintrittspreise gehoben. Das Interesse galt vornehmlich der Oper. Rossinis „Barbier von Sevilla", Mozarts „Zauberflöte", „Entführung", „Don Juan" und „Figaros Hochzeit" erleben mehrere Wiederholungen. Daneben finden auch Grillparzers „König Ottokars Glück und Ende", Raimunds „Bauer als Millionär" und „Alpenkönig und Menschenfeind" und die Lustspiele und Possen des Wieners Bäuerle ihr Publikum. Im Jahre 1828 erschien in Hermannstadt, nach 50jähriger Unterbrechung, auch wieder ein eigenes kritisches Journal unter dem Titel: „Notizen über die dramatischen Leistungen der Bühnengesellschaft unter der Direktion des Herrn J. B. Hirschfeld und Fr. Herzog während des Sommerkursus 1828 zu Hermannstadt". Den Verfasser, F. F. Gömmel, zeichnet stilistische Gewandtheit, Kenntnis der Bühnenliteratur und musikalisches Verständnis aus.

Für das deutsche Theater in Hermannstadt setzte eine Blüte ein, als Hirschfeld ausschied und an seiner Stelle der ausgezeichnete Schauspieler C. Ph. Nötzl in die Direktion eintrat und nach zeitweiliger Unterbrechung (Direktion Theodor Müller) zusammen mit dem bisherigen Regisseur Eduard Kreibig dem Hermannstädter Theater in den Jahren 1843—1848 einen künstlerischen Namen in der gesamten Theaterwelt verschaffte. Unter seiner zielbewußten Leitung wurde das Ensemblespiel besonders gepflegt. Zu den gerühmten Kräften zählte die Hermannstädterin Luise Spreer als Heldin und Liebhaberin. In dem abwechslungsreichen Repertoire finden wir die Dramen unseres heimischen Dichters Dr. med. Daniel Roth „Der Königsrichter von Hermannstadt" und „Amalasontha". Der von Wiener Lokalstücken bekannte Karl Hoffner brachte zusammen mit J. Kurt einen vaterländischen Stoff „Albert Huet, oder drei Bilder aus der siebenbürgischen Vorzeit" auf die Bühne (1832). Das Theater war Gegenstand allgemeinen Interesses geworden. Die Kritik besorgte Hans Hienz in den „Blättern für Geist, Gemüt und Vaterlandskunde" und in dem „Satelliten". Die Revolution 1848/1849 warf

das Theater von der erreichten Höhe wieder zurück. Immerhin erfährt unter der Direktion Anthony im Jahre 1850 „Faust" die erstmalige Darstellung in Hermannstadt, das (bis 1867) wieder Landeshauptstadt geworden war. Unter diesen günstigen Voraussetzungen wurde abermals Direktor Kreibig im April 1851 mit Freuden von den Hermannstädtern begrüßt. Er stellte dem begeisterten Publikum den Wiener Hofschauspieler Ludwig Löwe als Hamlet, Egmont, Holofernes und in anderen Gastrollen vor. Im nächsten Jahre verpflichtete Kreibig den jugendlichen Liebhaber und später berühmt gewordenen Hofburgschauspieler Adolf Sonnenthal auf zwei Jahre, der sich als Hamlet am 7. April 1854 von Hermannstadt verabschiedete, um im Jahre 1858 zu einem dreiwöchigen Gastspiel wiederzukehren. Noch einen anderen berühmten Gast lernten die Hermannstädter in der Spielzeit 1853 kennen, den Hannoverschen Hofschauspieler und Tragöden von Ernest, der, von Hermannstadt gebürtig, mit seinem bürgerlichen Namen Ludwig von Baußner hieß. Während seiner Glanzzeit war er in Breslau (1858 bis 1860) verpflichtet und trat mit 60 Jahren in den Verband des Wiener Burgtheaters.

Unter Kreibigs Leitung hatte die Hermannstädter Bühne ihre glänzendsten Tage und wurde von einem Saisontheater zu einem ständigen, auch im Winter bespielten Theater, das in vorzüglicher Besetzung neben klassischen Stücken das gute Lustspiel pflegte und auch die Oper nicht vernachlässigte. Kreibig verließ 1854 Hermannstadt, um sich größeren Aufgaben in Preßburg, später Graz und Prag zuzuwenden. Die Nachfolger Kreibigs waren Vater und Sohn Friese (1855—57), die die heimische Literatur mit der Aufführung der Dramen „Die Hexe" und „Der Rächer" von Wilhelm Hufnagel berücksichtigten. Ihnen folgte Schulz in der Direktion. Stahlberg und Urban (1859—60) stellten die Spieloper, Posse und Operette in den Vordergrund, nachdem sie eine Kraft gewonnen hatten, die europäische Berühmtheit erlangen sollte, Josefine Gallmeyer. Sie debütierte am 8. September 1859 in „Marie, die Tochter des Regiments" von Donizetti und verabschiedete sich am 6. September 1861 in der beim Promenadentor neu erbauten Sommer-Arena. Im Frühjahr 1861 kam von Temeschburg Direktor Strampfer nach Hermannstadt, der in seiner Gesellschaft den jugendlichen Komiker Blasel mitführte, aber nur einen Sommer über blieb. Auch seine Nachfolger Hawa und Lazzer konnten nur mit einem Gastspiel der ersten Tänzerin der Wiener Hofoper Kati Lanner, einer Tochter des Walzerkönigs Josef Lanner, und mit Offenbachs „Orpheus in der Unterwelt" die geringe Theaterlust des Publikums befriedigen. E. Raimann (1864—1867) verstand es, durch die Opern-Erstaufführungen von „Tannhäuser" und „Faust" das Theater wieder zu Ehren zu bringen. Als Gast erschien 1867 die erste Koloratursängerin vom deutschen Landestheater in Prag, Fräulen Jenny Brenner, eine Hermannstädterin, zum ersten Male auf der Bühne ihrer Vaterstadt. Ottepp, dann Klement (1868—72) brachten keine Oper mit; unter des letzteren Personal ragten im tragischen und komischen Fach der nachmalige Hofburgschauspieler und spätere Dresdener Hofschauspieler siebenbürgischer Abkunft Adolf Klein und als Gast Hofburgschauspieler Fr. Mitterwurzer hervor. Im Jahre 1869 wurde Hufnagels Singspiel „Der Baum der Erkenntnis", komponiert vom Hermannstädter Harmonielehrer Zenker, uraufgeführt (1884 bei Drotleff in Druck erschienen). Der Versuch der Hofburgschauspielerin Louisabet Mathes-Röckel, die Direktion des Theaters im Jahre 1773 zu führen, schloß mit einem Mißerfolg.

Inzwischen hatte 1865 die Stadt Hermannstadt das Theater samt Nebengebäuden und dem Zwingergarten von den Hochmeisterschen Erben für 35.000 Gulden erworben, das dadurch zum „Stadttheater" wurde. In ihm führte nun von 1874 bis 1886 Friedrich Dorn mit dem artistischen Leiter Josef Hettler die Direktion, unterbrochen 1876/77 von der Direktion Gustav Löes, der die Oper bevorzugte und die heimischen Künstler: Dr. Emil Krauß, Jenny Brenner und Fräulein Riesenberger gastieren ließ. Dorns Theaterführung war ohne feste Linie, er suchte das Publikum besonders durch Lustspiel- und Operettenneuheiten zu unterhalten. Von bedeutenden Gästen traten in dieser Zeit vom Wiener Hofburgtheater Bernhard Baumeister als Götz und in anderen hervorragenden Rollen und Frau Wilbrandt-Baudius, ferner unsere heimischen Künstler, Frau Marie Bacon, großherzoglich-badensische Hofschauspielerin, im Juli 1877 und Hofschauspieler Adolf Klein im Juni 1886 als Philipp II. und Shylok auf. Im Spielplan finden wir die heimischen Dichter Traugott Teutsch mit seinem Trauerspiel „Sachs von Harteneck", Friedrich Wilhelm Schuster mit dem Trauerspiel „Albion und Rosimund" und Michael Albert mit den „Flanderern am Alt" vertreten. Während das Theater 1886—87 gründlich renoviert wurde, behalf man sich mit Aufführungen im Saal „Zum römischen Kaiser" und im neuen Gesellschaftshaus-Saal.

Das schmucke, neu hergerichtete Haus, das in Weiß, Gold und Rot der Brüstungen, Sitze und Logenvorhänge glänzte, wurde unter der Direktion St. und B. Wolf am 3. September 1887 zur Feier des hundertjährigen Bestandes des Theaters mit einer Festvorstellung von Goethes „Faust" „nach der Einrichtung des kk. Hofburgtheaters" eröffnet. Die Lustspiele von Moser und Schönthan, die Straußschen Operetten, zuweilen eine Oper beherrschten im wesentlichen den Spielplan. Die Kritik verurteilte zwar die einseitige Pflege der Operette und verlangte gute Operette und besseres Schauspiel, jedoch ohne nachhaltigen Erfolg. Im Mai 1888 schaltete sich der Allgemeine evangelische Frauenverein mit dem Lutherfestspiel in das Hermannstädter Theaterleben ein, dem er 1895 ein groß angelegtes Gustav-Adolf-Festspiel folgen ließ. Unter der vorübergehenden Leitung Eugen Bergers recte v. Kößeghy 1891 bis 1893 erlebte die komische Operette „Angelina oder die Türken vor Schäßburg" von Michael Albert, Musik von Emil Silbernagel, ihre Erstaufführung.

Am 30. September 1893 übernahm der Wiener, bayerischer Abstammung, Leo Bauer die Direktion des Hermannstädter Stadttheaters, die er bis zum Jahre 1921 führen sollte. An die Winterspielzeit, die von Ende September bis März dauerte, schloß sich im Mai meist noch ein Opernzyklus von 12 bis 16 Vorstellungen an. Direktor Bauer verstand es in seiner langjährigen Führung, durch Heranziehung guter Kräfte sich ein Stammpublikum aus der einheimischen Bevölkerung und dem Offizierskorps der großen Garnison heranzuziehen und sich mit den maßgebenden Zivil- und Militärbehörden auf guten Fuß zu stellen. Die Kommandierenden Generale erwiesen sich als wertvolle Stützen des Hermannstädter Theaters, besonders seitdem die Angriffe der ungarischen Regierung gegen die deutschen Theater in Ungarn einsetzten und das deutsche Theater in Temeschburg im Jahre 1898 stillgelegt wurde. Auch Direktor Bauer wurde die Verlängerung der Konzession verweigert. Es geschah dies im Zusammenhang mit der politischen Spannung, die 1897 zwischen den Sachsen und dem ungarischen Minister-

präsidenten Baron Bánffy wegen des Ortsnamengesetzes, das die deutschen Ortsbezeichnungen madjarisierte, entstanden war und einen Teil der sächsischen Abgeordneten veranlaßt hatte, aus der Regierungspartei auszutreten. Zwar konnten in Hermannstadt die vom Bürgermeister mangels der Konzession ab 1. Januar 1898 eingestellten Vorstellungen auf persönliche Verantwortung des damaligen Obergespans und Sachsen-Komes Thalmann provisorisch fortgeführt werden, es bedurfte aber der zufälligen persönlichen Verbindungen des Direktors Bauer zu dem in Budapest residierenden Erzherzog Josef, um den Ministerpräsidenten zu bestimmen, die Konzession für das Hermannstädter deutsche Theater zu verlängern.

Den Versuch ungarischer Kreise, Direktor Bauer zu nötigen, die Leitung des deutschen Theaters mit einem ungarischen zu verbinden, wozu ihm auch materielle Garantien in Aussicht gestellt wurden, konnte er mit Hinweis auf seine mangelnden Kenntnisse der ungarischen Bühnenliteratur und auf die bestehenden Sprachschwierigkeiten vereiteln. Dafür suchte die Finanzverwaltung durch unverhältnismäßige Erhöhung der Stempelgebühren auf die Theateranzeigen die materiellen Schwierigkeiten des Theaters zu erhöhen. Auf gespannte Verhältnisse deutet auch eine Demonstration des überwiegend deutschen Theaterpublikums am 14. Januar 1901 gegen die im Abonnement angekündigten und zunächst nur in ungarischer Sprache erläuterten Vorführungen des Ofenpester Urania-Theaters, die sogar vor dem Staatsanwalt und im ungarischen Parlament ein Nachspiel hatte. Das letzte deutsche Theater in Ungarn blieb aber auch weiterhin bestehen. Bauers Spielpläne waren denen der Wiener Theater angepaßt und brachten in entsprechender Abwechslung Schauspiele (Sudermann, Hauptmann, Ibsen), Klassiker, Lustspiele, Possen und Operetten. Eine vom langjährigen Theaterkritiker des Siebenbürgisch-Deutschen Tageblattes, Magistratsrat Ernst Jekelius, zusammengestellte „Graphische Darstellung der im Hermannstädter Stadttheater 1863—1913 gepflegten Spielgattungen" zeigt folgendes Bild: Drama 493, Schauspiel 955, Lustspiel 1195, Operette 1548, Oper 539, Einakter 640, Schwank 272, Volksstück 442 und Posse 502 Aufführungen. Während in diesem Zeitabschnitt sämtliche Spielgattungen ein durch Besetzungsmöglichkeiten bedingtes gleichmäßiges Auf und Ab aufweisen, zeigt die Operette allein eine ständig stark ansteigende Aufführungsziffer, die mit der 25. Aufführung von Lehars „Lustige Witwe" am 3. Februar 1908 ihren Höhepunkt erreicht.

Während in den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts noch verschiedentlich Gastspiele der Hofburgschauspieler Ferdinand Bonn (Hamlet, Kean), Hugo Thimig (1896), Sittig in „Bürgerlich und Romantisch", Truffaldius in „Der Diener zweier Herren", Olga Lewinsky und Agathe Barzescu (Magda in Heimat, Kameliendame, Hero) zu ermöglichen waren, hörten diese in der Folge auf. Direktor Bauer brachte dafür das Gastspiel des Ibsentheaters aus Berlin (1901 und 1905) und Gastspiele des modernen Theaters „Überbrettl" unter der Leitung von Dr. Hans Heinz Ewers. Im März 1911 gastierte der Kronstädter Hermann Czell von der Residenzbühne in Wien als Franz Moor und Oswald in „Gespenster". Im Ensemble erfreuten sich besonders die Geschwister Karl und Ida Günther als jugendlicher Held und Liebhaber, bzw. als sentimentale Liebhaberin (1904), durch viele Jahre Alfred Viebach als erster Liebhaber und Bonvivant, der Komiker Franz Redl, Ludwig Stärk, Kurt Wonger, die Damen Jose-

sine Makesch, Toni Robe, Nelly Reingruber, die in der Folge berühmt gewordene Mizzi Günther und andere der Gunst des Publikums. Von heimischen Stücken erlebten das national-sächsische Drama „Frau Balk" von Johann Leonhardt am 11. November 1896, das Schauspiel „Johannes Honterus" von Traugott Teutsch am 22. Januar 1902 und „Gewalt und Recht", Komödie von Michael Königes und Gustav Hackenschmidt ihre Erstaufführungen. Für den regelmäßigen Opernzyklus im Frühjahr holte Direktor Bauer das künstlerische Personal meist aus Linz und Troppau, verpflichtete zeitweilig auch erste Kräfte, wie den Tenoristen Desider Mátray und machte das Hermannstädter Publikum mit den vorzüglichsten deutschen und italienischen Opern bekannt. Selbst „Siegfried" kam am 30. Mai 1908 in Hermannstadt auf die Bühne. Das Musikdrama „Stephania" des Hermannstädter Musikdirektors Hermann Kirchner wurde am 21. Mai 1902 uraufgeführt, nachdem „Der Herr der Hann" vom selben Komponisten, die erste sächsische Oper, schon zwei Jahre früher, am 5. Juni 1900, vom Hermannstädter Männergesangverein aufgeführt worden war. Außerhalb des Berufstheaters machte sich auch der Gesangverein „Hermania" mit seinen alljährlichen glanzvollen Opernaufführungen im Stadttheater verdient. Auf Anregung der neugegründeten „Modernen Bücherei" wurden 1913 literarische Theaterabende mit einleitenden Vorträgen, so von Molière „Der Geizige" und „Der eingebildete Kranke" von H. v. Kleist „Der zerbrochene Krug" in den Bauerischen Spielplan eingestellt.

Der Ausgang des Weltkrieges und der Zerfall der österreichisch-ungarischen Monarchie brachten Hermannstadt unter die Krone Rumäniens. Noch vermochte Direktor Bauer das deutsche Theater zu halten. Im August 1921 konnten im Rahmen des Ferienhochschulkurses unter der künstlerischen Leitung von Kurt Wonger die Kriegstragödie „Brandung" von Karl Bernhard (B. Capesius) und „Michael Weiß" von Adolf Meschendörfer uraufgeführt werden, das Theater mußte sich aber zeitweilig auf das „Kammerspielhaus im Unikum" zurückziehen. Gesellschaft und Darbietungen wurden zusehends schwächer und den gehäuften Schwierigkeiten der Nachkriegszeit mußte der 73jährige Direktor schließlich weichen und die Direktion im Herbst 1921 niederlegen.

Das deutsche Theater wurde nun unter den neuen Verhältnissen immer mehr zu einer völkischen Angelegenheit. Der im April 1919 in Hermannstadt zur Förderung der Liebhaberbühne gegründete „Deutsche Theaterverein" übernahm auch die Belange des Berufstheaters. Zunächst wurde zu Beginn des Jahres 1922 ein Versuch mit einem Operettengastspiel unter der Oberleitung Gustav Herberts und artistischen Leitung Willy Stadlers gemacht. Ein Gastspiel der Czernowitzer Oper im April 1922 brachte den Theaterverein mit deren Direktor Wilhelm Papp in Verbindung, dem er ab September 1922 die Gesamtleitung des Hermannstädter Theaters übertrug. Die an diese Wahl geknüpften Hoffnungen, die auch in der Herausgabe der Zeitschrift für Theater, Kunst und Literatur „Die Bühne" in Hermannstadt zum Ausdruck kamen (September 1922 bis März 1923) erfüllten sich nicht. Die entstehenden Mißstände konnten auch durch ein längeres Gastspiel Paul Wegeners im Frühjahr 1923 nicht ausgeglichen werden. Der Theaterverein nahm die Leitung nun selbst in die Hand und verpflichtete für 1923/24 in Berlin eine Schauspielgesellschaft mit dem Spielleiter Dr. Pünther an der Spitze und in Wien eine Operettengesellschaft unter der künstlerischen Leitung des Komikers

Willy Stadler. Die Direktion übernahm der damalige Leiter des 1922 gegründeten „Deutschen Kulturamtes" in Hermannstadt, Dr. Richard Csaki.

Das künstlerische Niveau des Spielplanes wurde gehoben, die Bühne des Hermannstädter Theaters mit Hilfe eines technischen Beirates modernisiert und das veraltete Dekorationsmaterial erneuert. Das Theater bereiste als Wanderbühne eine Reihe von Städten Rumäniens mit deutscher Bevölkerung. Die Spielzeit endete aber mit einem finanziellen Mißerfolg. Um den Betrieb auf eine sichere Grundlage zu stellen, wurde in der Folge die „Deutsche Theater-Betriebs-A.-G." in Hermannstadt gegründet, die die geschäftliche Führung für das Jahr 1924/25 übernahm und zum künstlerischen Leiter des Schauspiels Max Werner Lenz, zu dem der Operette den Wiener Direktor Paul Sundt berief. Das großstädtische Gepräge der Operette und ein kulturell wertvoller Spielplan des Schauspiels hatte zwar sowohl in Hermannstadt als auch in den übrigen siebenbürgischen Städten und im schwäbischen Banat, wohin die Gesellschaft kam, schöne Erfolge. Der geschäftliche Verlust, besonders beim Schauspiel, war aber auch nach dieser Spielzeit wieder erheblich, und das neue rumänische Theatergesetz, das die Einreise von mehr als drei Schauspielern nichtrumänischer Staatsangehörigkeit für je eine Berufsbühne untersagte, führte 1926 zur Einstellung des Theaterbetriebes. Der Theaterverein, der schon in der Zwischenzeit, von Berufsschauspielern unterstützt, eine ganze Reihe von Theaterstücken mit Liebhabern in Hermannstadt aufgeführt hatte (Blätter des Deutschen Theatervereins in Hermannstadt, 1927, Heft 1 und 2), versuchte in die Bresche einzuspringen, aber trotz uneigennütziger Bemühungen der Vereinsleitung kam es immer seltener zu Aufführungen. Selbst kurze Gastspiele Wiener Gesellschaften, wie im April 1928 des Burgtheaters unter Führung von Albert Heine, wurden kaum noch durchführbar.

Das Verbot des Auftretens deutscher Künstler von auswärts führte schließlich zur Verwirklichung des Gedankens, mit Hilfe eines völkischen Vereins durch Beiträge seiner Mitglieder und durch Spenden die Mittel zur Erhaltung einer eigenen bodenständigen deutschen Berufsbühne aufzubringen. Angeregt von Gust Ongyerth, kam es im Jahre 1933 zur Gründung der „Deutschen Theatergemeinschaft in Rumänien", die das „Deutsche Landestheater in Rumänien" unter der Leitung von Gust Ongyerth unterhält. Als erstes bodenständiges deutsches Berufstheater, das sich aus volksdeutschen Künstlern Siebenbürgens, des Banates und des Buchenlandes zusammensetzt, zog das Landestheater am 29. Oktober 1933 mit der Aufführung des „Tell" in das Hermannstädter Stadttheater ein. In dieser Theaterstadt mit jahrhundertealter Tradition hat es seinen Sitz, seine fruchtbaren Probenzeiten und seine Schulungskurse für die Erziehung des Nachwuchses. Hier spielt es zweimal im Jahre je 5—6 Wochen, und von hier aus werden die Gastspielreisen in alle deutschen Siedlungsgebiete Rumäniens und selbst nach Bukarest organisiert. Im Jahre 1937/38 wurden nahezu 7000 Fahrtkilometer zurückgelegt und 34 Spielorte besucht.

Das Deutsche Landestheater pflegt das Schauspiel, das gute Lustspiel und die Operette, zuweilen auch die Oper. Nicht nur Altbewährtes wird geboten, sondern in zunehmendem Maße auch zeitgenössische deutsche Dichter, wie Eberhard Wolfgang Möllers Jugendwerk „Bauern" und sein „Frankenburger Würfelspiel" aufgeführt. Von den heimi-

schen Dichtern fand Franz K. Franchys „Der junge Wolf", „Summa cum laude", und kürzlich „Die Werschetzer Tat" von Karl von Möller, „Einbruch der Wirklichkeit", dann „Frundsberg findet heim" von Fritz Heinz Reimesch, Aufnahme in den Spielplan. Einige dieser Stücke gingen als „Kraft-durch-Freude"-Veranstaltungen der Nachbarschaften in Szene und wurden dadurch zu Festen wahrer Volksgemeinschaft. Die von Direktor Ongyerth im Erlenpark in Hermannstadt begründete erste Naturbühne des Landes wurde am 25. Juli 1935 — wenige Wochen nach der Uraufführung in Dresden — mit der Oper unseres Volksgenossen Rudolf Wagner-Régeny „Der Günstling" eröffnet. Die siebenbürgisch-sächsische Oper war im Spielplan des Landestheaters mit der „Pfingstkrone" der Hermannstädter Komponistin Bertha Bock und die volkstümliche heimische Operette mit dem 1938 uraufgeführten „Mädel aus dem Kokeltal" von Richard Oschanitzky vertreten. Die Mittlerrolle, die das Deutsche Landestheater zwischen der rumänischen Bühnendichtung und dem deutschen Publikum zu erfüllen hat, erwies es durch die Aufführungen des „Meister Manole" von Lucian Blaga, von „Der Held des Tages" sowie „Mamsel Sevastitza" von Jon Sân-Giorgiu und des „Titanicwalzers" von Tudor Musatescu in deutscher Übersetzung.

Die 1933 bis 1936 erschienenen „Theaternachrichten" und die für die Spieljahre 1936/37 und 1937/38 gesammelt herausgegebenen, reich bebilderten Programmhefte bzw. „Bühnenblätter" geben mit ihren wertvollen Aufsätzen ein anschauliches Bild von der Arbeit und Entwicklung des Landestheaters, das seit 1937 auch ein eigenes Orchester besaß. Im Gründungsjahr 1933/34 konnten mit 38 Mitgliedern während einer Spielzeit von 5 Monaten in 196 Vorstellungen 62.000 Besucher und in steilem Anstieg im letzten erfaßten Spieljahr 1937/38, dem 5. Jahre des Bestehens des Landestheaters, mit 85 Mitgliedern während 10monatiger Spielzeit in 351 Vorstellungen 156.000 Besucher erfaßt werden. Zahlen, die in Anbetracht der Gesamtstärke der deutschen Volksgruppe in Rumänien von nur annähernd 800.000 Seelen in ihrer wahren Bedeutung erfaßt werden müssen. In dieser verhältnismäßig geringen Tragfähigkeit des deutschen Publikums liegt auch die wirtschaftlich außerordentlich schwierige Lage des Landestheaters als Minderheitentheater. Dazu kommt die fast unlösbare Frage eines entsprechenden Nachwuchses an Schauspielern und Sängern aus den Reihen der Volksdeutschen Rumäniens, die noch dadurch verschärft wird, daß es schwer ist, gute Kräfte dauernd zu halten, die zu den aussichtsreicheren reichsdeutschen Theatern streben.

In Hermannstadt selbst mußte gerade im Frühjahr 1938, als sich das Landestheater anschickte, das hundertfünfzigjährige Bestehen des ständigen deutschen Theaters in Hermannstadt zu feiern, das Theatergebäude wegen Brandgefahr behördlich gesperrt werden. Die notwendigsten, von der Stadtverwaltung in dankenswerter Weise beschleunigten Sicherungsarbeiten zogen sich bis zum Beginn des Jahres 1939 hin. Der dadurch in Hermannstadt bedingte Ausfall der mehrwöchigen Spielzeit im Herbst und der in Temeschburg durch widrige Ereignisse im dortigen Theater vor Spielzeitbeginn des Landestheaters verursachte geringe Theaterbesuch, dazu noch das Spielverbot über die Weihnachtszeit, brachten das Landestheater in eine Krise, die es in seinem Bestand bedrohte. Die Krise konnte aber besonders durch die von Direktor Ongyerth mit dem Landestheater im Frühjahr 1939 unternommene Gastspielreise in das Reich überwunden

werden. Das „Mädel aus dem Kokeltal" wurde in neuer Bearbeitung in Stuttgart, in zahlreicher Orten der Saarpfalz, in Mannheim und in Wien in 51 Vorstellungen vor über 50.000 Volksgenossen gespielt. Das erste Gastspiel eines volksdeutschen Theaters im Reich wurde zu einem vollen Erfolg. Wenn sich in dem nun begonnenen siebenten Spieljahr 1939/40 das Deutsche Landestheater unserer Nachbarschaftsorganisation als ihr „Kraft-durch-Freude"-Theater eingefügt hat und in Zusammenarbeit mit dem Landeskulturamt noch mehr als bisher die weitesten Kreise unserer Volksgemeinschaft zu durchdringen versucht, so soll damit auch der alten Theaterstadt Hermannstadt ihr jahrhundertealtes deutsches Theater erhalten bleiben.

Schrifttum:

Dr. Eugen Filtsch, Geschichte des deutschen Theaters in Siebenbürgen, im Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde, Band 21 und 23. Hermannstadt 1887 und 1890.

Dr. Eugen Filtsch, Das deutsche Theater in Hermannstadt. S.-A. aus dem Siebenbürgisch-Deutschen Tageblatt 1887.

Emil Sigerus, Vom alten Hermannstadt, Band 1, 1922.

Milleker, Geschichte des deutschen Theaters im Banat, 1937.

Sammlung Hermannstädter Theaterzettel. Baron Brukenthalische Bibliothek, Hermannstadt.

Requiem

Ein Sonettentanz

Von Alfred Roth

Sehnsucht

Mir sagt's mein Sehnen, daß du ewig bist,
Kann mein Verstand auch nimmer es ergründen,
Muß sich am Zweifel Zweifel auch entzünden,
Versagt auch aller Lehre feine List.

Nur eins entschwingt sich himmelwärts dem Zwist:
Die Sehnsucht, die nie ruht, dich neu zu finden,
Nur sie allein kann mir den Trost verkünden:
Wir werden doch noch eins, du lebst, du bist!

Daß ich geduldig Tag zum Tage füge,
Der Zug nach dir ist's, der ins Ewige strebt,
Mich lockt mein Ziel, denn ach! ich hör' dich rufen!

Wird mir auch alles andre Schein und Lüge,
Mein Sehnen ist's, was wahrhaft in mir lebt,
Dem Guten gleich, das deine Hände schufen.

Tugend

Den Worten gleich, die heilig warnend rufen,
Daß ich erkenn' den Wahnsinn schnöder Lust,
Der mich bedroht, und ich mich klar bewußt
Ganz rein bewahre unsres Ziels Behufen,

So lebst du losgelöst von ird'schem Dust,
Vollendend dort, was deine Tage schufen,
Und ich erklimm' des Daseins höhere Stufen,
Dir stets mich nähernd, hoffnungsfroh die Brust.

Im Drang, mit dir mich dauernd zu vereinen,
Erahn' ich mehr und mehr, was Leben heißt,
Und mach' durch deine Hand den Stoff zum Geist.

So bleib' ich stets gefeit vor dem Gemeinen,
Und niemals wurzelt törichtes Gelüst
In diesem Herzen, das dich nie vergißt!

Zeit und Ewigkeit

Du mühtest dich, die bange Erdenfrist
Trotz Not und Neid und andern Nachtgewalten
Zum Wunderwerk der Liebe zu gestalten,
Das uns ein Denkmal ewigen Lebens ist.

Dies Denkmal sagt mir täglich, daß du bist,
Daß deine lieben Worte nicht verhallten,
Die treuen gütigen Hände nicht erkalten,
Daß dich nur stumpfer Erdensinn vermißt!

Das macht mich stark. Ich trotze aller Zeit,
Ob sie in trägem Schneckengange schleiche,
Ob wild sie jage wie mit schnellen Hufen.

Du bist mein Mittler. Du hältst mir bereit
Den Platz des Heils im ewigen Lebensreiche,
Stehst du nun an des Urgeists lichten Stufen.

Kunst

Zu erdenfreiem, ewigem Glanz berufen,
Bleibst du mir Vorbild für mein ganzes Streben;
Nur was durch deine Kräfte meine schufen,
Behält für spätere Tage Sinn und Leben.

Soll sich zu reiner Schönheit hohen Stufen,
Zu gültiger Wahrheit je ein Werk erheben,
So muß ich deinen Geist zu Hilfe rufen,
So muß mich deine Liebe treu umschweben.

Was jemals so entstand durch meine Hand,
Das gleicht dem Schiffe, das vom Erdenstrand
Zur ewigen Seligkeit die Segel hißt,

Dem Lichte gleicht es, das in trüber Nacht
Aus schwarzen Wolken wundervoll erwacht,
Ein Stern, der meines Suchens Leuchte ist.

Heimat

Lebt heilig deine gute Seelenkraft,
Die teuere Heimaterde sich erwählend,
Mit ihrem Geiste liebend sich vermählend,
Daß er uns neue Lebenswunder schafft?

Von unserm einstigen Glücke stets erzählend,
Hält sie mich doppelt fest in treuer Haft,
Die süße Heimat, durch geheime Kraft
Mit neuem Mut zur Pflicht mich täglich stählend.

Die altehrwürdige Stadt mit lauschigen Plätzen,
Des Waldes Dom, die riesigen Berggestalten,
Der Flüsse Glanz, die durstige Fluren letzen, —

Sie grüßen mich mit segnender Gebärde,
Weil du dies Land beseelst mit deinem Walten,
Viel Wunder wirkend nun im Schoß der Erde.

Kind

Die deiner Liebe treue Hüterin ist,
Die Heimat hegt dein Kind in sicherem Arme,
Sie schützt es vor Gefahr und jedem Harme
Als Mutter, deren Herz kein Mensch ermißt.

Und sieh, es wird dein Ebenbild! Du bist
Leibhaftig wieder täglich näher, warme
Vergangenheit lebt auf, und ich umarme
Dich selbst in uns'rer Tochter, die mich küßt.

Daß ihre Züge dich mir wiederbringen,
Von ihren Lippen deine Worte klingen,
Wirkt es der Heimat eigne Art und Stärke?

Ist's der Vererbung vielbestaunte Kraft?
Nein, nein, — dein Geist ist tätig selbst am Werke,
Wo du auch sei'st, ich fühl' es zauberhaft.

Glück und Ziel

Daß eins mit dir, ich immer einiger werde,
Erschau' ich klar, seh' ich den Weg zurück:
Durch dich ertrug ich froh mit gläubigem Blick
Des Schicksals Spiel, des Erdenseins Beschwerde.

Gedenk' ich dein, wird Sorge mir zum Glück,
Zu stolzem Wachsen Müh und Not und Fährde;
Entring' ich gänzlich mich dem Bann der Erde
Zu dir, ist's meines Lebens Meisterstück.

Zieht nur dahin, der Gier und Angst Gefangne,
Beliebte Straßen, nutzlos stets gegangne,
Es gibt ein Sein, von dem ihr nimmer wißt!

Mir offenbart es sich! Ich darf es schauen!
Ich darf der Herzenswunde Sinn vertrauen:
Mir sagt's mein Sehnen, daß du ewig bist!

Gewißheit

Mir sagt's mein Sehnen, daß du ewig bist,
Dem Guten gleich, das deine Hände schufen,
Den Worten gleich, die heilig warnend rufen
In diesem Herzen, das dich nie vergißt.

Du mühtest dich die bange Erdenfrist...
Stehst du nun an des Urgeists lichten Stufen,
Zu erdenfreiem, ewigem Glanz berufen,
Ein Stern, der meines Suchens Leuchte ist?

Lebt heilig deine gute Seelenkraft
Viel Wunder wirkend nun im Schoß der Erde,
Die deiner Liebe treue Hüterin ist?

Wo du auch sei'st, ich fühl es zauberhaft,
Daß eins mit dir, ich immer einiger werde, —
Mir sagt's mein Sehnen, daß du ewig bist.

Wirkung und Richtung des deutschen Einflusses auf die rumänische Kultur

Von Alexandru Dima

Die geographische Lage und insbesondere auch die rassischen Bedingungen haben zum größten Teil den oft hin und her schwankenden Schicksalsweg Rumäniens beeinflußt. Zwischen dem Slawentum des Ostens, dessen Fluten drohend an die Gestade vom Nistru bis zur Donau des Banates schlugen, und dem entfernter gelegenen Westen einerseits und, durch die Vermittlung der den Rumänen benachbarten Völker, zwischen dem germanischen Norden und dem byzantinischen Süden andererseits wand und windet sich noch heute das rumänische Geistesleben hindurch, um sich durch eine ureigene geistige Synthese eine autonome Stellung in dem allgemeinen Rahmen der europäischen Kultur zu schaffen.

Die Widersprüche, die dies Geistesleben erlebte und die es noch in sich birgt, sind so lebendig, so kraftvoll und so offensichtlich, sogar auch in äußerlichen Erscheinungen, daß der geistige Kampf nicht sehr leicht sein wird, doch wird er, einmal begonnen, seines Erfolges in tiefgreifender und endgültiger Form sicher sein.

Da nun aber eine Kultur nicht ausschließlich aus sich selbst entsteht, vielmehr durch freigebige ausländische Hände geformt wird, wurde auch das rumänische Geistesleben durch viele äußere Einflüsse befruchtet. Eine Analyse der Richtung und des Grades dieser Einflüsse, sogar als Richtweg zur Erkennung der rumänischen Seele, ergibt eine der interessantesten Aufgaben. Die Rolle des deutschen Einflusses, sowie sein gegenwärtiges Schicksal, wird auf diese Weise viel genauer bestimmt werden können.

Das Eingliedern der rumänischen Kultur in den Wirkungskreis der orientalischen Kultur ist in erster Linie der geographischen Lage Rumäniens zu verdanken. Ein Volk von einer so klaren romanischen Struktur wie das rumänische, hat sich mit einemmal in der so verschiedenen Erde des Ostens verankert gesehen. Unter den verschiedensten Formen wie die des byzantinischen Mittelalters, des Byzantismus, des slawischen bis zum griechischen im 18. Jahrhundert und in den letzten Jahrzehnten, wo eine neue Eingliederung Rumäniens in den orientalischen Rahmen versucht wurde, mußte das rumänische Geistesleben andauernd die stürmischen Einflüsse des Ostens dulden. In diesem Land war die offizielle Sprache mehrere Jahrhunderte hindurch die slawische, das zyrillische Alphabet war maßgebend, die Kurien wurden überflutet von slawischen Mönchen, Bischöfen, und während eines ganzen Jahrhunderts sogar kam die politische Führung in die Hände des griechischen Fanariotentums. Die Einstellung der Rumänen den Slawen gegenüber war im allgemeinen negativ und nach einem mit allen Mitteln geführten schweren Kampf gelang es ihnen, sich von der slawischen Umklammerung zu befreien und durch die Revolution im Jahre 1821 auch die griechische politische Führung zu beseitigen. So wurde damals ein wichtiger Schritt zur geistigen Autonomie getan.

Bei Betrachtung dieser Entwicklung wird ein objektiver Historiker den positiven Beitrag der deutschen Kultur nicht übersehen können. Die eigentliche Offensive gegen die slawische Sprache begann schon im 16. Jahrhundert, und zwar durch Vermittlung der

lutherischen Sachsen, die seinerzeit, mit der Absicht zu lutherisieren, die ersten rumänischen Kirchenbücher gedruckt haben. Später im 18. und 19. Jahrhundert wurde diese Entwicklung durch die lateinische Bewegung fortgesetzt, die den Rumänen ihre lateinische Abstammung erst zum Bewußtsein brachte. Sie war zum Teil ein Verdienst des imperialen Wiens.

So wurden also am Anfang des 19. Jahrhunderts die Bedingungen für eine Neuorientierung nach dem Westen vorbereitet, indem man gleichzeitig sich von den Einflüssen des Ostens freimachte.

Der Frieden von Adrianopel hat die rumänischen Länder wirtschaftlich und politisch in den westlichen Wirkungskreis eingespannt. Aus dem schlummernden lateinischen Fond erwuchsen wieder die alten zivilisatorischen und kulturellen Neigungen, dabei sehnsüchtig — wie ein fruchtbarer Boden — die fruchtbringenden Samen des Okzidents erwartend. Auch dieses Mal entschied die geographische Lage und die rassische Grundlage die neuen Bedingungen des rumänischen Lebensschicksals. Während durch die erstere die rumänische Kultur der deutschen näher kommt, fühlt sie sich durch die zweite zur französischen oder italienischen hingezogen. Eine der dramatischesten Handlungen — eigentlich auch jetzt noch anhaltend — vollzieht sich nun zwischen den beiden wichtigsten Polen. Auf der einen Seite der französische Geist, rassisch dem rumänischen verwandt, und auf der anderen der deutsche, der dem rumänischen geographisch benachbart ist.

Im 19. Jahrhundert wird uns in der rumänischen Kultur das interessante Schauspiel eines Duells des Auslandes um das nationale Schicksal Rumäniens geboten, wobei es Sieg und Niederlage auf beiden Seiten gibt. Zwischen der französischen und deutschen Kultur hat das rumänische Geistesleben in Anbetracht der natürlichen Beziehungen, die es mit beiden hatte, immer hin und her geschwankt. Zur französischen Kultur mit ihrer nationalistisch-romantischen Prägung, wie sie im Anfang des vorigen Jahrhunderts das ganze Festland erfaßt hatte, fühlte es sich wegen der großen Sprachenähnlichkeit und identischer Abstammung ebenso hingezogen, wie zur deutschen Kultur wegen der geographischen Lage und des Vorhandenseins des deutschen Nachbarn in Siebenbürgen. Annäherungsmomente, aber auch auseinanderstrebende Kräfte waren auf beiden Seiten vorhanden, aber vielleicht wurde gerade durch diese Verhältnisse Rumänien die Möglichkeit zu einer selbständigen Entwicklung gegeben, ohne sich dabei ganz einem bestimmten Einfluß unterordnen zu müssen.

Der Gegensatz der beiden fremden Einflüsse wurde schon früher beobachtet und von rumänischen Gelehrten behandelt. Ihre sehr interessanten Meinungen darüber wären wert ausgeführt zu werden, denn sie würden für manchen unerwartete Ergebnisse zeitigen. Im Zusammenhang damit muß man den Namen eines Rumänen nennen, der zwar weniger im Rahmen dieser Probleme bekannt ist, aber wegen der Anschauung, die er noch vor dem von dem großen Schriftsteller und Staatsmann M. Kogâlniceanu ausgehenden deutschen Einfluß in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts vertritt, trotzdem von Bedeutung ist. Es war dies Costache Conachi, der, trotzdem er vom orientalischen Sensualismus beeinflußt war, nicht zögerte zu schreiben, daß ihn die in die Tiefe strebende Philosophie der deutschen Kultur tief beeindrucke und er sie der rumänischen Welt annähern möchte.

Wie bekannt, ist eine der größten geistigen Bewegungen Rumäniens im 19. Jahrhundert aus den befruchtenden deutschen Eigenschaften erwachsen; die literarische und kulturelle Bewegung der Zeitschrift „Dacia Literară" (1840), die von Mihail Kogâlniceanu geleitet wurde, weiterhin die bewundernswerte Leistung der Zeitschrift „Junimea" (Jugend) aus Jassy, an deren Herausgabe die hervorragendsten Persönlichkeiten, rumänische Denker und Dichter wie Titu Maiorescu, Mihail Eminescu, Jon L. Caragiale mitwirkten. Sie sind auch selbst zum größten Teil aus diesem deutsch beeinflußten Kreis hervorgegangen.

Welches sind nun die hervorragendsten Charakterzüge des deutschen Einflusses in Rumänien, und was kann man für eine Erklärung geben für den unerwarteten Erfolg, den er bei einer lateinischen Kultur, wie die rumänische, gehabt hat? Aus unseren Betrachtungen ersehen wir, daß das, was den französischen von deutschen Einfluß unterscheidet, quantitativer und qualitativer Art ist.

Der französische Einfluß, der sich nach unserer Meinung mehr oberflächlich und in der Breite ausgewirkt hat, im allgemeinen den Volksgeist erfaßte und die rumänische Kultur und Literatur beeinflußte, hat auch viele unfruchtbare Nachahmungen gebracht, die die rumänische Eigenart fast verwischten. Der Rahmen des deutschen Einflusses ist dagegen viel enger gestaltet, aber qualitativ viel fruchtbarer. Er hatte die Aufgabe eines sich kristallisierenden Keimes für die rumänische Eigenart, die ihren Ausdruck in Werken von beeindruckender Tiefe fand. Es genügt zur Begründung dieser These das Werk Mihail Kogâlniceanus zu betrachten, der, in deutschem Geist erzogen, in die rumänische Geistesauffassung den Begriff des reinen Nationalismus hineingebracht hat. Weiterhin sei Titu Maiorescu erwähnt, der als Lenker der rumänischen Bildungsschicht in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts eine Doktrin der kraftvollen rumänischen Evolution vertrat und sie aus der Tiefe schöpfend zur Form gestaltete. Auch wäre noch Mihail Eminescu, der größte rumänische Dichter, zu nennen, in dessen Dichtungen die verschiedenen deutschen Einflüsse zusammenströmen und so eine ureigene künstlerische Schöpfung entstehen ließen.

Eine der prominentesten Persönlichkeiten des jetzigen rumänischen Kulturlebens, der Dichter und Philosoph Lucian Blaga, veröffentlichte vor nicht langer Zeit eine Abhandlung über den Charakter des deutschen Einflusses auf die Rumänen. Darin nennt er diesen das Attribut und, mit einem chemischen Ausdruck, den „Katalysator", den Vermittler und das „Impfkristall" eines selbständigen Kristallisierungsprozesses.

Die Charakterisierung dieser Gegensätze könnte auch noch durch reiches veranschaulichendes Material belegt werden, wodurch die aktive Rolle des deutschen geistigen Einflusses auf die rumänische Kultur noch augenscheinlicher zutage treten würde.

Die hier angeführte Entwicklung der geistigen Beziehungen Deutschlands und Rumäniens wird sicherlich auch für die zukünftigen Beziehungen zwischen beiden Ländern von ausschlaggebender Bedeutung sein.

Elegie im Wald

Von Jon Pillat

Im Tale läuten wieder Herdenglocken,
Erinnern alte Zeiten und verhallen
Dort, wo der Herbstweg in das Land hinabsteigt.
Der Berg bleibt öde und allein zurück.
Der Buchenwald ist golden, nur die Tannen
Stehn ewig grün vor tiefer blauem Himmel.
Im Walde schlägt ein Specht sein Schlagbrett hastig
Und eines Klosters Läutebrett gibt Antwort,
Und bald weißt du es nicht mehr: ist's der Mönch,
Ist es der Vogel, der Gebete stammelt.
Doch sie verstummen, daß der Wind beginne.
Wie einer Quelle flüsterndes Geriesel
So fließt er immer sanfter, immer weiter
Der hohen Ruhe zu, die ihn verschlingt.
Die Dämmerung ist in den Wald getreten
Und schreitet Spuren Lichts auf dürre Blätter.
Und plötzlich ist ein Echo aufgefahren

Aus tiefem Traum und schläft im Tale ein.
Laß mich nun auf dem Berge aufwärts steigen.
Ein Hirte schwerer Tage und Gedanken
Will ich bei der verlassnen Hütte halten
Und stille meiner Sorgen Herde zählen.
Mit sanftem Flötenspiele will ich schläfern
Den Kummer wie ein Lamm zu meinen Füßen.
Mein Ohr will ich dann auf den Boden legen
Der Erde dumpfem Herzschlag zuzuhören.
Die Augen will ich zu den Gipfeln heben
Den ersten Stern zu sehn, wachsenden Lichtes,
Das angezündet vor dem Bildnis flackert,
Dem gläsernen geheimer heilger Kraft,
Und später in der Runde blickend lesen
Die Sternenbilder, drin verzeichnet sind,
Seitdem die Welt der Welten Schicksal trägt,
Das Los des Vogels und das Los des Blattes,
Das Los des Berges und mein eignes Los.

(Übertragen von Harald Krasser.)

Nichifor Crainic

Der Mensch und der Denker

Von Bernhard Capesius

Am 24. Dezember d. J. erfüllt Nichifor Crainic sein 50. Lebensjahr. Die nachfolgende Würdigung beruht zum größten Teil auf einem Aufsatz von V. Băncilă in der Zeitschrift „Gândirea".

Der Sohn eines armen Fronbauern, der nicht einmal ein Stück Land sein eigen nennt, wächst auf der weiten, fruchtbaren Steppe des Baragans auf und verbindet sich durch harte Feldarbeit unlöslich mit der Scholle. Aber sein Geist und sein Gefühl erheben sich darüber, umgreifen mit Liebe alles, was rumänisch ist, wenden sich den ewigen Gütern der Menschheit zu. Im theologischen Priesterseminar eröffnet sich dem Jüngling eine Welt, die abseits von der modernen Zivilisation liegt, aber die Fortdauer der besten Kräfte verbürgt. Er versenkt sich in alle diese Werte, nimmt sie in sich auf, und steckt sein Ziel höher als nur auf eine Landpfarre.

Die Hochschule öffnet ihm ihre Pforten, zunächst als Lernendem, dann als Lehrendem. Auch die deutsche Hochschule in Wien besucht er, gewinnt tiefe Fühlung mit dem Geist deutscher Mystik, aber auch mit dem Rilkes, des modernen Mystikers, dessen „Geschichten vom lieben Gott" er übersetzt. Sein starkes Fühlen, seine sprachliche Begabung machen ihn daneben zum Dichter. Erdverbundene Erinnerungen und religiöses Erleben verbinden sich in bildkräftigen Gedichten. So wird er auch zum Literaten. Die Zeitschrift „Gândirea" gewinnt ihn zum Herausgeber, und in ihr begleitet er das Geschehen in Rumänien und in der Welt mit geistvollen und wesentlichen Bemerkungen.

Das starke politische Leben des rumänischen Volkes läßt auch ihn nicht unberührt. Er steht von vorneherein auf der Seite der Jungen, der nach Neugestaltung Drängenden. Eine Zeitlang wird ihm auch das Amt des Generalsekretärs für Kunst im Kultusministerium anvertraut. Damals hat er sich für den sächsischen Maler Hans Eder stark eingesetzt, dessen religiöse Gemälde ihm wesensverwandt sind. Dann wird er Herausgeber einer Zeitung („Calendarul"), die dem nationalen Gedanken im Sinne nicht eines westlichen Staatsbürgertums, sondern einer volkhaften Struktur dienen will. Dem Dritten Reich gilt seine offene Sympathie. Aber die Ereignisse nach der Ermordung Ducas machen auch ihm ein Weiterwirken auf diesem Gebiet unmöglich; die Aufhebung der Parteien in Rumänien betrifft auch seine Tätigkeit. Was er wollte, machen andere — nun gut, so gibt er sich zufrieden. Er ist heute wieder hauptsächlich Theologieprofessor, daneben Kulturphilosoph.

Der Mensch Nichifor Crainic ist ein blutvoller Sproß ungebrochenen, naiven Bauerntums. Die Wärme und Unmittelbarkeit seines Fühlens spricht sich in Gestalt und Gebärde, in Blick und Sprechen, und besonders in seinem Lachen aus. Die Weite und Schärfe seiner Intelligenz aber läßt ihn auch die Mängel und Fehler der Umwelt erkennen und nicht ungern fein ironisieren. So steht er mitten im Leben, seinen Schönheiten und Freuden nicht abhold, aber über allem diesem baut er sich eine Welt rein

geistiger Werte, deren eigentümlicher Charakter zugleich einem Grundzug seines Volkes entspricht, jener selbstverständlichen Verbindung von Nationalismus und Christentum, die der westlichen Welt weithin verloren gegangen ist.

In seinen beiden Büchern „Kardinalpunkte im Chaos" und „Orthodoxie und Ethnokratie" hat Nichifor Crainic es unternommen, dem erfühlten Nationalismus auf christlicher Grundlage eine theoretische Rechtfertigung und Untermauerung zu geben. Das geschieht durch Betrachtung des völkischen Lebens von den verschiedensten Seiten her.

So erscheint ihm der Gegensatz zwischen dem räumlich begrenzten Dasein des einzelnen Volkes und dem Anspruch des Christentums auf völkerverbindende Weltgeltung aufgehoben durch die Unterscheidung zwischen den Gegebenheiten der natürlichen Unterschiede und der übernatürlichen Zweckbestimmung des Lebens. Was Gott in der Natur und bei den Menschen als Mannigfaltigkeit gewollt hat, will er in einem höheren Dasein auch wieder vereinigen zur Einheit. So muß die Kirche als weltliche Erscheinung national organisiert und verwaltet werden, als geistliche vertritt sie ein übernationales Ideal. „Nationaler Erdboden und gemeinsamer Himmel" — so lautet eine eindrucksvolle Formulierung Crainics.

Auch geschichtlich zeigt das rumänische Volk die gleiche Synthese. Es ist erst zum rumänischen Volk geworden, als es christlich wurde. Seine Entwicklung bis zur heutigen nationalen Vereinigung ist nur zu begreifen als Prozeß einer menschlichen und einer göttlichen Verwirklichung, wie alle menschlichen Vorgänge. Im Rahmen einer völkerübergreifenden Orthodoxie hat sich das Rumänentum — wie auch alle anderen orthodoxen Völker — seine nationale Individualität bewahrt (was z. B. innerhalb des Katholizismus nicht möglich ist).

In soziologischer Hinsicht vertritt Crainic den Gedanken eines ständischen Aufbaues („Korporatismus") innerhalb des Volkes, der durchaus dem christlichen Ideal entspricht, wie denn auch das Zunftwesen seine Blüte dem christlichen Mittelalter verdankt. Auf christlicher und nationaler Grundlage läßt sich das soziale Problem am leichtesten und vollständigsten lösen — „Jesus unter uns" ist ein Zauberwort, das „brennende Wunden sozialen Leidens wie mit dem Tau der Tränen des Mitleides kühlt". Aber einen weiteren und zwar aktiven Ansporn zu völkischer Bewahrung verdankt das Rumänentum seiner Religion: die Kraft des Leiden-Könnens hat ihm über die Jahrhunderte der Unterdrückung bis heute geholfen, wo es im Vertrauen auf die eigene Kraft sein Schicksal selbst gestaltet. Diese aber fordert auch eine strenge Erziehung der Jugend zu selbstloser und entschlossener Willenshaltung. So entspricht die Doktrin Crainics den in der Jugend selbst vorhandenen Bestrebungen, er gliedert sie aber ein in den großen Rahmen seiner christlich-orthodoxen Weltanschauung.

Für Crainics Denken ist seine Abneigung gegen jede starre Doktrin und bloße Theorie kennzeichnend. Während es genug Vertreter eines rein nationalen Idealismus in der Vergangenheit des rumänischen Volkes gegeben hat, besonders auch unter den siebenbürgischen Pfarrern, so hat doch die gedankliche Verankerung des Völkischen im Religiösen selten stattgefunden. Sie wird von Crainic vollzogen, ohne daß sie deshalb im Gedanklichen stecken bleibt. Es ist eine erlebte Synthese, die sich auch wieder in praktische

Wirksamkeit umsetzt. Sie besteht vielfach in „anonymer" Kleinarbeit, die nicht an die große Öffentlichkeit kommt, sondern sich in vielseitiger menschlicher Betreuung und Hilfe erweist.

Wir Siebenbürger Sachsen haben besonderen Anlaß, Nichifor Crainic zu seinem 50. Geburtstag unsere Glückwünsche darzubieten. Seines Einsatzes für Hans Eder wurde schon gedacht. Daneben hat er auch als Publizist für unsere kulturelle Belange immer ein großes Verständnis bewiesen. Persönliche Freundschaft verbindet ihn mit dem Herausgeber dieser Zeitschrift und manchen anderen Vertretern unseres geistigen Lebens. Gerade auch die starke Verbundenheit von Volkstum und Kirche in unserer Geschichte bildet eine enge Beziehung zu seinem Denken. Wir glauben, daß auch in der gegenwärtigen Zeit aus solchen Beziehungen wertvolle Früchte erwachsen können.

Wenn ich einst sterben werde ...

Von Jon Pillat

Wenn ich einst sterben werde, laßt mich ruhn
Bei uns, in schwarzer pfluggewohnter Scholle,
Weit von den Städten, auf dem Rücken, nackt,
Nur in der Hand mit einer Eichenfrucht.

Und dies Gehäus aus Erdenstaub, das nicht
Verstand der Seele Wohnstatt hier zu sein,
Zerfällt mit seinem unerfüllten Sinn
In der empfangsbereiten Erde Schoß.

Die Eichel aber keimt. Und Jahr für Jahr
Werden dann Wurzeln in die Tiefe wachsen
Und aus mir wird sich dann ein großer Baum
Mit jungen Zweigen sonnenwärts erheben.

Was mir mit tausend Versen nicht gelang,
Erfüllt im Überfluß ein einziger Ast,
Ein ausgespannter, dessen Schatten schwankt
Über der Herden Ruh, die kommen werden.

(Übertragen von Harald Krasser.)

Der Wiener Schneider

Von Peter Barth

Vor einigen Jahren wankte seine gebrochene Gestalt noch durch die Dorfgassen. Seine bläulichen Lippen bewegten sich immerfort, und manchmal verließ sie ein weises Sprüchlein oder ein selbstvergessener hochdeutscher, eigenartig wienerisch betonter Fluch, wenn ihn die Gassenbuben neckten oder nach seiner Herkunft fragten. Heute ruht er mit seinen Zeitgenossen im Gottesacker und lächelt sicherlich in seinem einfachen Holzsarge über alle begangenen Torheiten und über die Eitelkeit der Welt in seinen struppigen Bart hinein.

Lange sah ich ihn nicht; aber auch in der Fremde schwebte mir immer, so oft ich an meine Kinderzeit dachte, ein blasses Bild des Herrenschneiders vor, der in der Hinteren Gasse unser zweiter Nachbar war. Er bewohnte ein Eckhaus neben dem Friedhof, und sein Gartengatter trennte nur ein schmales Gäßchen vom Leichenhause.

Sein Lebenslauf war recht bunt und abwechslungsreich, stürzte dann aber jäh in dunkle Schicksalsabgründe hinab.

Es war Anfangs der achtziger Jahre. Ein schlanker, lebenslustiger Schneidergeselle begab sich aus Wien auf die Wanderung. Es war nicht mehr allgemein üblich, sich die Fachkenntnisse im Handwerk auf der Wanderschaft zu vervollkommnen; die Straßen und die großen Landeswege waren aber immer noch vollbesetzt von allerlei Fahrenden. Viele zogen auf die Walze. Es waren Gelehrte darunter, Künstler mit ihren Mappen und buntfarbigen Stiften, Pinseln und Farbentuben, es waren Junge und manchmal auch Mädel und junge Ehepaare, die auf Schusters Rappen die schöne Welt Gottes und die Herrlichkeiten der deutschen Lande beschauen und erleben wollten.

So zog auch unser Schneidergeselle Heinrich Gottler in weißen Hosen, in schönem schwarzem Rock und hohem grauem Hut auf den Wandergleisen zuerst die Donau entlang, dann von Ulm links schwenkend ins Bayrische, von dort ins Württembergische. Bald aber sah er nicht mehr so fein und vornehm aus. Die weiße Hose war an den unteren Schäften zerfranst, der einst dunkle Rock gleißte und glänzte wie ein alter Stubenspiegel und der schöne graue Hut war eingetellt, abgegriffen und ganz abgewetzt vom vielen Lagern und Schlendern und Winken und Grüßen. Denn die Fahrenden, die auf der Walze, sind immer rasch befreundet miteinander.

Er lernte sehr viel, auch in seinem Fache, da er überall einige Tage, auch Wochen rastete und haften blieb. Und er arbeitete immer fleißig und wißbegierig. Aber viel mehr lernte er noch von der echten Lebensweisheit im Kreise der vielen wandernden Mitmenschen, die meist erfahrene Leute und immer gutgelaunt waren, und die Natur mit offenen Augen durchstreiften und leutselig genossen.

Binnen einem Jahre durchquerte er der Länge und der Breite nach das schöne Deutschland. In Wien fand er seinen Onkel, den kaiserlichen und königlichen Schatzmeister, von dem er, da er schon mit zwei Jahren Vollwaise war, erzogen worden war, nicht mehr am Leben. Nun machte er sich wiederum auf den Wanderweg. Diesmal gedachte er donauabwärts in die Österreichischen Kronländer zu ziehen. Er kam nach Preßburg, dann nach der alten Krönungsstadt Ofen, wo er über ein halbes Jahr lang beim ersten

Herrenschneider der Hauptstadt in Arbeit stand. Von hier aus wanderte er in die große Tiefebene, berauschte sich an der schrankenlosen Ferne und Breite dieses Wundergebietes, bis er in einigen Wochenmärschen die Theiß bei Segedin überschritt und nun mit Staunen feststellte, daß hier unten in dem schönen Eck des Theiß-Maroschwinkels Deutsche, gutmütige, stolze und wohlhabende Alemannenstämme hausen und wirtschaften.

In der Stadt Temeswar, die allgemein Klein-Wien genannt wurde, ließ er sich zuerst nieder. Hier arbeitete er für die lustige Jugend und die vornehmen Herren des Komitates, da seine Spezialität das sichere Zuschneiden und eleganteste passende Verfertigen der Franz-Josef-Röcke war. Ja, er wurde ein tüchtiger Herrenschneider, der seine guten Kenntnisse, die er sich auf der langen und weiten Wanderschaft erworben und angeeignet hatte, nun an der besten Kundschaft zeigen konnte.

Aber das Wanderblut, das er weiß Gott von welchem Ahn ererbt hatte, ließ ihn nicht lange ruhen. An einem gottesprächtigen Frühlingstag packte er seine sieben Sachen und ging durch das Wiener Tor der Festungsmauer in das aufblühende Flurengewoge hinaus. Er wollte wieder nur wandern und sich an dem Grünen und Kräuseln der Äcker, an dem schlohweißen und rosaroten Blühen der Kirschen und Pfirsiche, die hier an den Weingartenrändern wie Traumesflaum standen, am zarten Wiegen der Grashalme und dem windbeschwingten Reigen der blauen Glockenkelche der tausenderlei Heublumen, an dem Geranke der Lianen und der wilden Schlinggewächse an Gräben und Mühlgrachten, an dem schlagenden Liede der Wachtel und dem Lobgesange der Lerche, am pfeilraschen Fluge der Schwalben und dem stelzenden Gange der Störche in den Sumpfgewässern, dem schreienden, flüchtenden Fittichschwunge der farbenglitzernden Fasanen, dem neugierigen Augen und dem vorsichtigen Äsen der Rehe, dem schlauen Lauschen und raschen Humpeln und Jagen der Langohren ergötzen. Er wollte heraus aus der Klemme, die seine wanderlustigen Füße an jeder Ecke der engen Stadt fast schmerzend spürten, und hinaus sehnte er sich auf die Wege und Stege und Pfade, wo man den Ausblick genießen konnte nach den freien Wiesen und den platanenumsäumten herrlichen Landstraßen.

Er ließ sich von den Düften, den Lauten und Tönen und Rufen, von den lauen, warmen Winden, von den wärmenden, liebkosenden Frühlingsstrahlen leiten und setzte seine Füße auf den gesegneten, frohen, freien Boden, auf den Schotter und Kiesel der großen Landstraße, dann aber bald auf die weichen, krumeligen Schollen der schmalen Gwannenwege, und gelangte so aus der Großstadt in liebliche Städtchen, in Marktflecken und in die Dörfer, in die lenzhaft duftenden, sauberen Schwabendörfer.

Überall rastete er, blieb auch einige Tage lang sitzen, arbeitete für die kleinen und kleineren Dorfmächtigen, leistete immer Vollarbeit, flitzte aber bald wieder hinaus auf die Landstraße, wo er sich ungemein wohl und zuhause fühlte. So wanderte er den ganzen schönen Frühling hindurch. Auch den heißen Sommer verbrachte er auf der Wanderung. Was gab es da alles zu erleben! „Stadtleben im Sommer? Ach, kommt hinaus auf die Heide, in die Bergesau, hinauf zur Marosch, dann wißt ihr, wie schön das Leben in eurer Heimat ist", erwiderte er jedem, der ihn bedauerte oder vielleicht gar verspottete und ihn zurück in die Stadt rief.

Ja, im Sommer, was war das ein Leben! Sonnenschein, unendlich weit und un-

mäßig heiß, überall Nahrungsbrocken, überall Freude und Friede, arbeitsames Tummeln auf den Feldern, in den Dörfern weiße, satte Stille und Ruhe, und Ruheplätze in jedem Schatten, den ein breiter Maulbeerbaum, ein schwarzer Attichbusch oder eine mächtige Linde auf den dichten, weichen Rasen warf. Wie die Vögel der Fluren und die Blumen der Wiesen, so lebte er, so sang er, sorglos und doch am besten versorgt.

Aber als die ersten Winde über die Stoppeln fuhren, als die herrlichen Baumkronen der Linden und Spitzpappeln zu grauen, braunen Greisenschöpfen zusammenschrumpften, als nasse Regenschauer den Staub der Straße und die dürren Grasnarben peitschten, da begann der Heinrich Gottler sich zusammenzuziehen; er marschierte wie ein vereinsamter Storch, der den Süden vermißt und keinen Schlupfwinkel findet und nun eine Gesellschaft sucht, in der Wärme und Zielsicherheit herrscht.

Ein kalter Herbsttag trieb ihn von der Landstraße in das nächste Dorf, das Türkenthal hieß, hinein. Hier blieb er den Winter hindurch. Er lebte sich in die traute Gesellschaft rasch ein und gewann das Dorfleben lieb. Und da er nun schon dreißig Jahre alt war, mußte er langsam an Weib und Heim denken. Und ein Mädchen fand sich auch für ihn, den schmucken, schnellen Schneidergesellen.

Aber kaum war der Schnee geschmolzen und die Landstraße im warmen Märzwind getrocknet, verschwand der Heinrich aus dem Dorfe. Und mit ihm die Nani Weber. Ein hübsches, aber ein bißchen tolles Ding. So gingen sie zu zweit auf die Wanderung. Nur war das kein gottgefälliges Wandern mehr. Denn die schönen blauen Blumen schienen ihre Glockenkelche wie gesprungen herunterhängen zu lassen, die Lerchen und Wachteln verstummten bei ihrem Anblick, die Rehe flüchteten schon in eines Steinwurfs Weite, wenn sie das laute Gezeter der Fahrenden hörten, und die Langohren warteten wohl auf sie, bis sie ihnen Salz auf den Rücken streuten? Nein, sie verhöhnten sie sogar, ihr Kleppern und Rascheln im dürren Grase war, als ob sie die Unzufriedenen und sich Zankenden auslachten und verabscheuten.

Ja, das war kein frohes Wandern mehr. Sie waren auch keine Wanderer mehr, sondern echte Landstreicher, und als solche kehrten sie im Herbst wieder nach Türkenthal zurück.

Von dieser Zeit an hörte das schöne, das sorglose, das friedsame, das herrliche Leben des Herrenschneiders auf. Sie mieteten sich eine bescheidene Kammer irgendwo in der Hinteren Gasse. Dort hausten sie lange Jahre hindurch. Der Schneider, der von den Einwohnern nur der Pockerl-Schneider genannt wurde, da er stets von dem guten Pockerlbraten träumte und es herzlich schildern konnte, wie ihn die vornehmen Herrschaften in Wien und anderswo zur Weihnachtszeit zu verzehren pflegen, dieser arme Herrenschneider betrieb ja sein schönes Schneiderfach noch einige Jahre. Aber der Drachen im Hause jagte ihn immer häufiger von seiner Nadel und dem Fingerhut fort. Und wohin sollte er zu solcher Zeit gehen? Doch nur ins Wirtshaus. Dort, bei der Rackiflasche, vergaß er dann auf eine kurze Zeit sein Elend und seinen betrübenden Daseinsstand. Er saß ja auch niemals allein an dem gescheuerten Tisch auf dem warmen Strohstuhl. Es waren dort in der Runde noch andere, auch Großbauern, allerdings verkommene und arg verlotterte. Er fühlte sich ihnen immer ebenbürtig, ja oft über sie erhaben, da sein Onkel, wie er immer zu sagen pflegte, so oft er einen Schwips hatte, in Wien kaiserlicher und König-

licher Schatzmeister war. Auf diese Tatsache war er immer stolz und wiederholte sie jedem, auch den Gassenbuben, wenn sie ihn johlend und kreischend umringten.

Bald aber wurde ihm das Arbeiten ganz unerträglich und verhaßt. Er lebte ja auch so ganz gut.

In der verlassenen Windmühle nahmen sie Quartier. Unter dem Gespenste der löchrigen Flügel und neben dem von Eulen und Fledermäusen bewohnten Gemäuer hausten sie wie weltverlassen. Die Nani kochte ihm das Allerdürftigste. Sie ging dann und wann auch einmal in die größeren Bauerngerechtigkeiten waschen oder half in den Herrenhäusern beim Schlachten, beim Aufscheuern oder beim großen Zusammenräumen. Etwas fiel da immer ab und sie lebten kärglich davon.

Aber, schon wer auf glatten, glitschigen Wegen keinen Halt hat, fällt um, erst recht jener, der ständig an Abhängen, über Abgründen und kantigen Schroffen und Tiefen hinweg seinen Lebensweg durchzwingen muß. Ein halbes Menschenalter verging. Und der Wiener Schneider verblaßte, auch der Herrenschneider verschwand, nur mehr der Pockerl-Schneider, der beißende, Mitleid und Spott verratende Spitzname blieb übrig.

Der Racki raubte dem Heinrich Gottler die Vernunft, zerstörte ihm die Nerven, verhängte ihm die Augen und verschleierte ihm die Seele. Wankend wurde sein Gang, stotternd, datternd seine Rede, zusammenhanglos sein Gedankengang und ziellos sein Leben. Er war wie die alte Windmühle neben ihm. Die Wände bröckelig, die Balken morsch, vom Totenkäfer angebohrt, der das harte Holz Zelle nach Zelle zäh zerbröselte; die Flügel, von denen die Segeltuchfetzen wie alte Schirmlappen herunterhingen, ein riesiges, totes Gerippe ohne Fleisch, ohne Faser, ohne Blut und Geist. Doch eins blieb ihr noch. Ihr Schatten. Der drohende, bald lange, ausgezogene — früh morgens und gegen Abend —, bald kurze — zur Mittagszeit — und dunkle Schatten. Der Schatten seiner früheren Herrlichkeit, der wackelnde Gegenspieler des einst schlanken, frohen, freien, lebenslustigen Schneidergesellen von Wien.

Doch einen schimmernden Rest seiner frohen Jugend, einen funkelnden Edelstein aus dem Ringe des früheren Reichtums und Wohlhabens hatte er sich in seine Vereinsamung, in seine Verarmung hinübergerettet: seinen unverwüstlichen, treuherzigen Wiener Humor. Er war auch in seiner Herabgekommenheit auf allen Bauernhöfen, in allen Spinnstuben stets gerne gesehen. Denn er brachte eine frische, fröhliche, lustige Vergangenheit mit sich, ließ seine Erfahrungen und Erlebnisse immer glänzend aufschillern und konnte sich in die derbe, aber aufrichtige Bauernseele, in die schnurrige und schraubige Denkweise mancher Dorffiskale so getreu einleben, daß er noch mehr als früher der Mittelpunkt dieses abgeschlossenen, friedsamen Dorflebens war.

Aus der Windmühle mußte er, nachdem er darinnen zwanzig Jahre lang gehaust hatte, fort. Sie wurde abgerissen. Neue Zeiten schlugen ihre Flügel über dem Dorf. Die gräfliche Herrschaft bescherte es mit einer ratternden, rastlosen, zischenden und schrillenden Dampfmühle. So war das restliche stille Dasein der alten Windmühle auch ganz zwecklos. Sie wurde abgerissen, und stärkere junge Wände erhoben sich auf dem alten breiten Mauergrunde und lärmten in die schöne Gegend hinaus, als lachten sie über die zurückgebliebene alte Zeit.

Nun zog der Pockerl-Schneider mit seinen armen Habseligkeiten, die ein kurzer

Bauernwagen mit einer Fuhre davonführte, in die hintere Gelberüben-Gasse, in das Eckhaus, das eben an den Friedhof anstieß, und das nur durch ein schmales Gäßchen vom Leichenhaus getrennt lag. Dorthin, in das Wildprettsche Haus, dessen Eigentümer nach Amerika auswanderten, übersiedelte nun der alte und ergraute Herrenschneider. Sein Weib, die Nani, wurde mit dem Alter erträglicher. Es halfen ihnen auch die Nachbarn immer, so oft die Not vor der Türe stand. Von hier kam ein feister Schinken, von dort eine Schüssel voll Linsen, von dem dritten das Mehl, und auch Grundbirnen, Sauerkraut und feines Kukuruzmehl für Griesschrötl, das süße, wohlschmeckende Winteressen, hatten sie immer notdürftig in der leeren, muffigen Vorratskammer liegen.

Auch der Vetter Schneider blieb nicht ganz müßig und untätig. Er nahm eine öffentliche Gemeindestelle an. Die Gemeindeverwaltung lag zwar überall in den schwäbischen Dörfern in den Händen des Richters. Aber die eigentlichen treibenden Kräfte und die gefürchteten Gestalten waren der Kleinrichter, die Nachtwächter und der Schinder. Sie waren die Vollstrecker der Gewalt, sie waren höchst ungern gesehen bei Robotansagen und bei den nächtlichen unerlaubten Gängen der Dorfjugend. Der Pockerl-Schneider übernahm das gewichtige Amt des Kleinrichters.

Der Schinder, der Gyuri-Batschi, der Schinderjergl, ein einäugiger, spaßiger, derber, unerschrockener Trunkenbold, war bei den Kindern und bei den vielen Hunden gleichfalls gefürchtet und bei den armen Tieren obendrauf noch völlig verhaßt. Kam er am unteren Ende einer Gasse mit seinem langen Hackenstock herangeschlendert, so hub schon die ganze Hunderotte bis hinauf zum anderen Ende an zu bellen und zu heulen, winselnd und gröhlend, daß es auch schon jedes Kind wußte: Na, jetzt kommt der Schinderjergl in seinen Patschkersohlen, mit dem Hackenstock, fest und genußvoll priemend, was ihm ein Hochgenuß war, und schlau zwinkernd mit dem einen gesund gebliebenen, aber rötlich umlaufenen, im struppigen Vollbart ganz verborgenen Auge.

Mit diesem Schinderjergl stand nun der Herrenschneider Heinrich Gottler, dessen Onkel in Wien kaiserlicher und königlicher Schatzmeister gewesen, auf einer Gesellschaftsstufe. Denn im Dorfleben sind Gesellschaftsschichten zwar nicht so unerbittlich voneinander getrennt wie in der Stadt, aber jeder wahrt seinen Stand und das ererbte Selbstgefühl beherrscht alles Tun und Schaffen der Bauern.

Der Pockerl-Schneider wurde Kleinrichter und Nachtwächter in Türkenthal. Das entsprach so ganz seinem zerrütteten Seelenzustande. Im Sommer in mondhellen Nächten durch die herrlichen, mit langen Schattenlatten bestrichenen Gassen zu wandern, die Hellebarde in der Hand und die Stunden singend, Mitternacht mit seiner heiseren, brummenden Stimme zu verkünden oder im Winter in den warmen Gemeindepelz eingehüllt von Stiegentür zu Stiegentür zu trotten und schlürfend Umgang halten und dann und wann in die Spinnstuben hineinzuschauen, einen guten Schluck Wein zu machen und dann stampfend weitergehen. Das entsprach dem verwüsteten Seelenzustande des Pockerl-Schneiders so ganz und gar.

Aber mit dem Schinderjergl vertrug er sich doch nicht. Er stand innerlich noch immer auf jener Höhe seiner Jugend, er hielt immer gebührend Abstand, so oft er den Schinderjergl beim alten Lois Mannherz, beim Schmied, antraf, der dem Schinder den Priemtabak lieferte. Ja, sie gingen sich einander gebührend aus dem Wege, denn Zusammen-

stöße kamen am Anfange schon vor, und so war es gescheit von ihnen, sich womöglich zu meiden und alle Reibungen auszuschalten.

Oft kam er herüber zu uns, da wir nun Nachbarn waren. Da kam es vor, daß er mich auf sein Knie nahm, mir weise Sprüche hersagte, von seiner Jugend erzählte; ja, er lebte sich immer wieder in seine sorglose, schöne Vergangenheit ein und niemand wollte er als Zuhörer, nur mich, den hell zulauschenden kleinen Knirps. Sein Stoppelbart schwebt mir heute noch vor dem Gesicht, seine klugen, immer etwas verschwommenen Augen sehe ich heute noch auf mir ruhen, indes er mir erzählte, und immer noch höre ich sein schallendes Gelächter, als er einmal zu uns kam und seine Schnapsnase mächtig rümpfend umherschnüffelte, da im ganzen Haus ein durchdringlicher Gestank umherging, dessen Ursache, trotz eifrigen Herumsuchens, niemand finden konnte. Dann ging meine Mutter zum Sparherd und öffnete mit einem jähen Ruck die Röhrentüre, aus der ein dichter, beizender Qualm herausströmte.

Ich hatte nämlich die großen nassen Schuhe meines Vaters in der Diele gesehen und ganz richtig gefolgert, daß man sie trocknen müßte, und steckte sie deshalb in die warme Bratröhre. Daß es anders kam, als ich es anstrebte, und ausspickte, das war dem fleißigen Heizen meiner Mutter zuzuschreiben. Das erzählte mir der lustige, unverwüstliche Pockerl-Schneider später noch des öfteren und ergötzte mich stets mit seiner lebhaften Ausdrucksweise und seiner getreuen Schilderung.

Dann kam der große Krieg. Die Männer gingen in die Schützengräben hinaus. Die Jungen folgten ihnen nach. Die Bauernhäuser wurden leer, die besten Arbeitskräfte verbluteten auf den Schlachtfeldern draußen in Galizien, an der unteren Donau und in den Dolomiten. Im Dorfe war nun jede Arbeitskraft sehr geschätzt. Unser Vetter Schneider wurde ein wichtiger Mann der Gemeinde.

Wie vieles mußte da mit Umsicht geschaffen, verwaltet und erledigt werden, wo doch die Frauen die Männer ersetzen und vertreten mußten. Dazu benötigte man eben diese Welterfahrenheit, diesen goldenen, treuherzigen Humor, diese gute Stimmung, dieses schonend vorsichtige Vorgehen und diese vornehme Gewandtheit in der Behandlung der Mitmenschen, die er besaß und immer anwendete, so oft es notwendig war. Er wurde einfach unentbehrlich in der Gemeindestube und bei der Verwaltung der verwaisten, von vielen Nöten und mancher Trauer heimgesuchten Gemeinde. Durch seine witzige Sprechweise verwischte er manche hervorquellende Träne, durch seine Güte schlichtete er manchen Gram und manche Unzufriedenheit, und sein angeborener Frohsinn und klarer Verstand, der in der allgemeinen Not wieder auferstand, führte manche versinkende Wirtschaft wieder auf die Höhe.

Am Ende der vier langen Heimsuchungsjahre bedankte sich mancher brave Held und Sippschaftsältester für die erwiesenen Hilfeleistungen, die er jedem, aber besonders den ärmeren Katner- und Taglöhnerhäusern erwiesen hatte.

Nicht, daß er sich vielleicht gebessert hätte. Nein, es geschah kein Wunder mit ihm. Er trank und soff vielleicht noch ärger als früher und verlotterte noch mehr. Aber die heldenhafte Zeit verankerte sich in seinem ursprünglich vornehmen Geiste, schöpfte verborgene Werte und förderte sie ans Tageslicht.

Dann nach dem Kriege kam der jähe Verfall. Sein Weib verlor er schon unter dem

Kriege. Eine Grippe raffte die in der großen Not abgeschwächte Nani hinweg. Nun wurde er ein Eigenbrötler. Seine Wohnung mußte er räumen. Er wurde wortkarg, verschlossen, nur im Rausche öffnete er noch sein Herz zufällig bei ihm sitzenden Bauern, von denen auch manche Joch um Joch die trockene Gurgel hinunterjagten. Ganz verlaust und verfetzt ging er umher. Sein Schicksalsgefährte, der Schinderjergl, der ihm in letzter Zeit oft in seiner ärmlichen Hütte Zuflucht gewährte, in der engen, rauchbemalten Kammer mit dem langen Krummsäbel an der Wand, der alten verrosteten Flinte am Balkennagel und den vielen blutbeschmutzten Schinderwerkzeugen, dieser Schinderjergl blieb einmal in einer grimmigen Winternacht arg besoffen zwischen dem vereisten Weggleis liegen und war in der Frühe zu einer übel nach Schnaps riechenden Leiche erstarrt. Das verdroß den alten Pockerl-Schneider so sehr, daß er sich nicht mehr viel in den Bauernhöfen zeigte.

Aber einen schönen, herrlichen Sommer gönnte ihm die Vorsehung noch. Es waren in diesem Jahre die Beschäler im Dorfe. Sie hatten ein schönes Heim neben dem Hengstenstall und wurden von der Gemeinde beköstigt und sehr gut gehalten. Haus für Haus kochte ihnen, und hurtige Jungen trugen das Essen hinunter in das Zigeunereck, wo diese Stallungen lagen.

Diesen Beschälern gesellte sich nun der alte, struppige, graubärtige Pockerl-Schneider zu. Er lebte wieder mal sorglos, schlief im Futtereck neben den prächtigen Hengsten auf duftigem, weichem Heu und hatte an den braven Männern, die er mit seinen Erzählungen köstlich unterhielt, seine guten und aufrichtigen Zuhörer.

Er wankte und wackelte mal dann und wann auch durch die Dorfgassen, murmelte einige unverständliche Sätzchen vor sich hin, blieb torkelnd und taumelnd stehen, erhob seinen langen, dürren Zeigefinger und sagte jedem und immerfort: „Ich war auch mal fesch und jung, hatte einen Frack, trug glänzende Porzellanhosen und an meine Hände schmiegten sich die feinsten Hirschlederhandschuhe, meinen lockigen Kopf bedeckte ein weicher, schöner, grauer Zylinderhut, und mein Onkel war kaiserlicher und königlicher Schatzmeister in Wien.“ Meistens aber hielt er sich in der Nähe des Schindangers auf, auf der freien, duftigen Wiese unterhalb der ausgestorbenen, stillgelegten Dampfmühle. Oft murmelte er: „So vergeht die Herrlichkeit der Welt! Nach der Windmühle steht nun auch die Dampfmühle still. Alles vergeht, nur der Boden, von dem wir leben und die Sterne da über unseren Häupten, zu denen wir alle einkehren, sind ewig und sich immer gleich!“

Als der Herbst herankam, die Beschäler schon davonritten und die Welt sich kahl und graulich verfärbte, schloß er sich ganz in den Hengstenstall, wo im Sommer die Beschäler hausten, ein und rührte sich kaum mehr heraus, nur wenn er um einige karge Bissen betteln ging oder um einen wärmenden, brennenden Schluck Nacki ins Wirtshaus schlodderte. —

Dann fiel dichter, flockiger, weißer Schnee und bedeckte alles ringsum. Einige Tage lang sah man den alten Heinrich Gottler nicht. Da ging doch ein Nachbar hinüber und fand den armen Herrenschneider aus Wien auf den jauchigen Stallbohlen erfroren auf. Er lächelte in seinen struppigen Bart hinein. Wahrscheinlich erzählte er drüben von seinen Erdenerlebnissen.

Gedichte

Von Alfred Roth

Sonnenloser Spätherbst

Was Sonnenglanz und Wärme, Laub und Früchte,
Und Duft und Schmack! Ich seh', es war nur Schein
Es wirrten mich nur eigne Wunschgesichte,
Und jedes, auch das kleinste, ward zunichte,
Und nur das Nichts ist wesenhaft allein.

Blattlos zwar stehn noch Bäume, und sie fronen
Vielleicht noch manches Jahr, und doch wird einst
Verwesung oder Feuer nur sie lohnen...
Ach Herz, mein Herz, schon welken deine Kronen!
Vergeh gefaßt! Es lohnt nicht, daß du weinst.

Der Dichter

Und meine Verse, Freundin, nennst du schön?!
Wie du dich täuschest! Glaub' mir, sie sind häßlich,
und um so mehr, je schöner sie dir scheinen.
Denn jeden Vers gebar das wilde Weh,
das mir im Herzen brennt, und jeder Vers
ist Qual, schlaflose Nacht, Verzweiflung,
ist Sünde wider heiliges Gebot,
das klaglos mich mein Leid ertragen heißt,
und jeder Vers ist Hader gegen Gott,
ist ein Aufbäumen, Niederreißen, Toben,
das nur die Maske glatter Schönheit nimmt,
ist feige Flucht vor Buße, frevles Spiel,
ist leerer Wahn von eigner Kräftigung,
ist Unruh, Unfried und Unseligkeit,
ist Tod und Teufel, ein Sichselbstverzehren
der Seele, die nach ewigem Frieden lechzt
wie glüh'ndes Ackerland nach wonn'gem Regen...
Oh weh, wie häßlich sind doch meine Verse!

Lesepult-Erinnerungen

Von Heinrich Zillich

Ich lernte neulich einen Dichter kennen, der, groß, kräftig und jung, mit seiner müden Stimme doch jener Verskünstlern glich, wie sie von lavendelduftenden alten Jungfern einst sehnsüchtig geliebt wurden; ein Träumer und Leutescheuer, ein mildes Gemüt, einer von der überirdischen Welt war er, Gott hab' ihn selig. Was er mir verkündete, denn er redete nicht, er verkündete, glitt salbensüß und selbstüberzeugt hervor; er litt unter der Gegenwart, wußte alles besser, schätzte das Edle, doch sollte es mit Erdenstaub nicht behaftet sein; er hätte das Zeitalter aus den Angeln gehoben, wäre dies Geschäft weniger schweißtreibend gewesen; das Haupt trug er schief, obschon stolz, die Schultern hingen verzichtend und ein erhabener Kummer faltete sein Antlitz. Als er hörte, daß ich aus meinen Arbeiten gern in Vortragssälen lese, rümpfte er die Nase. Man tut so etwas nicht, dachte er, verlor aber kein Wort darüber, und ich wette, er täte es auch; bloß müßten ihm dabei sanfte Schwärmer lauschen, um mitunter vernehmbare Seufzer als seelische Ausrufungszeichen hinter seine Jamben zu setzen.

Nun soll es jeder, der dichtet, halten wie er will. Ich lese gern vor. Lieber natürlich vor offenen, bereiten Herzen als in einem Saal, den tausend Menschen füllen, die etwas anderes erwartet haben denn Verse oder eine Erzählung. Einmal erlebte ich in einer berühmten Stadt, wie sehr man Leute ärgert, wenn man ihnen Dichtungen vorsetzt, während sie eigentlich tanzen wollten. Damals schwamm die Stadt in der Unterhaltungsflut einer Festwoche. Ich hatte schon bei der Ankunft am Bahnhof ein Plakat erblickt, auf dem meine Lesung breit und farbig angekündigt wurde, und ein hiefür Verantwortlicher erklärte mir, es würden viele Hunderte kommen. Sie kamen auch, sie strömten in einen Riesensaal, saßen dicht aneinander und benahmen sich recht erwartungslaut. An den Wänden hingen zahllose Fahnen, vor der Bühne stand in gewaltigen Kübeln eine Barrikade grüner Bäumchen und roch feierlich. Allerdings hörte man durch jede Türe fröhliche Musik, Bierglasklirren und jubelnde Rufe, denn das Gebäude hatte noch etliche Säle, in denen zu gleicher Zeit etwas Vergnügliches geschah, wobei anscheinend niemand die Eintrittskarten überprüfte. Wie ich nun ans Pult trat und die summende Menschenmenge sich mit dem wohlvertrauten Scharren und Stühleknarren zur Ruhe entschloß, vernahm man das lustige Geräusch von draußen noch stärker und lockender. Ich bin kein Dichter lavendelduftender Jungfern, es kam mir nicht in den Sinn, die Nase zu rümpfen und entrüstet davonzuwandeln. Ich las, wenn auch nicht sehr begeistert, eher etwas wurstig, ich las eine Novelle, die sonst die Hörer sofort gepackt hatte, doch hier gähnte mir nach der ersten Zeile restlose Verblüffung entgegen. Die Stimmung eines Saales ist ja meist abhängig von den wenigen energischen Menschen, die stark miterleben oder, was ich hier erfuhr, nicht miterleben. Gewiß wußten viele der Anwesenden, daß sie in einer Dichterlesung saßen, sie glichen einem Acker, den ich pflügen sollte, sie waren aufnahmewillig, aber noch kühl. Doch die anderen, die sich her verirrt hatten, runzelten die Stirne, blickten mich böse an, schüttelten den Kopf und maßen mit Besorgnis die Entfernung von ihrem Stuhl bis zum

Ausgang; sie spitzten die Ohren nach dem Tuten und Blasen draußen, dann erhob sich einer, worauf natürlich ein Dutzend emporschoß, gingen fort und ließen die Türen quietschen. Ich machte mißbilligend eine Pause, was keineswegs abschreckend wirkte; vielmehr meinten etliche, nun erstrecht verschwinden zu sollen, und eilten von hinnen je nach Temperament auf Zehenspitzen oder wie Menschen, die sich ihres Wertes bewußt sind. Noch blieben Hunderte im Saal, die, wie ich mir schmeichelte, meinetwegen gekommen waren, und ich begann auch wieder eifrig zu lesen, doch nach wenigen Sätzen öffneten sich die Türen, jetzt von außen, und es kamen Leute laut sprechend herein, stutzten, als sie mich hörten und versuchten zu fliehen. Dabei prallten sie auf die Nachdrängenden, und so ergab sich an den Ausgängen ein rauhes Geschubse, aus dem sich die Stimme eines Enttäuschten in den Worten: „Zum Teufel, ein Dichter!" Luft machte. Der Zug ins Freie schwoll an, bis ein willensstarker Mann die Türen versperrte. Ach, wie dankbar erzeigten sich mir jetzt die Zurückgebliebenen! Wenn es draußen jubelte, sahen sie mich voll Liebe an; wenn jemand an den Klinken polterte, zischten sie und zum Schluß klatschten sie wie besessen. Ich fühlte mich nachher etwas erschöpft. In der Stadt gibt es eine gute Weinstube, dort hätte ich mich bald erholt, wären nicht zehn Dutzend meiner Gönner auch dort aufgetaucht, um sich bei mir wegen der Störung der Lesung zu entschuldigen. Weder der Direktor des Stadtgymnasiums, noch der Deutschlehrer oder andere Dichtungsfachleute, die sonst nach Vorträgen für Gesellschaft sorgen, waren unter denen, die sich für ihre Mitbürger schämten, nein, es waren einfache und wohlwollende Laien, aber sie schämten sich in Massen, und das strengte mich sehr an.

Ein andermal saß ich vor einer Lesung absprungbereit in der ersten Reihe und genoß die „musikalische Umrahmung", die erfreut, wenn sie von einem Quartett besorgt wird, und als Blasorchestergetöse erbittert. Hier nun war alles in Ordnung, die letzten Geigentöne verklangen, schon lüftete ich mich vom Stuhl, um das Podium zu ersteigen, als ein eleganter Herr, ein gelbes Handschuhpaar in der Rechten lässig schwenkend, an mir vorbei hinter das Pult eilte und das Haupt gnädig vor den Zuhörern neigte, die ihn, wie ich bemerkte, wohl kannten, aber nicht schätzten. Er warf die Handschuhe mit spitzen Fingern auf die Platte und rief, indem er auf mich zeigte: „Meine Damen und Herren, wir freuen uns von Herzen, den Altmeister der deutschen Karikatur Heinrich Zille in unserem Städtchen begrüßen zu dürfen!" Während die Lippen der Anwesenden Reihe um Reihe staunend auseinanderklappten und ich in rasender Erheiterung den Wunsch verspürte, man möge diesen zierlichen Herrn ja nicht unterbrechen, fuhr er mit schäkerndem Munde fort: „Der alte Herr sieht strahlend jung aus!" Ach, da brach ein Unwetter los. Man knurrte und brummte und manche erhoben sich drohend. Erschrocken tauchte der Ungerufene sein Haupt in den Programmzettel, der vor ihm auf dem Pult lag, las einen ihm fremden Namen und rannte, die Handschuhe ergreifend, mit den verlegen hervorgestoßenen Worten: „Sehr erfreut — sehr erfreut!" aus dem Saal.

Damals hätte Heinrich Zille, wäre er nicht schon seit zehn Jahren tot gewesen, das achtzigste Lebensjahr erreicht, und ich ging ins achtunddreißigste. Man sagte mir, der elegante Herr mache sich überall wichtig, gewiß, so sah er auch aus, doch ich hätte etwas drum gegeben, wäre er nicht unterbrochen worden!

Ein anderes Mißverständnis bereitete mir geringeres Vergnügen. In einer kleinen

Universitätsstadt war ich als „sudetendeutscher Dichter" angekündigt worden. Ich wies den Veranstalter, einen Professor, darauf hin, daß ein Unterschied zwischen den Deutschen Siebenbürgens, dem ich entstamme, und denen des Sudetenlandes bestehe, wohl ein ebenso großer wie zwischen Thüringern und Tirolern. Ach, wissen Sie, antwortete er, im Osten ist's doch stets ein und dasselbe. Ich bestritt es und bemerkte, zwischen Siebenbürgen und dem Sudetengau lägen immerhin fast tausend Kilometer. Donnerwetter, rief er entsetzt aus, tausend Kilometer, ja dann allerdings, tausend Kilometer, mein Gott! Und der bloß durch Zahlen zu Erschütternde war Feuer und Flamme, das Plakat richtigzustellen. Es erwies sich als unnötig. Inzwischen hatten es Studenten, besser unterrichtet über das Volksdeutschtum, mit Tinte und Bleistift schon besorgt.

Nach Lesungen kommen mitunter merkwürdige Leute zum Dichter und wollen dies und das wissen. So fragte mich ein Heimatgenosse, der im Reich als Schlosser lebte, herablassend, vierschrötig und zugleich ehrlich bekümmert: „Na, sehr schön, Herr Landsmann, das haben Sie gut gemacht. Sie werden auch alles erlebt haben, ich glaube es Ihnen, na also, sehr gut. Aber können Sie davon etwas zurücklegen? Zahlt sich das Geschäft aus? Sie müssen bei der Reiserei einen Haufen Kosten haben. Bringt die Geschichte etwas ein?" Er rieb beziehungsreich Daumen und Zeigefinger aneinander. Ich nickte. „Na, dann geht die Sache in Ordnung!" meinte er erleichtert, drückte mir die Hand, und niemals sah ich ihn wieder.

Als ich zum erstenmal aus meinen Arbeiten vorlas — es war in Siebenbürgen — mußte ich in den verdunkelten Saal blicken, aus dem mich maskenhafte, von meiner Tischlampe kreidig beglänzte Gesichter unbeweglich und schemengleich anstarrten. Seither lasse ich den Saal hell. Ich will die Menschen sehen. Immer ergibt sich dann, während ich spreche, eine geheimnisvolle Beziehung zu einem oder mehreren der Zuhörer, die mir auffallen, meist zu Mädchen, deren Züge sich verklären können oder schön sind und wie ein Spiegel. Es kann da zu unvergeßlichen Begegnungen der Augen kommen, zu einem schweigenden Einverständnis, das in der Welt des Gelesenen verbleibend dennoch klare Wirklichkeit ist, die erlischt, wenn ich den Saal verlasse, aber weiterlebt in der verstärkten Liebe für die dauernde Wahrheit der Dichtung. Es geschieht, daß der Lesende bei solcher Anrührung alle anderen Menschen im Raum vergißt und nur für das eine beseelte Antlitz liest, das vom Lauschen still erfüllt immer etwas zu spät den Eindruck verrät, den ein Satz hinterließ, und bereit, sich dem nächsten zu erschließen, wie in einem keuschen Rausch leuchtet. In solchen Begegnungen erweist sich der Sinn der Leseabende, die vielen Menschen den Zugang öffnen sollen in den Bereich der Dichtung, ohne den ein Volk nichts wüßte von den Ahnen und von der Zukunft, wenig von der Gewalt Gottes und den Abgründen der Dämonen, von der Freude und Last der Selbstbesinnung, vom Glück der Bescheidung und vom Ruhm.

Allein, nicht jede Dichtung eignet sich zum Vorlesen. Wer zehn Seiten herrlichster Naturschilderungen vorträgt, darf sich nicht wundern, wenn die Zuhörer unruhig nach der Uhr blicken. Und der Dichter, der unfähig, sich unmittelbar an die Menschen zu wenden, an den Buchstaben seines Werkes klebt, den Kopf darüber hinführt, als wäre ihm die Nase an die Zeilen gebunden, dessen unverständliche Stimme selbst ihm kaum vernehmlich ist, erntet keinen Lorbeer und erfährt nichts von der Beglückung gegensei-

tigen Schenkens. Ein Saal voll Menschen muß in seiner Aufnahmefähigkeit begriffen werden, die bei der Auswahl der Lesestücke zu mißachten, von unfruchtbarer Selbstversponnenheit oder Überhebung des Dichters zeugt. Freilich auch die Zuhörer müssen willens und fähig sein, den Anruf zu vernehmen, und sie sind es nicht, wenn sie ohne Lust, bloß einer vermeintlichen Verpflichtung gehorchend vor dem Lesetisch sitzen. Der Kreis der Verständnisvollen ist weitaus größer, als man früher vielleicht annahm. Seitdem durch manche Stellen der Dichter als Vorleser seines Werkes mitten ins Volk geführt wird, wächst die Zahl der echten Zuhörer unaufhaltsam, wie auch, ohne Schulung und Vortragskünstelei, die Dichter heute infolge der lebendigen Wechselwirkung besser und natürlicher vorzulesen wissen als noch vor wenigen Jahren.

Wie schön ist es, in Städten zu lesen, wo seit langem Freunde der Dichtung eine Gemeinde herangezogen haben! Wie gräßlich aber sind die Wirkungen solcher Vermittler, wenn diese der Sachlichkeit entraten, die in jeder Kunst erst das wahre Erlebnis ermöglicht, und statt dessen in Empfindsamkeiten schwelgen, deren flimmernde Lüge wie eine Krankheit um sich greift und einfache Gemüter völlig überzuckern kann. Solche Literaturkreise soll man heftig enttäuschen, indem man ihnen die derbsten Späße vorliest, die man je geschrieben, indem man nachher schleunigst davoneilt, ohne mit ihnen Wein zu trinken, von dem sie ja auch nichts verstehen, denn tut man dieses nicht, wird man, wie ich einmal, von einem späten Mädchen gefragt werden: „Herr Doktor, dürfte ich mich aus literaturgeschichtlichem Interesse darnach erkundigen, in welchem Alter Sie zum erstenmal ein Mädchen geküßt haben? Ach, bitte, bitte, sagen Sie es!" Wer weiß, ob man darauf die folgende Antwort findet: „O gern sage ich es Ihnen. Das Mädchen, ein blühendes, vollschlankes Geschöpf — es ist mir unvergeßlich — kitzelte mich am Bauch, tätschelte meinen nackten Poder, es drückte mich selig an sich, und da, ja da küßte auch ich es knallend. Ich war genau ein Jahr und fünfunddreißig Tage alt."

Lieber als Sachverständlinge, die bedeutsam auf mich zutreten und rufen: „Dieser steile Handlungsaufbau, die unerhörte Knappheit der Mittel und der harte Schluß — es ist das bedeutendste, was Sie geschrieben haben!" sind mir die Leute, die bei einer lustigen Stelle vor Lachen zu bersten scheinen.

Da las ich einmal in einer Schule vor Mädchen des Alters, in dem sie mit der Welt nicht anders fertig werden können als durch eine pausenlose Aufeinanderfolge von Lachen, Weinen und Kichern. Bei einer heiteren Erzählung klatschten mir die Backfische mitten ins Stück hinein wie in einer Operette. Besonders eine hübsche Blonde konnte sich darin nicht genug tun, schlug sich die Handflächen rot, patschte aufs Knie und schließlich, als sich der Rock verschob, unschuldig und kräftig auch auf den Oberschenkel. Nachher zückte eine ihrer Freundinnen die Kamera, um mich mit der ganzen Schar aufzunehmen. Wir begaben uns auf den Schulhof, und da saß ich nun zwischen den zwitschernden Kinderköpfen wie ein Klassenlehrer, bloß nicht so würdig, eher etwas verlegen, denn es waren verwirrende süße Mädchen darunter, doch plötzlich griff, ehe noch die Szene gestellt war, eine ältliche Lehrerin die lustige Blonde aus dem Schwarm und führte sie ab. Ich ließ es ahnungslos geschehen und begriff erst später, daß das Mädchen, weil es sich nach Meinung der säuerlichen Erziehungsberechtigten „skandalös benommen" habe, nicht auf das Bild hatte kommen dürfen.

In einer mitteldeutschen Stadt saß in der zweiten Reihe des Saales eine Frau, die, kaum hatte ich zu lesen begonnen, durch ihre Hünenhaftigkeit meine Aufmerksamkeit, ja meine Furcht erregte. Sie trug zwar einen Kapotthut, war aber sehr groß, sehr breit und das martialische Gesicht schmückte ein dunkler Schnurrbart. Sichtlich mißtrauisch maß sie mich unbeweglich mit zusammengeschobenen Brauen wie etwa ein grimmiger Onkel den Neffen betrachtet, der in einer verdächtigen Branche tätig ist. Ich las eine historische Novelle, in der ein unglücklicher russischer Offizier, dem Frau und Sohn geraubt worden waren, den Knaben seiner Quartiergeber entführt, weil ihn dieser an das verlorene Kind erinnert. „Was, ein Offizier und Kinderraub!" hörte man da mit vollem Baß die mächtige Frau in der zweiten Reihe rufen. Ich las schnell weiter: die Mutter heftet sich an die Sohlen des Offiziers und jagt ihm den Buben ab. „Gott sei Dank!" ließ sich nun die tiefe Stimme der Frau vernehmen. Die anderen Zuhörer fingen zu klatschen an, wohl mehr ihret-, als meinetwegen. Es folgte eine Lausbubengeschichte. Alles lachte, bloß die Kapotthutträgerin nicht. Sie blickte mich streng an, als fragte sie, ob ich wirklich Wohlgefallen fände an den Streichen der Bengel, und wie es selbst ihr um den Schnurrbart verräterisch zu zucken begann, rettete sie ihre Würde mit dem lauten Zwischenruf: „Schon gut, aber Jungs muß man hauen!" Und saß unerschüttert in der zweiten Reihe des vor Vergnügen brüllenden Saales. Wie staunte ich, als sie am Schluß zwischen den Autogrammsammlern stand und sich meine Unterschrift erbat.

Solche Hörer liebe ich, denn sie gehen innerlich mit, und mehr will kein Dichter. Da stellte sich einmal im Nordosten Deutschlands ein Pimpf vor mich hin, der mit seinen Kameraden die gleiche Lausbubengeschichte vernommen hatte, und meldete soldatisch: „Ich danke Ihnen! Nun wissen wir, was wir zu tun haben!" Eine Dichtung soll ihre Nutzanwendung nicht wie eine Polizeivorschrift hinter sich herziehen, aber in diesem Fall gelte die Ausnahme. Und wenn sich darum in der nordöstlichen Stadt etliche wohlachtbare Bürger ärgern mußten, ich nehme die Verantwortung auf mich.

Es mag manchen erscheinen, als ob ich mich bloß der komischen Vorfälle bei meinen Lesungen entsänne. Die ernsten Stunden des inneren Zusammenwachsens mit der Hörerschaft, jene geheime Verbundenheit der Herzen, denen der Zweck solcher Abende geweiht ist, der sich nicht immer, aber meistens erfüllt, lassen sich schwerer aussagen, denn das Wunderbare einer Erschütterung, die aus dem Dienst am Wort quillt, kann höchstens wieder durch eine Dichtung voll übermittelt werden.

Es war schön, wenn ich im Fackelschein auf nächtlicher Wiese inmitten eines Lagers der Jugend las. Mehr ist darüber nicht zu sagen, es war schön. Schön auch, in einer Hütte des bayrischen Waldes, umgeben von auslanddeutschen Mädchen und Männern, zu sitzen, das Buch auf dem klobigen Tisch, während das Holz im Ofen knackend die Stille bewegte und das eigene Wort in der behüteten Stube seltsam dicht wurde. Es war schön, im Baltenland zu lesen, wo jede Silbe ein fast klirrendes Echo fand. Ich spürte den Widerhall, ehe er sich selbst verkündete, und war glücklich. Und schön war es, im Österreich der Schuschniggherrschaft den unsagbar nach dem deutschen Wort dürstenden Brüdern vorzulesen, dieweil im Hintergrund ein armer Polizeispitzel seine gehetzten Augen hin- und herflitzen ließ. Wie oft war die Stille eines Saales die herrlichste Belohnung oder das rechte Wort eines Unbekannten, auf das ich nichts zu erwidern wußte.

Wie oft saß ich nachher mit einigen Frauen und Männern um einen Tisch, und es war schön, weil echte Menschen mir Bescheid taten; und trug mich der Zug am nächsten Morgen weiter, so begleitete der Nachklang unserer Gespräche noch lange die Fahrt. Wie viele kluge Buchhändler und uneigennützige Freunde der Dichtung leben in deutschen Ländern, heimatverwurzelte sorgsame Hüter ihres Amtes, freiwillige und berufene Diener der Kunst! Wir Vorlesenden lernen sie kennen, vergessen sie bald, der eine oder andere aber wird uns zum Sinnbild einer Stadt, einer Landschaft, eines Stammes, denn sie waren uns stellvertretend deren geistiger Ausdruck wie die Türme über den Dächern eines Ortes.

Vorlesend lernte ich Deutschland auf manchen Reisen kennen; seine äußere Gestalt erblickten meine Augen, seine innere, soweit dies bei raschen Fahrten möglich ist, enthüllten jene Menschen, die mir nach den Veranstaltungen zur fruchtbaren Begegnung wurden.

Vor Studenten lese ich besonders gern; sie sind das beste Publikum eines Dichters, jung, aufnahmebereit und jedes Wort, jede Wendung sofort begreifend. Aber wer vor allen Ständen las, in Dörfern, in kleinen und großen Städten, im Zeltlager und auf freiem Anger, findet schließlich, so sorgsam er sich jeder Besonderheit seiner Zuhörer anpassen wird, überall den deutschen Menschen in dessen Mannigfaltigkeit und Gleichblütigkeit. Auf dem Klosterhof Hans Grimms in Lippoldsberg saßen in der Sommerhitze Tausende, die von weither gekommen waren, stundenlang und lauschten ohne Ermüdung dem Vers und der Prosa von Dichtern. Zweihundert Soldaten eines Bataillons fuhren am Abend nach dem Dienst aus freiem Entschluß fünfzig Kilometer weit heran, um die Dichter zu hören. Wo in aller Welt ereignet sich solches noch! Welches Volk nimmt die Dichtung so ans Herz?

Meine schönste Lesung beglückte mich in einem deutschen Dorf im Banat, woher mein Großvater vor einem Jahrhundert ins Siebenbürgische ausgewandert ist. Ich war der erste seiner Nachkommen, den die große Gemeinde zurückrief, wenn auch bloß für einen Tag, um ihr vorzulesen. Ich hatte sie vorher nie betreten. Als ich dort eintraf und den Zug verließ, standen sie da, meine Sippengenossen, von denen ich keinen kannte, von denen mich keiner noch gesehen hatte, standen da und grüßten mich. Dann ging ich mit ihnen ins Dorf, sie zeigten mir die Äcker, über die meine Vorväter einst den Pflug geführt hatten, zeigten mir das Uransiedlerhaus aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, als der Kaiser diese Schwaben und einen Zillich darunter in die Wüste gerufen, zeigten mir das fruchtende Land, das sie geschaffen, und ich las dann vor vielen, in denen mein Blut kreist, deren Blut in mir fließt und die mich anblickten mit verwandten Augen. Man schenkte mir einen Lorbeerkranz, den einzigen, den ich je erhalten, eine Ehrenjungfrau überreichte ihn mir; doch ungleich wertvoller waren die zwei schmalen Schulhefte, die ich überdies empfing. Sie enthielten meinen Stammbaum. Man sang mir zur Ehre das Lied: „Nach der Heimat möcht' ich wieder...", obgleich meine wahre Heimat hier nicht lag, aber die Herkunft der Väter hatte ich betreten dürfen.

Nach der Abreise befiel mich die Trauer, daß ich für ein solches Geschenk nichts hatte geben können als einige Gedichte und Geschichten. Ist es auch meist so, daß der Dichter seine Zuhörer reicher belohnt und werden deswegen Lesungen veranstaltet, hier wurde mir für etliche Worte ein Jahrhundert meiner Ahnen aufgeschlossen. Eine fast verzweifelte

Sehnsucht durchdrang meine Dankbarkeit: es möge das Werk, dem ich diene, obschon keine Garbe ohne taube Körner sein kann, so wachsen aus guter, wohlbestellter Erde, wie das Brot rein und ahnenweckend auf den Feldern meiner wiedergefundenen Väter im Banat an der einstigen Grenze des Abendlandes.

Das Aufgebot

Von Hans Wolfram Hockl

Dich rufe ich, der du mein Wort verstehst!
Nicht jeder darf die Waffen tragen.
Du sollst nicht warten, du mußt wagen
dich hinzustellen, wo der Sturmwind bläst.

Gar viele jammern ob des Volkes Not
und lungern feig in finstern Ecken.
Daß diese Memmen doch verrecken!
In unserm Land, da geht ein Aufgebot:

Wer stark ist, tret zum Stärkern hin! Und still
gesell der Gute sich zum Besten!
Dann ballt die Fäuste! Und mit festen
Gesichtern geht die Schar, wie einer will.

Ihm folge jeder, der dies Wort vernahm
und gläubig ist und sonder Tadel.
So wird gekürt der neue Adel,
der unser Volk befreit aus Not und Scham.

Rundschau

Fritz Schnell †

Nach langer Krankheit starb im Oktober in jungen Jahren Dr. Fritz Schnell, fern seiner Kronstädter Heimat, in Berlin, das er nicht zum erstenmal in der Hoffnung aufgesucht hatte, dort Heilung zu finden. Unsere Zeitschrift verliert in ihm einen Mitarbeiter, dessen Beiträge vorwiegend der schönen Leidenschaft entstammten, mit der er der Reinheit der deutschen Sprache diente. In knappen, oft heiteren Stellungnahmen trachtete er, das Sprachgefühl unserer Volksgenossen zu veredeln, wobei er zahlreiche Beispiele aus dem Alltag aufgriff und so unmittelbar ins Leben wirkte. Wir verlieren in ihm auch den Verfasser kraftvoller Aufsätze zur Verteidigung deutscher Rechte, Aufsätze, in denen sich der volksverbundene Geist des Verstorbenen besonders mutig ausdrückte, der in seltener Aufgeschlossenheit an allen wichtigen Erscheinungen des heimischen Daseins Anteil nahm. Ein guter Deutscher, der jede Arbeit für die Gemeinschaft gern und uneigennützig leistete, ein innerlich junger, dem Frohsinn geöffneter, kluger und feinfühliger Mensch, ein verständnisvoller Freund, ein tüchtiger Rechtsanwalt ist dahingegangen, leider zu früh, um die Früchte zu ernten, die seinen Gaben zugewachsen wären, hätte ihm zu deren Entfaltung die Vorsehung Zeit gegönnt. Wer ihn sah, als ihm die Krankheit zum Gefangenen machte und Jahr um Jahr neuen schweren Verzicht von ihm forderte, der mußte die Größe bewundern, mit der sich Fritz Schnell ins Schicksal fügte, von seiner Frau mit beispielloser liebender Kameradschaft betreut. Nun ist er, durch sein Leiden menschlich vollendet, ins Ewige entrückt; uns aber, denen er noch manches hätte geben können, wenn ihm die Lose anders bestimmt gewesen wären, soll er unvergessen bleiben.

Heinrich Zillich

Kurze Erwiderung

Herr Leca Morariu, Professor an der Philosophisch-Literarischen Fakultät der Universität Czernowitz, findet es für richtig, in seiner Zeitschrift „Fät-Frumos" (Juli-August[1] 1939, S. 111 f.) an meiner „Literaturgeschichte des Deutschtums im Ausland" (Bibliographisches Institut, Leipzig 1939) herumzunörgeln. Er ist böse, daß ich seinen Bruder, den Germanisten der Czernowitzer Universität, Prof. Dr. Victor Morariu, darin nicht mit Namen nenne. Das ist, finde ich, der beste Dienst, den ich ihm leisten konnte. Eine sachliche Nötigung, ihn zu nennen, lag jedenfalls nicht vor.

Herr Leca Morariu will das nicht wahrhaben. Und da er sein Mütchen irgendwie kühlen muß, ist er in seiner verletzten Eitelkeit leichtsinnig genug, die Frage der Besetzung der Czernowitzer deutschen Lehrkanzel vom Jahre 1929 neu anzuschneiden. Von drei Bewerbern darum (D. Dr. Oskar Netoliczka, Dr. Victor Morariu, Dr. Karl Kurt Klein) wurde damals Dr. Morariu zum Ordinarius vorgeschlagen und ernannt. Aber keineswegs, weil er, wie sein Bruder meint, der tüchtigste gewesen wäre. Ganz im Gegenteil. Bei jenem denkwürdigen „Konkurs", für den in Czernowitz und anderswo noch genügend Zeugen vorhanden sind, erwies sich Herr Morariu bei weitem als der schwächste

[1] Das Heft dürfte mit erheblicher Verspätung ausgegeben worden sein. Mir kam es — gleich von zwei Seiten, bezeichnenderweise aber nicht von Herrn Morariu selbst — am 13. und 15. November zu.

der Bewerber. Daß trotzdem er ernannt wurde und nicht Netoliczka oder ich, steht auf einem anderen Blatt. Es wäre für Herrn Victor Morariu besser, wenn sein Bruder diese Sache auf sich beruhen ließe und nicht mit Verleumdungen und billigen Witzchen an Probleme rührte, unter deren unzulänglicher Lösung das rumänische Universitäts- und Staatsleben zwei Jahrzehnte lang gelitten hat.

Wenn Herr Leca Morariu meint, das Gedächtnis „gewisser Germanisten" sei „lahm" und er müsse ihm auf den Weg helfen, so irrt er gründlichst. Jener „klassische Konkurs" ist unvergessen. Es bedarf bloß noch eines Wortes seinerseits, und ich will ihm mit Tatsachen aufwarten, daß ihm die Augen übergehen werden.

Jassy, 15. November 1939. Karl Kurt Klein

Zur rumänischen Dichtung

Unter den Vorträgen, die von geistigen Persönlichkeiten Rumäniens während der letzten Jahre auf Einladung Prof. Ernst Gamillschegs im Romanischen Seminar der Berliner Universität gehalten wurden, werden eben — neben einem geschichtlichen von Gheorghe Brătianu, der im Besprechungsteil dieses Heftes gewürdigt wird — zwei Arbeiten veröffentlicht,[1] die sich mit der rumänischen Dichtung und Dichtersprache befassen und bei deren wertvollen Feststellungen wir, seit Jahren bemüht, die Kulturwerte des Rumänentums deutschen Lesern zu erschließen, ein wenig verweilen wollen.

Der Literarhistoriker Prof. D. Caracostea beschäftigt sich in seinem Vortrag über die Ausdruckswerte der rumänischen Sprache mit der Sprache als „Kunstinstrument mit ganz bestimmten Ausdruckswirkungen". Er untersucht die Ausdrucksmittel, die „Ästheme" seiner Muttersprache auf phonetischem, morphologischem, syntaktischem und lexikologischem Gebiet, auf Grund philologischer, insbesondere auch experimentalphonetischer Forschungen. Was Caracostea hier etwa über den ästhetischen Wert der eigenartig rumänischen Phoneme (der starke Intensitätsakzent, die Menge der Doppellaute, die ă- und â-Laute und die kurzen u und i), der dichterischen Auswertungsmöglichkeiten der eigentümlich rumänischen Morpheme und schließlich des Wortschatzes an Hand von Beispielen aus Eminescu und der Volksdichtung, auszusagen hat, ist nicht nur für uns, denen der Klang der rumänischen Sprache vertraut ist, überaus aufschlußreich und einleuchtend, sondern auch methodisch ein wesentlicher rumänischer Beitrag zum heute vieldiskutierten literatur- und sprachwissenschaftlichen Problem der Dichtersprache.

Als besonders auch in seiner schönen sprachlichen Formung überaus glücklicher Versuch, deutschen Hörern das Wesen der rumänischen Dichtung zu deuten, erscheint uns Jon Pillats, des Dichters und Meisters des literarischen Essays, Vortrag über „Rassengeist und völkische Tradition in der neuen rumänischen Dichtung", so daß wir seine hauptsächlichsten Gedankengänge wiedergeben wollen:

Das Schrifttum der Rumänen, diese „sichere Beschwörungsformel ihres Wesens", muß aus der Insularität des rumänischen Menschen im slawischen Völkermeer — die geographisch in der Inselhaftigkeit des Landes innerhalb des fließenden Kreises von

[1] Vom Leben und Wirken der Romanen. Herausgegeben von Ernst Gamillscheg. II. Rumänische Reise, Heft 13—15. Jena und Leipzig. Verlag von Wilhelm Gronau. W. Agricola 1939.

Dnjestr, Theiß, Donau und Schwarzem Meer versinnbildlicht ist — begriffen werden. Der Rumäne ist karpatisch, aber auch mittelmeerisch, „dank dem südlichen Himmel seines Landes und dank unvordenklichen, vor der römischen Eroberung zurückliegenden illyrischen und hellenischen Einflüssen", und zugleich, gegenüber den zahlreichen Erben westlicher Latinität, „der einzige Nachfolger, Bewahrer und Fortsetzer oströmischen Bluts-, Geistes- und Kulturgutes", ohne dessen Beitrag „die romanische Weltstimmung der Vervollständigung durch den Osten ermangeln müßte".

Ausschlaggebend für die Eigenart seiner Dichtung ist die Zugehörigkeit des Rumänentums zur byzantinisch-orthodoxen Kirche, der, ohne straffeinheitliche, kämpfende Glaubensorganisation, die Bekehrungsdynamik und die Unduldsamkeit gegen heidnische Überreste des Volksglaubens fehlten. „In seiner weltgültigen Gestalt beträchtlich mitbestimmt durch dieses schleichende Heidentum, wurde der rumänische Orthodoxismus, der jederzeit der verwirrenden Abgründigkeit der russischen Mystik gerade so entriet wie ihres unfruchtbaren Antipoden, des allzu formelhaften griechischen Dogmatismus, weshalb er auch naturnahe und wirklichkeitstreu und der rustikalen Realität unseres Dorfes verständnisvoll geneigt bleiben konnte, — wurde der rumänische Orthodoxismus die Wiege unserer Dichtung, die jahrhundertelang anonym und durch mündliche Überlieferung lebte und zunahm."

Dazu kommt als weitere ausschlaggebende Tatsache die Verwurzelung im Hirten- und Bauerntum. Denn „tatsächlich war das Dorf bis nahezu gestern die einzige ethnische Realität und der wichtigste Mittelpunkt höherer eigenrumänischer Kulturbestrebungen". So erklärt sich „das Jahrhunderte währende Primat der Volksdichtung", das bei keinem anderen europäischen Volk so ausschließlich und lange anhielt. „Sinn und Charakter, Gesetz und Geheimnis der rumänischen Dichtung können nur begriffen werden auf Grund der Feststellung, daß die anonyme völkische Tradition bislang die einzige Tradition der rumänischen Dichtung war; daß in unserem lyrischen Schrifttum allein das Volkslied die Stelle und Bedeutung innehat, die in den westlichen Literaturen nur den großen klassischen Geistesgruppen zukommen."

Die Volksdichtung zwang der Kunstdichtung ihre Sprache auf; ihr Bann konnte von niemand — weder von den siebenbürgischen „Latinisten", noch vom italienisierenden Eliade Rădulescu, noch „von heutigen Sprachkonstrukteuren, die eine neue, auf internationalem Plan gültige Poetensprache schaffen möchten", — gebrochen werden. So ist die Entwicklung der rumänischen Kunstlyrik eigentlich „nur die bewußte, erweiternde und vertiefende Wiederaufnahme der dichterischen Ideenwelt des Volksliedes". Dieses hat der Kunstlyrik das immer wiederkehrende Hirtenmotiv als ästhetisches Schaffenssymbol vererbt und thematisch die unermüdliche Darstellung der großen Idylle: Mensch und Natur, so daß die rumänische Dichtung, in eine Formel gefaßt, „das Preislied der Einordnung des Menschen in die Natur" genannt werden kann. „Das Blut der Volksdichtung durchzieht mächtig pulsend unseren ganzen neueren Dichtungskörper und belebt noch seine unscheinbarsten Zellengehäuse... Allem voran stehen natürlich die traditionellen nationalen Lebens- und Geistesformen des Hirtentums, des Bauerntums und der orthodoxen Christlichkeit, mit dem schon erwähnten Einschlag mittelmeerischen Heidentums."

Harald Krasser

Karl Kurt Klein, Professor in Klausenburg

Dr. Karl Kurt Klein, der a. o. Professor der Jassyer Universität, ist zum ordentlichen Professor für Deutsche Sprache und Literatur an der Klausenburger Universität ernannt worden. Damit gelangt auf den verwaisten Lehrstuhl Gustav Kischs ein Mann der jüngeren, der Kriegsgeneration, der sich, mit Untersuchungen der siebenbürgisch-sächsischen Dichtung der letzten Jahrzehnte beginnend, als Leiter der Siebenbürgischen Vierteljahrsschrift und mit seinem grundlegenden Werk über Johannes Honter — um nur das wichtigste zu nennen — eine führende und maßgebende Stellung in unserer siebenbürgisch-deutschen Wissenschaft erworben und mit seiner kürzlich erschienenen Literaturgeschichte der Deutschen im Ausland für das gesamte Volksdeutschtum eine kaum zu überschätzende Arbeit geleistet hat. Klein, der auch dem frühesten Kreis um unsere Zeitschrift angehört, hat sich unter sicher nicht leichten Umständen auf seinem Lehrstuhl in Jassy und als Leiter der dortigen Universitätsbibliothek glänzend bewährt — wir begrüßen von Herzen seine Heimkehr in den siebenbürgischen Raum und wünschen ihm eine lange fruchtbare Wirksamkeit an der siebenbürgischen Hochschule in der Erwartung, daß es ihm gelingen wird, die großen und noch lange nicht genügend ausgeschöpften Möglichkeiten, die der Klausenburger germanistische Lehrstuhl für die wissenschaftliche und geistige Ausrichtung unseres Nachwuchses bietet, voll und ganz nutzbar zu machen.

Harald Krasser

Neue Bücher und Schriften

Einige Neuerscheinungen für den Weihnachtstisch

In der großen Menge neuer Bücher einen Wegweiser aufzurichten, ist ein fast verantwortungsloses Geschäft, denn wer hätte in wenigen Wochen auch nur die Werke lesen können, die nach Namen und vermutlichem Rang des Lesens wert sind. Wer es dennoch unternimmt, den Bücherfreunden Winke zu geben, darf es nur wegen im Vertrauen darauf, daß man es ihm zugutehält, wenn er manches wichtige übersieht und etliches Unwichtige beachtet. Er wird sich, abgesehen von den Fällen, in denen er schon dies oder jenes gelesen hat, leiten lassen müssen von seiner Kenntnis der Verfasser, die mit neuen Werken hervortreten, und auch vom guten Ruf, der bestimmten Büchern vorauseilt. Die bedeutsamsten Erscheinungen sollen später eine gesonderte Betrachtung erfahren.

Unter solchen Einschränkungen also seien zunächst Romane und Erzählungen aufgereiht, die wohl kaum einen Leser enttäuschen dürften. Da finden wir Friedrich Grieses neuestes Werk „Die Weißköpfe" und von Joachim von der Goltz „Die Marcellusflut", Willi Steinborns „Bastian", Franz Tumlers „Soldateneid", eine Erzählung von den seelischen Konflikten österreichischer Offiziere im Augenblick des Anschlusses der Ostmark ans Reich, und Kilian Kolls Roman „Die unsichtbare Fahne", in dem der Aufbau der Reichswehr in den ersten Nachkriegsjahren Gestalt gewinnt (all diese Werke im Albert Langen Georg Müller Verlag, München). Edwin Erich Dwinger setzt in seinem neuesten Berichtswerk „Auf halbem

Weg" die Geschichte des Mansfeldschen Freikorps fort, der letzten Reiter aus dem Baltenland, die nun im Kapp-Putsch ins innendeutsche Geschehen eingreifen und schließlich in der Reichswehr aufgehen; das Buch gibt ein reiches Gemälde aus jener Zeit, stellt nicht bloß die bekannten Soldatengestalten Dwingers nochmals erschütternd vor uns hin, sondern auch die wesentlichsten politischen Persönlichkeiten des Jahres 1920. Im gleichen Verlag wie Dwingers Buch (Eugen Diederichs Verlag, Jena) erschien Oberkoflers eben preisgekrönter Tiroler Bauernroman „Der Bannwald". Die entzückende „Powenzbande" von Ernst Penzold (S. Fischer Verlag, Berlin) erneuerte sich in einer Jubiläumsausgabe und sei allen, die lachen können, als eine der köstlichsten Kleinstadtsatiren angepriesen; ebenso preisen wir den „Steirischen Lobgesang", eine Sammlung von Erzählungen und Tagebuchblättern Max Mells (Inselverlag, Leipzig), weiter die kleine Erzählung von Bruno Brehm „Der dümmste Sibiriak" (Verlag von Ph. Reclam, Leipzig), und „Die Erinnerungen einer Überflüssigen" von Lena Christ, der noch viel zu wenig bekannten bedeutenden Dichterin (Adolf Luser Verlag, Wien). Jakob Schaffner beendete mit „Kampf und Reife" den letzten Band seiner autobiographischen Romanreihe. Recht gelobt wird der neue Roman von Ernst Jünger „Auf den Marmor-Klippen", von Ernst Tügel „Die Freundschaft" (beide in der Hanseatischen Verlagsanstalt, Hamburg), sowie „Anna Brand" von Wilhelm Schmidtbonn (Prophyläen-Verlag, Berlin), ferner „Der Meister von Regensburg" von Hans Watzlik (L. Staackmann, Leipzig), „Mars und Skorpion" von Wilhelm Kohlhaas (J. Engelhorns Nachf., Stuttgart) und „In Gottes eigenem Land" von Felix Riemkasten (Verlag Quelle & Meyer, Leipzig). Unseres Emil Wittings Karpatenbärenroman „Frate Niculae" liegt jetzt in einer schönen reichsdeutschen Ausgabe vor (Rütten und Loening).

Für die Jugend seien die herrlichen, auch Erwachsene erfreuenden Indianerromane von Fritz Steuben, unter welchem Decknamen sich Erhard Wittek verbirgt, genannt, zum Beispiel „Der Sohn des Manitu" und „Tecumsehs Tod" (in der Franckh'schen Verlagsbuchhandlung, Stuttgart).

Nur drei Gedichtbände zähle ich auf: Josef Weinhebers „Kammermusik", Georg Bittings „Rabe, Roß und Hahn" und „Wenn wir schreiten" von Hermann Claudius (alle bei Albert Langen Georg Müller, München), es erübrigt sich, ihre Bedeutung besonders zu betonen.

Zwei neue Theaterstücke veröffentlicht Gerhart Hauptmann und zwar das Schauspiel „Die Tochter der Kathedrale" und die Komödie „Ulrich von Lichtenstein". Überdies gab der Dichter unter dem Titel „Ährenlese" seine kleineren Versdichtungen heraus (alle bei S. Fischer, Berlin).

Unter den Aufsatzbänden, die uns gerade in dieser Zeit wertvoll sind, finden wir in zwei Büchern „Die Aufsätze und Reden" von Rudolf Alexander Schröder (bei S. Fischer, Berlin), dann die prachtvollen und aktuellen Aufsätze von Bruno Brehm in „Tag der Erfüllung" (Adolf Luser Verlag, Wien) und die schönen Essays von Paul Alverdes, gesammelt unter dem Titel „Dank und Dienst" (Albert Langen Georg Müller Verlag, München).

Unter den außerordentlich zahlreichen politischen Schriften eine Auswahl zu treffen, ist besonders schwer. Darum wollen wir die Bücher von aktuellster Bedeutung, die jeder Buchhändler leicht benennen kann, von vornherein unberücksichtigt lassen und nur ein Werk erwähnen, das allerdings nicht vergessen werden darf. Es ist eine mit vielen Bildern ausgestattete Geschichte des Deutschtums im ehemaligen Polen, die von Viktor Kauder mit verschiedenen anderen Mitarbeitern herausgegeben wurde: „Das Deutschtum in Polen" (526 Bildseiten, 5 Teile in einem Band, im Verlag S. Hirzel, Leipzig).

Eine herrliche Monographie der schönsten deutschen Stadt, Prags, verdient einen hervorgehobenen Platz in unserer Aufzählung. Seit der Beschreibung Roms durch Gregorovius haben wir keine Darstellung einer Stadt gelesen, die sich den gleichen Rang errungen hätte; diese nun verdient ein solches Lob: Oskar Schürer, „Prag", 3. veränderte Auflage, mit 160 Kupferstichen und 5 Lichtdrucktafeln (Georg D. W. Callwey Verlag, München).

Es bliebe noch übrig, auf verschiedene Romane zu verweisen, die aus fremden Sprachen ins Deutsche übersetzt wurden, doch wichtiger erscheint es mir, auf einige Werke Bezug zu nehmen, die früheren Zeiten entstammen, aber unvergänglich sind und in neuem Gewand vor uns treten. Ich meine hier die Ausgaben von Klassikern und bedeutenden lebenden Dichtern. So werden fortlaufend in auffallend hübscher und billiger Ausstattung von der Diederichschen Verlagsbuchhandlung in Leipzig Bücher aus dem großen Schrifttum aller Zeiten und Völker veröffentlicht. Man lasse sich hierüber einen Katalog vorlegen. Kolbenheyers „Gesammelte Werke" beginnen im Albert Langen-Georg Müller Verlag in München in acht Bänden zu erscheinen. Im Verlag Rütten & Loening, Potsdam, kommt eine Herderausgabe heraus, im Inselverlag, Leipzig, finden wir in neuen Ausgaben Storm, Büchner, Dickens, Stifter (diesen in sieben Bänden und außerdem eine Volksausgabe), Rainer Maria Rilke (ausgewählt in zwei Bänden), Droste Hülshoffs sämtliche Werke in einem Band, im L. Staackmann Verlag in Leipzig ausgewählte Erzählungen von Maria von Ebner-Eschenbach.

Wir brechen diese unvollständige und unsystematische Aufzählung ab. Es wäre noch manches zu erwähnen, geschichtliche und literaturgeschichtliche, kulturpolitische und wohl auch schöngeistige Werke. Aber einiges ist oft mehr als alles!

Zu guterletzt: wer recht billige Bücher sucht, findet sie in den kleinen Buchreihen der großen Verlage, in der „Kleinen Bücherei" des Albert Langen Georg Müller Verlags in München, in der Inselbücherei, in der „Deutschen Reihe" des Eugen Diederichs-Verlags in Jena, in der Reclam-Universalbibliothek, in der Reihe „Südost" des Adolf Luser-Verlags in Wien und an anderen Orten. Heinrich Zillich

Aus den kleinen Büchereien

Die Reihen der schmalen und preiswerten Bändchen, die heute schon von mehreren der besten deutschen Verlage herausgegeben werden und aus der deutschen Leserwelt nicht mehr wegzudenken sind, sind auch heuer um wertvolles Gut reicher geworden.

Die Inselbücherei brachte in Helmut de Boors Übertragung die altisländische

Saga vom Skalden Gunnlaug und eine neue Auflage der berühmten Nachdichtungen der Lieder des Hafis von Hans Bethge, die köstlichen Briefe der Frau Rat Goethe in einer von Rudolf Bach betreuten Auswahl, Achim von Arnims Meisternovelle vom tollen Invaliden, von Fritz Kredel mit kongenialen Bildern versehen, und die lebensweisen und gütigen Aphorismen der Ebner-Eschenbach. Das zeitgenössische Schrifttum ist mit Reinhold Schneiders geschichtlicher Erzählung Elisabeth Tarakanow vertreten, die alle Vorzüge von Schneiders rühmlichst bekannter Darstellungsart vereinigt, mit Hans Friedrich Blunckes Gestühl der Alten aus dem liebenswertesten, dem mythisch-märchenhaften Bereich Blunckscher Kunst, und mit Max Mells schönem Adalbert Stifter-Essay, einer köstlichen reifen Frucht lebenslanger Beschäftigung mit dem großen Meister. Und schließlich verzeichnen wir zwei neue Bildbändchen, die wie ihre Vorgänger wie kaum andere Publikationen dieser Art geeignet sind große deutsche Kunst weiten Kreisen bekannt zu machen: Tilman Riemenschneider im Taubertal mit Wiedergaben der Holzfiguren des Rothenburger, Dettwanger und Creglinger Altars und die Bildwerke Georg Kolbes, das erste mit einem Textwort von Karl Gerstenberg, das zweite von Richard Graul.

Auch die Deutsche Reihe des Diederichsverlages dient dem wertvollen Schrifttum aller Zeiten. Da bietet H. Ch. Mettin eine wohlabgewogene Auswahl von Shakespeare-Zitaten überschrieben „Von der Ordnung der Welt", ein Spiegel des Weltbildes des großen Dramatikers, da ist eine Auswahl unserer Haltrichschen Volksmärchen aus Siebenbürgen, von Heinrich Zillich eingeleitet. Von den Dichtern unserer Tage erzählt uns Karl Bröger die ergötzlichen Geschichten vom Reservisten Anzinger und seinen Erlebnissen im Weltkrieg und der Sudetendeutsche Rudolf Witzany „die heimliche Not" des Herzens einer verwitweten deutschböhmischen Bäuerin, unter dem Titel „Das hohe Leuchten" wird mit einem sehr schönen Nachwort Heinrich Lerschs, des Freundes, eine Auswahl aus den Gedichten des Wiener Arbeiterdichters Alfons Petzold geboten, Hans Christoph Kaergel vereinigt in einem Bändchen „Seele der Heimat" Erinnerungen, Schilderungen, Bekenntnisse und der norwegische Forscher und Dichter Carl Schöyen schildert die Fischer auf den Lofoten.

Die Kleine Bücherei des Langen/Müller Verlags hat ihre ältere und heute schon sehr reichhaltige Reihe der zeitgenössischen Dichtung der Deutschen und des stammverwandten Nordens zugedacht. Unter den letzten Bänden finden wir reizvolle Kindheitserinnerungen dreier Dichter: der Norwegerin Barbra Ring („Die junge Barbra"), der Oberbayerin Lena Christ („Aus meiner Kindheit") und des Niederdeutschen Hermann Claudius („Mein Vetter Emil"). Carl Oskar Jatho fügt zu seinen Berichten über Faltbootfahrten auf deutschen Flüssen das Donaubuch „Stromeinsamkeit und Menschenherz". Ein Bändchen bringt zwei Erzählungen aus Verner von Heidenstams Heldenbuch von Karl XII. („Aus einem Heldenleben"). Hans Friedrich Blunck gestaltet ein typisches „Italienisches Abenteuer" eines deutschen Menschen in seiner Erzählung, in Friedrich Griese Erzählung „Die Flucht" geht es

um die Reinerhaltung des Blutes. Heinrich Zillichs Erzählung „Der Zigeuner" mit seiner Darstellung des triebhaften Wesens des siebenbürgischen Zigeuners ist erstmals in unserer Zeitschrift erschienen und ebenso sind zwei der nun im Bändchen „Im Jahre 38" vereinigten ostmärkischen und sudetendeutschen Erlebnisse Franz Tumlers aus dem großen Jahre in ihr zu lesen gewesen. Harald Krasser

Neue Dramen

Zwei von drei uns zugesendeten Dramen nehmen ihren Stoff aus dem Weltkrieg, eines aus der Antike. Darf man das als kennzeichnend für die heutige Dramatik nehmen? Gewiß, insoweit, als überall versucht wird, das „Heroische" wieder zum Gegenstand des Dramas zu machen, nachdem lange Jahre das Banale oder Krankhafte auf der Bühne vorherrschte. Sind aber die vorliegenden Dramen außer ihrem heroischen Stoff auch in der Gestaltung dramatisch genug? Das muß man wohl bei allen drei bezweifeln.

„Die Hohenzollerschanze" (Theaterverlag Langen-Müller) nennt der Verfasser Wilhelm Michael bescheiden, „szenisches Dokument aus meinem Kriegserleben" und will damit wohl andeuten, daß ihm die Mängel des Werkes, was seinen allgemeingültigen und dramatischen Wert anlangt, selbst bewußt sind. In der Tat geben die fünf sehr ungleich langen Szenen nur in impressionistischer Weise die Stimmung einer Besatzung wieder, die auf verlorenem Posten aushalten muß, um die Aufrollung der ganzen Front zu vermeiden, ohne daß ein ausgesprochenes dramatisches Gegenspiel zweier Kräfte sichtbar wird. Daß sich gegen kleine menschliche Schwachheit die heroische Idee der Opferbereitschaft des einzelnen für die Gesamtheit durchsetzt, ist selbstverständliche Haltung eines heutigen Kriegsstückes. Bemerkenswert ist aber die Gestalt des Leutnants Eckert, der mit dem subjektiven Schuldgefühl des Schuldigen belastet in den unvermeidlichen Tod gehen muß.

Allgemeinere Probleme und seelischere tiefere Konflikte wirft Hans Baumann im „Kampf um die Karawanken" (E. Diederichs, Deutsche Reihe 73) auf. Hier steht Volkstum gegen Volkstum — jedes mit seinem heiligen Lebensrecht: Der Deutsche im Bewahren, der Slowene im Angriff. Durch den Kunstgriff einer sprachlichen Stilisierung ins Naturhaft-Primitive hat der Dichter den Slowenen das Fremde, aber in sich Eigenständige aufgeprägt. Ob aber zwischen den beiden Völkern ein gerechter Friede gemacht wird, das hängt allein von der Haltung des Bauern und Hauptmanns einer Grenzschutzkompanie, Peter Reinthaler, ab. Er allein läßt sich nicht zum Angriff auf die Slowenen herausfordern, der eine Besetzung ganz Kärntens durch die Alliierten zur Folge gehabt hätte, weil er weiß, daß damit seinem Volk schweres Leid zugefügt würde. Gegen die kampfhungrigen Söldner Borck setzt er seinen Willen bei der Kompanie durch, und es kommt zum Frieden. Dies spielt sich in einprägsamen Bildern ab und wird durch eine dichterisch gehobene Sprache zu Bedeutendem geadelt; aber der Lyriker Hans Baumann ist der Gefahr nicht ganz entgangen, sich allzusehr in Monologe zu verlieren und dem lyrischen Schwung die dramatische Konzentration zu opfern. Immerhin läßt der erst Vierundzwanzigjährige noch viel erhoffen.

Der Schweizer Ernst Wilhelm Eschmann greift in seinem „Trauerspiel" „Ariadne" (Eugen Diederichs) die alte Sage von der durch Theseus verlassenen Königstochter

wieder und gestaltet sie zu einer gedankentiefen Handlung um das Verhältnis zwischen Mensch und Gott. Theseus verläßt hier nicht von sich Ariadne, sondern Dionysos nimmt sie ihm weg, aber sie kann den Glanz des Gottes nicht ertragen und stürzt sich ins Meer. Theseus aber ist von seiner persönlichen Leidenschaft geheilt und wendet sich mit voller Hingabe der vaterländischen Aufgabe zu. Die formschöne Sprache, der ausgeglichene Aufbau, das aus antiker Philosophie geschöpfte pantheistische Weltbild geben dem Drama eine klassizistische Note von hohem Rang — aber es bleibt im Grunde alles kühl und fern, was sich da vor uns begibt, ganz abgesehen von der geringen äußeren Handlung. Diesem Stück wird ebensowenig wie den beiden andern ein Bühnenerfolg beschieden sein.

Bernhard Capesius

Erzähler

Liebe, Lust und Leid. Altdeutsche Novellen. Übertragen von Alois Bernt. Verlag C. H. Beck, München, 1939

Die italienischen Novellen des Mittelalters sind auch im deutschen Volk weit bekannt, besonders durch Boccaccios Dekamerone, aber daß damals in unserem Kulturraum neben den großen Ritterepen die Versnovelle blühte, wissen im allgemeinen nur die Kenner, weil dieser köstliche Schatz aus dem 13. und zum geringeren Teil aus dem 14. Jahrhundert sehr verstreut ist, uns oft auch nicht in einer Form entgegentritt, die uns die Lektüre zum Genuß macht. Eine Übertragung in Versen, wie sie früher üblich war, hat daher der bekannte sudetendeutsche Germanist vermieden und die Novellen in die Prosa der Gegenwart gegossen, doch so, daß das sprachliche Gefüge möglichst gewahrt wurde und der Gedanken getreulich zum Ausdruck kam. Mit Entzücken lesen wir nun die teils ernsthaft-abenteuerlichen, zum Hauptteil aber sehr vergnüglichen, lustverspielten Geschichten, die, den italienischen Novellen inhaltlich mitunter ähnlich, doch durchaus deutsche Eigenart verkörpern. Dies zeigt sich nicht bloß in einer stärkeren Betonung des Sittlichen und Seelenvollen selbst in den tollen Späßen einer unbeschwert-sinnlichen Liebesderbheit, sondern auch in der Schilderung der Zeitumstände und der Menschen. Man wird die Novellen als wertvolles Geschenk entgegennehmen, in dem sich deutsches Leben des Mittelalters frisch verkörpert im übertreibenden Spiel der Phantasie. Nichts Menschliches ist den verschollenen Dichtern jener Zeit fremd gewesen, aber selbst die gewagtesten Themen wurden von ihnen in den Formen einer verfeinerten, überlegenen Kunst vorgetragen, die zugleich volkhafte Einfalt nie vermissen läßt.

Heinrich Zillich

Charles de Coster. Die Hochzeitsreise. Roman. Im Inselverlag, Leipzig, 1939

Das Hauptwerk de Costers „Uilenspiegel und Lamme Goedzak" ist als der bedeutendste Roman Flanderns im deutschen Volk weit bekannt. Seine anderen Dichtungen aber fanden bisher nur wenige Leser, obgleich sie Beachtung verdienen. Besonders „Die Hochzeitsreise", die der Inselverlag nun in die „Bibliothek der Romane" aufgenommen hat, gehört zu den Büchern, die man nicht mehr vergessen wird. Im Mittelpunkt der frischen, starken Liebesgeschichte eines reinen Menschenpaares steht als böser Geist die geizige, eifersüchtige Mutter, die sich von der Tochter nicht zu trennen vermag und alle

Niedertracht aufwendet, um dem gehaßten Schwiegersohn ihr Kind wieder zu entreißen, eine in der Weltliteratur einzigartige Gestalt. Ebenso lebendig sind die anderen Figuren in die zu Anfang und Ende recht romanhafte Handlung gestellt, die de Coster zügig, handfest, nicht ohne Humor und mit unbeirrbarem Blick für die Abgründe und Schönheiten des Menschenherzens erzählt. Heinrich Zillich

Anton Coolen. Die drei Brüder. Roman. Aus dem Niederländischen übertragen von Bruno Loets. Im Insel-Verlag zu Leipzig

Ein Buch von unverwechselbarer Eigenart, diese Geschichte vom friesischen Ärztegeschlecht der van Taeke. Was für unvergeßliche Gestalten: dieser wie einem alten Volksbuch entstiegene Friso van Taeke mit seinen Wunderkuren, der alte Heide und wilde Reiter, mit seiner periodischen Trunksucht und dem Cellospiel, das seine Dämonen beschwichtigt, und seiner Ehrfurcht vor dem Leben — seine häßliche Schwester Frode, die sich ihr keinem Mann gegönntes Kind erzwingt und dessen Tod nicht verwinden kann — und seine drei Söhne: Wobbe, den die Erkenntnis der Nichtigkeit alles Irdischen als Kohlentrimmer auf den Weltmeeren seinen Frieden suchen läßt, Evert, den die Untreue seiner Frau in die Ferne treibt und die Eifersucht seiner Schwägerin nie mehr zu den Geliebten, Weib und Kind, zurückfinden läßt, und schließlich Tjerk, der wahre Erbe des Vaters, der Wunderarzt und wilde Reiter, der seinen drei Söhnen vor dem aufrecht erlittenen Tod als Vermächtnis das Buch mit dem Verzeichnis der dreitausend unter seiner Hilfe erfolgten Geburten übergibt. Diese Andeutungen wollen nur eine Ahnung von der Vielfalt der Schicksale geben, die hier in einer schön durchkomponierten und trotz ungewöhnlichen anekdotischen Reichtums geschlossenen Handlung gemeistert werden. Das lebendige Bild friesischen Landes und seiner Volksart, das sich aus diesem Buch ergibt, verzeichnen wir als uns besonders wertvollen Gewinn. Harald Krasser

Erhard Wittek. Männer. Ein Buch des Stolzes. Franckh'sche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart, 1937

Wir erfüllen eine bisher versäumte Pflicht, wenn wir Witteks „Männer", ein schmales Bändchen, das zwölf Anekdoten aus dem Weltkrieg enthält und schon vor einiger Zeit erschien, nun mit dem ganzen Nachdruck, den es verdient, unseren Lesern empfehlen. Wittek schuf bereits ein bedeutsames Werk der Kriegsdichtung, den seine eigenen Felderlebnisse widerspiegelnden Roman „Durchbruch anno achtzehn". In dem vorliegenden Buch gelingt es ihm in vorbildlicher Knappheit, in meisterhafter Anekdotenform, in einer zurückhaltenden, aber von Liebe und Verehrung für den Gegenstand seiner Erzählung durchlebten Sprache, Beispiele höchster soldatischer Bewährung so darzustellen, daß sich in den zwölf Geschichten das wahre Antlitz des Geistes erhellt, ohne den das deutsche Volk vier Jahre lang einer Welt nicht hätte standhalten können. Es gehört nicht bloß dichterische Kraft dazu, solches zu erreichen; auch die Kenntnis des Krieges und die tiefe, an sich selbst erfahrene Einsicht in die Seele des Kriegers sind nötig, um diese Geschehnisse nacherzählen zu können, ohne jemals ein falsches, tönendes Wort auszusprechen, zu dem Menschen häufig verführt werden, wenn sie heldische Taten wiedergeben wollen. Die Frontsoldaten kannten kein lautes Wort angesichts wirklicher Heldenschaft, denn sie wußten, wie schwer sich der bittersten Selbstüberwindung der Mut immer wieder ent-

ringen mußte, wenn der Tod ihn zur letzten und höchsten Würde berief. Dieses Wissen um die Angst aller Kreatur und um die Kraft der Seele geben dem Dichter die Möglichkeit, die Heldentaten wirklich als das darzustellen, was sie ihrem Wesen nach stets sind, eine Selbstverwandlung zur höchsten männlichen Erfüllung, die in einigen der Anekdoten, besonders in jener erschütternden vom jungen deutschen Flieger, der die Explosion seines Flugzeuges kommen sieht und sich aufrichtend die Hand an die Mütze legt und in die Ewigkeit fliegt, geradezu wie ein Abstreifen der letzten irdischen Fessel anmutet, wie ein entschlossenes Hinübergehen ins Göttliche. Wir kennen kein Buch von so geringem Umfang, das ein mannigfaltigeres, echteres und würdigeres Bild vom Helden des Weltkrieges geben könnte und das sich mehr eignete, der Jugend geschenkt zu werden.

Heinrich Zillich

Joachim von der Goltz. Die Marcellusflut. Erzählung. Verlag Albert Langen Georg Müller, München 1939

Eine jener furchtbaren Meeresfluten, die im Mittelalter große Teile Frieslands überstürmten, Höfe und Dörfer vernichteten und immer neue Stücke der festen Erde eroberten, wodurch der Dollart an der Emsmündung entstand, bewegte Joachim von der Goltz zu einer Erzählung, die uns seine Kunst von einer unbekannten und überzeugenden Seite bestätigt. Wie eine Chronik schildert er mit manchen volkskundlichen und bloß berichtenden Abschweifungen, die sich aber diesem Erzählerstil gut einfügen, das Schicksal einer ganzen Landschaft, indem er die Wege eines Mädchens beschreibt, das seherischen Blicks das Unheil voraussagt, qualvoll davon umgetrieben, Liebe und Leben dafür opfernd, nur wenige findet, die ihm Glauben schenken und rechtzeitig die Heimat verlassen.

Das Außerordentliche der Erzählung liegt in der Kraft, mit der von der Goltz ein gewaltiges und fast unermeßliches Geschehen zusammenfaßt. Anders als in seinen früheren Werken ist der Stil dieser Chronik; er ist härter, abstandskühler und sehr bewußt, was der Sprache des Buches, an allerdings nur wenigen Stellen, eine gewisse Künstlichkeit verleiht. Doch vermag dies den erschütternden Eindruck der Dichtung nicht zu beeinträchtigen.

Heinrich Zillich

Karl Röttger. „Das Unzerstörbare oder die Vollendung des Einst". Paul List Verlag, Leipzig

Drei biographische Abschnitte legt uns der Dichter vor. Es sind zunächst reine Tatsachen erzählt. „Das schwere Leben" berichtet über die Not des Elternhauses bis zum Tode des Vaters. „Das Auge der Mutter" behandelt die Zeit bis zum Heimgang der Mutter. „Die Dichterin" ist die Geschichte der ersten Ehe des Dichters, die daran zerbricht, daß die geliebte Frau in Wahnsinn verfällt. Diese Geschichten behandeln das „Einst" im Leben des Dichters, das sich erst vollendet in der Erkenntnis des Unzerstörbaren, das in allem Vorgehenden lebt und über allen Verfall lebendige Wirklichkeit bleibt. Das Buch handelt daher von dem Wesen der Liebe, die der Dichter strömen fühlt aus dem Herzen der Mutter, aus der Seele auch der liebend-geliebten Frau, — wie eine reife, reine Legende liest sich die Dichtung, tief aufwühlend und ergreifend, dabei dennoch heilend und tröstend.

Hans Lienert

Maria Tomas. Bunte Geschichten. Verlag Karl Kühne, Wien/Leipzig

Die Sammlung enthält eine Reihe von Fabeln, die mit heiterer Erzählerkunst menschliche, allzumenschliche Zustände und Gesinnungsweisen in liebenswürdiger Art verspotten. Nicht nur Tiere werden von der Dichterin zu redenden und handelnden Personen vermenschlicht, sondern auch die mannigfaltigsten leblosen Dinge des täglichen Gebrauchs, Möbel, Küchengeräte, Schreibutensilien, Briefmarken usw. Es sind keine Kindermärchen, denn hinter all' der bunten Welt steht die ernste Erkenntnis von der Eitelkeit und Nichtigkeit des menschlichen Treibens und eine Fülle von Lebensweisheit, wie sie sich nur einem unerbittlich beobachtenden Dichterauge erschließt.

Gerda Mieß

Sigismund von Radecki. Nebenbei bemerkt. Rowohlt, Berlin — **Die Rose und der Ziegelstein.** Anekdoten aus aller Welt. Herausgegeben von Homunculus. Rowohlt, Berlin

Der Balte Sigismund von Radecki sammelt in einem Band seine kleinen Prosastücke, geistreiche und sprachlich feine Gebilde, hinter deren witzigem Plauderton oft auch eine überraschend dichterische Weise Tieferes spürbar wird — eine in ein graziöses sprachliches Gewand gekleidete Philosophie des Alltags. Man begreift es, daß Radecki — denn er verbirgt sich hinter dem Namen „Homunculus" — auch der berufene Sammler von Anekdoten ist. Seine Einleitung, die er dieser überaus amüsanten Auswahl vorausschickt, gibt ebenso kluge wie reizvolle Aufschlüsse über Form und Wesen der Anekdote, des „Volksliedes einer benzinbetäubten Welt", der einzigen Kunstform, die sich „ihre akustische Unabhängigkeit von der schwarzen Magie" des Gedrucktwerdens bewahrt hat. Dabei faßt er freilich den Begriff der Anekdote weit weniger streng und dichterisch, als es Alverdes und Rinn in ihrem unvergleichlichen Anekdotenbuch getan haben.

Harald Krasser

Geschichte des Südostens

Hermann Aubin. Zur Erforschung der deutschen Ostbewegung. Verlag von S. Hirzel, Leipzig, 1939

Das Schicksal, das mit dem Ende des Weltkrieges über das deutsche Volk kam, öffnete Unzähligen die Augen für die Bedeutung des europäischen Ostens. Die wissenschaftliche Erforschung jenes Gebietes in seiner Bezogenheit auf das deutsche Volk und vor allem als Land deutscher Besiedlung gewann damit eine ungeahnte aktuelle Förderung, die sich in verschiedenen Instituten und Lehrstühlen schon äußerlich ausprägt. Ebenso wie sich die Dichtung der Ostbewegung annahm und sie als geschichtliche und gegenwartsbestimmende Erscheinung des deutschen Schicksals in das Volksbewußtsein hineinbrannte, sie damit wieder zur wirkenden Kraft machte, die sich in den letzten Jahren durch die Politik des Dritten Reiches welthistorisch gestaltend bekundete, gab die Wissenschaft in unübersehbaren Werken das Rüstzeug der Erkenntnis dazu. Selten standen Forschung, Dichtung und Politik so unmittelbar im Einklang mit dem Bewußtsein des Volkes für seine wesentlichsten Aufgaben wie auf diesem Gebiete. Wenn wir aus der Fülle der wissenschaftlichen Untersuchungen das vorliegende Werk herausheben, so geschieht es, weil in dem nicht umfangreichen Buch ein außergewöhnlich kluger und unterrichteter Geist jene große Zusammenschau des erforschten Materials vornimmt, die immer dann nötig

sein wird, wenn die Menge der Einzeluntersuchungen eine Unterordnung unter klare Gesichtspunkte und Erkenntnisse erfordert.

Hermann Aubin stellt die Geschichte der Erforschung der deutschen Ostbewegung dar. Er verlangt, und kann dabei unserer Zustimmung sicher sein, daß die Ostbewegung als ein zusammengehöriger, seit tausend Jahren im Flusse befindlicher Akt der deutschen Geschichte betrachtet werde, und daraus nun ergibt sich neben dem Gesamtbild der Bewegung auch ihre räumliche Gesamtbetrachtung und inhaltliche Ganzheit, womit die Forderung verstanden wird, daß die Forschung sich allen Lebenszweigen der Ostdeutschen zuzuwenden habe. Um hier nur einige zu nennen: neben der Geschichte der Staaten gehört die der Siedlungsweise, der Burgenformen, des Rechts, der Wirtschaft, der sozialen Gliederungen, der Kultur und Kunst zum Bereich der Untersuchung, ebenso auch die Mundartforschung, die Volkskunde und die Wesensunterschiede zwischen den Deutschen der verschiedenen Siedlungen.

Der Wert der Aubinschen Feststellungen liegt aber keineswegs nur in der Abgrenzung des Forschungsbereiches, sondern vorwiegend darin, daß der Verfasser in knappster Form das Schrifttum über all diese einzelnen Zweige anführt und dessen wesentlichste Ergebnisse wiedergibt. Dies geschieht in einer sehr flüssigen Sprache, ohne unnötige Abschweifung und stets im Hinblick auf die großen Richtlinien. Man gewinnt aus seinem Buch einen überwältigenden Eindruck vom Reichtum dieser Wissenschaft. Ich glaube nicht, daß man ohne sein Werk zu kennen, das beinahe als ein Handbuch verwendet werden kann, die Breite der Aufgaben zu ermessen vermag, die von der Erforschung der deutschen Ostbewegung erfüllt wurden oder noch wahrgenommen werden sollen.

Heinrich Zillich

Andreas Mathiae. Siebenbürgen. Adolf Luser Verlag, Wien/Leipzig

In der Reihe Südost des Luserverlages ist ein Bändchen „Siebenbürgen" von Andreas Matthiae erschienen. Seine Aufgabe müßte also sein, dem Reich ein knappes, umfassendes Bild von Siebenbürgen, seinem Schicksal und seiner Sendung, vom Kampf und Wachsen seiner deutschen Volksgemeinschaft zu geben.

Man legt das Buch mit zwiespältigen Empfindungen aus der Hand. Neben feinen Beobachtungen und gut geprägten Formulierungen findet man Ungenauigkeiten, Verzeichnungen und Konstruktionen. Matthiae versucht sehr schön bestehende Geschichtsmythen zu widerlegen, aber dann stellt er selbst einen Geschichtsmythus auf, der wegen seinen zweifelhaften Grundlagen selbst zweifelhaft wirkt. Wichtige Entwicklungslinien verschwinden hinter allgemeinen Betrachtungen, das Wachsen der deutschen Volksgemeinschaft und ihrer Volkskirche schon in katholischer Zeit und die Formung der Volkspersönlichkeit werden nicht ersichtlich, der Kampf der Sachsen für ihr Deutschtum und für deutsche Lösungen verschwimmt. (Es ist bezeichnend, daß Harteneck und Pempflinger überhaupt nicht genannt werden.) Matthiae, der der Wiederherstellung des zwischenvölkischen Einvernehmens in Siebenbürgen dienen will, übergeht die vorbildliche Leistung des Fürstentums Siebenbürgen in dieser Richtung, die gesetzliche Regelung der Glaubensfreiheit. Persönlichkeiten und Ereignisse werden in ein ganz falsches Licht gestellt. Einige Beispiele: Dreien von den vier Persönlichkeiten, die ausführlicher behandelt

werden, werden Taten angedichtet, die sie nie vollbracht haben. Michael der Tapfere ist nicht gegen den Willen der Türken auf den Thron gekommen, sondern von ihnen eingesetzt worden. Er hat in Siebenbürgen weder den Adel zweimal geschlagen, um dann gegen die Türken zu ziehen und sie zu schlagen, noch ist er von Basta gefangen genommen worden. Schließlich konnte er vor seiner Ermordung nicht von Basta geschlagen werden, da beide, Michael und Basta, dasselbe Heer anführten. Brukenthal ist nicht aus den habsburgischen Diensten geschieden, weil er Protestant war, sondern weil er Josef II. wirklichkeitsfremde Reformen, die eine große Gefahr für die Sachsen waren, nicht mitmachen konnte. Stephan Ludwig Roth schließlich, mit dem Matthiae die sächsische Geschichte abschließt (!), konnte die Bruder- und Schwesterschaften und das Nachbarschaftswesen nicht einführen, da diese Einrichtungen schon seit vielen Jahrhunderten bestanden. Roth ist zu groß, als daß man ihm Taten zuschreiben müßte, die er nie vollbracht hat. Diese und viele ähnliche Fehler, die die starken Seiten des Buches überdecken, müßten unbedingt ausgemerzt werden, denn das Buch in seiner jetzigen Form ist nur geeignet, falsche Vorstellungen über Siebenbürgen hervorzurufen und Verwirrung anzustiften. Günther Krasser

Maja Depner. Das Fürstentum Siebenbürgen im Kampf gegen Habsburg. Untersuchungen über die Politik Siebenbürgens während des dreißigjährigen Krieges. Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart 1938

Als erstes Werk eines siebenbürgischen Verfassers in der Schriftenreihe der Stadt des Auslanddeutschtums ist die Arbeit der Kronstädterin Maja Depner über das Fürstentum Siebenbürgen und seinen Kampf gegen Habsburg in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts erschienen. Die Politik des siebenb. Fürstentums stand in keinem Zeitraum in einem so innigen Zusammenhang mit den Geschicken des Reiches, ihre Darstellung ist ein wichtiger Beitrag zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges. Die Herausgabe des Werkes in einem reichsdeutschen Verlag ist also eine Notwendigkeit, daß es aber in dieser Schriftenreihe erscheinen konnte, spricht für seinen Wert. Aus einer umfassenden Kenntnis der Quellen und der Literatur — vor allem der neuesten ungarischen, die bei uns fast gar nicht bekannt und dem Reich so gut wie unzugänglich ist — gestaltet Depner mit klarem Blick, klug abwägend den Stoff. Einleitend schildert sie in knappen sicheren Zügen die Entstehung des siebenbürgischen Staates und sein erstes Einstehen für die religiöse und ständische Freiheit Ungarns unter Stefan Bocskay. Im ersten Hauptteil, „Das Fürstentum Siebenbürgen im dreißigjährigen Krieg, dargestellt im Rahmen der deutschen und europäischen Politik", wird Gabriel Bethlens und Georg Rakoczys I. Eingreifen in die große europäische Politik eingehend untersucht und die Persönlichkeiten, Ziele und Methoden der Fürsten werden gezeichnet. Im zweiten Hauptteil wird „Der Aufbau des habsburgischen Donaustaates und der Widerstand Ungarns" an Hand dreier Fragen, der ständischen, religiösen und nationalen, beleuchtet und die vorherigen Ausführungen unterbaut. Es mindert den Wert der Arbeit nicht, wenn wir glauben, in einigen Punkten nicht mitgehen zu können. (Es ist doch wohl zu einseitig gesehen, wenn man für das siebenbürgische Fürstentum eine historische Rechtfertigung, eine sittliche Grundlage nur in seiner Rolle als Hort der ungarischen Freiheit, als Zellkern eines neuen ungarischen Staates findet, oder wenn man den böhmischen Aufstand

von 1618 als einen tschechischen ansieht. Auch glauben wir nicht, daß Bethlen der erste Vertreter des Absolutismus in Siebenbürgen war.) Das Werk in seiner klaren Gliederung, seiner flüssigen Darstellung, die reich ist an Ausblicken auf die Probleme Siebenbürgens und des Donauraumes, ist eine Bereicherung unseres historischen Schrifttums.

Günther Krasser

Gheorghe Brătianu. Bismarck und Ion C. Brătianu. Vom Leben und Wirken der Romanen. Herausgegeben von Ernst Gamillscheg. II. Rumänische Reihe, Heft 13. Jena und Leipzig. Verlag von Wilhelm Gronau. W. Agricola 1939

Der Historiker Gheorghe Brătianu untersucht in diesem im Romanischen Seminar der Berliner Universität gehaltenen Vortrag die Beziehungen zwischen den beiden Staatsmännern des 19. Jahrhunderts, die — bei allem Unterschied ihres weltgeschichtlichen Ranges und ihrer weltpolitischen Rolle — „für ihre eigenen Länder beinahe den gleichen Faktor der Einigung und des Aufbaues eines neuen Staats- und Volkslebens darstellen". Er geht von jenem von M. Kogălniceanu betonten und für jede Untersuchung deutscher Beziehungen zum rumänischen Altreich sehr wesentlichen Feststellung aus, daß die Moldauer unter den führenden Persönlichkeiten (siehe Kogălniceanu, T. Maiorescu, P. Carp) ihre Ausbildung und damit ihre geistige Struktur in Deutschland, die führenden Männer der Walachei aber in Frankreich erhalten haben. Um so eigentümlicher, daß der Mann, der mit seiner Annäherungs- und Verständigungspolitik für ein Menschenalter Rumäniens Außenpolitik an Deutschlands Seite festlegte, in Frankreich ausgebildet war, dem radikalsten französischen Liberalismus nahe-, und der deutschen Kultur vollkommen fremd gegenüberstand. Sein Enkel zeigt nun seine Beziehungen zum großen deutschen Staatsmann auf, geordnet um ihre beiden für Rumänien schicksalhaften Begegnungen: den Berliner Kongreß (1878), währenddessen Bismarck dem rumänischen Delegierten und Ministerpräsidenten trotz dessen Mißerfolgen in der bessarabischen Frage Vertrauen und höchste Achtung einflößt, und die Zusammenkunft der beiden Männer in Bad Gastein (1883), wo der Grund zum Bündnisvertrag zwischen Rumänien und der deutsch-österreichischen Staatengruppe gelegt wurde. — Dieser solide gearbeitete, schöne Vortrag erweckt den Wunsch, einmal von ebenso sachkundiger Hand die Geschichte der deutsch-rumänischen Beziehungen von 1859 bis 1916 zusammenfassend dargestellt zu sehen.

Harald Krasser

Mitteilungen der Schriftleitung

Zum Inhalt

Dieses letzte Heft des 16. Jahrganges ist vor allem den deutschen Kulturaufgaben im Osten und ihren Beziehungen zum Rumänentum zugedacht. Außer den den Lesern unserer Zeitschrift bekannten Namen bringen wir zum ersten Mal einen Beitrag von Alexandru Dima. Er ist Mittelschullehrer und Schulaufseher in Hermannstadt und hat sich durch bemerkenswerte literarhistorische, soziologische und kulturphilosophische Arbeiten, die sich übrigens oft auch mit den geistigen und kulturellen Beziehungen zwischen Rumänen- und Deutschtum befaßten, einen Namen gemacht. Seine Verbindung mit dem deutschen Geistesleben ist kürzlich durch einen längeren Studienaufenthalt im Reich vertieft worden. In letzter Zeit sind Beiträge von ihm auch in namhaften reichsdeutschen Zeitschriften erschienen.

Der Lyriker Alfred Roth — er lebt seit Jahren im Reich — hat in den ersten Nachkriegsjahren zu den Mitarbeitern des ersten „Ostland" Richard Csakis gehört und ist vor allem durch sein ahnenstolzes Gedicht „Das war nicht ich", das von allen Gedichten der Auswahl „Herz der Heimat" im Reich am zahlreichsten abgedruckt wurde, aufgefallen. Wir freuen uns, durch unsere Beiträge auf Roths nicht genügend beachtete Lyrik hinweisen zu können.

Die Bildbeilagen zeigen Werke der Kronstädter Plastikerin Margarete Depner, die in ihrer schönen, reifen Ausgeglichenheit zum Bedeutendsten gehören, was Bildhauern unseres Stammes gelungen ist.

Herausgeber Dr. Heinrich Zillich, derzeit verreist
Allein verantwortlicher Schriftleiter Harald Krasser, Heltau-Cisnädie 92 bei Hermannstadt-Sibiu
Verwaltung Hermannstadt-Sibiu, Königin-Maria-Straße 23
Gedruckt durch die Krafft & Drotleff A. G.

Universal Test Target

Image Engineering

Image Engineering Scan Reference Chart TE263

L 46.0 a 64.0 b 35.0 | L 53.0 a -45.0 b 38.0 | L 18.0 a 24.0 b -61.0 | L 48.0 a -34.0 b -31.0 | L 49.0 a 56.0 b -14.0 | L 82.0 a 3.0 b 90.0 | L 64.0 a 20.0 b 19.0 | L 32.0 a 20.0 b 23.0 | L 1.0 a 0.0 b 0.0 D 2.4 | L 10.0 a 0.0 b 0.0 D 1.95 | L 15.0 a 0.0 b 0.0 D 1.72 | L 20.0 a 0.0 b 0.0 D 1.52 | L 45 a 0.0 b 0.0 D 0.84

L 50.0 a 0.0 b 0.0 D 0.73 | L 55.0 a 0.0 b 0.0 D 0.64 | L 85 a 0.0 b 0.0 D 0.18 | L 90.0 a 0.0 b 0.0 D 0.12 | L 95.0 a 0.0 b 0.0 D 0.06 | L 86.0 a -19.0 b -1.0 | L 85.0 a 13.0 b 0.0 | L 85.0 a -2.0 b -9.0 | L 87.0 a 10.0 b 18.0 | L 85.00 a -11.0 b 26.0 | L 86.0 a 13.0 b 7.0 | L 85.0 a -14.0 b -9.0 | L 85.0 a 4.0 b -6.0

Serial No. , Type: standard, manufactured by Image Engineering (www.image-engineering.de)